LUDWIG KLAGES

RHYTHMEN UND RUNEN

NACHLASS

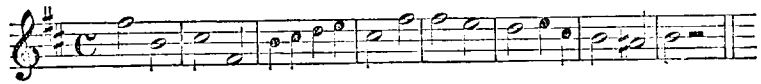
HERAUSGEGEBEN VON IHM SELBST

1 9 4 4

LEIPZIG / JOHANN AMBROSIUS BARTH

DOCH EIN KLIPPENGESTADE VON GLUTENDEM ERZ
ES RAGE AUS NÄCHTLICH DRÖHNENDER SEE
,IN DIE KÜNFTIGE WELT UND WERFE DEN SCHEIN
DER GOLDENEN SCHAUER TÖNENDEN SCHEIN,
IN ENTWEIHTER SEELEN FRIERENDE NACHT –
UND LODRE DEN TOTEN

ALLE RECHTE, INSBESONDERE DAS DER ÜBERSETZUNG, VORBEHALTEN
COPR. 1944 JOHANN AMBROSIUS BARTH, LEIPZIG
PRINTED IN GERMANY
GESETZT BEI G. KREYSING IN LEIPZIG



VORWORT

Dieser Nachlaß wurde aus Dokumenten in Vers und Prosa erstmalig zusammengestellt im Jahre 1915 und betrifft den Zeitraum von 1889–1915. Nur eine briefliche Auslassung über Stifter von 1918 ist nachträglich angefügt. Damals lagen vom Verfasser außer allerdings zahlreichen Abhandlungen in wissenschaftlichen Zeitschriften nur drei selbständige Veröffentlichungen vor, während inzwischen sein nahezu abgeschlossenes Lebenswerk rund zwanzig Bände umfaßt, die am Schluß des Nachlasses mit Angabe der Erscheinungsjahre aufgezählt werden. Viele Aufzeichnungen, deren Erhaltung als Bausteine 1915 wünschenswert erschien, sind jetzt überholt, weil seither dem Werke eingegliedert. Andre jedoch, obwohl sie nichts schlechthin Neues bieten, durften nicht fortfallen, insoweit sie dartun können, daß die Kristallisationszentren ausnahmslos aller späteren Forschungsergebnisse unabänderlich vorliegen seit 1900. — So mußte denn die ursprüngliche Fassung gründlicher Durchforstung unterzogen werden, die außer einigen Umstellungen naturgemäß starke Rodungen mit sich brachte. Hinzugekommen dagegen sind mehrere Fußnoten des Herausgebers, deren Zweck mit wenigen Worten erläutert sei.

Es gibt kein noch so durchdachtes Gedankensystem, aus dem sich nicht Einzelsätze herausgreifen ließen, die losgelöst aus ihrem Zusammenhange die Meinung des Autors fälschen. Garnicht selten nämlich wird die dem Einzelsatz eigene Bedeutung erst aus bald einschränkenden, bald erweiternden Ausführungen ersichtlich, die ihm vorangehen oder folgen. Die Gefahr der Irreführung wächst, wenn die herbeigezogenen Texte in zwiefacher Hinsicht unfertig sind: einmal, weil das größere Ganze, worin sie Platz finden sollten, noch garnicht vorhanden ist; sodann, insofern im *werdenden* Denksystem hinter der zielgenauen Visierung der Begriffe so und so oft zurückbleibt die Treffsicherheit der versuchten *Namengebung*. Angesichts dessen hat der Herausgeber wenigstens in den freilich spärlichen Fällen, wo gröbere Mißverständnisse nicht völlig auszuschließen waren, diesen

durch terminologisch berichtigende Fußnoten vorgebeugt, da und dort unter Hinweis auf einschlägige Stellen seiner Schriften. Noch eine Bemerkung sei hier verstattet.

Vom eben Gesagten wird nicht betroffen eine seit alters geübte Kunstform der Überzeugungskundgabe, für die sich der Name „Aphorismus" eingebürgert hat. Der Aphorismus ist etwas ebenso durch und durch Fertiges wie die weiträumigsten und bis in die Zierstücke durchgestalteten Ideenbauten großer und größter Philosophen. Die Dokumente des vorliegenden Nachlasses aber ähneln dem Aphorismus so wenig, daß, sollte selbst einer oder der andre Ausspruch nach Form und Inhalt dessen Stilgesetz erfüllen, das Zufall bliebe, nicht Absicht und Bestimmung. — Übrigens sind die im vierten und fünften Buch den Einzelausführungen vorangestellten Inhaltskennzeichnungen erst vom Herausgeber hinzugefügt worden zur Erleichterung der Übersicht. Sie wiederholen sich daher, sooft dasselbe Thema angeschlagen wird.

Der Nachlaß zerfällt in sieben sogenannte Bücher. Das erste, „Im Frührot" benannt (1889–1890), und das zweite mit der Aufschrift „Dioskurenkämpfe" (1890–1891) bringen die dichterische Ausbeute aus einem Zeitraum der Fülle, den man in der „Einleitung" gekennzeichnet findet: jenes als sprachlich teilweise noch unvollkommenes, aber gehaltlich unentbehrliches Vorspiel zu diesem, das in dreiteiliger Abfolge die Hymnen, Dithyramben und Epopöen der Vollendung bietet. — Der folgende Zeitraum, eine Übergangsfrist fruchtlosen Ringens, ist im dritten Buch „Kreisender Staub" (1891–1900) nur mit einer kargen Reihe mehr oder minder lyrischer Gedichte vertreten. — Die dem letzten Zeitraum angehörenden und zeitlich nebeneinander verlaufenden Bücher vier, fünf und sechs enthalten, von spärlichen Ausnahmen abgesehen, teils weltanschauliche, teils wissenschaftliche Aufzeichnungen, derart daß im vierten, den „Heidnischen Feuerzeichen" (1900–1912), die meist in verkündender und pulsierender Sprache niedergelegten Bruchstücke der Weltanschauung stehen, im fünften, „Aus der Werkstatt" betitelt (1900–1915), die mehr wissenschaftlichen, deren überwiegend nüchterne Tonart sich den „Feuerzeichen" nicht eingefügt hätte. Über die Bedeutung der Absonderung des sechsten Buches, d. i. der „Fragmente" (1900–1905), unterrichten außer der „Einleitung" mehrere Bemerkungen des Herausgebers im Haupttext. — Das siebente Buch der „Entwürfe und Briefe" (1900–1913 bzw. 1918) endlich bildet ein Zugeständnis an solche Leser, denen es erwünscht sein möchte, etwas zu erfahren vom persönlichen und seelischen Entwicklungsgange des Verfassers. — Noch sei erwähnt: die häufig unterbrechende Punktedreiheit (...) will nicht etwa zu gedankenvoller Lesepause einladen, sondern besagt, daß vom ursprünglichen Text etwas fortgelassen wurde. — Wäre nun auch die aus dem Jahre 1915 stammende „Einleitung" inzwischen nicht abermals zu einem Stück Nachlaß geworden, so ließe sich ihre Wiedergabe gleichwohl nicht umgehen im Hinblick auf die darin enthaltene Schilderung und Begründung der drei Zeiträume, auf die unser Überblick sich stützt.

Als Verfasser 1915 die erste Auslese traf, hätte er die Zumutung von sich gewiesen, sie bei Lebzeiten herauszugeben. Und es ist ja gewiß etwas Ungewöhnliches, daß jemand seinen Nachlaß nicht nur redigiert, sondern darüber hinaus die Möglichkeit in Kauf nimmt, ihn selbst noch veröffentlicht zu sehen. Allein das tiefe Unbehagen, das in dem Gedanken liegt, allenfalls *vor* dem Ende der Hut eines halbhundertjährigen Schweigens das Kostbarste, was man besitzt, entrissen und schonungslos preisgegeben zu haben, weicht einem allererst später und spät erstarkten Beweggrund. Wer wüßte nicht Bescheid um die aus Neid und Scheinheiligkeit gepaarte Niedertracht, die Werk und Namen schöpferischer Ingenien dadurch schändet, daß sie von ihnen jede metrische Vorübung, jede Zeile der gleichgültigsten Postkarte, jede Notiz auf jedem Zettel, den der Papierkorb hergibt, bändeweis sammelt, damit in einer sog. „vollständigen Ausgabe", die der Quellgeist, dem man sie anhängt, verfluchen würde, die Essenz seines Schaffens ersticke! Gewiß, *etwas* finden Leichenfledderer immer; mitzuwirken aber, daß es so wenig wie möglich sei, hat den Herausgeber zu seinem Wagnis bewogen.

JANUAR 1943 DER HERAUSGEBER

INHALT

EINLEITUNG 15

ERSTES BUCH: Im Frührot 23
Gedichte 25
Aus: Der Sonnenritt 46
Aus: Desiderata 77

ZWEITES BUCH: Dioskurenkämpfe 111
Erster Teil: Sturm 113
Zweiter Teil: Sterne 150
Dritter Teil: Wende 183

DRITTES BUCH: Kreisender Staub 217

VIERTES BUCH: Heidnische Feuerzeichen 241

FÜNFTES BUCH: Aus der Werkstatt 297

SECHSTES BUCH: Fragmente und Verse 371
Hestia. Entwurf der Metaphysik des Heidentums 373
Von Goethe bis Nietzsche 414
Die Flucht der Götter 428

SIEBENTES BUCH: Entwürfe und Briefe 439
Frühe Aufzeichnungen in Vers und Prosa 443
Aus Jugendbriefen 492
Aus Briefen an die Freundin 509
Pompeji und Rom 525
Über Adalbert Stifter 530

EINLEITUNG

Auch wer seit Jahrzehnten die Überzeugung bestätigt findet, daß die geschichtliche Menschheit, von heillosen Mächten gedrängt, der Vernichtung anheimfallen werde und Erneuerung nur noch vom Wunder erwarte, unterliegt dem außervernünftigen Zwange, die Ernte seines Lebens, sollte sie selbst der Ewigkeit angehören, einer sei es noch so ungewissen Zukunft gerettet zu wünschen. So habe ich denn angesichts eines Krieges, der die Unbeständigkeit alles menschlichen Wandels furchteinflößend vor Augen stellt, nicht länger gezögert, aus den reichen Schätzen einer begnadeten Vergangenheit das Erhaltenswerte zusammenzutragen, damit ich beruhigter schiede, wenn es verhängt sein sollte, bevor ich das Werk vollendet, durch welches sie so erst in geweihter Obhut wären wie Säulen und Götterbilder im entrückenden Zwielicht des Tempels. — Indem ich nun vom Plan dieser Auswahl Rechenschaft gebe, hoffe ich, wenigstens einigermaßen erklären zu können, warum ich fast ein Vierteljahrhundert lang singende Steine und tönende Erze verschlossen hielt, die ihren Bringer ins heute verschollene Geschlecht der Dichter höben, und den wenigen Büchern, mit denen ich hervortrat, vom Licht des Wissens nicht mehr verlieh, als noch verträglich schien mit der Ordnung der „Wissenschaft".

Ich blicke auf drei klar unterschiedene Fristen des inneren Lebens zurück, im wesentlichen zusammenfallend mit dem dritten, vierten und fünften Jahrsiebent des äußeren. — Vom vierzehnten bis zum einundzwanzigsten Jahre wandelte ich wie in einem immerwährenden Blutring der Träume, in den die Stöße des Alltags schmerzlich, aber vergebens zuckten. Gestützt auf die einzige Meisterschaft, deren ich mich rühmen darf, die Beherrschung des Deutschen, goß ich die innere Fülle in dichterischen Chören aus voll verwehter Stimmen aus Horizonten der Vorwelt. Früh vom Glauben an weihende Mächte beseelt, war ich doch weit entfernt, ihren Sinn zu wissen, und blieb mit dem leidenschaftlichsten Ringen des Gedankens in der geistigen Haft eines

Mannes, den ich noch heute zu den großen Sprachbildnern Deutschlands zähle, wie völlig ich auch in der Folge den Anschauungen absagen mußte, hinter deren, wie es mir damals schien, unersteiglichen Dämmen ich meine flammenden Geheimnisse für immer geborgen meinte. Den Namen Wilhelm Jordans aussprechend, gedenke ich zugleich der Überschwänge des Knabenalters, aus denen bisweilen hellseherische Blitze brachen, vorleuchtend in eine spät erst erschlossene Welt neuer Gewißheiten. — Steigender noch im wiederkehrlosen Wetterleuchten erster Leidenschaft erklomm den schaumblitzenden Kamm und verbrandete in hymnischen Gesängen von elementarer Klanggewalt die Woge des mystischen Lebens, um alsbald jäh zu verebben und die erbangende Seele an einem unwirtlichen Gestade zurückzulassen, wo nur noch seltene Lachen und verlorener Tang sie erinnern mochten, daß ihre Heimat das ewige Meer gewesen. — —

Nicht zwar ruckartig plötzlich, aber immer noch schnell genug, um das Gleichgewicht aufzuheben, vollzog sich um das einundzwanzigste Jahr herum der Wechsel aus brauendem Dunkel in frostige Wachheit, den unbeschirmten Geist allen Einstrahlungen der Gegenwart aussetzend. Es beginnt die Frist zweiflerischer Unrast, bohrender Zerrissenheit und einer zehrenden Sehnsucht, die nur in Tönen wehen Verzichtes noch einen Nachhall beschwört von der sangesvollen Schwermut der Jugendjahre. Während ich körperlich tiefer Erschöpfung und einer furchtbaren Schlaflosigkeit anheimfiel, suchte ich innerlich umsonst den festen Punkt zu finden in dem mißlärmigen Gewühl von Meinungen, Richtungen, Verkündungen, womit erst jetzt die Zeitgenossenschaft mir schreckhaft lebendig ward. Vielerlei merkwürdige, einige bedeutende Erscheinungen traten in mein Leben ein. Im Fieber eines überspannten Analysierens, das sich in unablässigen Gesprächen vergeudete, gerieten alle Schulbegriffe ins Wanken, aber auch der Schleier leuchtender Bilder fiel, der das quellende Innenleben schützend umwoben hatte. An dreierlei Stellen traf ich, an ihr mich dreifach verwundend, auf feindliche „Wirklichkeit": ich erfuhr die Fremdheit des Menschlichen, die Fremdheit der „Wissenschaft" und die Fremdheit dessen, was eine entgötterte Zeit für Kunst und Dichtung ausspielt, und ich erlag im Zusammenprall bis zu beinah völliger Selbstverkennung. Wie hinter staubigen Dünsten verblutete mir die Vergangenheit zum rätselnden Trauergesicht, in das sich ein Leidender geflüchtet hatte, verwirrte sich mir mein dichtendes Denken zu einem Dickicht der Irrungen, das ich hinter mir ließ, schienen selbst die Augenblicke sprengender Seligkeit gleich erlöschenden

Abendwolken nicht mehr der nämlichen Welt zu gehören, die mich mit immernaher Sachlichkeit zu erdrücken drohte. — Wenn ich dessenungeachtet zu bestimmen versuche, was diese Zeit der tastenden Blindheit an Keimen der Erfüllung barg, so wäre zumal der Trost erlaubt, daß es doch wohl vorübergehender Unterordnung unter den Geist der Mechanik bedurfte, um die Überzeugung von der metaphysischen Vergeblichkeit seines Trachtens so unwiderstehlich zu machen, wie es sich für die spätere Entwicklung als unerläßlich erwies. Auch will ich es nicht vergessen, daß ich, hart bedrängt von der Halbheit und Not des Menschlichen, die ersten Schritte tat zur Begründung meiner Charakterkunde und Ausdruckslehre: womit ich denn selbst am Ausbau der Wissenschaften teilgenommen, obschon in einer Absicht, die erst dieser Nachlaß völlig enthüllen kann. Nicht zu bedauern schließlich habe ich den Zoll, womit ich mich losgekauft von der „symbolistischen" Scheinpoesie der Heutigen, da es das Bild der Entwicklung immerhin um eine blasse Farbe reicher macht, daß unter allen meinen Schöpfungen einzig die spärlichen Gedichte voll fröstelnder Wehmut aus jenen Tagen der Verlassenheit den Ton der „Lyrik" fanden. — Alle Freundschaften, während dieser Frist geschlossen, haben die folgende nicht überdauert.

Obwohl durch verschiedene Umstände begünstigt, von denen ich sogleich zu sprechen habe, geschah doch mit dem Jahre 1899 der neue Umschwung wiederum derart unvermittelt, daß auf Niederschläge fast der Verzweiflung, die den verfließenden Abschnitt beendeten, beinah übergangslos jenes dithyrambische Denken folgte, womit der kommende im Jahre 1900 begann. Ehe ich mit wenigen Strichen kennzeichne, worin er von den voraufgegangenen verschieden war, sei auf die Tatsachen hingewiesen, die ihn herbeiführen halfen. — Wenn mich ehedem die sinnebezwingende Schilderungskunst Jordans zum schöpferischen Sprachrausch begeistert hatte, so entfachte ich jetzt die Fackel des Wissens an den Werken eines Forschers, der uns wie kein zweiter die Pforten geöffnet zu den Symbolen und Mysterien des Altertums, an Bachofens „Mutterrecht" und „Gräbersymbolik". Ich wüßte keinen Gelehrten, keinen Philosophen und kaum einen Dichter zu nennen, der mit der Leuchte des lautersten Sinnens in solche Tiefen chthonischer Schauer tauchte und, nachdem die Olympier zwar entziffert waren, allererst die weit rätselvolleren Zeichen deuten lehrte, in die ihr dunkleres Geheimnis die Unterwelt verschloß. Und weil er es ohne Beutegier des Verstandes mit der Liebe des Sohnes zur fernen Heimat tat, so gab sie dem Schutz

seiner mütterlichen Seele das innerste Gold der Erde hin. Vergebens würde die Neugier an seinen Formeln nagen, die, selber symbolhaft und unergründlich, mystischen Danaidenfässern vergleichbar erscheinen, durch die ein beständiger Strom urältesten Lebens klingend hindurchrauscht, ohne staubar zu sein am Wehr des Denkens und schöpfbar in die Flaschen bloßer Begriffe. Durch ihn an den Ort der Epoptie geleitet, wo mir wesentliche Entdeckungen beschieden waren, nahm ich nun auch verwandte Erscheinungen wahr, für die zuvor mein Auge noch blind gewesen: seherische Größen aus dem vorsokratischen Schrifttum der Griechen — Nietzsche, den Bringer der Philosophie des Orgiastischen — allermeist jedoch, wovon wir Wenigsten unter anderm Stern die fremdere Erneuerung, Bachofen aber die verspätete Erfüllung war: die von schwärmenden Ahnungen flackernd erhellte Spätzeit jenes kurzen Traumerwachens der germanischen Seele, das man mißverstehend Romantik nennt. — Gewiß nicht aus Zufall fiel es hiermit zusammen, daß der schon jahrelange Verkehr mit dem tiefsinnigsten meiner Zeitgenossen, dem Esoteriker Alfred Schuler, von der Stufe gegenseitigen Interesses plötzlich emporschnellte zu der des bereichernden Sichverstehens. Erst indem ich unter den Lebenden eine Persönlichkeit anzutreffen das Glück hatte, die, so unwahrscheinscheinlich es klingen mag, zugleich im höchsten Sinne denkender Geist und dennoch ungeteilt im Boden symbolischen Erfahrens wurzelständig, entschloß ich mich zum Glauben an die Wirklichkeit der mythischen Mächte, die bis hoch hinauf in die historische Menschheit das Innenleben der ursprünglichen beherrschten. Und kaum daß der wagende Schritt geschehen, so flammte das tragisch beseligende Wissen auf, ich sei selbst einst in ihrem Ringe darin gewesen und habe — ein traumwandelnder Trabant der Urnacht — ihren Kampf gesungen der dämonischen Fernen, zwischen denen aus unablässigem Untergang die sphärische Welt ihr unablässiges Erstehen feiert. — Um eben diese Zeit aber faßte den schon schwankenden Kiel und trug ihn spielend wieder auf hohe See die Springflut einer Liebesleidenschaft, welche alle Schranken meines Menschentums niederriß, Gefühle des Suchens und Sehnens für immer zerstäubte und bis hinein in den Urgranit für die kosmische Funkensaat die nie mehr verharschende Furche zog. Und als ich nach kurzem Sternflug zum zweitenmal wund erwachen mußte, da brannten an den Küsten eines Meeres, das im scheidenden Abend erdunkelte, die ruhigen Leuchtfeuer unsterblicher Gedanken, und im Rückblick erfassend nicht mehr das

eigene nur, sondern das harmvolle Schicksal der entwurzelten Menschheit selbst, erkannte ich, was mit folgenden Sätzen aus den „Heidnischen Feuerzeichen" hier wiederholt sein mag: „Nach endlosem Suchen das zitternd Gefundene: das farbige Außen der Dinge ihr Sinn und Wesen. Im magischen Durchschein die zweite Welt als metaphysische Realität. Das Sinnbild nicht Stimmungserschleichnis, sondern zeitlose Urgestalt. Kräfte und Wirkungen ein Puppenspiel für die Blindheit unsres Denkens; hinter ihm das lebendige All rauschend vom Flügelschlage der Götter: das lebte ich im Jugendsturm, das verlor ich im Alter der Anfechtung, das weiß ich im herbstlichen Gedenken."

Kaum treffender, als es diese Worte tun, vermöchte ich den Sinn meiner dritten Lebensphase anzugeben, und nur noch eines vorausdeutenden Blickes bedarf es auf den Inhalt meiner Weltanschauung, um die Aufgabe verständlich zu machen, die mir nunmehr erwachsen war. — Bühne des Kampfes zweier unversöhnlichen Wirklichkeiten, so glaubte ich zu wissen, und selbst nur dessen zeitliche Erscheinungsform, gehe die geschichtliche Menschheit und von ihr überwunden das Leben des Planeten einen Weg des Verderbens. Was alles bisherige Denken so des Orients wie des Abendlandes bald Entwicklung, bald Fortschritt, bald Vergeistigung hieß und zu erstreben vorschrieb, sei es im Namen der Lösung aus Banden der Sinnlichkeit, des Schmerzes und der Täuschung, sei es zum Behuf der Gründung eines Reiches der Vernunft und des sittlichen Wollens, darin erkannte ich verführende Larven des weltbekriegenden Logos, der durch das Mittelglied der Menschlichkeit mit saugendem Strahl in die Lebenszelle eingebrochen gleichwie der Pfeil des pestbringenden Gottes in die verletzliche Ferse des Thetissohnes. Von Zeit zu Zeit bäumt sich in vulkanischen Stößen, Urfeuer zu den Gestirnen schleudernd, unter dem Schwerthieb des Geistes, der nach apostolischem Worte Leib von Seele spaltet, die erliegende Erde: so in der Zeit der Romantik, so in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo unabhängig voneinander ein Nietzsche, ein Böcklin, ein Schuler, ich selbst der bestimmenden Visionen teilhaft wurde. Nach diesem Ausbruch wich von der Erde der allvermählende Nimbus und mit ihm die letzte Hoffnung auf Wiederkehr! Niedergerissen sind die Schranken des Blutes und der Rasse, der Kulte und Symbole, der Völkerbräuche und herdgeborenen Künste; und in hemmungslos rasendem Umsichgreifen entwürgt den Elementen und schlingt in das Nichts hinunter Wälder, Tiere und liederbereite Herzen der fressende Brand des „Kapitalis-

mus". Unaufhaltsam schwindet die alte Menschheit, schwindet das Urleben des Planeten dahin, und schon ist der Tag in beklemmender Nähe, wo als beraubt des nährenden Seelenstoffes auch das Zwischenspiel der „denkenden Vernunft" erlahmt und mit dem Weltalter des posthistorischen (nicht mehr Menschen, sondern) Automaten der Schlußakt, der des Verendens beginnt. Solches unentrinnbar vor mir sehend erfaßte ich es als meine Bestimmung, dem Leben ein Monument zu errichten, das im Innersten das heilige Feuer hege, dem die Gesänge meiner Jugend entsprühten, um es herum die Steilmauer des Wissens schließe, bekrönt mit gorgonischen Zeichen der Mystik, nach außen aber die beweisestarrenden Bastionen der Überzeugung kehre, an denen — similia similibus! — der Verstand zerschelle. Eine Trojaburg sollte es sein urweltlicher Schauer unter der Kuppel der Ewigkeit — und wiederum gleich den Sphinggen und Pyramiden ein in die Zukunft zürnendes Denkmal verschollener Wunder — und endlich Schatzhaus und Waffenkammer der Eingeweihten, falls doch noch einmal auf diesen Winter der Zeiten ein neuer Frühling folge.

Im Jahre 1903 glaubte ich bereit zu sein: man findet den Torso des damals begonnenen Baues unter dem Titel „Hestia. Entwurf der Metaphysik des Heidentums" im sechsten Buch. Widrige Geschicke, von allen Seiten hereinbrechend, türmten sich entgegen, und mein wiederholter Sturmlauf, das Ziel zu erzwingen, endete mit Niederlage und wehem Verzicht. So beschloß ich denn, erst in langer Arbeit einen Grund zu legen, der den Waffen aller Gegenwart unerschütterlich sei, bis dahin aber keinen Lichtblick des Gedankens vorbeizulassen, ohne wenigstens in flüchtige Skizze zu bannen, was er am Globus heidnischer Wahrheiten sichtbar machte. Damit erfüllte sich und verging die dritte schicksalgewobene Frist meines Lebens.

Wenig ist hinzuzufügen über die Folgezeit. Ohne wesentliche Erlebnisse und neue Erhellungen war sie ausschließlich dem ermüdenden Tun gewidmet, das Feld der Wissenschaft, soweit es mir irgend erreichbar, umzubrechen mit dem Pfluge der Mystik. Keine Domäne theoretischer Grundlage und Methode durfte draußen bleiben, wenn der künftige Bau nicht nur Tempel sein sollte dem Gläubigen, sondern auch ein System unangreifbarer Weltanschauung dem Philosophen. Nachdem ich nunmehr auch das sechste Jahrsiebent vollendet, wüßte ich mich gerüstet, die Ernte einzubringen, wäre nicht über die schon gebundenen Garben das Unwetter des Krieges hereingebrochen. —

Sollte der Leser von dieser Einleitung ohne volle Befriedigung scheiden, so wäre ich der erste, seine Stimmung zu teilen. Weder fühle ich mich überhaupt imstande, einen Lebenslauf aufzurollen, der so eng mit dem Wachstum des Werkes verschmolzen ist, noch gar im gegenwärtigen Augenblick, wo äußere Ruhe und innere Sammlung fehlen. Möchte er meine Aufgabe als nach bestem Vermögen erfüllt betrachten, wenn es mir gelungen ist, ihm zu sagen, warum ich meine reichsten Schätze bis heute verheimlicht habe und nach welchem Gesetz der Gliederung mein Nachlaß sie der Zukunft zu eigen gibt.

MÜNCHEN 1915 LUDWIG KLAGES

ERSTES BUCH

IM FRÜHROT

1889—1890

Und geb' ich alles mit dem Wort des Mundes
Im schönsten Vers, im prunkendsten Gedicht –
Ein Widerglanz nur ist's des Seelengrundes,
Mein tiefstes Fühlen lebt im Liede nicht.

GEDICHTE

1889—1890

ABENDLIED

Zum fernen West! Zum fernen West!
Dahin steht mein Begehren.
Wenn doch die Wölkchen überall
nur kleine Schifflein wären!
Ihr kämt herab und trüget mich
auf wundervollen Wegen
Dem Sonnenball, der Purpurglut,
dem fernen West entgegen.
Zum fernen West — zum fernen West!

Gibt's dort ein Land, ein Leben dort,
wo feenhaft zusammen
Im Glutenmeer millionenfach
die Farben sich entflammen?
Weißt du's, weiß ich's? Wir wissens nicht!
Doch könnte höhere Wonne
Die Erde leihn als dort die Welt
im Feuerschaum der Sonne?
Zum fernen West — zum fernen West!

Ich muß ihr nach! Ich muß ihr nach!
Sie sinkt — sie ist versunken.
Mein Blick nur starrt verloren hin
im Glutmeer feuertrunken.
Mein Sehnen schwillt, die Brust wird weit,
und dunkler wird's und dunkel.
Nur ferne strahlt die Wolkenwand
vom Sonnenprachtsgefunkel. —
Zum fernen West — zum fernen West!

STURMESMYTHE

Wenn noch tief im Schloß der Riesen
Ruht die Jungfrau starr und kalt,
Weißer Reif bedeckt die Wiesen,
Keines Vogels Lockruf schallt —

Wenn vergebens lichtgewoben
Schwingend sein beweglich Schwert
Frô herniedersteigt von oben
Mit dem Panzer wohlbewehrt —

Vor der Eisburg zagend rastet
Und ein Sehnen wunderbar
Auf dem Götterherzen lastet,
Nahe *ich* mit meiner Schar!

Nimmermehr, glaubts meinem Worte,
Hätt' den Riesen er bezwungen,
Nimmer wär' die Eisespforte
Seinem Sonnenschwert zersprungen —

Wär' nicht ich mit meinen Geistern
Hoch vom luftgen Wolkensitz
Hergeflogen, sie zu meistern,
Schneller wie Gewitterblitz.

Ha, ich kam! Die Riegel knarrten,
In den Angeln barst das Tor!
Schwerter sprühten, schlugen Scharten —
Ich mit meinem Gnomenchor!

Alles brannte, sengte, glühte!
Und der Gott und sie zusammen,
Die ein Funkenmeer umsprühte,
Stiegen auf in heilgen Flammen!

Nun in seligem Umarmen
Wirbelt' er mit ihr voran.
Gletscher mußten da erwarmen
Und das Eis zersprang, zerrann.

Aber ich mit meinen Vettern
Jagte schnaubend hinterdrein,
Wollte den geliebten Göttern
Diener und Begleiter sein.

Und wohin wir immer kamen
Auf dem wirbelschnellen Flug,
Streute er zum Keim den Samen,
Wann die Nebel ich zerschlug.

Hütten stürzten, Stämme krachten,
Von den Felsen stob der Bach,
Daß die Wände gellend lachten,
Und Lawinen tobten nach.

Gletscher rasten von den Bergen!
Firnen barst sein Götterhieb,
Während ich mit meinen Zwergen
Wolken auseinandertrieb.

Trieb sie tobend, kreischend, heulend
Über Länder hin und Meer.
Nirgends rastend, nirgends weilend
Raste mein gewaltges Heer.

Segel haben wir zerrissen.
Hui, wie das Völkchen schrie!
Schiffe auf den Grund geschmissen,
Wo der Gott die Kräfte lieh!

Doch es fruchtete der Samen.
Altes stürzte, Neues stieg.
Und die holden Kinder kamen.
Denn dem Kampfe folgt der Sieg. —

Blüten in den Strauß zu winden,
Einzusammeln reife Frucht,
Schön zum Kranz die Ähren binden
Nach der Satzung höhrer Zucht —

Solches lasse ich den Frommen,
Flieh auf Wolken alsogleich.
Ist des Sommers Glut gekommen,
Endet meiner Taten Reich.

Und so zäumt ich meine Pferde,
Stieg auf meinen Wolkenthron.
Hinter mir begrünte Erde
Floh zum Norden ich davon.

Droben schlief vom langen Kampfe
Ich auf goldnem Gletscherfirn
Und im kalten Nebeldampfe
Kühlte ich die heiße Stirn.

Und es wuchsen meine Kräfte
Unaufhaltsam wieder an,
Wie je mehr der Lebenssäfte
Fern im Süd das Reis gewann.

Dorten blüht' es in die Lüfte,
Keimte, sproßte, grünte auf.
Wundervolle Blumendüfte
Sandten ihren Hauch hinauf.

Aber meine Riesenschwingen
Faßte schlachtbegier'ge Kraft:
Neues mächtig zu vollbringen,
Trieb mich alte Leidenschaft!

So von meinem Gletscherhügel
Stieg ich kecken Muts herab,
Reckte übend meine Flügel,
Griff zum Ritt den Herrscherstab.

Und bei der Posaune Dröhnen
Nahte sich die Knappenschar,
Alter wilder Lust zu frönen —
Stark im Streit, froh in Gefahr.

„Auf!" nur rief ich, schwang die Geißel —
Wiehernd stampfte schon mein Roß.
„Nieder, was des Künstlers Meißel
Schuf!" Und jauchzend flog der Troß!

Aus den Nüstern Feuersfunken
Sprühten unsre Rosse wild.
Schon im Nebelduft versunken
Schwand des Nordlichts Flammenbild.

Seht, nun ist es Herbst geworden,
Und bei euch schon weilt mein Heer.
Was es damals schuf, zu morden,
Kam es übers weite Meer.

Reife Früchte seh ich hangen,
Hier am Baum, am Busche dort.
Solches stachelt mein Verlangen.
Erst die Blätter müssen fort!

Kanns nicht sehen, kanns nicht sehen,
Wenn zu voll die Frucht gedeiht,
Allzu dicht die Ähren stehen,
Zuviel Wein die Rebe beut!

Schön ist's lang genug gewesen —
Habt euch oft genug ergetzt!
Und was schön ist, muß verwesen!
Und was Frucht trieb, wird zerfetzt!

Scheltet nicht! Dem Gott des Lichtes
Folgte ich, ein Freund einst, nach,
Da mit Flammen des Gerichtes
Er der Göttin Kerker brach.

Doch das Glück hat seine Wende.
Auch dem Lichtgott seine Zeit!
Keiner hat sich bis zum Ende
Steter Wonne je erfreut!

Auch der Lichtgott mußte stürzen!
Kampf — die Losung dieser Welt.
Soll der Ruhm das Leben würzen,
Sinkt im Streite auch der Held.

Was vergangen, muß vermodern!
Und die Funken blies ich an,
Sah die Flammen züngelnd lodern
Und zerbrach der Trauer Bann!

Auf zum Kampfe: heißt mein Name.
Das Verjüngte nur besteht.
Neue Knospen, frischer Same
Hütet, daß die Welt vergeht!

Braust in schauerlichen Choren
Meine Gnomen durch das Land —
Schleudert widerspenst'gen Toren
In das Antlitz Pech und Sand!

Könnt' ich kämpfen nicht und wüten,
Stünde bald die Erde still,
Faulten die verwelkten Blüten,
Wär' kein Mai mehr, kein April!

Hättet nie die Lustgefühle,
Die des Frühlings Hauch euch bringt,
Wenn der Gott im Flammenspiele
Sich die liebe Braut erzwingt —

Und sein allgewaltig Lieben
Die Natur und euch durchdringt
Und in lenzesfrohen Trieben
Keimend aus der Erde springt.

Dann ihn wieder zu begleiten —
Ha, die Wonne fühl' ich schon!
Donnernd durch die Welt zu reiten
Dem Philistergeist zum Hohn!

Sie verjüngt als *Maid* zu heben
Aus dem Eiskristallpalast —
Mich durchglüht ein feurig Beben!
Auf ihr Gnomen ohne Rast!

Lebet wohl, ihr dürren Äste!
Welke Blätter, ihr müßt mit.
Welker Schönheit Trümmerreste
Künden meinen Geisterritt.

Lebet wohl, ihr weiten Lande,
Wo im Sand der Quell schon starrt
Und auf des Bedrückers Bande
Wellenlos der Waldsee harrt!

Lebet wohl! Ich komme wieder,
Hab' im Süden ich geruht,
Bringe Sänger mit und Lieder,
Neuen lebensfrischen Mut!

Zaget nicht! Es soll verdoppeln
Sich der Geist, den ich gesät,
Wenn im Herbste über Stoppeln
Wolkengrau der Sturmwind weht!

ZWEI GEISTER

Im Westen sank die Sonne gelb und wunderbar.
Kalt schnob der Nord. Die Luft war goldig klar.
Um dürre Reiser zitterte die Rinde,
Ein schwankend Efeu wiegte sich im Winde.
Da barst der Boden einem schwarzen Geiste,
Den welkes Laub im Wirbeltanz umkreiste.
Der Sturm erhob sich lauter wie im Grimme.
Und also hörte ich des Geistes Stimme:

Unsägliches Sehnen,
Vergebliches Wollen,
Machtloses Mühen
In Wogen und Wind —
Fluchen der Schuld
Und Erflehen des Schicksals,
Zwecklose Freude
Fruchtloser Zwang —
Das nennt ihr das Leben,
Und namenlos lieben
Selige Toren
Den Zaubergesang.
Ihr werdet geboren,
Bald zu verwesen.

Ihr steuert dem Sturm in
Nie endendem Streit.
Und ihr wißt in der Wiege,
Ihr werdet erliegen —
Erliegen den lechzenden
Zügen der Zeit!
Ein dumpfes Entstehen —
Ein schnelles Vermodern —
Ziellos gezwungen
Von starrer Gewalt —
So wogen die Welten
Ohn' Anfang und Ende,
Sinnlos vertauschend
Form und Gestalt!

So sprach der schwarze Dämon und verschwand.
Und rascher stob die Windsbraut durch das Land.
Der Sonne Strahlen sah ich schnell entfliehn —
Noch spielten sie auf einem Immergrün.
Sie kosten mit den sturmbewegten Ranken
Am Hausgesimse rastend und versanken.
Da scholl ein Donnern aus dem dürren Laube —
Ein Geist entstieg dem windgedrehten Staube.
Und wilder trieb der Wind die Blätter fort.
Ich aber lauschte einem Götterwort:

Dem Sturme zu steuern,
Dem Truge zu trotzen,
Mit Liebe zu lichten
Nebel und Nacht —
Das heißen wir Streben,
Streiten und Leben,
Leben und Lieben
Im Wüten der Schlacht.
Im Herzen zu hoffen,
Daß schließlich geschlagen
Der Teufel, der Tod
Und das Werk dann vollbracht –
Das ist der Glaube,
Der aus Stein und aus Staube
Des Lebens liebliche
Blüte entfacht.

Wir hoffen im Herbste
Die Freuden des Frühlings,
Das gute Gedeihen
Der keimenden Saat.
Es streitet die Jugend
In rastlosem Rasen —
Es erntet das Alter
Den Lohn ihrer Tat.
Es lebt durchdauernd
Der wahre Gedanke.
Es wogt vom Felsen
Der Wasserfall.
Des ewigen Willens
Gezogene Zirkel
Rollt zerrissen
Das Weltenall.

WIELAND UND ALLWIS

Wie braust des Sturmes finstre Gewalt!
Durch die Klüfte gellt es, die Felswand schallt.
Es beben die Fichten, es flutet der Bach,
Es saust durch die Föhren mit lautem Gekrach.
Schlagen die Wolken grausige Schlacht
In sternlos dunkler schrecklicher Nacht?
Und lauter jauchzt in des Sturmes Hall
Von den Höhen donnernd der Wasserfall
Und reißt die Tannen ins Grab, ins Grab,
In die gähnende Tiefe höhnend hinab!
Doch die Hütte, die traute, so tief in der Schlucht,
Die meidet des Wassers verheerende Wucht.
Danebenhin brüllt es mit wildem Getos
Und bricht von Felsen die Felsen los.
In der Hütte dort, wo die Fluten zersprungen,
Da halten zwei Menschen sich innig umschlungen.
Sie hören es nicht, wie der Sturmwind heult,
Wie vom Berge beflügelt der Firnsohn eilt —
Sie hören es nicht, wie der Baumstamm bricht,
Um kurzes Leben die Klippe ficht —
Sie hören es nicht, wie die Tropfen zerstieben —
Versunken die Welt, wenn zwei Seelen sich lieben!
Doch jetzo schlägt an die Wände der Schaum —
Da fährt sie empor wie aus schwindendem Traum.
„Hörst du's, wie's stöhnend im Zweige ächzt?
Das ist der Gott, der nach Taten lechzt!
Der schrecklich zerstört, was der Frühling geschaffen,
Und wir sind des Gottes mächtige Waffen!
Leb wohl, Geliebter, und gält' es ein Leben,
Ich muß dem Gotte mich wiedergeben!"
So ruft sie schluchzend. Er taumelt zurück.
Es trifft die Geliebte sein flehender Blick.
„Mein Weib! Muß es sein und kannst du nicht weilen,
Warum in der Stunde der Liebe enteilen?
Oh laß die Götter, oh bleibe mein!
Als Götter stärker soll Liebe sein!"
„Hörst du vom Felsen den Gießbach springen,
Durch brechende Zweige die Windsbraut singen?

Da faßt mich die alte, die riesige Kraft,
Die nie überwundene Leidenschaft!
Hinaus, hinaus, wo die Welle schäumt,
Mit flammenden Nüstern sein Roß sich bäumt —
Wo sie jagen, die Wilden in Wodans Geleit!
Hinaus, hinaus in den tobenden Streit!"
Da ist dem Helden das Höchste gelungen.
Noch einmal hält er sie innig umschlungen;
Dann gibt er sie frei. „So fahr' denn hinaus
In die Nacht, in die Wälder, in Nebel und Graus!
Leb wohl denn, o Göttin — ich war es nicht wert.
Nicht liebt man die Götter, sie werden verehrt!"
„Leb wohl denn, o Wieland, gedenke mein!
Nie wirst du von Allwis vergessen sein!"
Sie reicht ihm die Hand. Da pfeift der Orkan
Und faßt die Hütte, die wankende an.
Es zittert das Dach, es berstet die Wand —
Noch hält er umschlungen die liebliche Hand.
Da hat sie der Sturmwind heulend erfaßt.
Es wallen die Kleider in fliegender Hast —
Rasselnde Blätter hüllen sie ein
Und verschwinden mit ihr in die Nacht hinein.

WEIHNACHTEN

Laut ächzt der Wind durch blätterlose Zweige,
Und Wetterwolken treibt die trübe Zeit.
Der müde Tag schlürft träumend bis zur Neige
Aus Nebelkelchen die Vergessenheit.

Und es vergißt des Retters die Natur
Und liegt berauscht in dieses Trunkes Banden.
Es träumt, indes sie kalt erstirbt, die Flur
Von rosenreichen, duftgeschwellten Landen.

Da ist es gut, daß ihr die Lichter zündet.
Da fühlt man's noch, daß es im Innern gärt —
Daß keine Macht des Geistes Schwinge bindet
Und seinem Flug kein Wolkenhimmel wehrt.

Wohlan, laßt nur Geleucht der Lichter fluten!
Es fache sie der Hauch des Lenzorkans.
Er, dem sie gelten, diese Lebensgluten,
Befreit auch uns vom Truggebild des Wahns.

1890

IM WINTER

Ich zog allein die stille Bahn, den Mantel umgeschlagen.
Von Norden hörte ich den Wind durch dürre Äste klagen.
Es lag des Nebels grauer Geist umdüsternd auf dem Feld
Und hielt mit seinem Eiseshauch umspannt die nächtge Welt.
Kein Vogel, der in Lüften schwebt — kein Sternlein ist entfacht.
Kein Blatt, das im Gezweige bebt — kein Laut durchdringt die Nacht.
Es schläft der Forst, es träumt die Flur, es schlummert das Gefild.
Im tiefen Tannenwalde ruht vom Schlaf umgarnt das Wild.
Und dichter zieht um Baum und Strauch sein grau Gewand der Reif.
Und dichter wallt um Flur und Bach ein dunstger Nebelstreif.
Es quillt und schwillt um jeden Ast ein zottiger Hermelin
Und leuchtet fahl und geisterhaft statt lichtem Frühlingsgrün.
Jetzt blinkt durch schwarze Nebel schon des Sees Fläche her —
Kein Wellchen wogt, kein Quellchen spült, kein Bach zum Anger mehr.
Und immer schwärzer wird die Nacht und kälter pfeift der Nord.
Er treibt gleich Schemen übern See des Dunkels Schatten fort.
Da dachte ferner Tage ich voll selig-süßem Leid
Und wie nun alles fern verweht der Wirbelsturm der Zeit.
Und jenes Jahres dachte ich, wo mir ein Aug' geleuchtet,
Das wie der Tau ein dürstend Blatt mein sehnend Herz befeuchtet.
Vorbei, vorbei so Zeit wie Not! Das Firmament ward trüber.
Die bange Lust, das hohe Weh und alles geht vorüber.
Vorüber alles? Dann Glück auf! So nahen andre Zeiten!
Mit Mut und Hoffnung wage es, in Eis und Nacht zu schreiten!
So fühlte ich vom Frost umwallt mit innerem Bewegen.
Da flammte mir durch Busch und Dunst ein Lichterschein entgegen.
Ich schritt hinzu und fand ein Haus im Felde einsam stehen
Und hörte um das Mauereck den Wind sein Liedchen wehen.

Und durch das Fenster drang hervor ein Strahlen und ein Schimmern.
Ich sah am grünen Tannenast die Weihnachtslichter flimmern.
Wohl hielt mit Eis in Zauberbann der Tod die Welt gefangen;
Doch durch die Nacht drang strahlender des Lebens heißes Prangen.
„Das kündet", rief ich jubelnd aus, „der Zukunft neu Erwachen!"
Da tönte es hoch über mir wie gellend Geisterlachen.
Ein Windstoß blies und fröstelnd zog ich fester mein Gewand
Und fester zog das weiße Kleid des Winters rauhe Hand.
Ich aber ging getröstet fort. Eins ist mir doch geblieben:
Und sollte nie der Lenz erstehn mit maienjungen Trieben,
Und wär' nun ewig Schnee und Eis und Nebelhauch und Dunkel –
Es bleibt doch eins wie tief im Schnee der Tanne grün Gefunkel –
Das facht ein müdes Leben an gleich rotem Feuertrunk
Und rankt, ein ewig Immergrün, ums Eis: Erinnerung.

FRÜHLINGSWOLKENLIED

Woher kommt ihr,
Wohin wollt ihr,
Wallende Scharen?

Kommen aus Süden,
Kommen aus Westen,
Wollen gen Norden!

Weshalb eilt ihr,
Vor wem flieht ihr
Beschwerlichen Pfad?

Nimmermehr fliehen wir
Siegend ziehen wir,
Jubelnd ins Land.

Treiben den Winter
Gen Norden, gen Norden,
Bis an der Erde
Eisigen Rand.

Tragen die Ströme
Fruchtenden Regens,
Lieblichen Segens
Bergend im Schoß.

Sprengen die Fesseln,
Schmelzen die Firnen,
Brechen das Morsche
Mit Sturmesgetos.

Streuen den Samen,
Wecken die Keime,
Bringen den Frühling
Der Liebe euch her.

Blitzeschwanger,
Donnerbeladen
Ziehn wir herauf
Aus dem südlichen Meer.

AHNUNGEN

Ich bin am hohen Fensterbogen
Und zu den Wolken blicke ich empor.
Da rührt es sich und kommt herangeflogen
Eins nach dem andern wallend hergezogen —
Und unter ihm der hohlen Stürme Chor.

Zwei Pappeln schwanken windgeneigt.
Der Regen fließt an ihren toten Rinden.
Um ihre Stämme Nebel sinkt und steigt,
Der Wipfel aber in die Wolken reicht,
Erloschner Lichter Stätte da zu finden.

Ein stiller Wandrer zieht vorüber
Und schlägt den Mantel fester noch in Falten.
Und Wolke hinter Wolken — heller, trüber,
Von Westen her, nach Osten will's hinüber —,
Verworrner Zug von ringenden Gestalten.

Ein Rabenschrei! Es treibt befiedert
In ungewissem Flug den Wolken nach.
Die Nacht hat mit dem Lichte sich verbrüdert.
Vom Nebeldampf in Feuerschilf zergliedert
Flammt westlich noch der todesbange Tag.

Und matter wird der Schein und matter.
Und dunkler um mich her das weite Zimmer.
Auf diesen Wolken kam der Lichtbestatter.
Am Horizont durch böses Rauchgeflatter
Zuckt bleicher Sonne mondesfahler Schimmer.

Ein letzter Strahl. — Die Pappelkronen,
Sie löschen aus im blassen Ozeane.
Gespensterhaft auf ihren Wolkenthronen
Vorübertaumeln irrende Dämonen —
Dumpf melancholisch haltlos im Orkane.

VERGELTUNG

Du bist Natur wie jenes Bäumchen dort,
Das frühlingsfreudig junge Schösse treibt.
Zerstörst du es, begehst du einen Mord;
Denn Mörder ist, wer fällt, was lebt und leibt!

Der Gottesodem, der die Welt durchglüht,
Schlief auch im Keim, der diesen Baum gezeugt.
Was dir als Feuer aus den Augen sprüht,
Ist das, was hier als Knospe schießt und steigt.

Du hörst es nicht mit deinen stumpfen Ohren,
Wie's wimmernd aus der Baumesleiche dringt.
Du siehst es nicht, wie aus der Rinde Poren
Des Lebens Träne schmerzgefoltert springt.

Du trennst den Bast kaltlächelnd ihm vom Rumpfe
Und in den Kehricht förderst du den Stamm.
Ausrodend schneidest Wurzeln du vom Stumpfe
Und läßt vermodern sie in Staub und Schlamm.

Erzittre, Mörder! Deine Stunde schlägt,
Eh noch das Blut der Abendwind verweht!
Worin man dich in Schutt und Moder trägt,
Ein Baumstamm ist's, der noch am Wege steht!

Er sah den Frevel, sah den blanken Stahl
Auf seinen Schützling rachelos gezückt.
Nun rächt er tausendfältig seine Qual —
Er klemmt dich ein, in Bohlen schon zerstückt!

Aus deinem Grabe werden Knospen keimen —
Durch Efeuranken lispelt Märzenwind —
Er hält dich fest in schauerlichen Träumen,
Ob auch Jahrhundert auf Jahrhundert rinnt!

Bis einst die Stätte wilder Sturm zerfetzt —
Da stiebt dein Leib verlodernd durch die Wüste!
Und haften bleibt ein Stoffatom zuletzt,
Wo jenes Bäumchen einst die Sonne küßte.

Du wächst empor, ein Reislein zart und schlank.
Bald kommt der Mann mit einer Axt bewehrt,
Der mit der Waffe schneidend scharf und blank
Das junge Leben mitleidlos zerstört!

MAIWIND

Da draußen fahren die Wolken dahin —
Die eilenden wilden Gesellen.
Oh laßt mich entfliehn, oh laßt mich entfliehn,
Hinweg mit den stürmenden Wolken ziehn —
Hinweg über schäumende Wellen!

Weit hinter dem Meer da winkt mir ein Strand
Auf einem anderen Sterne!
Da weiß ich in schimmernder Pracht ein Land
Da schlingt die Liebe das ewige Band —
Es lockt aus schwindelnder Ferne.

Da atmen die Täler Seligkeit —
Da murmeln weissagende Quellen —
Das göttliche Reich der Vergangenheit!
Nur schnell hinweg, es dränget die Zeit,
Mit den stürmenden wilden Gesellen!

Und ich breite die Arme seufzend bang —
Schwül rieseln perlende Tropfen.
Es singt der Wind seinen alten Gesang.
Oh du unermeßlicher Sehnsuchtsdrang —
Hör' auf, mein Herz, zu klopfen!

Und ewig vorüber, ewig vorbei
Stieben die Nebelgestalten!
„Du wähnst dich stark und du wähnst dich frei.
Es ziehen die Wolken, es flieht der Mai.
Du kannst ihn nicht fassen und halten!

Fort flutet die Welt und du mußt mit
Im niemals rastenden Reigen!
Um was dein sehnendes Herze litt,
Du erjagst es nicht auf dem rasenden Ritt!
Du mußt dem Geschicke dich neigen!"

So höhnen die Wolken und jagen geschwind
Vorüber im stürmenden Wetter.
Ich sinke in Träume. Die Zeit verrinnt.
Und der Wind, der säuselnde Frühlingswind
Rauscht durch triefende Blätter..

ABSCHIED

Eintönig klappert der Wagen..
Die dampfenden Rosse jagen
Eilend die Straße dahin.
Weit ringsum nur bräunliche Heide
Im herbstlichen Trauerkleide —
Und die Wolken, die stürmenden, fliehn.
Eintönig prasselt der Regen
In taktisch geregelten Schlägen
An den Scheiben herab.
Dem sumpfigen Moore entsteigen
Dunstige Nebelreigen
Um manches verschollene Grab.
Eintönig in Nebel zerflossen
Hinter den jagenden Rossen
Schwindet die freundliche Stadt,
Wo mich die Liebe, die linde —
Wie enteilte die Zeit so geschwinde —
Gastlich beherbergt hat.
Am Wege die Pappelbäume
Schwanken betrügliche Träume —
Die Blätter wehen im Wind.
Wie weilt' ich, wie weilt' ich so gerne!
Nun geht's in die neblige Ferne —
Leb wohl, du mein liebliches Kind!

Kalt schauernd um meinen Wagen
Die herbstlichen Stürme klagen.
Ich hülle mich fröstelnd ein.
Nun kommen die Larven des Lebens
Und höhnen, daß alles vergebens,
Daß alles nur Traumbild und Schein.
Da wachsen phantastische Bilder
Und scharen sich dichter und wilder
Um mich in verschlungenen Reihn.
Da schmachtet der sorgenbefreite
Sehnsüchtige Geist ins Weite,
Von Banden entfesselt zu sein.
Nur manchmal aus Traumesschlingen
Schreckt mich des Posthorns Klingen
Jäh erweckend empor.
Da winken Gehöfte dem Müden.
Das Gebell der wachsamen Rüden
Schlägt an mein lauschendes Ohr..

GEDENKBLATT

Brausend durch die Nacht hin
Stampft der Zug.
Die Nebel zerspalten
Vor seinem Glutblick
Und lagern sich scheu
Und betroffen zur Seite
Wie wedelnde Hunde.
Bleich noch schimmert
Durch rauchige Dünste
Die schwindende Stadt —
Bleich, wo der flammende
Strom der Lichter
Ihn flackernd berührt,
Der umgürtende Fluß.
Nun über die Brücke
Donnert der Wagen.
Tannen versperren
Den Blick und im Tale
Verzittert schwankend
Das letzte Licht,
Das Kunde mir gab,
Es weile ein holdes,
Geliebtes Mädchen
In meiner Nähe. —
Eisiger Schauer
Durchfröstelt das Herz mir.
Wildes Verlangen
Erkaltet stöhnend
Beim steten Wachsen
Des trennenden Raumes.
Grinsend flattern
Am Fenster vorüber

Die Geister des Dampfes,
Dem Schornstein entstiegen
Der Lokomotive.
Flirrende Schatten
Gespenstischer Wesen
Huschen daneben.
Durch rauschende Wälder,
Über grenzenlos weite
Verfinsterte Steppen,
Durch Moor und Heide
Rast die Maschine.
Einen Willenlosen
Schleppt sie mit sich. —
Weiter, nur weiter,
Wagen des Schicksals!

Ich bin es zufrieden.
Laß mich hier träumen
Auf weichem Pfühle
Vergangene Wonnen,
Indes du steuernd
Durch Nacht und Öde
Unhemmbar dahinjagst.
Mich packt ein Entzücken —
Weiter, nur weiter!
Vorbei mag alles
Ein Schemen schwanken,
Bis du entgleisend
Zum Abgrund hinabstürzst
Oder am kantigen
Felsen zerklirrst!

EIN BEGRÄBNIS

Dumpf braust der Herbstorkan. Er treibt die Massen
Getürmter Wolken über Land und Meer
Und schlägt mit Eisenruten durch die Gassen
Die Regentropfen pfeifend vor sich her.
Vor meinem Hause stöhnt und schwankt der Wächter,
Der alte Eichbaum, im Septemberwetter.
Der Gott des Sturmes fegt mit Hohngelächter
Von seinen Zweigen die vergilbten Blätter.
Es knarrt das Tor, es ächzt und wogt der Wald,
Am Bergeshang die schmale Hütte zittert,
Und durch die Schluchten schwarzer Felsen hallt
Der Stämme Seufzen, die der Sturm zersplittert. —
Doch welche Töne ziehen geisterhaft
Und schlagen schrill und gellend an mein Ohr
Wie Jammerlaut ohnmächt'ger Leidenschaft?
Mit wimmernden Drommeten naht ein Chor
Vermummter Träger. Einen Toten führt
Der Lebende zum dumpfigen Asyl,
Indes die Hölle heulend jubiliert
Mit Sturmgezeter in sein Klagespiel.

Fahl glänzt der Sarg. Um Palmenreiser windet
Aus welkem Laub der Sturmwind die Girlande.
Schon klafft die Gruft, darin der Sarg verschwindet.
Und rasselnd schnurren die zerstückten Bande. —
Verloschen ist die Spur, die du getreten. —
Wir alle treiben fort im großen Strome.
Einst schlägt die Stunde diesem Erdplaneten,
Und blitzzerspalten stiebt er in Atome!
Und wo vereint die Hölle mit dem Himmel
Gewoge schuf von streitenden Gestalten,
Wo Fluch und Mord das tobende Gewimmel
Der Menschenbrut äonenlang erhalten —
Ruht Weltallsfrieden starr und schmerzentladen
Und düstert eisig klar der hohle Raum.
Doch hell wie ehmals schimmern die Plejaden —
Man weiß den Ort des toten Sternes kaum. —

Horch, letztes Dröhnen wimmerte vom Turm.
Fort trägt's der Wind auf dem Titanenflügel —
Und mit Alarmruf jagt und stößt der Sturm
Frohlockend über einen Leichenhügel.

DIE BESCHWÖRUNG

Zarte Nebel dampfen leise
Aus der wasserfeuchten Erde.
Singt der Sturm die alte Weise,
Schürt die rote Glut im Herde.

Dämmernd, schattenlockig, düster
Reiten auf dem Sturm die Geister.
Bei der Flamme hell Geknister
Ruft und bannet sie der Meister.

Durch den Rauchfang fällt der Schimmer
Bleicher Dämpfe. Dunstig füllen
Die Gestalten rings das Zimmer
Und gehorchen meinem Willen.

Tiefgeheime Zauberzeichen
Schreib' ich mit des Stabes Ende
In die leere Luft. Es weichen
Ringsum Boden, Decke, Wände.

Dunstigfeuchte Nebeleichen
Steigen aus dem Wolkenheere.
Über waldumkränzten Teichen
Brütet Fieberatmosphäre.

Schneegebirge, Meereswogen,
Städte einer andern Welt
Kommen stumm herangeflogen
Und zerflattern sturmzerschellt.

In den Augen Mut und Feuer
Wandern Menschen still vorbei.
Bergtitanen, Ungeheuer
Tanzen nach der Melodei —

Denn dazwischen heult und wimmert
Steter Sturm sein Klagelied.
Kaum gezimmert schon zertrümmert
Alles wolkengleich entflieht.

Was noch nie gedacht, gesprochen —
Leuchtet durch die Nebelfalte,
Wie ein Strahl, hervorgebrochen
Aus umglühter Wolkenspalte.

Noch zu rasch entfliehn die Bilder.
Noch zu stürmisch wogt die Glut
Meiner Seele. Immer wilder
Treibt die aufgeregte Flut.

„Hört denn, Geister! Ich beschwöre
Und ich feßle euch am Ort!"
Grinsend fliehn die Nebelchöre
Höhnisch grinsend fort und fort.

Stärker lodert mein Verlangen.
„Möchte selbst im Sturme fahren!
Tragt den Meister glutumfangen
Mit euch fort, Gespensterscharen!"

Wiehernd lacht die tolle Gilde.
Pfeifend fährt der Wind dazwischen
Und zerfetzt die Luftgebilde. —
Und sie kochen, sieden, zischen —

Flattern qualmend in die Höhe —
Öde wird der Raum und leer.
Durch den schwarzen Rauchfang, wehe,
Flattert das Gespensterheer.

Sehnsucht füllt die Seele. Traurig
Auf dem Herd die Funken sprühn.
Draußen heult der Sturm und schaurig
Wehn die Wolken drüber hin.

FERN IM WESTEN

Fern im Westen sinkt die Sonne.
Fern im Westen flammt und glüht es.
Fern im Westen ist der Himmel
Wie Kristall so klar und leuchtend.
Und ins Blau der tiefsten Ferne
Taucht mein Auge glanzestrunken.
Meine Seele schwankt und taumelt
Spaltend jäh gezückter Sehnsucht.
Strahlend überquillt das Auge
Und es preßt die feuchte Wimper
Wie erschrocken rasch zerdrückend
Eine ungewohnte Träne..

Aus:

DER SONNENRITT

Wohin ihr Wolken? Schau ich nicht Rosse mit wallenden Mähnen, flatternde Mäntel, flammende Nüstern goldhufiger Rappen, funkelnde Augen begeisterter Kämpen? Welcher Gott, der euch treibt, von wannen, wohin?

Und die schwarzlockigen Reiter schütteln die düstern Häupter und drücken die blitzenden Sporen in die Flanken der Tiere, vorn aber der Alte mit dem eisgrauen Bart, dem versteinerten Panzer stößt ins Horn — und da heult der Sturm und vor mir der wogende Laubwald rauscht so dumpf, als sänge der Tod eine Hymne des Herbstes, und der Regen fährt pfeifend hinein in das grüne, schäumende Blättermeer und wimmernd zerspalten die Tropfen. Doch die Reiter jagen vorüber von Osten gen Westen, sturmschnell und lodernd von Mut und Begeisterung. —

In diesem Augenblick schrak ich empor und erwachte wie aus schwerem Traum. Es dämmerte. Der Wind pfiff ums Haus. Draußen rauschte der Wald. An die hohen Scheiben aber des gotischen Fensters prasselte der Regen so schallend, daß die Glasplatten in ihrem Rahmen klirrten und zum undurchsichtigen Sturzbach verschwammen. Leises Frösteln überschauerte mich. Da auf einmal knisterte es hinter mir wie trockenes Tannenholz, in das ein zündender Funke fiel, und als ich mich wandte, sah ich ein Mädchen mit braunen Locken und braunen Augen in einem schimmernden weißen Gewande; die wies mit der Hand hinaus in die Fluten des Herbstes. — „Du bist es, die ich erschaute in meinen verborgensten Träumen!“ Und ich sprang empor und breitete verlangend die Arme. Sie aber lächelte wehmütig und wich zurück. Da stürzte ich besinnungslos auf das fliehende Bild und prallte entsetzt gegen die kalte Wand meines Zimmers, auf der ein Widerschein der Sonne spielte, die eben einen Wolkenspalt durchblitzend ins Fenster sah und seltsam flackernde Schatten der wehenden Zweige an Decke und Seitenwand zeichnete. Ich stand wie betäubt; doch bald begriff ich die Weisung. „Wen du angeschaut hast mit den verloren glühenden Augen, der zäumt sein Roß, gürtet

das Schwert um, greift zum Schilde und reitet hinaus in ungewisse Nacht, das Schloß zu suchen mit dem Dornenwall und sich durchzuschlagen bis zu deinem Busen, Geliebte! Nicht umsonst hat mir dein Wink geboten, ich komme!“

Und ich ritt hinaus in den Wald. Schon begann es zu dunkeln. Ich aber gab meinem Rosse die Sporen und es jagte vorbei an den vielästigen Eichen mit ihren sturmverwandt wogenden Wipfeln, vorbei an dumpfsausenden Föhren, die mit den trotzigen Häuptern dem Wind seine Rute zerbrachen und den schwarzen Feuerblick neugierig hinaufsandten in die Werkstatt des Wolkenbildners, vorbei an zartwüchsigen Birken, die sich wie im Froste schüttelten, wenn der Regen ihr grünes Laubkleid peitschte. Wild um das Haupt wehte der Sturm mir Tropfen und Blätter. Wiehernd stampfte mein Rappe den Boden mit windschnellen Hufen. Hab' ich Sternblumen zertreten, die mit tränenfeuchtem Auge am Wege standen, manch Tierchen zerquetscht, das kaum dem heiligen Schoß der Erde entkrochen war? Fragt mich nicht darnach! Nur ein Bild füllte meine Seele, nur ein Bild tanzte mir vor Augen, daß ich schwindelnd nach der Mähne des Rosses griff, um nicht hinabzustürzen, berauscht von der Glut meiner Sehnsucht. Bald lachte es winkend aus dunklen Büschen, bald blickte es träumerisch schwelgend und süßverlangend aus dem klardüsteren Spiegel eines Waldsees, bald versank es wehmütig entsagend im trüben Wogenmeere der Wolken, immerfort mein Verlangen fachend und schürend.

Mein Rappe stand! Was hemmte den Sturmschritt der Liebe? Ein sumpfiger Teich! Greisenhafte Weiden kränzten den Saum des Gewässers und raunten einander mit wetterzähem Geäste Runen der Vorzeit zu. Wie gebannt mußte ich lauschen dem Lispeln des Schilfes. Denn der Windhauch, der die Wasserfläche kräuselte, stob durch die Halme am Ufer, und sie flüsterten ein uraltes Lied. Das klang so träumerisch dumpf, daß mir bang und müde wurde, daß meine Augenlider sich senkten und bleierne Schwermut meine Stirn umfloß. Und nun erschauten die Binsen den unberufenen Lauscher, den Ritter in Harnisch und Helm, da kicherten sie, und ich glaubte ihre spöttisch lockenden Worte zu vernehmen: „Zum Dornwald willst du, Ritter mit stählerner Brünne? Weißt du auch, *wo* die Jungfrau schlummert, deren Bilde du nachjagst? Hast du die Kraft, ein Schwert zu schwingen — ward dir die Brust zum maschigen Panzerhemde —

kennst du den Weg zum Zauberschlosse? Bist du gewiß, daß es diesseits der Sonne liegt? Ermattet nicht schon dein zierliches Rößlein – sinkt nicht müde und schwer dein Haupt auf die keuchende Brust? Ruhe dich, Ritter! Gesperrt ist die Bahn. Kühle die staubigen Glieder und letze die Zunge mit der Nektarfeuchte des Wassers!"

„Hörst du im Schilfe das Summen der Geister?
Steige hernieder und werde ihr Meister!
Vergiß dein Mädchen und folge dem Licht,
Das tanzend den Spiegel des Wassers durchbricht!
Siehst du es schimmern? Da droben ist Nacht,
Hier unten goldglutstrahlende Pracht!
Da wiegen auf Purpurpolstern in Reihn
Leuchtende Elfen in Schlummer dich ein.
O steige vom Rappen ins sumpfige Reich!
Da ruht es sich sanft, da ruht es sich weich."

So sangen die Halme am Ufer. Mir aber schwindelte wie einem Manne, der mühsam eine weitschauende Warte erklomm und nun schaudernd hinabblickt in die Tiefe, die er überwunden hat. Er möchte sich abwenden vom grausigen Abgrunde; doch eine unbezwingliche Begierde stachelt ihn, immer von neuem hinabzulugen über die Brüstung in den schwindelnden Schacht. Und rings um ihn her beginnt sich's zu drehen, zu oberst kehrt sich das sichere Erdrund, vergebens klammert er sich fest am eisernen Gitter: die Erde liebt ihre lebendigen Kinder und reißt sie wollüstig aus der Höhe, die sie erstiegen, an ihren liebenden Busen zurück, daß sie zum Staube zerschellen, daraus sie geworden sind. Auch um mich fing der Laubwald an, einen wirren Reigen zu schlingen. Liebeverlangend küßten den moosigen Boden mit trunkenen Wipfeln die Bäume, lechzend umklammerten süßduftende Ranken den Riesenleib der gewaltigen Stämme. Spannte nicht da drunten der blaue Himmel sein buntes Zeltdach aus — flackerten dort nicht am Weltenkandelaber die Funken der ewigen Wahrheit — bedarf's nicht nur eines kühnen Sprunges, um zu versinken im Kelche der Allflut? Wär' ich ein Tor nicht, wenn ich ängstlich zauderte, wo mir die Pforten geöffnet sind der Unsterblichkeit! Und ich trieb mein Roß an, ich Verblendeter, und ich wußte nicht mehr, daß es der Waldsee war mit dem Zauberglanze verführender Irrlichter, der da vor mir lag in dunkler Melancholie, daß ein Sumpf mich betörte mit dem gleißenden Abbild des Himmels.

Wild scheute mein Hengst und klemmte zwischen die Zähne die Stange des Gebisses. Ich aber drückte ihm das Sternrad in den Leib, daß er mit einem gewaltigen Satze hineinsprang in den nächtlichen See. Sprühend zerbrach in tausend schimmernde Atome die Silberfläche des Wassers. Hochauf spritzten die Tropfen gleich blaßfunkelnden Perlen und über meinem Haupte küßten sich zusammenschlagend die gespaltenen Fluten. Durch meine Seele aber schauerte glühendes Wonnegefühl. Denn vor mir im Dämmerdunkel des Seepalastes, die feinen Glieder umflossen vom bleichen Rosaschimmer des Gewandes, stand die holde Geliebte! „Reizendes Mädchen, diesmal entgehst du mir nicht!" Und ich haschte nach den flatternden Bändern ihres Gürtels. Da traf mich wieder tief bis ins Mark ein wehmütig verzehrender Blick schwelgender Entsagung. Eine schwefligе Flamme aber schoß zischend auf zwischen mir und dem Mädchen. Phosphorqualm umwogte meine Schläfe. Ein bärtiger Riese packte mich lachend am Schopf, daß ich zu Boden stürzte mit furchtbarem Krach. — — Und nun richtete ich mich auf, fuhr mit der Hand zur blutenden Stirn und rieb wie erwachend die schweren Lider. Langsam wich es von mir gleich einem drückenden Alp. Verwundert sah ich umher. Doch wie? War da nicht vor mir der bärtige Alte? Saß da nicht träumerisch sinnend die lieblichste Jungfrau und starrte hinein in lodernde Flammen? Und lag ich nicht selbst gebrochen am Boden? Ich besann mich, tastete um mich, meine Erinnerung war wie ausgelöscht, mein Haupt schwer und dumpf, alles verwirrte sich mir, und ratlos reckte ich stöhnend die Glieder. Da blickte das Mädchen auf. „Die Betäubung ist vorbei", sprach sie zu ihrem Vater, „darf ich dem Wunden einen Schlaftrunk bereiten?" Mürrisch nickte mit dem Haupte der Alte, ich aber noch ganz unter dem Eindruck meines Traumes und begeistert von des Mädchens lieblicher Erscheinung fragte laut und verwundert: „Sage mir, Mädchen, bist du leibhaftig oder der Geist nur der ewig Entweichenden?" „Schweig', elender Verführer!" donnerte der Mann mit dem struppigen Bart. „Erbarmen, Vater!" flüsterte das Mädchen. „Merkt Ihr nicht, daß er noch im Fieber redet, irre, unvernünftige Worte? Entsinnt Euch, Ritter", sprach sie weiter, an meine Lagerstatt tretend, „zwei Stunden wohl mögen verflossen sein, da Ihr mit Eurem Rappen unweit dieser Köhlerhütte stürztet und blutend am Haupte zusammenbrachet. So lange liegt Ihr jetzt in schwerer Betäubung." Ich wollte ein Wort der Entschuldigung erwidern; doch sie winkte abwehrend mit der Linken und reichte mir mit der Rechten ein Glas, worin ein bräunliches Getränk schäumte

und zischte. „Trinkt das! So werdet Ihr fest und traumlos schlummern und könnt morgen gestärkt Eures Weges reiten!" Begierig griff ich nach dem dargebotenen Trunke und sog ihn mit durstigen Zügen. Da sank ich schwer zurück auf meine Lagerstatt und fiel in angenehme Betäubung. Dumpf hörte ich draußen rauschen den Wald und den Regen prasseln auf das Dach der Köhlerhütte. Und da war es mir, als höbe mich der Wind empor — hoch, hoch über Wälder und Wolken und immer höher in sonnige Ferne über die Menschheit, und ich lächelte herab als ein Heros aus der Halle der Unsterblichen. Und noch höher flog ich empor, und nun hörte ich wieder den Sturm in den Wipfeln der Bäume und mich durchrieselten unaussprechliche Schauer. Ich wähnte zurückgekehrt zu sein in eine ferne, unermeßlich ferne Vergangenheit. Wiegte mich nicht in weichen Armen die Mutter? Und sie sah mich an mit ihren großen, milden blauen Augen und flüsterte: „Schlaf, mein Herz, schlaf süß!" Und nun sang sie:

„Hörst du, wie der Regen fällt,
Wie des Nachbars Hündchen bellt?"

Und ich sank beseligt zurück und wußte noch nichts vom Treiben der Welt, nichts als den Regen und die Liebeslaute der Mutter, und ich schlief ein an ihrem Busen fest und traumlos. —

Noch graute der Morgen, als des Köhlers Tochter mich weckte aus tiefem Schlummer. „Ihr seid genesen, Ritter!" sagte sie angstvoll und hastig. „So besteigt Euer Roß und jagt von hinnen, eh noch der Vater erwacht!" Sie führte mich ins Freie. Da stand mein Rappe gesättigt an reichlichem Futter und wieherte froh beim Anblick seines Herrn. Ich wandte mich zu meiner trauten Begleiterin und wollte ihr beim Abschied Worte innigen Dankes sagen. Da sah ich Tränen in ihren Augen schimmern. „Ihr seid unglücklich, liebes Mädchen", sprach ich, „oh, offenbart es mir, was Euch so schmerzlich bewegt. Wie gern will ich helfen, wenn ich es vermag! Doch wenn nicht, so laßt mich teilnehmen an Eurem Schmerz, er wird auch mich bewegen!" Sie schüttelte traurig das Haupt. „Lebt wohl, Ritter!" sprach sie und reichte mir die Hand zum Abschied. „Nimmermehr werde ich so meine Lebensretterin verlassen! O brecht Euer Schweigen, ich kann gewiß Euer Leid verstehn!" Da sah sie mich fest an mit ihren klaren dunklen Augen. „So kehrt denn um, Ritter! Reitet rückwärts die Bahn, die Ihr halb schon durchmessen, und mein Weh ist gestillt! Nicht wahr, das hattet Ihr nicht erwartet? Und nun zuckt Ihr zusammen und bereut Eure voreilige Frage. Beruhigt Euch! Freiwillige

Wohltat will nicht vergolten sein. Möchte es Euch eine Mahnung sein! Vielleicht, daß Ihr meiner gedenkt, eh noch blutiges Verderben unrettbar Euch umsponnen — vielleicht — doch ach — ich hoffe es kaum. Wie mancher schon ist den gleichen Weg gezogen, wie mancher starb eines schrecklichen Todes im Dornengeloder. Oh, daß Euch dies ungewollte Hemmnis, der Sturz des Rosses, die Stirnwunde eine Warnung wäre, nicht weiter zu jagen auf gefährlichem Pfade! Geht, Ritter, geht —" sie wandte ihr Haupt und Schluchzen erstickte ihre Stimme. „ich wünsche Euch Glück und Erfüllung!" „Ich verstehe dich, Mädchen!" sprach ich und drückte ihr herzlich die Hand. „Doch wenn auch die Hölle selbst meiner harrte, ich kann nicht anders!" Und ich bestieg meinen Rappen und jagte von dannen in den trüben nebelnden Wald.

Bemerkung des Herausgebers (B.d.H.). — Das nachfolgende Bild der Stadt scheint nach Vollendungsgrad und Ausführungsart im Strom des „Sonnenrittes" als störender Fremdkörper zu stehen. Dennoch mußte wenigstens der Kern erhalten bleiben als einziger und darum unentbehrlicher Beleg, was der ganz im Element gelösten Seele widerfährt, wenn sie zu urteilender Besinnung erwacht in der Wirklichkeit gegenwärtigen Menschentums. — Der nur um das mystische Erlebnis bemühte Leser möge das eingeklammerte Bruchstück überschlagen.

(Weit, weit bin ich geritten durch Forst und Flur, und wo ich Menschen sah, fragte ich sie nach dem Schlosse mit der Dornenhecke. Sie aber maßen mich mit leeren Blicken und gingen weiter, ohne mein stürmisches Drängen gestillt zu haben. Und endlich kam ich in eine große Stadt. Da band ich mein Roß draußen am Tore fest und betrat die breiten, lärmenden Straßen. Welch neue Welt erschloß sich mir da. Funkelnde Karossen jagten vorüber — zierliche Reiter tänzelten daneben — säbelklirrende Uniformen warfen einander gravitätische Grüße zu — unter hohen Huttürmen stolzierten die Dämchen auf Stelzenhacken — Wucherjuden mit langen Bärten feilschten um Waren. Und aus dem Getöse heraus erhoben sich die riesigen Steinpaläste, zwischen denen die Menschen zu Zwergen wurden. Ein unbestimmtes Bangen ergriff mich, und rastlos irrte ich von Straße zu Straße. Plötzlich stand ich vor einem weiten Platze, in dessen Hintergrunde sich eine hohe gotische Kirche erhob. Inmitten aber ragte ein Götzenbild und um diesen Götzen tanzte alt und jung in kreischender Prozession einen wahnwitzigen Cancan. Anfangs meinte ich den altphönikischen Moloch zu erblicken, bald aber vergewisserte ich mich, daß es ein großes goldenes Kalb war, dem man Menschen-

opfer zu bringen schien; denn vor seinem weitklaffenden Maule lagen ein paar blutige Frauenleichen. Den scheußlichen Hymnus, womit diese Unheilskorybanten ihren Reigen des Verderbens begleiteten, verstand ich nicht; doch Furchtbares mußte er bedeuten. Denn die Weiber gebärdeten sich jener Agaue ähnlich, die den eigenen Sohn zerfleischte, die Männer aber wie Faune, wenn das Fest verendet in verwüstender Gier. Von Zeit zu Zeit spuckte das dämonische Kalb aus breitem schmierigen Rachen Gold, dann mit Gewieher stürzten über die goldenen Brocken her Männer wie Weiber; mit satanischer Lust zerzausten sie sich Bärte und Flechten und stießen sich handbreite Dolche in die Gedärme, und mancher blieb zuckend im Staube vor Ahrimans hochragendem Opferaltar. Doch horch, da luden plötzlich die Glocken im Dome zur heiligen Frühmesse und — o Wunder — die Bekehrten legten mit süßlichem Lächeln die bluttriefenden Dolche aus den Händen, ordneten sich zum selbstgefälligen Büßerzuge und wallten himmelsgläubig gesenkten Hauptes durchs hohe Portal hinein in das Haus des einzig wahrhaftigen Gottes, wo sie der Andacht genossen und des Brotes und Weines und der Sündenvergebung. — Voll Ekel und Abscheu stürzte ich davon. Da erbebte rings der Boden von gewaltigen Trommelwirbeln. Die breite Mittelstraße herauf marschierte im Soldateskaschritt ein Trupp kurzbeiniger, blitzäugiger Männer, die mit wilder Wut ihre Pauken schlugen. Jeder trug eine rote Mütze mit der Aufschrift: Wir sind die Patrioten! Und zum Takt ihrer Trommeln sangen, nein, brüllten sie aus heiseren Kehlen:

Das Vaterland ist gar zu gut, gar zu gut, gar zu gut,
Und wir wollen Feindesblut — Fein—des—blut —!

Ängstlich tappte ich fürbaß, bis ich zuletzt in die Gasse des Elends geriet. Da sah ich in modrigen Kellern gebärende Weiber — halbnackte Männer, aus denen der Höllengeist des Branntweins faselte — lumpige Dirnen, die sich höhnisch auf offener Gasse verkuppelten — verhungerte Frauen mit dem sterbenden Säugling am Busen. Schaudernd wandte ich mich ab. Da hörte ich Geflüster neben mir. Und als ich zur Seite schielte, zuckte ich zusammen. Ein Glutblick traf mich aus einem langen hageren Gesichte, und diesen Kopf trug auf schmalen Schultern eine gespenstisch hagere Gestalt. Wohl verstand ich es, was der unheimliche Fremde mir zuraunte: „Das Maß ist voll. Die Mine gelegt. Bald zünden wir den Faden und befördern diese Stadt der Gläubigen zum Himmel, in den sie gehört!" Die Gestalt war verschwunden, und hastig verließ ich das Dunkelviertel.

Auf einem sonnigen Mittelplatze klopfte mir plötzlich jemand auf die Schulter, und als ich mich umsah, blickte ich in das freundlich augenzwinkernde Gesicht eines ältlichen Herrn, der sogleich mit großer Lebhaftigkeit zu sprechen begann: „Seh's Euch an, seh's Euch an! Seid auch einer von den echten Dornenrittern, wohl gar ein mittelalterlicher Kunstvirtuos. Lieber Freund, nur nicht verblüfft! *Das* Handwerk hat seinen goldenen Boden verloren, da gibt's nichts mehr zu holen! Geld heißt der Lebenspuls der Dinge, Geld ist die Schlagader der Menschheit, Geld der Beweger des Alls. Nur um diesen würdigen Artikel kämpfen wir mit Leib und Seele — und wahrlich, der Preis ist der Mühe wert! Ich weiß, was Sie sagen wollen, junger Mann! Ihre Absicht ist edel und gut! Hilft nichts, hilft alles nichts!

Grau, teurer Freund, ist alle Theorie,
Doch grün des Lebens goldner Baum.

Nun sehen Sie, wie ich die Klassiker auswendig weiß! Wohlverstanden, wir treiben auch Kunst und Wissenschaft. Aber, junger Mann, damit allein kommt man nicht weit. Verdammte Kost, solch Ideal! Bei uns gibt's reellere Ware! Meinen Sie, unsre Jugend studierte Theologie aus Gläubigkeit? Oh, wie Sie irren, guter Freund — die Pfründe, die Pfründe macht's! Doch halt, es gibt noch ein andres Mittel. Sehen Sie, die dort mit der Atlasschleppe! Nur dreist, vielleicht gelingt's! Frech und gottesfürchtig, war stets mein Wahlspruch. Ah, ich verstehe, Sie wollen romantische Liebe! Auch die gibt's, doch kostet's Geld, viel Geld! Schauen Sie dorthin, drittes Stockwerk! Verstehen mich nicht? Nun, junger Freund, wird sich alles noch lernen! Ich merk's schon, ich spreche in den Wind! Ja, ja, Bester, wir haben auch Kunst und Poesie. Unsre Dornenritter freilich, im Vertrauen gesagt, sind eigentlich Schreihälse, die in Wahrheit das Zauberschloß nie gesehen haben, aber doch so tun und vortrefflich Reklame zu machen verstehen. Wenn Sie aber die ehrliche Absicht haben — nun wohl, so ist das lobenswert. Doch hören Sie, die Reise ist weit und die Straße staubig. Da braucht's Geld. Ich sage Ihnen, mit Geld können Sie sich Liebe, Achtung, Ehre, Ansehen, Ruhm erkaufen. Was stände nicht feil für Geld! Wenn Sie das besitzen, haben Sie die Wahl, Konsul, Kommerzienrat, Bürgervorsteher, Doktor, Papst, Poet oder Graf zu werden. Beginnt's zu dämmern, grüner Schwärmer? Merkator heißt der Gott der Zukunft! Vor ihm werden knien die Völker dieses Planeten und werden die Hände heben und sagen: Gieße dein Füllhorn aus über Gute und Böse, Gerechte und Ungerechte und

speise uns mit deinem Manna! Nun, fangen wir an, vernünftig zu werden? Ich sehe, Sie ehren die Logik meiner Gründe und stehen nun da und wissen nicht, wie Sie sich als Bekehrter benehmen sollen, hier so allein in der Hauptstadt. Warten Sie, da kann ich Abhilfe schaffen! Mir fehlt da grade ein angehender Buchhalter im Kontor. Sie sehen nicht dumm aus, und die Buchführung wird sich schon lernen. Jährlich dreihundert Taler Gehalt, das bei guter Führung steigt! Nicht wahr, ein hübscher Anfang! Wissen Sie, ich nehme solche Leute wie Sie am liebsten, denn ich weiß, die betrügen nicht. Wenn Sie dann ein nettes Kapital erworben haben, kann es ja weitergehen auf der Jugendfährte. Doch bis dahin, junger Freund, glauben Sie mir's, hat sich so jugendliche Sehnsucht meist beschwichtigt! Ich will Ihnen auch noch etwas verraten. Die schöne Jungfrau — nun erschrecken Sie nur nicht, ich kenne ja Ihre geheimsten Gedanken — die schöne Jungfrau und das Zauberschloß und alles, was dazugehört, ist in Wahrheit nur eine Sage, woran die Leute im Mittelalter und in der Vorzeit glaubten. Heutzutage wissen wir, daß solche Erzählungen Märchen sind. Doch das führt uns zu weit. Also überlegen Sie sich's mal. Bis morgen gönne ich Ihnen Zeit mit der Antwort. Firma Talerschmied und Goldbereiter, Wechselstraße 7!" Damit eilte er spornstreichs davon, ehe ich noch etwas erwidern konnte. Mir war's, als stünde ich auf dem Nordpol eines großen Globus und ringsherum wirbelten die Breitengrade, die da die Länder durchlaufen von Osten gen Westen, und mit Ihnen wirbelten die Kontinente und Ozeane, die Flüsse und Städte und Dörfer, und ich selbst begann zu taumeln in dem gräßlichen Wirrwarr. Da rasselte mit lautem Getöse ein Lastwagen an mir vorüber. Zugleich bekam ich einen Stoß in die Seite, daß ich vollends wach wurde. Schon nahte der Abend. Rings entfachte sich ein Glühmeer elektrischer Lampen*.

Draußen wogte und flutete das Abendleben der Stadt. Aus manchen Fenstern quoll durch breite Vorhänge gedämpft der Rosenschimmer strahlender Ampeln und flackernde Schatten huschten vor-

* Fußnote des Herausgebers (F.d.H.). — Diese Stelle ist rätselhaft. Verfasser besinnt sich bestimmt, daß es damals in seiner Heimatstadt Hannover elektrische Glühbirnen noch nicht gab, sondern nur die großen weißen Bogenlampen auf dem Bahnhof. In einer größeren Stadt aber war er bis dahin noch nicht gewesen. Das „Glühmeer elektrischer Lampen" ist also ein Phantasma, das die spätere Beleuchtungsentwicklung wunderlicherweise vorwegnimmt.

über. Ich wählte stets die engsten Seitenstraßen, und so befand ich mich bald in einer schmalen und dunklen Gasse. Hohl hallten meine Schritte zwischen der Doppelfront altertümlicher Häuser. Jetzt kam ich an einem Bierkeller vorbei, wüster Lärm drang herauf. Und immer enger wurde die Gasse, dumpfer dröhnte mein Gang, spärlicher standen trübe Laternen. Da fiel plötzlich blendendes Licht aus einem Erdgeschoß gerade auf mich, und lang und unheimlich wuchs hinter mir der pechschwarze Schatten. Schneller schritt ich aus. Da weckte mir der Tritte lauter Widerhall das beklemmende Gefühl, als schritte im gleichen Takt jemand hinter mir. Ich wandte mich um: nichts war zu sehen als mein eigener Schatten. Doch kaum hatte ich den Kopf wieder gedreht, so vernahm ich deutlich nahende Schritte. Wieder mußte ich hinter mich schauen. Weithin flammte der Hohlgang im blendenden Licht des Erdgeschosses und weithin war kein lebendes Wesen. Nur die grotesken Formen der Häusersimse traten in dem Halbglanz fratzenhaft hervor. Aus nächtlichen Wandwinkeln und Höhlungen schienen sonderbare Larven zu grinsen. Arabesken krümmten sich auf den verwitterten Steinen und gleich verzerrten menschlichen Gliedmaßen wuchsen gewundene Schnörkel daraus hervor. — Horch, waren das nicht klingende, klappernde Tritte? Mir ward schauerlich zumute. In diesem Augenblick stand ich an der Stelle, wo wie aus dem Busen der Erde greller Lichtschein brach. Verdüsternd umwogte jetzt Rauch den flammenden Schacht. Da fühlte ich mich von der Faust eines Mannes am Genick gepackt. „Wir haben ihn, Brüder!" raunte eine heisere Stimme. Ich wollte mich loswinden, doch eisern hielt mich mein Angreifer umklammert. Plötzlich aber verwehte der Qualm und blitzgleich zuckte der weißgelbe Strahl des verborgenen Lichtes hindurch und tauchte die Szene in flackernde Glut. Meine Angreifer schienen zu stutzen. Der stärkste, der mich hinterrücks festgekrallt hatte, ein Kerl von gedrungenem Bau mit brandrotem Bart, ließ mich fahren und sah seinen Spießgesellen mit einem Mischblick von Überraschung und Wut ins Gesicht. Schnell trat ich einen Schritt zurück, um womöglich, die augenblickliche Stockung benutzend, zu entkommen. Kaum aber stand ich schattenwerfend im vollen Strom des unterirdischen Lichtes, als ich zu meinem Entsetzen hohle Schritte hinter mir hörte. Schon glaube ich mich den Räubern rettungslos ausgeliefert und zucke schaudernd in der Erwartung, sofort von neuem im Nacken ergriffen zu werden. Da sehe ich, wie die Wegelagerer mit weitaufgerissenen Augen auf mich starren; ihre Haare sträuben sich, mit dumpfem Aufschrei stür-

zen sie in wilder Flucht davon. Blitzschnell habe ich mich gewandt und blicke mit steigendem Grausen auf die dämonische Gestalt eines glutäugigen schwarzbemäntelten Mannes, dem das lange gestrählte Haar wirr um die Schläfen flattert. Ist das nicht der finstere Unbekannte aus der Gasse des Elends? Aber sind das nicht meine eigenen, nur scheußlich veränderten Züge? „Wer bist du?" entringt es sich bebend meinen Lippen. „Wer bist du?" schallt meine eigene Stimme echohohl zurück. Da faßt mich Wut und Schauder zugleich. „Hebe dich weg, Gespenst!" schrei' ich ihn an. Da lacht er gellend auf. Ich balle die Faust und in der Faust blinkt ein Messer. Doch eh noch der Stoß die Brust meines Gegners trifft, birst mit Getöse der Boden. Glührote Flammen schlagen empor, Schwefeldunst umqualmt meine Stirn und ich sinke bewußtlos nieder. — — Allmählich zerreißt die Schwüle. Aufatmend taste ich in der Finsternis um mich und gewahre, daß ich vor dem Stadttore liege. Da erhob ich mich mühsam und legte mich dumpf an Haupt und Gliedern unter einem Baum des Waldes zum Schlafe nieder.

Wie lange ich in qualvollen Fieberträumen gelegen, weiß ich nicht. Vielleicht war es gegen Mitternacht, als mich der weiche Hall einer nahen Glocke erweckte. Leise bebten mir zu Häupten die dunklen Zweige der schützenden Ulme. Auch das Stadttor und die Konturen der Häuserfirste hoben sich trotz der nächtlichen Stunde scharfumrissen gegen den tiefschwarzen Hintergrund des Nachthimmels ab. Denn seltsamerweise lag die ganze Gegend weit und breit in lilafarbene Glut getaucht, die mit blassem Schimmer auch das Laubwerk des Waldes durchzitterte, sodaß jeder Busch, jeder Zweig, jedes Blatt wie von einer durchsichtigen Aura umkränzt erschien. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich erst jetzt, daß ich mich am Saume des Waldes befand, den hier mit dem türmereichen Stadtwall eine flache Ebene abschloß. Schon wollte ich beruhigt die Augen wieder schließen, da fiel mein Blick auf den breitästigen Nachbarstamm jener großen Eiche, an die ich mit einem Seil mein Roß gebunden hatte. Und — mein Herzschlag stockt — meine Pulse gehen schwer und stoßweis — und meine Gliedmaßen erstarren. Denn neben dem Rappen steht hochaufgerichtet eine stolze Gestalt und jene Gestalt bin ich! Ein Krampf schnürt mir die Brust — meine Augen bleiben weitgeöffnet, obwohl ich sie schließen will — ich vermag den Kopf nicht wieder in die vorige Lage zurückzubringen — und das Wesen kommt langsam, marternd langsam auf mich zu. Grauen vermengt sich in mir mit Wut. Emporspringen will ich, auf den Verfluchten mich stürzen.

Doch festgeschraubt wie mit Eisenklammern ruht jede Muskel unbeweglich am Boden, und der Dämon tritt dicht an mein Lager und raunt mir heiße höhnende Worte zu... Fieberwahn durchrast mich — keuchend hebt und senkt sich die Brust — Schaum entquillt meinem Munde. Aber regungslos haftet das Rückgrat — Felsblöcke lasten auf Armen und Händen. Da — auf einmal — ein gellender Schrei — und mit übermenschlichem Ruck ist die Nabelschnur zerrissen, die mich festgekettet an den Bauch des Gestirns. Schäumend stürze ich mich, einen flammenden Dolch in der Faust, auf des Dämons scheußliche Larve. Der aber stößt ein geisterhaftes Gelächter aus, wendet sich, schwingt sich auf den Sattel des Hengstes und jagt über die blaßglimmernde Ebene. Dicht auf den Fersen folgt ihm mein Racherausch. Klirrend schlagen die Hufe des Rosses das steinige Gefilde. Da ist es mir, als löse sich die Seele aus dem Kerker des Staubes. Lautlos schwebt hinter dem Dämon mein wollüstiger Schatten. Der aber dreht auf dem Rumpfe das Haupt. Aus seinen Augen zuckt stechende Ironie und treibt mich zu rasendem Taumel der Wut. Doch da endet das Flachland — da brodelt und schäumt die unabsehbare Fläche eines phosphorisch leuchtenden Meeres. Und Roß und Reiter setzen hinein, daß die weißblauen Tropfen hoch emporzischen bis zum Firmament und als glühender Regen auf mich niederfallen.

Da bebt durch meinen Leib ein frostiges Schütteln und ich erwache. Und nun fielen wirklich Tropfen auf mich nieder; doch es waren Regentropfen. Denn über die Wipfel des Waldes zogen finstere Regenwolken und hohl ging der Wind durch die breite Krone, darunter ich lag. Ringsum dunstfeuchter, wassertriefender Forst und wenige Klafter von meinem Lager mein treuer Hengst. Umsonst aber suchte ich weit und breit nach Mauern und Türmen der Stadt.

„So war alles nur ein wüster Traum? Oh ihr Träume, warum sät ihr den Keim entsetzlicher Zwietracht in ein leidendes Herz? Warum, du ewige Lebensmacht, durchglühtest du mich mit deinem göttlichsten Funken und versagtest mir die Kraft, ihn zur Flamme zu fachen? Weshalb, ihr Unsterblichen, ließet ihr mich alle Gebrechen meines Geschlechtes fühlen, wenn ihr mir nicht die Macht verliehet zu bessern, was ich verfluchen muß? Oh löset dies Rätsel! Macht mich zum Gotte oder zum Tier — nur nicht zum Wurm mit der Seele des Heros!" Sieh, da zerflatterten die Wolken hoch oben am Himmel. Jauchzend peitschte der Sturm verwehende Fetzen und strahlend bohrte Helios seine Pfeile durch die Dunstwelt der Nebel. Flammende Helle

schoß über die dampfenden Riesen des Waldes. Aus tausend kristallklaren Tropfen lugte glühend empfangen das blitzende Auge der Welt. Wie jedes Atom den Geist der Welten spiegelt — wie sich Billionen leuchtender Sonnen wollüstig an tauschweren Zweigen schaukeln — wie die Blätter nippen aus funkelnden Nektarkelchen und berauscht von des Morgentranks unnennbarer Süßigkeit in unendlicher Lust schwellen und wogen — wie sich Rispen und Äste grüßend der Sonne entgegenstrecken — wie die blaudurchfluteten Wipfel ihre schimmernden Kronen im Äther wiegen!

Und ich bestieg mein Roß und jagte von dannen. Bald lichtete sich der Forst. Unabsehbare Marschen breiteten ihr saftiges Grün vor meinen trunkenen Blicken aus, und auf den Marschen weideten wohlgenährte, glockenbehangene Kühe, daß melodisches Klingen die Luft durchbebte. Mit stolzblitzenden Augen durchjagte mein Hengst ihre langen Reihen, und die Rinder blickten gutmütig-stumm auf die Wohlgestalt des enteilenden Rosses. — Ein frischer West schlug mir feinkörnigen Flugsand ins Angesicht. Der kann nur den Dünen des Meeres entflattern, dachte ich, und freudiger Schauer durchzitterte meine Brust. „Oh du dumpfdonnerndes Meer, welch unsagbare Sehnsucht faßt mich nach dem Gischt deiner blendenden Wogenkämme! Laß mich dich schauen, du länderumspannende Jungfrau!“ Ohne es zu wollen, drückte ich meinem Rappen die Sporen in den Bauch, daß er pfeilschnell der Richtung zuflog, aus der mir Fetzen vom Boden des Meeres entgegenstoben. Heil dir, wackerer Hengst! Schon wellten sich die Hügel des Strandes — schon schwankten und winkten die Halme des Dünenhafers — und da — da lag es selbst, das weite sonnige Meer! Und ich sank auf die Knie nieder, breitete die Arme und rief:

Ich grüße dich, du unendliche See —
Die du alle Gestade umspülst
Und ein ewiges Band schlingst
Um die getrennten Kinder der Erde!
Ich grüße dich, du unendliche See!
Dein Herz gleicht der Seele des Menschen —
Furcht und Hoffnung heben wechselnd
Deine atmende Brust!
Wollust wirbelt zu kochendem Brodel
Deine dämmrungsdunklen Tiefen —
Entsagung glättet die geebnete Fläche
Deines schlummernden Spiegels.

Aber ob du aufgärst
In tobender Wut
Oder sanft und weich
Die blaue Kuppel des Himmels spiegelst —
Immer bist du schön,
Unendliche See!

Und nun warf ich mich rücklings ins Dünengras und ließ den gesättigten Blick träumend auf dem Spiele anschlagender Wellen ruhn. Und mählich verlor sich jedes Verlangen im Liede der Wogen, im Liede der Winde. Suchend tastete der Blick über die weite, blitzende Fläche, unsicher haftend an verwehender Rauchsäule, die horizontfern dem Schlot eines schon verschwundenen Dampfers entwirbelte; fortgleitend mit dem zerstiebenden Federwölkchen, das eben im Westen versinken wollte; bald sich verlierend in der unermeßlichen Ferne des Alls. Müde senkten sich überwältigt von der rätselhaften Größe der Natur wie zum Schlummer die Lider; zusammensank der Feuergigant, der unsterbliche Wille. Und ich schloß völlig die Augen, um tiefinnen widergespiegelt zu sehen das Gottheitsabbild, und drückte trunken von Seligkeit die Stirn in den seefeuchten Dünensand. Leise umpfiff meine Haare der Wind, sanft melancholisch drang zu meinen Ohren das immergleiche Rauschen der Brandung. Und stiller ward es in meinem Herzen. Zweifel und Hoffnung, Begierde und Furcht vergingen im Akkorde der Schöpfung. Es löste sich von der Seele des Alls die leidige Schale des Ichs, verflutend im Hauche des Meeres. Unendliches Entzücken weitete die Brust und breitete sie aus um Länder und Meere, um Menschen und Tiere, bis alles darin versank, was pulst und lebt und was seelenlos wie der Stein auf Erlösung harrt. Und alle Qualen und Wonnen schäumten zusammen zur ewigeinen Harmonie: glänzend und schimmernd lag sie vor mir, unbegrenzt und verrauchend in sonniger Ferne, und über sie hin flüsterte Schlummergesänge der Seewind. —

Doch — von sanft einbettender Entsagung bis zur qualvollsten Sehnsucht ist nur e i n e Sprosse an der Leiter der Seele. Auch das Meer ruht totenstill, wenn der Taifun hereinbrechen soll. Wie ein Blitz durchfuhr es mich plötzlich vom Kopf bis zur Zehe. Rasende Kräfte durchkochten die Tiefen meines Gemütes, daß ich jäh emporsprang und aufrechtstehend mit flammenden Blicken den Spiegel der See zerbrach. Mächtige Dämonen begannen in mir eine tobende Schlacht, und es war mir, als müsse der Leib zerbersten. Sausend stieg

in die Stirn mir das purpurne Blut und keuchend schrie ich über die schweigenden Wasser: „Fluch dir, trügerische Ferne! Fluch euch, Elfen der Sonne, die ihr auf den Kräuselwellen der Dünung tanzt! Spalte dich, Meer! Erwache, schlummernde Amphitrite, und recke gen Himmel die drohende Rechte! Armselige, mich meintest du zu belügen mit Liebesgelispel und weichem Gemurmel? Gemach, noch erlag ich nicht dem Sirenengesange! Du triumphiertest zu früh! Klirrt nieder, verfluchte lähmende Fesseln! Weiche, Alp, von der drückenden Brust! Hebst du dich, Busen des Meeres? Wagst du's, dunkellockige Sklavin, den Menschengeist zu versuchen? Wohlan — ich will sie schirren die grünmähnigen Rosse Poseidons; stöhnen sollen die göttlichen Hengste unter dem Joch des Menschenwitzes und gebändigt von der Faust des Prometheussohnes mich hinübertragen zum Gestade der Träume!" — Da brauste und zischte es in den Lüften, als habe Pluton die Forderung vernommen und rüttle dräuend an den Toren des Erebos. Heulend faßte der Ost den Flugsand der Düne und jagte ihn evoejauchzend, eine irre Thyiade, über die dumpfaufschauernde Fläche des Meeres. Widerstrebend sank die Sonne in sturmschnell steigende Wolkenberge. Horch, und jetzt stöhnte weithin tief und grollend — ein zürnender Titane der Vorzeit — die dunkelnde See. Finsternis senkte sich nieder und zu kochen begann und zu schäumen die Flut. „Bist du erwacht, Poseidon, oder kehrst du auf Flügeln der Windsbraut zurück aus dem demütigen Lande der Äthiopen, wo der Weihedunst brennender Hekatomben deine Nase gekitzelt? Wohlan denn, wir wollen einen Gang tun mit ungleichen Waffen! Stoßt in die Hörner, muschelblasende Tritonen! Sammelt eure Heere der Schrecken und führt sie heran! Hier steh ich allein und trotze dem heulenden Sturm und trotze euch, ihr dunkelschwellenden Wogen der See! Höher schon bäumen sie sich, tiefer quirlen daneben klaffende Schlünde — und jetzt zur Düne hin wälzt die umgürtende Schlange den bläulichen Ringel. Es gurgelt und ächzt und wimmert und brüllt. Geschmetter erstickt die verhallende Stimme! Ha, sie brach! Bis zu den Wolken spritzt der Gischt — schäumend rollt die Brandung gegen den Strand hin! Verlangst du nach mir, tausendzüngiges Ungeheuer? Was bist du denn, Meer? Ein zerstäubender Tropfen — und himmelhoch über dich hin schießt die Feuergarbe des glühenden Blutes! Jenseits von euch, verrinnende Wogen — jenseits von euch, entfesselte Wolken — fern, fern im Sonnenreiche des Westens ruht heilig und rein wie der lebenspendende Gral auf den Felsenhörnern der Alpen das unentsiegelte Geheimnis meiner

Träume. Und mit meinen Wünschen entfahre ich selbst. Denn wisse, Poseidon, mächtiger als dein erderschütternder Dreizack, mächtiger als der Donnerkeil des Kroniden, ja mächtiger als die Welt und das Schicksal ist Menschenwille!" — Schrecklicher heulte der Sturm und es gellte wie Hohngelächter. Schaumfetzengleich stoben Möwen vorüber. Und dunkler wellt sich die Flut — höher und höher lecken am Ufer die Schaumkaskaden — schwärzer wird die Nacht. Da — sieh da — was steigt dort empor hinter dem Dünenkamm? Was hebt sich gespenstisch aus wogenden Halmen? Barst die Erde und speit die Toten ans Licht? Langsam wächst die schwarze Gestalt empor — es blitzen die Augen — es flattert der Mantel — es wehen die Haare im Sturm! „Zur Hölle, verfluchtes Gerippe!" Klanglos ersterben die Worte. Fort — fort — bebt jeder Nerv. Da reckt der Geist den Arm und ich stehe gebannt. „Fort, fort!" schallt es zu mir herüber spottend — echohaft — fern. „So entfliehe doch, Tor! Frei steht die Bahn — wer hindert dich!" Woher kam die Stimme — kam sie aus dem Munde des Geistes? Nein, er steht unbeweglich — starr haftet auf mir sein verzehrender Blick — es flattert der Mantel — es wehen die Haare im Sturm! Und wiederum tönt es schon näher und doch als käm's von der Sonne oder vom Monde, als riefe mir's aus dem Jenseits die Seele eines Gestorbenen zu:

„Was harrst du und träumst und starrst in die Nacht,
Wo nichts ist als der Sturm und die Wolken?
Was zauderst du, Narr — wer stahl dir den Mut?
So stürz' dich hinein in die schäumende See
Und spotte der Greuel des Meeres!"

Und wilder kocht die Flut. Da spaltet die Woge — ein nacktes Weib enttaucht der geöffneten Tiefe. Sie streckt zur Seite die weißen Arme — was taucht empor aus dem Schaum? Zwei liebliche Hände — es spaltet die Woge — drei Nixen schlingen zum Reigen die blitzenden Arme. Was ziehn sie empor? Zwei schimmernde Hände — es spaltet die Woge — fünf Nixen tanzen den Reigen. Nein, es sind sieben, nein, mehr — vergehen mir die Sinne? Wohin ich blicke, zerspalten die Wogen und Nixen brechen empor! Wie das auf und niederschwankt von wollüstigen Brüsten — Busen reiht sich an Busen — silberne Flechten umknoten die Köpfe — Kreis umzirkelt den Kreis in geweitetem Bogen — und immer neue und neue zerteilen die Wellen — lauter lachende Weiberlippen — neckisch blitzende Nixenzähne —

lüstern glänzende Augen — in unendlicher Ferne zum schäumigen Streifen verschwimmend. Und sie werfen die Locken und tanzen den Reigen und singen ein seltsam Lied:

Wir schlummerten träumend.
Die Küste umsäumend
Ruhte das Meer.
Da rief uns zum Reigen
Verspottend dein eigen
Machtwort her.
So komm denn, Geliebter —
Des Meeres zerstiebter
Brandender Gischt
Wird dich umfangen,
Bis dein Verlangen
Zum Leben erlischt.
Denn wer in den warmen
Strahlenden Armen
Der Nixen geruht,
Küßt liebeverloren
Wie nochmals geboren
Die Kinder der Flut.
Wir werden uns schlagen
Voll süßem Behagen
Um deine Gestalt!

Wir entbrannten in Wonne
Zum Sohne der Sonne —
So komme denn bald!
Du riefest zum Morden
In Donnerakkorden
Die Nixen herbei —
Du fordertest Leiden —
Wir bieten dir Freuden
Und ewigen Mai!
Du riefst zum Zerschellen
Schäumende Wellen —
Sie *tragen* dich gern.
Geschreckt vom Grimme
Der göttlichen Stimme
Weilst du noch fern?
Du *wolltest* im Wehen
Des Sturmes stehen —
Deine Lust ist gestillt!
So zage nicht zitternd,
Wann sich erschütternd
Dein Schicksal erfüllt!

So sangen die Nixen. Mich aber faßte wildes Verlangen, hineinzuspringen in die schäumende See. Mit raschen Schritten stand ich am Saume der Küste, doch von plötzlichem Schauder gepackt floh ich zurück. Da trat der Dämon im wehenden Mantel ganz nahe an mich heran — ganz nahe — ich fühlte den heißen Hauch seines Mundes: „Hinüber willst du, Närrchen, hinüber — über die brausende See? Schau hin, wie die Nixen die lockenden Lippen wölben zum Kuß auf die Seele des Sonnensohnes? Weißt du, Knabe, wie kalt ein Nixenkuß durch die Glieder schauert? Weißt du, daß der Lichtgeist erlöschen muß in ihren seefeuchten Armen? Armer, verblendeter Tor! Nicht den Bergstrom vermöchtest du zu durchwaten! *Ein* Schritt gar in die trichternden Fluten — und mit Geklirr zerschellst du an kantiger Felswand! Was sträubst du dich, Knäblein, gegen den Hauch meiner Kehle? Was verdrehst du die Augen in

ihren Höhlen, als trieb' ich dir Dolche ins Eingeweide?" — Er machte eine Pause, und wogend schwoll aus der Tiefe der Gesang der Meeresgöttinnen und schleuderte versengenden Brand in die gefolterte Brust:

Du überlegst? Es schwankt dein Göttermut?
Warum hast du ihn prahlend angepriesen?
Die Wahl ist aus! So stürz' dich in die Flut
Köpflings hinein und bändige den Riesen!

Noch harren wir. Doch ist nicht bald geschehn,
Was du dem Meer mit hohem Eid versprochen,
So jauchzen wir bis an den Wolkenhöhn
Der Donnerlaut millionenfach gebrochen!

Den Erebos bewegend widerdröhnt
Und durch die Brust ein wildes Feuer heizt,
Dir „Feigling" zu, der machtlos uns gehöhnt —
Dem hohlen Toren, den der Wahn gespreizt!

„Vermag den jungen Titanen ein Sirenentriller zu stören?" vernahm ich wieder die heiseren Laute, und eine teuflische Schadenfreude machte jedes Wort zum stechenden Skorpion. Da aber löste sich aus meiner Brust ein Schrei, so schrill und markerschütternd, daß selbst der Dämon erbebte. Im gleichen Augenblick stürzte ich mich auf den Verhaßten. Höhnisches Gelächter schlug mir entgegen. „Du willst mich wohl gar morden? Armer, verblendeter Tor, ich bin unsterblich!" Doch schon hatte ich ihn mit übermenschlichen Kräften gefaßt. „So fahr' zur Hölle!" Und ich stürzte ihn vom Gipfel der Düne in die hochaufschäumende Flut. Widerlich verzerrten sich im Sturz seine grinsenden Züge. „Komme nach, Brüderchen!" röchelte es gurgelnd aus den Wogen. Mich aber schüttelte Grauen vor dem Abgrund des Meeres, und fröstelnd trat ich zurück. Da waren die Nixen verschwunden; doch hochauf bäumten die Wellen, als wollten sie den Himmel mit weißen Fäusten packen und herunterreißen in die kochende Flut. Und ihr Zischen wurde zum Laut, zum gesprochenen Worte: denn „Feigling!" brüllte die Brandung und „Feigling!" heulte der Sturm. Da sank ich wimmernd zu Boden und mir vergingen die Sinne. — —

Noch immer stürmte, wenn auch schwächer, der Ost, als ich aus schwerer Betäubung erwachte. Mein Kopf war wirr und meine Pulse

gingen matt wie nach tiefer Erschöpfung. In der Niederung hinter den Dünen lagerte mein Roß und nahe dabei waren ein paar wettergebräunte Strandleute damit beschäftigt, ihr vom Sturm beschädigtes Segelboot auszubessern. Da der Wind mehr und mehr nachließ, gelang es mir, sie zur Überfahrt zu bewegen. —

Und wieder knirschte der Kiel und stieß auf den Sand. Mit lautem Freudenschrei sprang ich ans Ufer. Hinter mir lag das unendliche Meer, vor mir dehnte sich unendliche Heide. Schon nahte dämmernd der Abend. Leiser flüsternd strich der ermattete Wind über die weite, herbstliche Fläche. Leiser und leiser murmelten die Wellen, und im Westen durchflammte ein Strahl der scheidenden Sonne die Wolken. Bald schimmerten sie in scharlachnem Purpur und verschwanden zuletzt, in glühende Flocken zerflackernd. Feuersprühend enttauchte ihnen die riesige Scheibe der versinkenden Sonne und mit einemmal schoß eine brennende Glut über Länder und Meere. Weit, weithin bis in unermeßliche Fernen lag schweigend und starr die Natur in goldenem Flammenschein. Kein Blatt raschelte im Winde, kein Laut durchbebte die Stille. Durch meinen Busen aber brauste wie Sturmgewölk verzehrende Sehnsucht. Zitternd sank ich zu Boden und hauchte, gen Westen gewandt, ein wortloses Gebet. — Und nun spülte es dumpfig schollernd, eine unsichtbare Woge, über die endlose Heide. Hohl aufbrauste entfesselt das Meer und sausend über die welkende Ebene rollte der Wind. Denn eben versank der äußerste Rand des glühenden Balles hinter dem Erdplan und nur der Himmel zeichnete sprühend den Pfad, den der Lichtgott gegangen war. Mählich verblaßte sein lodernder Teint zum rosadurchstickten Graublau. Speichenartig aufschießende Feuergarben ertranken im weißer werdenden Ferndunst, und bald lag nur noch ein fahlgrüner Streifen wie über den fernen Fluren eines verlorenen Paradieses. Noch einmal schwoll in unendlicher Sehnsucht die Brust; dann schauerte es kalt über die dunkelnde Halde. Der letzte Schimmer erlosch, und blinzelnd lugten die ersten Sterne aus der nachtblauen Wölbung des Alls. — Ich hatte mich fester in meinen Mantel gewickelt und schritt nun, mein Roß am Halfter führend, rüstig der dunstumflorten Ferne entgegen. Schon begannen die Gespenster der Nacht ihren flatternden Reigen. Unhörbar entstiegen die Nebel gleich stummen bleichen Nonnen in weißen Gewändern dem feuchten Grunde und wallten mir verschleiernd ums Haupt. Doch ich sah sie nicht und fühlte nicht ihren frostigen Anhauch; denn unauslöschlich loderte in meinem Herzen das Flammenbild der sinkenden Sonne, und indes die Dämmerungsgeister mich lautlos umkreisten, qualmte und braute es in meinem Innern, wogte und wallte, stieg vom Herzen zur Stirne, ein Nebelgewölk, das sich verdichten will zu klaren Gestalten. Und endlich traten aus wildem Gebrodel strahlende Mächte — und ich öffnete den Mund, von innerer Gewalt getrieben, und sang in die schweigende Nacht den brausenden Sonnenhymnus:

Wann die Sonne nebeldunstumflossen
In die Flammenflut des Westens sinkt
Und die Erde glutenübergossen
Feuer aus dem Kelch des Himmels trinkt,
Zucken fiebernd ihre Bergeslehnen
Dem umlohten Firmament entgegen —
Das uralt titanenhafte Sehnen
Will in ihrem Felsenleib sich regen.

Aufgerührt von himmlischen Gewalten
Hebt sich rings das braune Heideland.
Es zerbricht der Mörtel in den Spalten
Des Gebirges, der die Felsen band.
Sanft umbuhlt die zahme See die Küste,
Wo die Woge sonst am Deiche wühlt,
Doch voll Inbrunst schwellen ihre Brüste,
Drauf der Flackertanz der Flamme spielt.

Wie von Menschenhand emporgezimmert
Starrt der Wald im glanzerfüllten Raum.
Gelbe Glut und Purpurlohe schimmert
Um der Zweige dunkelscharfen Saum.
Ein magnetisch fesselndes Verlangen,
Das entlodernd durch die Rispen fährt,
Hält den Nerv mit Zauberbann gefangen —
Jedes Blatt der Sonne zugekehrt.

Festgebannt von schauernd wilder Wonne
Bleibt der Wasserfall am Felsen kleben,
Noch im Sturz das Abendbild der Sonne
Aus kristallner Flut zurückzubeben.

Mächtig drängt der Allgeist durch die Poren
Des Planeten, seinen Sitz zu fliehn.
Denn aus Flammen ward die Welt geboren
Und in Flammen wird sie einst zersprühn.

Siedend schießt ein ringendes Begehren
Durch das Herz, daß sich der Busen hebt —
Daß die schwache Urne zu zerstören
Die gefangne Sonnenseele strebt.
Aus den Augen will der Funke springen,
Den die ferne Glut darin entfacht.
In das Feuermeer sich aufzuschwingen,
Treibt ihn eine stürmend jähe Macht.

Jauchzend möcht' ich in Atome stäuben!
Tiefer sinkt der Ball im goldnen Gischt.
Und der Funke muß gefesselt bleiben,
Während fern der Horizont erlischt. —
Stürzt der Staubbach, Brandung schäumt entkettet,
Pfeifend bricht der Ostwind in den Hain.
Tief im Felsenbusen eingebettet
Schläft der Weltgeist seufzend wieder ein.

Und dunkler ward es und immer dunkler. Eisig wehte aus Osten der Wind und wälzte bleiche Schatten über die Ebene. Einsam knarrte und stöhnte ein Baum und weckte mich aus brütenden Träumen. So bestieg ich meinen Rappen und jagte davon. Aus dunstiger Ferne flackerte mir unsicherer Lichtschein entgegen. Bald unterschied ich die kastenartige Form eines niedrigen Hauses, das weltverlassen inmitten der kahlen Heide stand; ringsherum lief eine schmale doppeltorige Mauer. Man mußte das Schnauben des heranstampfenden Pferdes vernommen haben; denn ein graubärtiger Mann mit einer Laterne öffnete alsbald die Torflügel der Einfahrt, führte mein Roß in den Stall und lud mich mit treuherziger Baßstimme ein, in seines Herrn Besitztum die Nacht zu verbringen. Ich erstieg die matterleuchteten, teppichbelegten Treppen. Eine Saaltür tat sich auf, und ich trat in das rosenlichtdurchschimmerte Wohngemach. Vor einem großen kugelfüßigen Tisch saß im Lehnstuhl ein Greis. Bis auf die Brust fiel sein weißer Bart, aus den Augen blitzte jugendliches Feuer. Rechts von ihm auf rotgepolstertem Diwan lehnte eine strahlenäugige Matrone und maß mich mit Blicken gastfreundlichen Stolzes. Diesseits des Tisches war ein reizendes Mädchen, dem die langen blonden Zöpfe bis tief in den Nacken hingen, damit beschäftigt, Tee in die Tassen zu füllen. Sie trug ein braunes altdeutsches Gewand mit einer Gretchentasche und blickte auf den fremden Ankömmling ein wenig verschämt mit freundlich glänzenden Blauaugen. Der Matrone gegenüber hieß man mich Platz nehmen. — Wohlige Wärme, von zarten Düften des Räucherwerks gewürzt, durchströmte das Zimmer. Von den schweren Fenstervorhängen gedämpft scholl wie aus entlegener Ferne das Pfeifen der herbstlichen Winde und vermischte sich harmonisch mit dem Gesumme eines unsichtbaren Wasserkessels. Dazwischen vernahm man das Knacken und Knistern der Scheite im Kamine, welcher flackernde Schatten über den Teppich streute. Ich trat ans Fenster. Siehe, da draußen hatte sich ein Schneegestöber erhoben. Im tollen Reigen peitschte der Sturm vor sich her die weißen Zugvögel des Winters. Auf grauen Wolken des Nordlands waren sie gekommen und nun wirbelten sie herab mit lautlosem Flügelschlage und stoben glimmernd und glitzernd um die wehende Nachtlaterne, die von der Mauer her blaßrote Strahlen vergoß; denn sie sind neidisch auf alles, was glänzt und grünt, und decken die trübe Erde mit einem Leichentuch. Leiser Schauer durchfröstelte mich, und ich schob den Polsterstuhl nahe an den Kamin, um brütend beim Lohen der Flamme die Wonne der Winternacht durchzukosten. Denn das sind die Allmachtsminuten im Sklavenleben des Menschen: Wenn draußen die Schneeflocken wirbeln — wenn der Sturm riesige Wolkenballen keuchend über die Lande schiebt — wenn drinnen der Kessel singt und mit ihm die prasselnden Flammen — dann flattern die unsterblichen Gedanken, ihres ewigen Kerkermeisters entledigt, aus heimlicher Klause über die unendlichen Gefilde der Erde — und sie erheben sich über Nebel und Wolken und steigen hinauf in die Eisregionen der Monde — und höher zu glutkochenden Sonnen — und sie wählen als Rappen einen flammenschweifigen Kometen und durchmessen mit ihm die nächtlichen Hohlräume des Alls, bis sie zerstieben hinter den letzten Nebelringen des Makrokosmos. — Auch das junge Mädchen hatte sich erhoben und war an einen großen eichenen Schrank getreten, der sich auf einen Druck ihrer Hand knarrend öffnete. Prächtige Bücher standen darin in schwarzen und goldenen Bänden und mit leuchtenden Aufschriften. Sie nahm das umfangreichste heraus und reichte es ihrem Vater. Dann ließ sie sich selbst mit der Miene gespannter Erwartung ihm gegenüber auf

zierlichem Sessel nieder und bedeutete den inzwischen eingetretenen Diener mit geräuschlosem Wink, das Teegeschirr zu entfernen. Der Alte aber schlug das Buch auf und begann mit tiefer klangvoller Stimme zu lesen:

Vom Himmel sendet lotrecht seine Pfeile
Der Sonnengott durch unbewölkte Leere.
Daß sie die Felsen auseinanderkeile,
Schärft er die Spitze seiner goldnen Wehre.
Und drunten auf dem Sande Meil' um Meile
Gen Westen stets zum unbekannten Meere
Folgt einer goldumstickten Purpurfahne
Von Pilgern eine Riesenkarawane.

Rings schneeweiß endlos ausgedörrte Weite!
Darüber wölbt sich hochgespannt und heiter
Das Glutenfirmament. Von keiner Seite
Ein Sterbeseufzer nur des Windes. Schatten,
Gespenstern ähnlich fliegen Roß und Reiter
Hohlwangig, lautlos — weiter, immer weiter!
Von winselnden Schakalen eine Meute
Folgt ihrer Schar, die Müden zu bestatten.

Wie eine Schlange um den Bauch der Wüste
Hinwindet sich der lange Pilgerzug.
Die Sonne sinkt, die Sonne geht zur Rüste —
Nur schneller schäumt des Fadenschiffes Bug.
Wie weit noch ist die unbekannte Küste?
Sie wissen's nicht — noch war es nicht genug.
Nur Felsen tauchen auf am Horizont
Vom Abendlicht mit roter Glut umsonnt.

Dahin nun geht's. Bald ist man angekommen —
Und stumm sind Roß und Mannen hingesunken.
„Nur diesen Hügel noch hinangeklommen!"
Sie stehen oben und im Glutmeer trunken
Versinkt der Blick. Von Westen leis geschwommen
Ziehn Federwolken grell umsäumt von Funken.
Ein Geisterreigen scheinen sie dem Blicke
Und baun gen Westen eine Flammenbrücke.

Und neue Hoffnung hebt gesunkne Brüste.
Noch einmal siedet Feuer durch die Adern.
Noch einmal glimmt das flackernde Gelüste
Und möchte mit dem Flammenhimmel hadern.
Da streicht ein Windstoß rauschend durch die Wüste
Und türmt Gewölk zu einem Bau von Quadern.
Verlöschend sinkt der goldne Ball hinein —
Und es erlischt die Kraft in ihren Reihn.

Es stirbt der Glutenrest vom Sonnenfeuer
In ihren Herzen auch. Der Führer winkt.
„Du täuschtest uns, verführender Befreier!"
Ruft er gebrochen aus, „die Sonne sinkt —
Das Ziel ist fern! So mag zur Totenfeier
Der Sturm die Laute stimmen!" — Plötzlich blinkt
Ein letzter Strahl aus tiefumwölktem Westen
Und spiegelt sich in Kuppeln und Palästen!

Ein wildes Jauchzen braust aus tausend Kehlen:
„Habt ihr's gesehn? Nicht fern mehr ist die Welt,
Wo sich dem Wunsche darf die Tat vermählen —
Wo unsre Qual wie unsre Sehnsucht fällt!
Auf — noch vor Dunkel können wir's erreichen!"
Man schirrt den Rappen. Turmhoch auf Kamelen
Hebt sich zu neuem Marsch das Reisezelt.
Die Müden bleiben — die Entschloßnen weichen.

Fortbraust der Zug gleich einem Heer von Schächern,
Bis wo den Wüstenplan ein Wald umdrängt
Und zwischen vielgeschlitzten Palmenfächern
Die knotenreiche Rankenwildnis hängt.
Man bahnt den Pfad selbst unter Staudendächern,
Von feuchten Schlingen furchtbar eingeengt.
Ob droben längst die Sterne prachtvoll funkeln,
Unaufgehalten weiter geht's im Dunkeln.

Und als der Morgen aus Gewölken schimmert,
Da lichtet sich das dichtverstrickte Grün.
Bald liegt der letzte dunkle Strang zertrümmert.
Durch Farrenkräuter die Berauschten ziehn.

Ha, wie das goldig durch die Zweige flimmert!
Es wogt ein Duft von Lorbeer und Jasmin.
Sind sie am Paradies — am Ziel der Reise?
Da zieht das Weltmeer seine Wellenkreise.

Und „Weiter!" gellt es durch die müden Scharen.
Schon klirrt die Axt und niederbricht der Baum.
„Vorwärts durch Hindernis und Todgefahren —
Durch Wald und Wüste — Sturm und Wogenschaum!
Am Strande *dräben* richtet eure Laren,
Wo endlich greifbar unser Sehnsuchtstraum
In kühnen Giebeln prangt!" Es siegt der Wahn —
Die Besten steigen in den Zedernkahn.

So steuern sie gen West — und steuern Wochen
Und Monde immerfort gen West, gen West.
Wohl ist der Mut tagsüber oft gebrochen.
Der Abend macht ihn wieder ganz und fest.
Denn stets, wenn Wolken um die Sonne kochen
Von abendlicher Flammenflut durchnäßt,
Zeigt eine Lichtburg voller Säulenschäfte
Der Abschiedsstrahl und schürt die toten Kräfte.

So geht es fort auf weitem Wogenpfade,
Bis ferne sich ein dunkles Eiland hebt. —
Entnervt vom mondenlangen Wellenbade
Der Pilger dankbar auf den Knien bebt
Und Hymnen haucht am felsigen Gestade,
Bevor der Zug von neuem weiterstrebt.
Doch sinkt der Abend auf die Erde nieder,
So schürt die Glut die schlummermatten Glieder.

Nun über Steppen, Heiden und Savannen,
Gebirge, Ströme, durch die dunkle Pracht
Der Urwaldsriesen geht's beschwingt von dannen.
Auf fremde Ungetüme führt man Jagd.
Schlägt stolze Brücken aus gefällten Tannen
Und lichtet düstrer Forste stete Nacht —
Und säubert so und ebnet die Gefilde
Beim raschen Ritt nach einem Gnadenbilde.

So sind Jahrzehnte denn dahingeflossen —
Die meisten Pilger längst zurückgeblieben.
Ein kleines Häuflein tapferer Genossen
Ist ganz allein von alter Glut getrieben.
Auch sie sind schon verzagt und halb verdrossen —
Die reine Hoffnung will sich endlich trüben.
Da lodert einst im trügerischen Strahle
Ganz nah das Dach der goldnen Kathedrale.

„Steht's vor uns faßbar nicht und körperhaft?"
So tönt ihr Ruf, „das ist kein Nebelhauch.
Da winkt die Ruhstatt unsrer Wanderschaft!
Zu roten Zinken formte sich der Rauch!"
Den Schritt beflügelt ihre Leidenschaft.
Schon wölbt sich keck der Kuppeln ehrner Bauch.
Da prangt die Stadt mit Wappen, Türmen, Schildern —
Ein buntes Bild von körperhaften Bildern.

Sie treten ein und — trau'n nicht ihren Sinnen,
Als einem Greis sie schaun ins Angesicht.
Ein Bruder war's! Und alle die da drinnen,
Sie leisteten einst schmerzlichen Verzicht. —
Indessen jene nach getürmten Zinnen
Im Sturmschritt folgten ihrem Traumgesicht,
Sind diese Türme herrlich aufgetrieben
Von denen, die verzagt zurückgeblieben.

Sie schaun umher: das war dieselbe Wüste,
Wo früher sie zum Tode sich gelegt.
Wo machtlos einst das rasende Gelüste
Dem wilden Geist ein Wunderbild erregt,
Da prangte nun bis an die Meeresküste
Ein Tempelfeld, das tausend Giebel trägt.
Es war *errungen* und nicht ungewöhnlich
Und dennoch war's dem Wunderbilde *ähnlich*. —

Der Greis machte eine Pause im Lesen, lehnte sich in seinen Sessel zurück und schloß die Augen, als wolle er versuchen, ob das farbenprächtige Gemälde eine Spur darin zurückgelassen habe. Wir hörten wieder ein Prasseln an den Scheiben, als schlüge Hagel daran, und

dazwischen das dumpfe Geheul des Sturmes. Das Mädchen blickte starr in das Flammengeflacker auf den Fichtenscheiten, während die Greisin im Halbschlummer an dem Divan lehnte. Ich war tief in mich zusammengesunken. Durch meine Adern rieselte der warme Schauer wunschloser Wonne, floß qualmgleich um meine Stirn und versenkte mich in angenehme Narkose. Und da war es mir, als öffne sich der Boden. Dem dunklen Trichter entstieg, von Dämpfen umwallt, ein titanisches Weib, und dieses Weib war Amphitrite. Sie griff in den Rauch und formte Schleier daraus und die Schleier wurden lange weiße Wogen und die Wogen wälzten sich schäumend um mein Haupt und schwollen höher und höher und überfluteten Stirn und Kopf und stiegen turmhoch auf — und ich lag betäubt auf seetangfeuchtem Boden des Meeres. Amphitrite aber lächelte triumphierend und spannte über dem Wasserspiegel ihre gestrählten Haare aus und die verdichteten sich zu dunklen Ufern und schwarzen Felsen und lagerten schwer und drückend auf den Wassern. Doch siehe da — durch die rauchigen Massen quoll erst gedämpft ein rosafarbener Schimmer, bald purpurglühend ein flammendes Leuchten und umspielte verführerisch ein lockenumkräuseltes Mädchenbild. Aus zwei wehmütig schimmernden Augen trafen mich sengende Strahlen und spannen durch den Wasserspiegel ein zartes Gewebe diamantener Fäden. Und das Gewebe wurde dichter, und ich hing darin wie ein Fisch im Netz. Und nun verkürzten sich die Maschen des Netzes, und da riß es mich fort mit unwiderstehlicher Macht. Mit hörbarem Ruck sprang ich empor. Da zerfloß der Traum und nur die rote Ampel streute zitternde Strahlen in meine Augen. Erstaunt blickten meine Wirte auf. „Was erschreckt Euch?" fragte verwundert das Mädchen, selbst aus süßen Gedanken gescheucht. „Nichts!" erwiderte ich kurz. „Nehmt meinen Dank, ihr guten Leute, und verzeiht mir! Wenn ich zurückkehre, will ich euch von allem Rechenschaft geben. Jetzt aber muß ich fort — mein Werk hat Eile!" — „Ihr wolltet — noch in der Nacht —?" fragte aufhorchend der Greis. „Sogleich!" „Bleibt, junger Mann!" sprach warnend die Matrone. „Hier habt Ihr wärmeres Nachtlager als draußen auf kalter Heide!" „Es geht nicht", erwiderte ich dumpf. „Ihr wißt nicht", sagte das Mädchen, „daß ringsum Moorbruch ist. Ihr kämt in Lebensgefahr, wolltet Ihr jetzt noch reiten." „Mein liebes Fräulein, mein Auftrag erfordert es, mit Sekunden zu rechnen!" „Oh, Ihr seid tolldreist!" sagte sie unwillig. Ich aber nahm Abschied und stürmte die breite Treppe schneller hinab, als ich sie vor wenigen Augenblicken erstiegen hatte. Wie erstaunte der alte

Diener, als ich ihm befahl, mein Roß wieder aus dem Stalle zu ziehen. — „Mann, siehst du nicht dort das fackelerhellte Schloß durch wehende Flocken schimmern?" fragte ich ihn, indem wir hinaustraten und der Wind uns Hagel und Schnee in die Augen schlug. „Herr, Ihr seht Gespenster!" antwortete er barsch. „Paßt auf! Euch wird das Irrlicht noch in den Moorbruch stürzen!" — Ich hatte meinen Rappen bestiegen. Wieder knarrte das Tor. Ich drückte dem Hengst die Sporen in den Bauch und fort ging's durch Sturm und Schneegestöber.

Gleich dem Schiffe, dem der nahe Magnetberg mit geheimer Gewalt in die Spanten und Bohlen greift und an den Nägeln zerrt und sie lockert, daß es schneller und schneller dem verderblichen Felsen entgegenschäumt, raste mein Roß, vom Sternrad des Reiters beflügelt, in Sturmeseile von Ost gen West über die nächtliche Heide. Und doch meinte ich regungslos zu verharren; soviel ungestümer wühlte wahnsinnige Begierde durch meine Nerven und drohte den Leib zu zerbrechen und über die winterliche Steppe stäubende Flammen zu gießen. Pfeifend und zischend sausten die Schneeflocken um meine Stirn und blickten mich an mit lachenden Elfengesichtern — und jedes war ein Bild des süßlockenden Mädchenkopfes. Da auf einmal zerrissen vor meinen Augen die Schleier der Nacht. Feuchter Brodem umdampfte mich und — siehe da, aus huschenden Nebeln hob sich dunkel und steil inmitten rauschender Ulmen ein Burggebäude. Scharf umrissen gegen den sternklaren Nachthimmel standen die Firste, Zinken und Türme. Drachenhälse mit gedrehten Kiefern sprangen als Dachrennen über die Gesimse und darunter strahlten in unendlicher Reihe grell erleuchtete Fenster. Alsbald war ich vom Roß gesprungen. Vor dem weit offenen Aufgang standen zwei kostbar gekleidete Diener, wie es schien, um weitere Gäste zu empfangen. Der eine nahm mein Roß am Zügel und führte es abseits; der andre wies mit ehrerbietiger Verneigung auf die Treppe, welche ich wählen müsse, um zu den Festgemächern zu kommen, gleich als ob man mich lange erwartet habe. Klopfenden Herzens stieg ich die breite Marmortreppe empor, die auf einen langen, hellerleuchteten Korridor voll prächtiger Säulen und Götterfiguren mündete. Am Ende des Ganges stieß ich auf eine zweiflügelige Tür. Sofort sprang sie auf und vor mir lag ein großer funkelnder Saal. Auf dem blinkenden Boden tanzten jugendliche Paare in leuchtenden Gewändern nach den jubelnden Weisen der Musik einen wunderherrlichen Reigen. Hundertkerzige Kronleuchter hingen an goldenen Strängen von der hohen getäfelten Decke

herab und übergossen die bewegliche Pracht mit blendender Helle. Da sah man bunte Ritter mit nickenden Helmbüschen — in wallenden Talaren würdige Prälaten — Schelmgesichter unter Harlekinshüten — zarte Mädchen in Gretchengewändern, blitzäugig kokette, die den knospenden Busen in Rokokoroben bargen, und üppige Schönen in bäurischen Miedern — und all der funkenstäubende Glanz besah sich lüstern in den goldumrahmten Riesenspiegeln der Wände. Als sei auch ich ein Geladener, schritt ich keck mitten durch die gewundenen Paare. Und meine Schritte wurden rascher und rascher, je näher ich dem andern Ende des Saales kam, wo mein lodernder Blick ein begehrtes Mädchenantlitz, aus den duftigen Rosafalten des Gewandes lugend, erkannte. Wollust durchkocht meine Adern, aber je näher ich komme, desto schwerer legt sich schwüles Bangen auf meine Brust. Meine Finger zucken, das liebliche Bild zu ergreifen, doch sie sind unbeweglich. Mein Atem geht dumpf und keuchend, die brennenden Blicke verglasen und werden eisig. Stürzen will ich auf sie mit wildem Aufschrei und — stehe gebannt. Sie aber lächelt mild und ernst und mißt mich mit einem Blicke verheißender Sehnsucht. Doch ehe noch mein Starrkrampf sich löst, ist schon ein Ritter genaht. Sie neigt das Haupt, der Ritter umfängt sie, und beide entschweben im wirbelnden Reigen. Da lösen sich meine Glieder und es schwillt und wächst meine Gestalt. Und nun wähne ich, ein Riese der Vorzeit zu sein, und durch meine Adern rollt der glühende Urstoff, woraus alsbald ein neidischer Gott die Sonnen und Kometen gießen wird, und ich murmele vor mich hin:

Nieder nun brechen die lähmenden Fesseln
Und aus dem Moder reißt sich beflügelt
Mit Donnerlaut der allmächtige Geist!
Der Wille wird Tat nun; dem Wunsch wird Erfüllung —
Und es stürmt, Planeten und Sonnen verzehrend,
Ein Flammengott
Durch die tönenden Hallen des Makrokosmos,
Bis er die Weltmyriaden verschlungen —
Und nichts mehr ist als die öde, kalte,
Uranfängliche Nacht.

Und ich werfe mich hinein in die Scharen der Tänzer. Sie neigt sich — der Ritter läßt sie — sie sinkt in meine Arme — ich presse sie an die glühende Brust. Brausend fluten die Akkorde, und wir

tanzen und drehen uns — und drehen uns immer rascher und rascher. In die Stirn schießt das Blut, die Pulse fiebern, die Augen erglänzen, heißer Taumel umnebelt die Sinne. Zu langen Streifen verzerren sich die Gesichter der Vorüberfliegenden. Heiß fühle ich den Hauch ihres Mundes und höre den hastigen Atem und ich empfinde das Wogen ihres Busens — und immer fester presse ich sie an meine Brust und immer geschwinder reiße ich sie mit mir fort. Und sieh, die Spiegel weichen vor uns zurück und wir tanzen weiter durch unendliche Säle — und um uns herum quirlen und kreisen die Ritter und Damen, schwankend, höhnend, spöttisch. Und ich neige mein Haupt — ein Kuß glüht auf ihren schwellenden Lippen. — Da fallen alle Pauken des Orchesters zugleich ein, daß es dröhnt wie ein Donnerschlag, und dazwischen kreischen und schrillen die Tuben und Geigen, als wären die Saiten zerrissen und die Drommeten durchlöchert. Ein zackiger Riß klafft durch den Boden des Saales. Unter meinen Füßen tut sich eine mitternachtsdunkle röhrenartige Grube auf, und ich sinke hinein. Und ich sinke tiefer und tiefer. Höher und höher steht über mir das bleichende Bild der Geliebten — und um sie herum tanzen mit immer verzerrteren Zügen die Ritter und Damen. Und dumpfig schollernd geht es hinab in bodenlose Schlünde — und die Bilder da droben verschwimmen mehr und mehr. Wie die blasse Sichel des Mondes erscheint der sanfte Kopf des Mädchens und von den Festgenossen sehe ich nur noch die blinkenden Bänder an ihren Hüten — und die lockern sich und zerfallen in Sterne — und an Sternen und am Monde vorbei huschen Wolkenschatten. Jetzt fühle ich nasses Schauern in Mark und Bein. Der Schleier vor meinen Augen zerreißt — — da lag die nächtliche Heide. Die Schneewolken waren verweht und Mond und Sterne leuchteten durch ziehende Nebel. — Ich besann mich und wollte weitergehen. Da packte mich eiskaltes Grausen im Nacken. Ich stak im Boden — und stak im Boden bis an den Bauch — und indem ich verzweifelte Anstrengungen machte, mich zu befreien, merkte ich schaudernd, wie ich langsam, ganz langsam tiefer einsank in den schlammigen Morast. Und mich durchzuckte die grauenvolle Gewißheit: ich war in das Moor geraten.

Da sah ich zum Monde hinauf mit einem Blicke unsäglicher Wut. Und der Mond verbarg sein Angesicht hinter trüben Schleiern. Ich aber streckte die geballte Faust gen Himmel und schrie einen gräßlichen Fluch zu den Sternen empor: „Deshalb also, lüstern lockende Buhlerin, hast du mich gekirrt mit berechneten Reizen, um mich hinabzuschleudern in den erstickenden Sumpf? So mögen meine

Worte ein giftiger Brodem sein, der gleich den beißenden Dämpfen des Chlors zum Himmel steigt und sich tief in deine aschgrauen Wangen frißt! In deine Augen mögen sie brennen, Verruchte, bis die Augen auslaufen — in deine Stirne mögen sie Runzeln furchen, bis du selbst auseinanderbirst und in weißblauen Tropfen aus deiner Höhe stürzst in den Sumpf — mir nach!" Da pfiff und heulte es in den Lüften. Eisige Seufzer stöhnten über die unabsehliche Fläche des Moores. Vor meinen Augen tanzten zitternde Irrlichtflammen. Droben aber faßte der Wind einen Wolkenknäuel und zerriß ihn in Fetzen. Da tauchte die Mondscheibe bleich aus stäubenden Nebeln und goß auf die Heide todblaß gespenstisches Silberlicht. Leise brodelnd stieg bis an meine Brust der braune Morast, und in dem glühenden Herzen wurde es kalt und still. Durch Tränenschleier schimmerte sterbender Blick zur funkenbesäten, prachtvoll gewölbten, uralten Kuppel des Himmels und leise klagte die ermattende Stimme: „Ewige Sterne — Götterfernen zeigt ihr dem sehnenden Herzen — doch ganz unnahbar wandelt ihr weiter. Niemals alternd nach ewigem Ratschluß zieht ihr feurige Zirkel durch die Öde des Alls. Äonen rollen an euch vorüber — ihr seht sie nicht. Wir aber ringen — und ringen vergebens und sterben. Zu modern sind wir verdammt im Boden der Erde, die uns gebar. Verglimmen muß der titanische Wille — die Tat ward den Göttern, verlangende Ohnmacht dem Menschen! Mich aber, der ich gegriffen nach deinem Gürtel, heiligbleiche Madonna, stürztest du hinab in verschlingende Gründe — und kalt lächelst du hernieder und fühllos!" Jetzt verging mir die Stimme. Bis unter die Kehle stieg mir der Brei des Morastes. Verzweiflung durchraste mich. Ein gräßlicher Schrei entrang sich den Lippen. Dumpfes Brausen schollerte in meinen Ohren. Und die Sterne begannen zu tanzen und schossen durcheinander wie funkelnde Raketen, und der Mond zerspaltete in silbrig glänzende Funken. Da quoll mir's kalt und schauderhaft in den Mund — ein letztes Zucken ging durch meinen Körper — ein Blitzstrahl zertrümmerte die Welt und — —

Bruchstücke aus

DESIDERATA

(Zweite, nicht endgültige Fassung)

Aus dem

I. AKT

Ort der Handlung: Pavia. Zimmer im Palast des Desiderius.

II. Szene

Herzog Roland von Friaul. Desiderius tritt mit raschen Schritten ein und bleibt stehen, als er Roland erblickt. Dieser ergreift mit Wärme seine Hand und spricht mit großer Innigkeit.

ROLAND: Mein König, laßt's den Boten nicht entgelten,
Wenn er ein Unglück meldet. Götterschickung
Ist selbst der Tod und nicht vermeidlicher
Als die Geburt. Was Menschen Unheil nennen,
Ist das Gefäß nur, drin Allwissenheit
Uns höhere verborgne Wonnen spendet.
Was ich zu sagen, duldet keinen Aufschub,
Es *muß* gesprochen sein, wenn nicht die Wolke
Einbrechen soll, bevor das Wetterleuchten
Den nahen Donner angemeldet. König —

DESIDERIUS *(unterbrechend, kalt):*
Genug, hör auf! Was du mir sagen willst,
Ist mir bekannt.

ROLAND *(erschrocken):* Ihr hörtet, wüßtet —

DESIDERIUS *(eisig):* Alles.

(Augenblickliches Stillschweigen.)

ROLAND *(rasch):* Was wollt Ihr tun?

DESIDERIUS: Ich wollte wetten, Freund,
Du weißt's!

ROLAND: Wenn ich es wissen soll, so weiß ich's,
Und mein Befürchten trog mich nicht. Jetzt wünscht' ich
Mir Göttermacht für einen Augenblick,
Die Heerschar der Titanen einzusargen,
Die jenes Wort in Eurer Brust entfesselt!

DESIDERIUS *(mit unterdrückter Leidenschaft):*
Für diese Geister gibt es keinen Gott.
Merk' dir's, mein Freund, sie sind aus jenem Volke
Abtrünniger Vasallen, die da wähnten,
Sie wären mehr als der allmächtige Schöpfer,
Und ihrer Demut heil'gen Wahn zerreißend
Den Satan sich zum Führer auserkoren.
Noch heute schüren sie die Höllenflammen —
Und weh dem Armen, dessen heißes Haupt
Sie mit dem Feuer ihrer Wildheit heizten!
(Ausbrechend.) Der hat die höchste Vollmacht, zu erdrosseln.
Und er vollbringt's — und würgte er sich selbst!

ROLAND: Und welches ist das Opfer Eurer Wut?

DESIDERIUS: Es nennt sich König, wird sich also nennen,
Bis ich ihm Schuft ins Angesicht gespien!
Ist's nicht ein stolzer Titel: Frankenkönig?

ROLAND: Und *wie* vollbringt Ihr's? Sagt mir auch noch das!

DESIDERIUS: Willst du den Willen knüpfen an ein Wie?
Hier heb' ich meine Hand —

ROLAND *(einfallend):* Schwört nimmermehr!

DESIDERIUS: Warum nicht, Herzog? Meint Ihr, Königseide
Sei'n mürb wie Glas, weil *einer* heut zerbrach?
Welch häßlich Wort! Glaubt mir's, ein Königseid
Ist weder heut noch je zerscherbt. Doch mancher,
Der sich Monarch genannt, hat uns gezeigt,
Daß ihm *Natur* das Szepter nicht verlieh,
Weil er den Eid verletzte! Nicht gewisser
Als meine Rachepflicht ist mir der Untergang
Des Schuldigen, der hohen Eid gebrochen.
Wie? Oder war's kein heilig großer Schwur,
Wenn ich dem Werber meine Tochter sandte?
Das Mädchen aus dem Fürstenhause der

Lombarden wagt der junge Königssproß
Der Pippiniden zu verschmähen, — wagt
Die anverlobte Fürstin zu verstoßen!
Karl, Karl, — an deinem stolzen Throne nagt
Ein reißend Raubtier! s'ist der Meineid — Karl,
Indes der Wurm das Fundament zerstört,
Schwört hier ein andrer —

ROLAND: Halt!

DESIDERIUS: Ihr wagt es, Herzog —

ROLAND: Euch vor der gleichen Sünde zu bewahren!

DESIDERIUS *(wild):* Bist du von Sinnen? Fürst, heut ist's nicht Zeit
Zu Scherz und Spott! Wahrhaftig, heute nicht!
Heut wäge jeder, Herzog von Friaul,
Dreimal das Wort, eh's von der Zunge gleitet.
Wer offne Wunde hat, ist leicht verletzt —
Und furchtbar wird die Waffe der Gewalt,
Wenn der Gereizte sie in Händen führt!

ROLAND: Zerschmettert mich, Ihr könnt's. Ich stehe hier
Ein Anwalt meines Volks und spreche nur,
Was mir die Pflicht des Amtes auferlegt.
Diesmal bin ich bestellt, dem Willenstaumel
Die Zügel anzulegen. König, hört —

DESIDERIUS *(unterbrechend):*
Ist *eines* nicht der Wille und die Tat?
Hat je ein Mensch Unmögliches gewollt?

ROLAND: Ja, König, ja! Nicht der Gedanke nur,
Der Wille nicht genügt, um aufzubauen.
Ein stolzer Wunsch bringt keinen Thron ins Wanken.

DESIDERIUS: Seltsamer Mann, vertröste du den Schwächling
Mit solchem Wort! Er glaubt dir gern; denn ihm
Ward ja die Lust auch nicht, die Strahlenkronen
Vom Haupt der Götter reißen will. So hoch
Reicht das Verlangen nur des Mächtigen!
Mich mahnst du nur an meine Macht. Und wär's
Ein bloß Gelüste selbst, ich kann es stillen.
Mich adelte Geburt zum Könige,
Und diesem Szepter kniet ein willig Volk.

Und deshalb werde ich zuvörderst denn —
Was läge näher, Freund? — ein Bubenstück
Der niederträchtigsten Gemeinheit rächen!

ROLAND: Ihr wollt Euch rächen — wohl — am Frankenherrscher.
Versucht's! Zuvor ein Wort der Warnung, König!
Noch scheidet Eure mörderischen Klingen
Ein breiter Hindernis als Rednerkunst!
Noch trennen Ströme, Firnen, Felsenhörner
Vom Frankengau die sichre Lombardei.
Vermeßt Euch nicht im Drange der Gefühle,
Ein Hannibal Germaniens zu sein.
Die Schluchten fordern gräßlichen Tribut.
Wohl steht ein treues Volk des Winkes harrend
Diesseits der Gletscher — traurige Reste,
Und führtet Ihr sein ganzes Heer hinaus,
Vermöchten kaum die Waffe des Verrats
Von Euch zu wenden, wann Ihr *drüben* wäret!

DESIDERIUS: Sehr gut, Herr Fürst! Doch wünschte ich zu wissen,
Was Eure Klugheit rät? Soll ich dem frommen Mann
Zu Rom, der die Intrige eingefädelt,
Die Zähne zeigen und so lange warten,
Bis mir der Franke ins Gehege kommt?

ROLAND: Nicht also —

DESIDERIUS: Nein? Nun, das ist wunderbar!
Was rät der Herzog?

ROLAND: Desiderius,
Mein Rat ist bitter, doch ich weiß genau,
Daß es der beste ist!

DESIDERIUS: Heraus damit!

ROLAND *(mit Wärme):* Mein König —

DESIDERIUS *(mit mühsam verhaltener Leidenschaft):*
Roland von Friaul,
Was rätst du mir?

ROLAND: Verschiebe deine Rache!

DESIDERIUS *(lacht gellend auf):*
Dank, alter Freund!

ROLAND: Was heißt das, König?

DESIDERIUS: Fürst!
Ihr seid ein kluger Mann, doch allzu zart!
Ihr hättet unverblümter sprechen müssen.
Wohl etwa so: Laß deinen Lehnsherrn kommen
Und küsse ihm den Staub von seinen Schuhen
Und sag' ihm Dank, daß er so freundlich war,
Die Tochter dir noch *heil* zurückzuschicken!
Nicht wahr, mein Bester?

ROLAND: Ich versteh' Euch nicht!

DESIDERIUS *(in ausbrechender Wut):*
Das glaub' ich, Schurke!

ROLAND *(aufbrausend):* König!

DESIDERIUS *(in furchtbarer Erregung):* Schweig, Verräter!

ROLAND: Ihr seid von Sinnen!

DESIDERIUS *(wild lachend):* Ja, du hast's verstanden,
Wie man die Sinne umdreht!

ROLAND: Mäßigt Euch!

DESIDERIUS: Nicht wahr, Elender —

ROLAND: König, treibt mich nicht
Zum Äußersten! Ich —

DESIDERIUS *(in haltloser Wut, die Hand am Schwertgriff):*
Fort, Verlasse mich!
Hinweg! Aus meinen Augen! Fordere nicht
Aus dieser Scheide die geschärfte Waffe
Durch dein verruchtes Angesicht heraus!
Wer war's, der einst mit dreisten Worten mir
Die Tochter abgeschwatzt — wer ist's, der jetzt
Vor Rachestreichen den Verräter schützt?
Wie? Schmeichelst du dir, Stümper in der Kunst
Der Hinterlist, mich übertrumpft zu haben?
Nun steig aufs Roß — nun geh ins Feindeslager!
Nun wirf dich deinem Spielgenoß zu Füßen!
Und nun bekenne du dem teuren Karl,
Der große Schachzug sei nur halb gelungen,

Verzweifelt zwar, doch matt nicht sei der König —
Doch *matt noch nicht,* bei meinem Eide, nicht!
Noch stark genug, zwei Wichte zu zermalmen!

ROLAND *(hat anfangs wie vom Donner gerührt gestanden; dann sind ihm Tränen in die Augen getreten. Jetzt spricht er mit halberstickter Stimme):* Unglücklicher Monarch — ich kann nicht zürnen.
Nur weinen kann ich — um den Bruder, den
Ein Schicksalsschlag zum Rasenden gewandelt. —
Leb wohl, mein Fürst! Das hatt' ich nicht verdient — —

DESIDERIUS *(wild):* Halt, keinen Schritt!
(Desiderius scheint einen furchtbaren Kampf mit sich selbst zu kämpfen. Als er sieht, daß Roland dennoch gehen will, nochmals:
Halt an!

ROLAND *(kalt):* Ich gehe, König!
Ich bin der Untertanenpflicht entbunden.

(Wendet sich zum Gehen.)

DESIDERIUS *(angstvoll):*
Um Gottes willen, bleib!

ROLAND: Was geht hier vor?

DESIDERIUS *(dumpf):*
Der Teufel —
(Abgebrochen) Roland — wie? — Was sagst du — Roland!
Du hörst nicht? — Roland, Herzog von Friaul!

ROLAND: Was ist's, mein König?

DESIDERIUS *(verzweifelt):* Bald mit mir vorbei!
Nicht wahr, das sind des Wahnsinns erste Spuren!
(Er fällt in einen Sessel.)

ROLAND: Besinnt Euch, König —

DESIDERIUS *(macht eine abwehrende Bewegung):*
Nichts mehr — laß mich —
(Nachdem er eine Zeitlang wie geistesabwesend gesessen, springt er plötzlich auf. Veränderter Ausdruck.) Roland,
Was sagt' ich eben? Roland —
(immer lauter werdend) Roland — Roland!
Glaubst du an Götter? Nein! Es gibt nicht Götter!

Doch Teufel gibt es, scheußliche Dämonen!
Mit jedem Unheil nahn sie tausendscharig
Und nisten sich im kranken Busen ein
Und zischen Argwohn, heucheln Wahn und Tücke
Und wählen sich zum Werkzeug Menschenzungen!
Aus meinem Herzen fort, Gewürm! Hältst du
Mich irr genug, dich des Verrats zu zeihn?
Wie, Freund, du solltest nicht? Fast halt ich mich
Doch selbst für noch wahnwitziger!

ROLAND: Mein König,
Die Reue überbietet weit den Fehl.
Wohl fühl' ich Euren Kummer. Rache heischt
Solch ungeheure Schmach — —

DESIDERIUS *(unterbricht ihn und reicht ihm die Hand):*
Der *Freund* verzeiht!

ROLAND *(nimmt die Hand):*
Er *hat* verziehn!

DESIDERIUS: Doch dieser Handschlag sei
Das Pfand zugleich, das ich dem *Fürsten* gebe.
Fordert Entschädigung! So weit mein Wort
Gehorsam heischt, reicht Eure Macht. Sprecht aus —
Das Reich ist Euer!

ROLAND *(lächelnd):* Tausend Dank, Monarch!
Mein Wunsch ist leicht gefaßt: Verspart auf künftig
Der Rache blutigen Vollzug!

DESIDERIUS *(zusammenfahrend):* Es sei!
Um meine Freundschaft gab ich meine Ehre.

ROLAND: Nicht so, mein König! Wertlos ist die Gabe,
Die nur die Pflicht erzwungen! Glühender
Erhofft die Stunde des Gerichts wohl keiner
Als grade ich!

DESIDERIUS: Du hintertreibst sie!

ROLAND: Nicht doch —
Verschiebe sie, das ist das rechte Wort,
Und warte auf die Gunst des Augenblicks. —
Aus wolkenloser Höhe fährt kein Blitz,

DESIDERIUS: Und wann ist dieser Augenblick gekommen?

ROLAND: Ich hole mir von Nord und Süd und Ost
Zur großen Schlacht die Wolken erst herbei.
Und werbe mir zum Bundesfreund den Sturm.
Indessen schläft mein Todfeind eingewiegt
In Träume auf dem Pfühl der Sicherheit
Und einen Ahnungslosen trifft der Donner.

DESIDERIUS: Verzwerge mir der Bilder kühnen Tanz!

ROLAND: Ich nenne nur die Sachsen und den Herzog
Von Bayern, Tassilo —

DESIDERIUS: Ein Fünkchen Wahrheit
Steckt noch im gröbsten Widersinn. — Auch darauf
Hier meine Hand — die Gabe kommt von Herzen!

ROLAND: Hab Dank, mein König!

DESIDERIUS: Sollt ich dir nicht danken?

(Roland ab.)

III. Szene

Desiderius allein.

DESIDERIUS: Ist Menschenseele formbar wie aus Wachs?
Fast sollt' ich's glauben; kommt es mir doch vor,
Als sei die meine eben umgeprägt!
(Geht wie von innerer Unruhe gefoltert im Zimmer auf und ab.)
Was willst du? Was? Das Diadem herunter
Vom gleißnerischen Angesicht! Steh, Lügner
Aus der Pippine schlauem Schleicherstamm,
Vor meinem Tribunal! Das Todesurteil
Soll bald gesprochen sein. — Ihr habt's verstanden,
Ihr Majordomus Austriens! Ihr wußtet
Die nach dem Purpur, nach dem Stirnreif lüstern,
Die frechgespreizten Klauen zu verhüllen —
Den Mächtigen der Zeit zu schmeicheln und
In höhere Fügung weislich umzuheucheln
Verruchte Schandtat! —
Und eure Klauen wurden Sammetpfötchen.

Mit Sammetpfötchen seid von Stufe ihr
Zu Stufe in der Gunst der Merowinger
Emporgestiegen — stahlt mit Sammetpfötchen
Die Krone euch und hofft, mit Sammetpfötchen
Dereinst Altromas Herrschaft anzutreten.
Bei Gott! Die Grausamkeit und Schlangenarglist
Der Childeriche habt ihr voll geerbt,
Nur ihre Plumpheit nicht! —

Mein Vaterland vom Urahn her, Germanien,
Was bleibt von deiner zähen Heldenkraft,
Wenn Römlingssöldner, christlich fromme Franken,
Dich in die Kutte deines Sklaven treiben!
Auch noch im Sturze willst du triumphieren,
Beherrscherin der Welt. — Der alte Sitz
Der Kaiser brach zermorscht in Stank und Fäulnis
Im großen Völkersturm zusammen, fiel
In Schutt und Trümmer — qualmend stieg der Moder
Zum Firmament — es zitterte die Welt!
Germanien seiner Sendung unbewußt
Setzt auf des Drachen eingedrückten Nacken
Den Siegfriedsfuß. Sieh da, der Rauch verweht
Und aus dem Nebel wächst titanenhaft
Ein grauses Schreckbild auf — ein Götzenleib,
Mit angemaßter Wahrheit übertüncht.
Sein Herz glüht rot wie Feuer — 's ist die Herrschsucht!
Und sieh, vor seinen Füßen knien die Stämme
Und schieben Menschenopfer in den Busen
Des Ungetüms. Geschlechter, Nationen
Verschlingt der Fetisch. Siedend steigt der Dampf
Der Sättigung aus seinem Rachen. Da
Herstürmt von Nord der braune Urwaldsriese,
Der Rom einst schlug. Betäubt sinkt er zurück
Vom giftgen Brodem, der dem Maul entqualmt.
Doch huldvoll nickend neigt der Götze sich
Und drückt, zum Morde noch den Hohn gesellend,
Aufs Haupt des sterbenden Helden eine —
(Stampft mit dem Fuß auf den Boden.)
Hölle!
Ich werbe dich zum Bundesfreund! Satane,

Weit lieber euch als römische Kapläne!
Du wagst es, morsche Königin der Welt,
Ins Feuer deine Hand zu strecken. Nun denn —
Sie soll verkohlen!
Kronos, Herrscher du
Im Glutbezirk der Sonnen höre mich!
Dich hat aus heitren Höhn ein neuer Gott
Hinausgepeitscht. Kalt, öde und verlassen
Steht des Olympos weißer Gipfel. Zeus,
Du schlugst Titanen — und den schwarzen Zwergen
Im Zingulum entfliehst du? Zeus,
Aus Marmor schuf dich Pheidias — und du stürzest
Vor einem Bild aus Nebel? Feiger Gott,
So muß ich deinen Beistand missen? — Wodan,
Du kämpfst den Kampf noch! Wodan, Herr des Lichtes,
Der letzte König der Germanen fleht
Um deine Hilfe! Wodan, Herr des Donners,
Dein letzter Kämpe zieht zum letzten Strauß
Für dich ins Feld! Wodan, dein Wolkenthron
Zerstäubt, wenn er verliert! — So stoße denn
Ins Sturmhorn, Heimdall, Walhallswächter! Wecke
Die toten Recken, sammle die Walküren
Und zücke deinen Blitz, gewalt'ger Thor,
Auf dieses Heer verlarvter Teufel! Wodan,
Ich kenne meine Sendung! Ohne Blut
Hab ich's versucht! Ich weiß die Antwort mir
Zu deuten. — Fluch dir, römischer Prälat!
Tod und Verdammnis! *(Zusammenfahrend.)* Stille, fasse dich!
Sie kommt. Geduld! Sei ruhig, wildes Herz!
Da drinnen kehrt sich's um. —

IV. Szene

Giberga öffnet die Tür und weist auf die eintretende Desiderata.

GIBERGA: Hier Eure Tochter!

DESIDERIUS *(ihr entgegeneilend)*: An mein Herz, mein Kind!

DESIDERATA *(tritt befremdet zurück)*:
Verzeiht, mein Vater, noch sind wir getrennt.

DESIDERIUS *(mit Wärme)*:
Geliebtes Kind, vergiß die arge Schmach,
Die dir ein falsches Schicksal angeheftet!
Dem Streich zu wehren, der uns zugedacht,
Ist Daseinspflicht — jedoch ihn zu erwidern,
Ihn zu vergelten, wann er schon getroffen,
Mag menschlich sein, doch edel ist es nicht!

GIBERGA *(bei sich)*:
Das ahnte ich.

DESIDERATA: So wißt Ihr, was uns scheidet?

DESIDERIUS: Desiderata, komm an diese Brust!
Ein reicher Quell der Liebe schlummert hier!
Was noch von meinem Leben übrig ist,
Dir soll's gehören, Mädchen!

DESIDERATA *(weicht zurück)*: Nimmermehr!
Zuviel verheißt mir mein getreuer Vater —
Ich fordre Rache!

GIBERGA: Rache üben ziemt
Dem Vater an dem Schänder seiner Tochter!

DESIDERIUS: Törinnen, schweigt!

DESIDERATA: Was sagst du, Vater?

DESIDERIUS: Närrin!
Du wähnst, die Rache tilgte das Geschehnis
Und wüsche den empfangnen Schimpf herunter?

DESIDERATA: Sie *muß* es, Vater!

GIBERGA: Und sie *wird* es, Fürstin!

DESIDERIUS: Nicht doch! Gebt einen Henkelkrug
Zum Spielwerk einem Kinde in die Hände —
Er liegt in Scherben. Scheltet *Ihr* das Kind —
Es wird darum der Krug nicht wieder heil!

GIBERGA: Welch mürbes Gleichnis!

DESIDERIUS: Meint Ihr, Frau Giberga?

GIBERGA: Zerbrechlich wie der Krug.

DESIDERATA: Geliebter Vater,
Ihr müßt Vergeltung üben; denn ich schwor —

DESIDERIUS: Unglückliche, kein Wort mehr!

DESIDERATA *(leidenschaftlich):* Bester Vater,
Hört alles an und richtet mein Vergehn!

DESIDERIUS: Ich weiß mehr als genug.

DESIDERATA: Noch nicht das Schlimmste!
Man hat mich schmählich fortgewiesen.

DESIDERIUS: Wie —
Wie ist's geschehn? Fast hätte ich vergessen,
Darnach zu fragen.

DESIDERATA: Dir gehorcht' ich, Vater,
Als ich gen Norden zog, dem Frankenkönig
Verlobt zu werden.

DESIDERIUS: Also war's. Und weiter —

DESIDERATA: Mit gleißnerischer Pracht hat König Karl
Mich aufgenommen.

DESIDERIUS: Er verstieß dich, Mädchen!
So komm zum Ende!

DESIDERATA: Täglich kam der König
In mein Gemach und heiße Liebesworte
Hab ich gehört —

DESIDERIUS: Du träumst! Von Liebe spricht
Kein Kluger, der die Maid verschmäht!

DESIDERATA: „Geliebte",
So sagte er, „die Welt will selbst dem Fürsten
Ein reines Glück mißgönnen. Doch getrost —
An mir zerbricht sie! Mädchen, du bist mein!"

GIBERGA *(da der König schweigt):*
Ihr hört nicht, König?

DESIDERIUS: Weiter, weiter!

DESIDERATA: „König,
Was kann der Welt an einem Mädchen liegen?"
Erwiderte ich ihm. Er sagte: „Kind,

Es ist das Weib allein, worum die Menschheit
In Schlachten ringt. Doch glaub's, in dreien Tagen
Führ' ich dich heim!"

DESIDERIUS *(lacht höhnisch auf):* Dich heim! Oh, das war gut!

DESIDERATA: Es war das letztemal, daß ich ihn sah.

DESIDERIUS: So sprich, was dann geschah.

DESIDERATA: Des andern Tags
Erschien statt seiner ein Diakonus
Und sagte mir mit höhnischer Verstellung —

DESIDERIUS: Nun — was? Du zögerst?

DESIDERATA: Vater, laßt es mich
Verschweigen!

GIBERGA: Darf ich Euch ergänzen? Mir
Hat sie's schon anvertraut. Er sagte: „Jungfer,
Der König weiß genug. Doch läßt er Euch
Drei lange Tage Zeit zur kurzen Fahrt
Von hier hinab gen Welschland. Sputet Euch —
Denn unerträglich ist für Christenaugen
Der arge Anblick einer Buhlerin!"

DESIDERIUS: Was sagst du — einer Buhlerin?

DESIDERATA: Mein Vater,
Die schändlichste Intrige feiler Sklaven
Sei hier im Werk und eines Wortes nur
Bedürfe es, den Irrtum aufzulösen —
So wähnte ich und forderte, dem König
Vor Augen stehn zu dürfen.

DESIDERIUS: Und — du sahst ihn?

DESIDERATA: Ich sah ihn —

DESIDERIUS: Sprich, und was geschah?

DESIDERATA: Bedarf's
Noch eines Wortes? Steh ich vor Euch nicht
Vom Könige verschmäht?

DESIDERIUS: Genug!

DESIDERATA: Und da
Hab ich mit hohem Eid es mir geschworen,
Für diesen Frevel mich zu rächen. Vater,
Könnt Ihr mir zürnen?

DESIDERIUS: Nein!

DESIDERATA: Wollt Ihr der Rächer —

DESIDERIUS *(der bis dahin dumpf brütend gestanden, geht mit heftigen Schritten im Zimmer auf und ab):*
Das Maß ist voll! Elender Satellit
Der schwarzen Schufte! *Diese* Krone kann
Ein jeder Dieb sich aus dem Staube lesen.
Bestochne Kreatur der Kirche! Schänder
Des königlichen Namens, zittere
Vor meiner Rache!

GIBERGA: Ah, Ihr seid bereit?

DESIDERIUS: Wozu? Die Ehre dieses Mädchens hier
Mit meines Volkes Herzblut reinzuwaschen?
Warum nicht gar!

GIBERGA: Was kann Euch höher stehn
Als Eure Ehre? Dieses Mädchens Schande —

DESIDERIUS: Ist Schmach für mich; doch größer wäre sie,
Wollt' ich noch obendrein mein bestes Heer
Dem fränkischen Tyrannen opfern.

GIBERGA: Wie?
Ihr *wollt* vergelten und Ihr *könnt* es nicht?

DESIDERIUS: Bis heute war es uns noch nicht vergönnt,
Mit dem Geschick zu rechten! Es verbietet —
Wir müssen folgen.

GIBERGA: Meint Ihr *das* Geschick,
Das auf dem Königsstuhl zu Aachen thront
Und Euch nach Gunst und täglichem Belieben
Bald Sonnenschein, bald Regenwetter zollt?

DESIDERIUS: Wer bist du, Weib, daß du dich kühn vermißt,
In Männerfehden auch ein Wort zu führen?
Bei Gott, du stehst wie eine Furie da!

Gemach, gemach, Giberga! Wage nicht,
Dich über dein Geschlecht emporzuheben.
Ich weiß, was es zu sagen hat: ein Weib!
Und weiß, daß keines mehr noch minder ist!

GIBERGA: Entsinnt Ihr Euch, weshalb ich herkam, König?

DESIDERIUS: Ihr suchtet Unterkunft —

GIBERGA: Ich war die Königin
Des Frankenreichs und bat um Obdach!

DESIDERIUS: Weil
Ihr's nicht mehr wart.

GIBERGA: Sagt, weil mein Gatte mir
Ermordet ward!

DESIDERIUS: Was sagt Ihr?

GIBERGA: König,
War's für den Bruder nicht ein vorteilhafter —
Wie soll ich's fassen — wunderbarer
(Mit scharfer Betonung) *Zufall,*
Daß ihm der Thronrivale starb?

DESIDERIUS: Bedenke,
Was du da redest, Weib!

GIBERGA: Ich habe nichts
Mehr zu bedenken!

DESIDERIUS: Ehe du den Mann
Des Mordes zeihst —

GIBERGA *(wild):* Mußt du des Mörders dich
Versichert haben!

DESIDERIUS: Weil man dich, die Witwe,
Samt deinen Söhnen aus dem Reiche trieb,
Erblickst du Mörder!

GIBERGA: Weil des Bruders Tod
Die Neffen von der Herrschaft nicht entband,
Hat eine Schar bestochener Vasallen
Auf sogenanntem Reichskonzilium
Sie abgesetzt — und *weil* man das getan,

So wird der Tod des Gatten zweckbewußt.
Das nenn' ich Mord!

DESIDERIUS: Um Gottes willen, schweige!

GIBERGA *(sich aufrichtend mit gewaltiger Stimme):*
So sagt mir, König, wer ein größer Recht
Auf Frankreichs Szepter hat als meine Söhne!

DESIDERIUS: Hör auf!

GIBERGA *(wird immer furchtbarer und lauter):*
Was steht im Wege? Nehmt ein Heer
Und zieht vor Rom! Der heil'ge Vater salbe
Zu Königen, die Gott, Natur und Recht
Dazu bestimmt!

DESIDERIUS: Kein Wort mehr!

GIBERGA: Der Gerechte
Steht zur gerechten Sache und die Hälfte
Des Frankenlandes läutet Aufruhr!

DESIDERIUS: Ha —
Wohin gerat ich?

GIBERGA: Rast durchs Innere erst
Die Rachegöttin mit der Freiheitsfackel —

DESIDERIUS: Unselige, halt ein!

GIBERGA: So stürzt der Thron
Des Meuchlers und vom Rumpfe schlag' ich ihm
Das Haupt herunter!

DESIDERIUS: Ah — die Firnen schmelzen
Zu Tropfen Tau's — die Felsen donnern nieder
Zum Erebos. Auf Sturmgewölken fährt
Mein irrer Geist! Gerechte Götter, helft!
Zu spät! — So stehet mir denn bei, vom Haupt
Die Krone ihm zu reißen und den Mörder
Und Meineidschwörer zu vernichten!
Komm an mein Herz, mein Mädchen! Heute noch
Laß ich zum großen Siegeszuge blasen.

DESIDERATA *(fällt ihm mit leidenschaftlichem Aufschrei in die Arme):* Mein Vater!

GIBERGA *(triumphierend):* Rache! Weh dir, großer Karl!

V. Szene

Zu den vorigen hereinstürzend Roland.

ROLAND: Was ist geschehn?

GIBERGA: Ein Bund ward hier geschlossen.

DESIDERIUS *(finster):*
Dem Franken Tod! — Wir brechen auf nach Rom!

ROLAND: Oh weh Euch, Langobarden, wehe, wehe!

Ende des ersten Aktes

Aus dem
II. AKT

Ort der Handlung: Pfalz König Karls zu Aachen.

Aus der
IV. Szene

Zimmer im Palast. Karl der Große. Berthrada, seine Mutter, greisenhafte Matrone mit weißem Haar sitzt am Spinnrad.

KARL: Nun, Mutter, sprich, was furcht dir finstre Falten?

BERTHRADA *(spinnend ohne aufzusehen):*
Du weißt's, mein Sohn.

KARL: Gewiß, ich weiß es nicht!

BERTHRADA: So laß es dich nicht trüben.

KARL: Mutter, rede!
Dein düstres Schweigen will mir nicht gefallen.

BERTHRADA: Der große Karl mag seinen Räten sagen:
Tut dies, tut das! Mir wird er nicht befehlen.

KARL *(spöttisch):* Nun, nun, Berthrada, hast dir heute wohl
Noch weite Reise planlos vorgenommen.

Ich meine doch, du kännlest zur Genüge
Den Sohn, der Schmeicheln nicht und Tändeln liebt
Und lieber barsch fürwahr als listig ist.

BERTHRADA: Hörst du die alte Spindel schnurren?

KARL: Ja.

BERTHRADA: Doch hörst du auch die alte Spindel *reden*?
Du hörst sie nicht, du kannst sie nicht verstehn.
Einst konntest du's, mein Sohn — da holde Mären
Dein Aug' mir lauschend von den Lippen las.
Die Spindel spricht: „Im großen König Karl,
Berthrada, kenn' ich deinen Sohn nicht wieder!"

KARL: Das Spinnrad schnurrt und redet wie ein Spinnrad.

BERTHRADA: Die alte Spindel sah einst andre Tage.
Die Welt ward neu, ward besser auch wohl gar —
Die alte Spindel kann's nicht mehr begreifen.
Bei allem Glanze fehlt ihr doch das Glück. —
Hörst du's, mein Sohn? Du stehst gedankenvoll!
Hörst du sie surren? Lausche ihrem Liede:
Der Faden läuft und mit ihm läuft das Leben
Durch wechselnde Gestalten. Fern aus Süden
Ziehn schwarze Männer. Klänge fremder Sprache
Und fremder Lehre schlagen an mein Ohr.
Die alte Satzung stürzt und höher ragt
Des neuen Gottes herrlicher Altar!
Doch ach, ich wurde alt — die fremden Worte
Ich fasse sie nicht mehr. Ich brüte starr
Und kann mich in die neue Pracht nicht fügen.
Grabt mir mein Grab — denn meine Zeit ist aus..

KARL: Der Tag wird kommen, wo sie sich verjüngt.

BERTHRADA: Du irrst, mein Sohn! Der Pfad ist steil und lang
Und klippenreich, den du betreten hast!

KARL: Er ist der kürzeste zum höchsten Ziel!

BERTHRADA: Mein Herz schlägt matt und meine Hand ist welk.
Ich schaue aus — vor meinem Blick liegt Nacht.

KARL: Die Dämmrung kündet mir das Morgenrot.

BERTHRADA: 's ist Abenddunkel und kein Tagesgraun.

KARL: Mag auch das Blut der Greisin träger wallen,
Dein Geist ist hell, Berthrada! Höre mich!
Sieh, dieses Haupt wälzt einen Riesenplan:
Ich will dem Heiland seine Welt erobern
Und hier auf Erden ihr Gebieter sein.

BERTHRADA: Tust du's für Gott, tust du's für dich, mein Sohn?

KARL *(steht einen Augenblick sinnend):*
Der Mensch kennt sich in jedem Ding nur halb.
Was mir gelingt — dem Herrn allein die Ehre!

BERTHRADA: Ward dir der Auftrag und die Macht zur Tat?

KARL: Wohl fühl' ich Kraft und fühle mich berufen.

BERTHRADA: Und wähltest du zum Werk gerechte Mittel?

KARL *(betroffen):* Kann man in Jesu Namen Unrecht tun?

BERTHRADA: Man kann's, mein Sohn! Dein Plan ist groß und kühn.
Der Pfad ist schmal — ich seh dich zittern, Karl!
Ich seh dich wanken — stürze nicht, mein Sohn!

KARL: Dein Aug' ist trüb. Schau her, ich stehe fest.

BERTHRADA: Du stützest dich! Auf einen Schemen! Sieh,
Der Schemen wächst. Er wächst zur Wetterwolke,
Die mit Verderben dir das Haupt umdräut.

KARL: Wen ich vertraulich bei der Rechten fasse,
Der ist mein Freund — den ziehe ich empor.
Ich ehre ihn, doch ich bedarf sein nicht.

BERTHRADA *(hat sich erhoben und ist nahe an Karl herangetreten; eindringlich):* Warum, mein Sohn, *gehorchtest* du dem Papste,
Als er die Braut dir vom Altare riß?

KARL: Das also war es! — Mutter, zürne nicht!
Es war ein übereilter Jugendstreich,
Doch wahre Liebe hat mich nicht gefesselt.
Und wo sich Liebe nicht mit Liebe paart,
Kann Blüt' und Frucht dem Bunde nicht entkeimen.

(Ein Diener tritt ein.)

DIENER: Die beiden Diakonen bitten Einlaß.

KARL: Sie seien mir willkommen.

BERTHRADA: Hör', mein Sohn!
Sei auf der Hut und trau' den Römern nicht!
(Geht ab.)

V. Szene

Karl. Die beiden Diakonen Paulus und Petrus.

KARL: Was bringt Ihr mir?

PAULUS *(ihm das Schreiben des Papstes reichend):*
Lest selbst, mein Herr und König.

KARL *(nachdem er gelesen):*
So wagt es der Tyrann, vor Petri Stuhl
Bewilligung zu fordern für Phantasmen,
In einem Weiberhirn entsprungen! Das
War ich mir nicht vermutend. — Frau Giberga,
An diesem Fels —

DIENER *(rasch eintretend):* Der Prinz verlangt Gehör.

KARL: Jetzt nicht, ich bin beschäftigt!

DIENER: Wichtiges
Sei Euch zu melden, sprach er.

KARL: Was der Knabe
Zu sagen hat, kann wichtiger nicht sein
Als mein Geschäft! Er möge sich gedulden.
(Diener ab.)

(Zu den Diakonen.) Was ich seit lange schon geplant, beschleunigt
Der Augenblick, wo das Gewissen schwankt,
Und bringt der Taten träges Rad ins Rollen.
Die Not verlangt's —

Ergänzende Bemerkung des Herausgebers:

In diesem Augenblick stürzt — sich Gehör erzwingend — der Prinz Pippin herein, und es folgt die Szene zwischen ihm, seinem Vater und den beiden Diakonen, die sich zur Wiedergabe nicht eignet. Karl sagt den Diakonen seine Hilfe gegen Desiderius zu und beschließt den Zug nach der Lombardei. Der Prinz sucht ihn durch jedes Mittel der Überredung davon abzubringen und malt besonders die Möglichkeit eines Aufstandes im Frankenlande aus. Den Verdächtigungen der Diakonen ist es jedoch gelungen, Karl gegen die Beweggründe seines Sohnes mißtrauisch zu machen. Es fallen Anspielungen auf seine mutmaßliche Liebe zu Desiderata. Der Prinz gerät in Verwirrung, beschwört schließlich in einem leidenschaftlichen Ausbruch seinen Vater und wird schnöde abgefertigt, indem dieser samt den Diakonen das Zimmer verläßt. Dies gibt den Ausschlag, den Prinzen zum Anschluß zu bestimmen an die gemeinsam mit den Sachsen im Werke befindliche Verschwörung aller aufrührerischen Elemente sowohl gegen das Karolingische Wirtschaftssystem als auch gegen die gewaltsame Ausbreitung des Christentums. Die achte Szene, aus der die wichtigsten Teile folgen, betrifft die nächtliche Zusammenkunft der Verschwörer unter der Leitung des Prinzen und des Sachsenführers Widukind.

Aus der

VIII. Szene

Nacht. Wald. Aus den dunklen Baumgruppen tritt eine verhüllte Gestalt mit einer Fackel. Nach kurzer Zeit kommt von der andern Seite eine andre, ebenfalls verhüllt, aber ohne Licht.

ERSTER: Die Losung, Freund?

ZWEITER *(nahe an ihn):* Tod dem Verräter!

DRITTER *(aus der Waldnacht tretend):* Dem Verräter Tod!

ERSTER *(zum Vierten, der aus dem Walde tritt):*
Sprecht Eure Losung!

VIERTER: Dem Verräter Tod!

ERSTER *(zum Fünften):* Die Losung!

FÜNFTER: Dem Verräter Tod und Verderben!

ALLE *(außer dem Fünften):* Heil Pippin!

DER PRINZ: Sind wir
Vollzählig, Freunde?

ERSTER: Einer fehlt noch. Aber
Wer's ist, kann so kein Aug' entscheiden!

PRINZ: Nun denn —
Laßt Eure Masken fallen!

(Alle werfen die Vermummungen ab. Erster erscheint als Autkar; mustert mit einem flüchtigen Blick die Gesichter, dann erstaunt.)

AUTKAR: Widukind!

ZWEITER: Der Sachsenfürst?

AUTKAR: Kein andrer!

ZWEITER: Holla, Freunde,
Blast eure Fackeln aus!

DRITTER: Er kommt noch, denk' ich.

VIERTER: Hat er euch zugesagt?

AUTKAR: Durch einen Boten nicht.
Doch kannten wir die Treue der Gesinnung.

PRINZ: Wär gar der Bote aufgefangen?

ZWEITER: Vorsicht!

VIERTER: Die Schwerter fest!

ZWEITER: Seid leise, Freunde! Rings
Kann Tücke lauern und Verrat!

DRITTER: An diesem
War nicht am wenigsten gelegen.

VIERTER: Weiß man's —
Vielleicht verschmäht er unser Bündnis!

PRINZ: Freund,
Der Sachse haßt den Franken, wagt er darum
Ihn zu verachten?

AUTKAR *(die Hand hinter das Ohr legend)*:
Still doch, hört Ihr nichts?
Mir war's wie Tritte!

PRINZ: 's ist der Flug des Windes.

AUTKAR: So hört, Genossen — hört ihr's?
(Alle horchen.)

PRINZ: Falbes Laub
Stiebt wirbelnd fort. Ich kenne deine Sprache,
Vertrauter Wald! Wir haben uns verbrüdert.
Bis hierher drang die List der Welt noch nicht.

(In demselben Augenblick springt eine verhüllte Gestalt in den Kreis. Alle zücken die Schwerter. Der Unbekannte wirft den Mantel ab und erscheint als:)

WIDUKIND: Tod dem Verräter!

ALLE: Heil uns, Widukind!

Aus der

IX. Szene

Vorige und Widukind.

PRINZ: Das also ist der stolze Sachse! Sprecht,
Weshalb spielt Ihr Versteckens?

WIDUKIND: 's war ein Scherz.

PRINZ: Dann hätt' ich Recht, für diesen Scherz mein Eisen
Aus Scherz in Eurer Brust von Rost und Flecken
Zu reinigen —

WIDUKIND: Ihr fragt, weshalb ich, Franke,
Versteckens spielte? Wohl denn, um gewiß
In keinen Hinterhalt zu gehen!

PRINZ: Ha —
Entboten wir nicht bei den Göttern Eid!

WIDUKIND: Bei euren, ja! Wer sagt mir, daß sie nicht
Den Meineid adeln?

PRINZ: Sachse, schließest du
Von dir auf andre?

WIDUKIND: Nein, beim Wodan, nein!
Die Sachsengötter wachen über Eiden!

PRINZ: Hältst du sie besser als den Gott der Franken?

WIDUKIND: *Mir* sind sie alles!

PRINZ: Und *mir* sind sie *nichts!*

AUTKAR: Holt einen Priester, daß er's Euch entscheide,
Wess' Gott im Rechte ist!

PRINZ: Darüber kann
Die blanke Waffe schneller richten und
Nachdrücklicher!

(Beide ziehen die Schwerter.)

AUTKAR *(dazwischentretend):* Seid Ihr von Sinnen? Mut
Heißt Euer Gott und den trägt jeder in
Dem eignen Busen! Keiner stand dem andern
An Vollkraft nach und — keinen krönt der Preis.

PRINZ *(schleudert das Schwert fort und stürzt auf Widukind zu):*
Vergib, vergib! Laß mich dein Bruder sein!

WIDUKIND *(ebenfalls das Schwert wegwerfend und Pippin umarmend):* Bin ich es wert? Pippin, du bist kein Franke.

PRINZ: Sei unser Führer — freudig folg' ich dir!

WIDUKIND *(hat ihn bei der Hand gefaßt und steht in seinen Anblick versunken):* Du bist kein Franke römischer Nation.
In deinen Adern rollt kein Pfaffenblut.
Ich kenne diesen Blick, der seelensengend
Aus blauen Augen bricht! Du bist ein Sachse!
Ja, du vermagst's! So rette du das Volk,
Dem man die Götter schnöde rauben will.
Pippin, sei unser Feldherr! Deiner Spur
Schwör' ich die Folgschaft in den Tod!

PRINZ *(ihm entzückt in die Augen schauend):* Du bist's!
Jetzt seh ich's deutlich! Dieses Lockenhaar,
Die freie Stirn, die klaren, schönen Züge —
Wie oft hat Urda mir davon erzählt!

WIDUKIND: Wie, Urda? Kennst du sie?

PRINZ: Ei, sollt' ich nicht
Die Meistrin kennen, die mich auferzogen?

WIDUKIND *(begeistert):*
Hab Dank, du Alte! Ah, nun weiß ich's, hier
Steht unser König und nun weiß ich's, Weib,
Daß dir der große Wodan innewohnte!

PRINZ: Was ist's, das dich bewegt?

WIDUKIND: Aus Sachsen zog
Die Alte fort. Vergeblich suchten wir
Sie aufzuhalten. „Will in Franken euch
Den Mann ersehn, bei dem noch Hülfe ist",
War ihre Red'. Wir schüttelten das Haupt
Und spotteten. Geschmäht zog sie davon.
Beim Thor, jetzt seh ich's, was wir ihr zu danken!.

PRINZ *(in Gedanken):*
So scheinen es die Götter denn zu wollen,
Daß Sohn und Vater sich bekriegen..

WIDUKIND: Freund,
Sprich mir von Urda. Wo und wie ersahst du
Die Alte mit der Runzelstirn?

PRINZ *(erst in Gedanken, dann immer begeisterter werdend):*
Du mahnst
An Tage, die so fern wohl noch nicht sind
Als sie mir scheinen. Traumumsponnen, dämmernd
Liegt wie ein Schimmer schnellverwehten Glücks
Die Stunde hinter mir, wo mir die Greisin
Zuerst die braunen Locken strich, daß mir
Ein Wonneschauer durch die Glieder rann.
Das war die Zeit, wann durch den Tannenforst
Der Herbstwind schnob, der Regen schwatzhaft rauschend
Mit gelbem Laub eintönige Zwiesprach hielt
Und fort und fort aus Westen graue Wolken
Vorüberstoben. Wo ein Gießbach schäumend
Vom nackten Felsen schoß und Vorzeitföhren
Aus dunkler Tiefe die gefurchten Stirnen
Dem Sturm entgegenstemmten, saß die Alte

Im Birkenhüttchen; und vor ihr der Zögling,
Mit starren Augen lauschend auf die Mär
Vom heitern Gott der Sommersonne, Baldur,
Den Hödur mit der Mistel schoß. Und Wut
Griff mich im Herzen auf die Nachtdämonen,
Die beutelüstern ihren Feind umlauern,
Bis sie das rote Kreuz erspähen, wo
Der Speer des Hagen einen Eingang finde.
„So wird's mit unsern Göttern gehn, mein Sohn!",
Schloß Urda dann die wundersame Mär.
„Sie haben sich ihr Schicksal prophezeit.
Schon naht die Götterdämmerung!" „Ach, Mutter,
Zeig mir den bösen Feind, ich will ihn töten!",
Sprach ich dawider und dann nahm sie mich
Und hielt mich an der Hand. Ihr Auge blitzte.
Wie trunken schaute sie die Ferne. Mächtig
Hob sich der welke Busen und die Stimme
Klang packend und prophetisch: „Flieht, ihr Götter!
Die Geister Niflheims nahn. Gleich Schlangen klettern
Sie auf Walhallas Gipfel. Eine Wolke
Vom Südorkan gepeitscht trägt euch gen Nord.
Gen Nord, gen Nord! Hört ihr die Wogen branden?
Aufschäumt der Gischt und zischend singt das Meer
Ein Willkommlied zu eurer wilden Fahrt!
Gen Nord, gen Nord! Jetzt prasseln Eiskristalle.
Gleischglühend flammt am Horizont im Westen
Die meerenttauchte Sonnenscheibe. Seht
Ihr die Giganten, die mit Feuerbändern
Ihr frosterstarrter Strahl umglüht? Gespenstisch
Bis in die Wolken ragen ihre Häupter
Und um die ungefügen Glieder schmiegt
Ein Gletscher seine Silberfalten. Plötzlich
Auf ihren Steingesichtern zuckt ein Glanz.
Von dumpfen Donnerschlägen dröhnt der Grund.
Hoch über Felsen und Gebirge schießt,
Von Qualm umlodert, eine Feuersäule
Und rote Lavaströme stürzen brodelnd
Vom Felsgezack gleich Flammenbächen. —
Erkennt ihr's nicht? Aus ihren Tiefen sendet
Euch Hela ihren Donnergruß! Es berstet

Das steinige Gefild und pfeifend
Aus schwarzumschlackten Felsenmäulern kochen
Und zischen wolkenhoch Geysire. Dumpf
Erdröhnt vom zweiten Donnerschlag die Erde.
Und wie ein Traum in Nacht und Nichts zerstäubend
Versinkt das Bild und kalt und regungslos
Liegt das verstummte Eiland da. — Kehrt ein,
Kehrt ein, ihr Götter! Bis in diese Welt
Titanischer Zerstörung kann der Geist
Aus Süden euch nicht folgen. Hier ist Ruhe,
Ist Winteraufenthalt für euch, ihr hohen
Weißlockigen Gestalten. Nährt euch brütend
Von der Erinnrung schönrer Tage. Träumt
Von rasch verwehtem Glanz und Ruhm und labt
Euch in der langen Winternacht am Anblick
Der Nordlichtsflammen. Sammelt Kraft und Mut
Für eine späte Zeit und rächt euch, Götter,
Noch eh ihr sterbt!" Sie schwieg und heil'ge Stille
Durchflüsterte die Hütte. Bang und zagend
Saß ich dabei und sah, wie tiefer, tiefer
Die Furchen sich in ihre Wangen gruben
Und düstre Schwermut ihre Stirn umflorte.
Und wenn ich endlich schüchtern fragte: „Mutter,
So sag mir doch die bösen Geister!", dann
Sah sie mir hart und kalt ins Aug'. „Und wenn
Ich sie dir sagte, würdest du sie hassen?"
„Ich will sie töten!", rief ich. „Geh denn, Knabe!",
Sprach sie mit rauher, wilder Stimme. „Geh!
Du wirst sie kennenlernen!" Und ich ging
Betrübt von dannen. Denn ein tiefer Schauer
Erfüllte mir die Brust. Leisrauschend rann
Der Regen von den tropfenden Blättern. Glühend
Sank westwärts die Septembersonne.
Dann meinte ich die Götterwelt zu schauen.
Dann sah ich Wodan auf dem Wolkenroß
Zur Wala reisen — sah die Nebelgötter
Schwarzbärtig aus dunsttrüben Sümpfen steigen —
Und oftmals trieb mich jähes Graun hinweg,
Wann wie ein Seufzer aus dem Totenreich
Durch Weiden ächzte ihr Gesang.

(Er verstummt und alle stehen eine Zeitlang versunken und still. Nach einer Pause.)

WIDUKIND: Pippin,
Sprich weiter doch, wir lauschen dir so gern.

PRINZ *(plötzlich wie aus einem Traum erwachend und emporschreckend):* Was sagst du? Ah, ihr steht und schwatzt? Ihr Toren!
Und merkt ihr's denn noch nicht? Die Zeit ist da!
(Fährt wie abwesend fort, indem er zugleich immer lauter wird.)
Die Zeit ist da! Die schwache Welt erzittert —
Der Wolf ist los — seht ihr den Loki?
Ein schwarzes Bußkleid schwang er um die Lenden
Und barg dem Blicke das versteckte Feuer!
Die Zeit ist da, wo aus dem Qualm der Hölle
Die Herrschbegierde Bilderwerk gestaltet,
Vor dem die Völker niederknien. Schaut hin —
Den Nebel — seht — von Süden feueratmend
Bricht Surtur los mit seinen Flammengeistern!
Hört ihr es krachen? Dumpf und schauerlich
Durchheult ein Glutwind die verdorrten Äste.
Aus ihren Eichen flüchteten die Götter —
Walvater steigt auf den gezäumten Rappen —
Der Fenriswolf, das grause Untier, naht —
Ein Hornruf tönt — das Roß mitsamt dem Reiter
Verschlingt die Bestie! Ha, der Laubwald bricht —
Die Erde bebt — entfesselt aus der Tiefe
Erhebt die Schlange ihr befreites Haupt!
Vom Himmel stürzen die Planeten — siedend
Versinkt im aufgewühlten Meer die Sonne —
Der Weltenwurm verschlang den Donnergott!
(Zuckt zusammen.)
Mein Gott, was war das?
(Abgebrochen.)
Freunde, steht mir bei!

WIDUKIND *(dumpf):* Woher kam dieses scheußliche Gesicht?
Ein Grausen rührt mich an. Ich ahne
Den eignen Untergang.

PRINZ: Da tust du recht!

WIDUKIND *(wild):* Beim Frô! Noch hab ich dieses Schwert!

PRINZ: Es springt
Wie Glas beim ersten Schlage auf den Panzer
Des neuen Gottes!

WIDUKIND: Zeig' mir diesen Götzen —
Ich mache dich zum Lügner!

PRINZ: Schlag denn zu —
Und stich dir selbst den Dolch ins Herz!

WIDUKIND: Ich sehe
Nichts, das ich treffen kann!

PRINZ: Der neue Gott
Ist Weihrauchdunst! Du kannst ihn hundertmal
Die kreuz und quer durchhaun — er steht doch ganz
Und herrlich da!

WIDUKIND: Fluch dem Gespenst!

PRINZ: Ach, Freund,
Was war es doch, das vorhin unsichtbar
Und dennoch deutlich zwischen dir und mir
Sich aufgestellt, daß wir die Schwerter zogen,
Um uns zu morden?

WIDUKIND *(betroffen):* Schauder faßt mich, Schauder
Vor diesem Dämon.

PRINZ: Rauchgleich, dämmrungsähnlich
Umflattert er die Häupter. Eigendünkel
Verspritzt er in die Herzen.

WIDUKIND: Oh mein Gott,
Er knechtet uns — wir wissen's nicht!

PRINZ *(wehmütig):* Ach, Brüder,
Sind wir nicht alle eines Stamms? Germanien
Ist unser Vaterland! Wie kam es, daß wir
Uns hier zur Nacht im Walde finden mußten?

WIDUKIND: 's ist grauser Spott!

PRINZ: Wie kam's, daß wir am Tage
Uns hassen müssen — hört Ihr's, Freunde — hassen?

WIDUKIND: Oh, daß du recht hast.

PRINZ: Meine Brüder, seht —
Das ist die Frucht des neuen Glaubens.

WIDUKIND: Fluch
Dem Franken, der ihn annahm!

WIDUKIND: Sei du der Führer der Verschwörung!

PRINZ: Du —
Kein andrer ist es, Widukind! Ich gehe
Nach Welschland!

ALLE: Wie, nach Welschland?

PRINZ: Also will's
Mein guter Vater: denn er fürchtet sich
Vor seinem lieben Sohne!

WIDUKIND: Wir verstehen
Dich nicht, Pippin! Erklär' dich deutlich!

PRINZ: Nichts
Ist leichter zu begreifen. König Karl
Zieht vor Pavia. Laßt's Euch später mal
Von dem da sagen, wie das kam. Doch bald
Wird es ganz Deutschland wissen. Kurz und gut,
Mich nimmt er mit. So ward mir heute abend
Durch einen Pfaffen angesagt.

AUTKAR: Ich fürchte,
Man hat Euch übel mitgespielt. Verleumden
Ist Pfaffenhandwerk —

PRINZ: Und was tut's? Wann ich
Da drüben am Tessino stehe, schürt
Ihr alle Unzufriedenen und stellt
Euch auf des Feindes Seite. Widukind,
Du fällst mit deinen Sachsen ein!
(Mit Betonung.) Noch eh
Pavia fällt, muß Karl sich wenden!

WIDUKIND *(ihm die Hand reichend):* Hier
Beim Wodan schwör ich Treue dir!

PRINZ: Noch eh
Pavia fällt, muß Karl sich wenden, hörst du?

WIDUKIND: Er soll sein Reich in Trümmern finden und
Auf seinen Götzen fluchen!

PRINZ: Ha, Triumph —
Ich dank' dir, Freund!

AUTKAR: So laßt uns gehn, Genossen.
Schon streicht ein kühler Wind, des Morgenrots
Voreilender Verkünder, durch die Bäume.
Die Dunkelheit hat ihren Dienst getan.

PRINZ *(reicht Widukind die Hand):* So leb denn wohl!
(Indem er abgehen will, kehrt er plötzlich leidenschaftlich um und ergreift Widukind bei der Hand.) Nein, nein, ich laß dich nicht!
Du meinst, ich sei ein furchtsam Kind. Ach, Freund,
Da hast du recht. Sieh, meine Seele birgt,
Wie diese Nacht ein schauderhaft Vergehn,
Tiefdunkle Ahnung. Heil'ger Gott der Welt —
Er ist mein Vater und ich bin sein Sohn.
Noch hat's die Erde nicht gesehn: der Sohn
Wird seines Vaters Henker! Schaudernd blickst
Du nieder, Herr des Himmels! Sieh auf mich!
Vor deinem Tribunal steh ich dir Rede.
Oh du warst grausam! Keine feine Wahl
Hab ich zu treffen. Soll ich mir den Vater
Um die Geliebte rauben — soll ich die
Geliebte für den Vater opfern? Du
Bist weise, bist gerecht. Laß einen Strahl
Von deinem Licht in dieses Dunkel dringen!
Hört Ihr den Sturm, seht Ihr die Nebel jagen?
Ist das die Antwort? Dein Orakel, Herr,
Ist dunkel wie die Nacht. Doch dieses Herz
Weiß es zu deuten! Ich verstehe dich!
Und wärst du unerbittlich, großer Gott,
Und könnte deine Seele Mitleid nicht —
So richte mich — dein Urteil ist gerecht —
So richte mich — und mein sei das Verbrechen!
(Steht eine Zeitlang in düsteres Schweigen verloren.)
Hört Ihr das Rauschen in den Wipfeln? Das

Ist nicht der Gruß des Morgens! 's ist ein Lied,
Ein Lied der Finsternis. Da droben spulen
Und weifen an dem Webestuhl des Schicksals
Die drei Geschwister. Durch die Haspel läuft
Mein Lebensfaden. Horch, es pfeift der Sturm —
Das ist ein Hohngelächter! Triumphierend
Erhebt den Dolch, ein Dasein zu zerschneiden,
Mit faltenreicher Hand die Norne Schuld.
Ein Weilchen noch — und wimmernd schnurrt das Seil
Und reißt entzwei — ein Mensch hat ausgelebt.
(Plötzlich den Widukind mit Feuer umarmend.)
Wir müssen scheiden. Laß mich denn dein Antlitz
Mir unauslöschlich in die Seele prägen.
Mein Widukind, leb wohl! Ihr Götter, wann —
Wann sehen wir uns wieder?

WIDUKIND: Leb denn wohl!

Ende des zweiten Aktes

Nachwort des Herausgebers zur „Desiderata"

Der Plan zur fünfaktigen Tragödie „Desiderata" wurde vom Autor in sehr früher Jugend — mit dreizehn oder vierzehn Jahren — gefaßt und in dem Zeitraum bis zum neunzehnten Jahre unter Innehaltung der Grundanlage, aber mit jeweils völliger Neugestaltung der Form wiederholt zur Ausführung gebracht. Eine frühe Fassung, wahrscheinlich aus dem 17. Lebensjahre, blieb vollständig erhalten, hat aber nicht die zur Wiedergabe erforderliche Reife. Von einer zweiten sind die beiden ersten Akte vorhanden, von denen ein Auszug hier zum Abdruck kam. Von der dritten und endgültigen schließlich wurde nurmehr das Kernstück des mittleren Aktes fertig, dessen dichterisch wertvollste Teile sich im Buch „Dioskurenkämpfe" finden.

Über den weiteren Verlauf der Tragödie sei noch mitgeteilt, daß Widukinds Hilfe zu spät kommt. Karl erobert Pavia. Desiderius, dessen Tochter und sein eigener Sohn Pippin töten sich vor seinen Augen. Da erst bringt ein Bote die Nachricht vom Aufstand der Sachsen. — Der dritte, vierte und fünfte Akt spielen teils im Lager Karls des Großen vor Pavia, teils im belagerten Pavia selbst. Die Parteien werden bezeichnet durch Desiderius und Karl d. Gr. Um jenen scharen sich Desiderata, Giberga und Roland von Friaul, um diesen die Organe der Kirche und zahlreiche Nebenpersonen. Zur Langobardenpartei gehören ferner Pippin, seine Getreuen und Widukind sowie ihrer Gesinnung nach Karls Mutter Berthrada. —

Mit wenigen Worten mag gesagt sein, was der Verfasser in ein so verwickeltes System von Handlungen einkleiden wollte. — Zunächst das menschliche Problem des Gegensatzes von egoistischen und gedanklichen Triebfedern. So sehen wir in

Karl den Widerstreit zwischen staatsmännischer Einsicht und persönlichem Herrschtrieb, in seinem Sohn die Verquickung von Vaterlandsbegeisterung mit den Wünschen für die Geliebte, in Desiderius die großartige Hingebung an die Idee des Germanismus sozusagen chemisch verbunden mit einem elementaren Rachetriebe. Hinzukommt bei ihm überdies noch der Widerspruch zwischen Wollen und Können. — Hinter den psychologischen Gestaltungsmotiven steht nun aber das zentralere Problem des Kampfes von Rom und Germanien und im Mittelpunkte davon wiederum das religiös-metaphysische des Gegensatzes von Christentum und Heidentum. Der Dichter will das letzte tragische Aufflammen der abendländischen Götterwelt gegen den Eingott des Orients darstellen. Desiderata selbst wird in diesem Zusammenhange zum Symbol des rächerischen Sichaufbäumens der sinkenden Götterzeit.

Für die Sicherheit des schöpferischen Griffes nur zwei Beispiele! Das Heidentum ist das Weltalter des Blutes und der Seele, das Christentum ein solches des Geistes. Träger der Seele aber war bis heute das Weib, des Geistes der Mann. Sämtliche Frauen des Dramas (Desiderata, Giberga, Berthrada) stehen auf der Seite der sterbenden Götter! — Die Götterwelt selbst wird durch Wodan und er wiederum durch die Langobarden vertreten. Aus neueren Forschungen wissen wir nun, daß unter allen Germanenstämmen zumal die Langobarden leidenschaftliche Wodansverehrer waren und den entscheidenden Einfluß hatten auf die Umwandlung dieses Dämons der Stürme und der Toten in den Beherrscher des Himmels und der Schlachten.

ZWEITES BUCH

DIOSKURENKÄMPFE

1891

Der Dichter stirbt und nach ihm stirbt sein Werk
Indes der Dioskuren Sternenpaar
Die flatternden Jahrtausende durchdauert.

ERSTER TEIL

S T U R M

DER SONNENHYMNUS

1890

Wann die Sonne nebeldunstumflossen
In die Flammenflut des Westens sinkt
Und die Erde glutenübergossen
Feuer aus dem Kelch des Himmels trinkt,
Zucken fiebernd ihre Bergeslehnen
Dem umlohten Firmament entgegen —
Das uralt titanenhafte Sehnen
Will in ihrem Felsenleib sich regen.

Aufgerührt von himmlischen Gewalten
Hebt sich rings das braune Heideland.
Es zerbricht der Mörtel in den Spalten
Des Gebirges, der die Felsen band.
Sanft umbuhlt die zahme See die Küste,
Wo die Woge sonst am Deiche wühlt,
Doch voll Inbrunst schwellen ihre Brüste,
Drauf der Flackertanz der Flamme spielt.

Wie von Menschenhand emporgezimmert
Starrt der Wald im glanzerfüllten Raum.
Gelbe Glut und Purpurlohe schimmert
Um der Zweige dunkelscharfen Saum.
Ein magnetisch fesselndes Verlangen,
Das entlodernd durch die Rispen fährt,
Hält den Nerv mit Zauberbann gefangen —
Jedes Blatt der Sonne zugekehrt.

Festgebannt von schauernd wilder Wonne
Bleibt der Wasserfall am Felsen kleben,
Noch im Sturz das Abendbild der Sonne
Aus kristallner Flut zurückzubeben.

Mächtig drängt der Allgeist durch die Poren
Des Planeten, seinen Sitz zu fliehn.
Denn aus Flammen ward die Welt geboren
Und in Flammen wird sie einst zersprühn.

Siedend schießt ein ringendes Begehren
Durch das Herz, daß sich der Busen hebt —
Daß die schwache Urne zu zerstören
Die gefangne Sonnenseele strebt.
Aus den Augen will der Funke springen,
Den die ferne Glut darin entfacht.
In das Feuermeer sich aufzuschwingen,
Treibt ihn eine stürmend jähe Macht.

Jauchzend möcht' ich in Atome stäuben!
Tiefer sinkt der Ball im goldnen Gischt.
Und der Funke muß gefesselt bleiben,
Während fern der Horizont erlischt. —
Stürzt der Staubbach, Brandung schäumt entkettet,
Pfeifend bricht der Ostwind in den Hain.
Tief im Felsenbusen eingebettet
Schläft der Weltgeist seufzend wieder ein.

GEWITTERHYMNUS

Vielleicht noch 1890

Im blauen Meer des Himmels flammend schwimmt
Die Mittagssonne. Still, bewegungslos,
Als wäre jeder Stamm aus Stein gehauen,
In ihrem Glutkreis liegt der starre Wald.
Aus weiter Ferne tönt gedämpft
Des Kuckucks ahnungsvoller Ruf, indes
Vom nahen Ast des jungen Eichenbaums
Mit immer gleichem Schrei in gleichen Pausen
Die Ammer monotones Echo weckt.
Durch laubig dichtverschlungne Zweige schaut

Des Firmamentes glatter Ozean
Und zeichnet auf des Waldgrunds grünen Teppich
Erfrorne Schatten regungsloser Stämme.
Der schwüle Duft von Harz und Moos umdampft,
Ein zarter, unsichtbarer Rauch, die Stirn.
Kein Lufthauch weit und breit. Und dennoch rieselt's
Gar wundersam in Tann und Kiefernholz
Und knistert wie verbrannte Scheite knacken.
Sind es die brennend heißen Sonnenstrahlen,
Die hörbar von des wolkenlosen Himmels
Kristallnem Dom durch stille Nadeln triefen?

Wo findet noch der glutgehetzte Fuß
Die Stelle, wo er rasten darf? Wo findet
Das schlummerschwere Haupt ein Ruhepfühl,
Von keines Strahles Neugier noch benagt?
Ist hier der Ort? Gewaltige Äste wölben
Ein lückenloses Blätterdach.
Ein Dunstgeflitter — nur dem innern Auge
Des müden Geistes sichtbar — quillt und wogt
Aus wasserfeuchtem Dickicht, anders nicht
Als ob des tiefsten Waldes hütende Mächte
Sich vor dem allgemeinen Strahlenglast
Erschöpft an diesen Ort geflüchtet. Hier
Ist Ruhe vor dem Stich des Taggestirns!

Und zaudere ich noch? Wie sonderbar —
Schon scheint es mir, als läge ich am Boden,
Den Kopf ins Moos vergraben, sähe nur
Durch einen feuchten Schleier ringsumher
Die traumesschweren Äste nicken. — Dort,
Wo mit dem Tannicht sich am dichtesten
Die Erlenbüsche gatten, tut sich rollend
Ein breites Tor nach beiden Seiten auf
Und öffnet plötzlich dem erschrocknen Blick
Die Aussicht in ein düstres Wunderland.
Jenseits der Pforte liegt dieselbe Welt
Wie diesseits. Aber was ich eben noch
In flammend heller Mittagsglut gesehn,
Das gleiche Bild ragt dort gespenstig schwarz.

Mein eigenes Verlangen treibt und zerrt
Mich auf den finstern Eingang los, wenngleich
Ein unbesiegter Schauder wiederum
Mir krampfend in den Nacken fährt. Und dennoch
Ich muß hindurch. Und sieh, da bin ich über
Die Schwelle schon hinweggeschritten. —

Welch schaudervoll entsetzliche Umgebung!
Durch schwarze Föhrenwipfel hastig saust
Ein kalter Wind! Am wolkenlosen Himmel
Wie sturmgetriebne Feuersfunken wehn
Die Sterne hin und her. Die Sohle stampft
Durch Wasserlachen. Brodelnd pfeift und zischt
Ein feuchter Strahl mir unterm Fuße auf,
Doch ohne Glanz. An meiner Seite stürzt
Durch wirrverstricktes moderndes Gestrüpp
Ein schmaler Bach. Der Schaum ist silbern weiß,
Wo sich die Strudelwelle bricht, doch sonst
Unsichtbar rinnt das plätschernde Gefälle.
Ganz nahe vor mir dreht die laute Flut
Ein Mühlenrad. Die Tropfen stäuben glimmend
Wie angeglühte Kohlen von den Speichen!
Die Speichen ziehen grinsende Grimassen —
Gesichter sind's! Entsetzlich — Menschenköpfe!
Das Klappern wird ein Wimmern
Von aufgespießten Lippen! Frösteln rinnt
Mir durch den Körper. Diese Finsternis
Entwirrt beim nahen Anblick immer neue
Unwirtlichere Spukgesichte. Durch
Die windbewegten Föhren schreitet langsam
Ein riesenhaftes Wesen.
Wie wankt es taumelnd durch die nickenden Bäume!
Wie eigentümlich nickt es mit dem Haupte,
Als wär' es selbst ein sturmdurchwehter Stamm.
Täuscht mich mein Auge? War es eben nicht,
Als neigten sich die Föhren ihm entgegen?
Wie sie sich beugen, zueinander murmeln —
Unheimliche Gestalten werden's! Riesen
Mit Keulen in den Fäusten! Auf die Brust
In langen dichten Strähnen niederwallt

Ein schwarzer Bart aus Binsenhalmen.
Aus dampfenden Morästen reißen sie
Die wurzelüberwachsenen Füße. Lohe
Sprüht den entfesselten Giganten nach.
Entbrennen Kämpfe? Ihre Keulen schwingen
Die Walddämonen keuchend um die Häupter.
Es ächzt und braust, als wenn im Wettersturm
Die Fichte stöhnt und drein die Eichen rauschen.
Dazwischen aber stumpf erwidernd schwatzt
Das Mühlenrad. — Benahm ein Taumel mir
Den freien Sinn? Ich ringe, zu erwachen!
Doch wie verklebt sind mir die Lider! Da
Fährt mir die eigene geballte Faust
Ins fieberheiße Angesicht. Ich reiße
Mir mit Gewalt die Wimpern auseinander
Und starre um mich. — Will der Trug nicht weichen?
Das ist doch nicht die schattenkühle Stelle,
An der ich schlummerübermannt entschlief?
Sind's Bäume, die ich um mich habe, sind's
Die Riesen der Gespensterwelt? Wo blieb
Der Himmel, der das Blätterdach
Mit seinen blauen Pfeilen hier und dort
Durchbohrte? Wo das lachende Gesicht
Der strahlenströmenden Natur? Verschlief
Ich gar den Tag und weckt die Nacht mich auf?
Doch das ist nimmermehr die Nacht. Ich sehe
Ja deutlich Baum und Busch. Ich unterscheide
Den Ast vom Stamm, vom Ast das Blatt —
Hoiho!
Nun geht ein mächtig Brausen durch die Lüfte.
Tief neigen ihre vollbelaubten Kronen
Die hohen Buchen schauernd nieder. — Da
Durch eine breite Bresche blickt
Ein sturmgezerrtes Wolkenhaupt, enträtselnd
Die umgewandelte Natur. —
Schon will ich jäh von meinem Lager springen,
Dem nahenden Gewitter zu entkommen —
Da fesselt mich verworrne Schau. Geglimmer
Von tausend Lichtern funkelt um mich her,
Von tausend goldenen Lichtern! Zuckend tanzen

Sie über Moos und Blumen, spielen wehend
Um zitternde Gesträuche und verändern
In gleißend Gold des Walds bescheidnes Grün.
Ich blicke um: im Westen hat die Sonne
Die graue Wolkenwand zerrissen! Lodernd
Durch klaffende Spalte bricht die rote Glut
Und taucht die müde Welt verlöschend in
Ein blutendes Geflacker! Doch es braust
Schon stärker durch den rauschenden Forst der Wind.
Die Rosenflämmchen zittern fröstelnd und
Verlöschen und ein dumpfes Heulen fährt
Gewaltig über mir dahin. Ich eile
Mit schnellem Schritt dem Saum des Waldes zu.

II.

Welch wundersam verwandelter Anblick!
In fahle Dämmrung sank die Gegend.
Und alles Hast und alles Bewegung!
Jähes Erwachen aus brütenden Träumen,
Banges Erwarten des schreitenden Schicksals,
Rasches Rüsten zum Widerstand!

Unabsehbar schwankt das Kornfeld.
Aus den Hecken, aus den Büschen
Pfeift es gellend wie Alarmruf.
In Wellen kräuselt, als ob er koche,
Der nahe Weiher. Rauschen und Surren
Stößt durch die Binsen und unter Getöse
Aus schwankendem Röhricht hebt ein Schwarm sich
Geschwätziger Stare. Über den Wald hin
Segelt geordnet der flatternde Zug.

Blasse Wolken schwimmen herauf
Und decken die Ebene. Türme und Giebel
Stehen dunstklar gegen das Wetter.
Metallenes Glänzen droht von fernen
Schieferdächern. Aus der Esse
Am aschenfarbenen Saum der Felder

Schwerer wälzt sich finstrer Rauch. —
Sieh, und plötzlich hinter dem wehenden
Rauche der Esse vom untersten Rande
Des Horizonts — eine weißliche Woge —
Steigt eine Wolke; unwiderstehlich
Steigt sie mit Schnelle des Sturms empor.

Ein gellender Weckruf über die Erde
Saust der Orkan. —
Zu Schaum zerpeitscht er die Fläche des Weihers,
Ballt in Knäuel die Halme des Schilfes
Und wirft voll zermalmender Wut auf den Wald sich!
Platt auf dem Bauche liegen die Ähren,
Winselnd am Boden niedere Büsche!
Geebnet ist die Bahn des Gewitters. —

Und näher rückt in rasender Eile
Das blitzeschwangere Wolkengeschwader.
Trichternde Tromben wirbelnden Staubes
Jagen verheerend über die Felder.
Und in das Wüten des Sturmes schmettern
Überdröhnende Donnerschläge!

Riesigster Aufruhr um mich und in mir!
Denn auch da drinnen ist Kampf und Bewegung.
Jauchzend schwillt dem Donner entgegen,
Was vom Funken des blendenden Blitzes
Auch in meine Seele verstreut ward.
Aber mit Blässe durchkränkelt die Wange
Zages Erwarten, die Einzelflamme
Könne verlöschen beim Zucken des Strahles,
Und mit dem Branden der Sonnenseele
Ringt die sich selbst bewahrende Furcht.

Doch da löst sich der Bann. Ein feuchteres Schwirren
Wellt die Gräser. Schon fallen Tropfen.
Und auf einmal prächtig prasselnd
Aus niederhangendem Wolkenbusen
Bricht in Strömen rauschender Regen!
Hinter dem Schleier stürzender Wasser
Schwindet die Gegend...

III.

Am Waldessaum, von Büschen dicht ummauert,
Auf feuchten Boden hingekauert,
Erwarte ich das fürchterliche Wetter.
Im Dickicht pfeift's. Die nahen Tannen triefen
Von schweren dunklen Tropfen. Welke Blätter
Umwirbeln mich, ein lebendtoter Reigen.
Erwacht sind alle Kräfte, die noch schliefen.
Der Sturm zerbrach das sommerschwüle Schweigen.
Hoch über meinem Haupt, Posaunendröhnen,
Die nassen Buchenwipfel brausend stöhnen
Und laut in immer gleich gemessenen Schlägen
Zu Wasserwogen niederschäumt der Regen.

Ah, welch melodisches Gewimmer,
Das, wenn im schattendunklen Schimmer
Die grauen Perlen von den Ästen fallen,
Durch meine Seele Schauer rieseln läßt!
Was draußen tönt, will drinnen widerhallen.
Den tiefsten Innengeist durchnäßt
Die Tropfenflut. Wollüstiges Ermatten
Umfängt den Geist mit träumerischem Schatten.

Den freien Ausblick in das Feld vergittert
Das Dickicht mir. Durch seine Zweige zittert
Ein fahler unbestimmter Glanz herein.
Die Schatten sehe ich vorübersausen.
Sonst scheint Vernichtung drüben nur zu hausen,
Noch unversehrt mein Laubasyl allein.

Da scheint es mir, als wäre jene Stelle,
An der ich lagere, der Erdenball.
Um ihn in ungewisser Helle
Kreist sturmesschnell das sternenvolle All.
Der jüngste Tag. Die donnerklangdurchwehten,
Die tiefgewölbten sonnenreichen Dome
Des Weltenhimmels stürzen in Atome.
Zu Meteoren stäuben die Planeten
Und senken unter Sturmgesang

Den Feuerstoff in ihre Muttersonne.
Allüberall Weltuntergang! —
Nur hier ein Platz der träumeschweren Wonne.
Nur hier noch in dem Blattpalast
Am Schlummerschall beseligtes Entzücken.
Der klare Regen spült von Ast zu Ast
Und windgeneigt die schwanken Erlen nicken.

Und werdet ihr beim Werke der Vernichtung
Allein dies grüne Dach verschonen,
Ihr der Zerstörung hallende Dämonen?
Die Antwort schon: ein Sturm zerteilt die Lichtung.
Ein flammend Meer von blendendweißem Licht
Umbrandet mich. Ein Knall zu gleicher Zeit.
Ein Knattern dann, als wenn ein dichter Regen
Zerscherbten Glases klirrend niederbricht —
Und nun aus Wolkenhöhe windzerstreut
Nachdröhnendes Geroll von Donnerschlägen.
Hohl widerhallt der Forst wie eine Gruft —
Und von Ozonen dampft die Luft.

IV.

Die Wetter fliehn. Ein goldner Strahl durchflammt
Die Wolkenwand. Der Sturm jagt hinterdrein.
Ein töneirres Rauschen folgt ihm nach.
Und nun, sieh da, aus breiten Wolkenbänken
Hebt flammend sich der sinkende Sonnenball!
O welche Glut, welch Meer von Glanz und Feuer
Durchlodert hörbar fast die tropfenden Äste!
Hinaus, hinaus! Da flammt die weite Flur
In Feuerströme aufgelöst. Geblendet
Und schauernd trete ich zurück — —

Du hast die Dörre, hast den Sturm gesungen,
Gewaltige Harfe, mit Orkanakkorden
Des Donners laute Schläge kühn begleitet:
Vermagst du jauchzend auszutönen, was

Das wolkensturmbefreite Firmament,
Berauscht vom Strahlentrunk der Abendsonne,
An millionenfarbenem Glanz gebiert?

Verstumme, Harfe! Stammeln ist dein Ton,
Wenn solche Pracht melodisch uns betäubt!

Nun weite dich, du trunkne Brust, nun flattre
In rein're Sphären, pochende Sonnenseele,
Und bade dich im Ozean der Flamme!

Die letzten abgerißnen Nebelfetzen,
Wie eine selbstgehetzte Jägerrotte,
So schwanken sie dem rauchigen Getümmel
Zerrißner Wolken hinterdrein. Der Wind
Läßt müde die zerbrochne Geißel sinken.
Und hoch und herrlich in kristallner Bläue
Wie Schaumesstreifen stiller Wellen schwimmen
In Rosenglut getauchte Schleierwölkchen.
Von goldenen Nebeln dampft der Weiher, dampft
Der perlenüberstäubte Wald. Und hinter
Dem duftigen Schleier dieser goldenen Nebel
Noch einmal graß aufflammt das Sonnenauge,
Und unter solchem Flammenblick erstarrt
Von Funken überschäumt die zitternde Welt.
Dann aber taucht die königliche Scheibe
Verlöschend hinterm Horizont hinab.

In blauen Strahlen leuchten dort des Himmels
Sonst nie erblickte aufgetane Tiefen.
Und herrlich funkelnd sprühn in seinem Glanze
Die Federwölkchen, grad' als flöchte sich
Beim Scheiden noch die große Göttin Tag
Um ihre Stirn ein lodernd Diadem
Aus Purpurrosen und aus Tandemanten.
Ein letztes Rauschen schwillt durch feuchte Wipfel.
Ein weiches Rieseln flüstert nach. Dann neigt
Zum Schlummer sich die müde Hemisphäre
Und leise durch die stille Dämmrung weht
Der Atemzug der träumenden Natur.

STURM

Februar 1891

„In Lebensfluten, im Tatensturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid."

Laut pfeift der Sturm
Und jagt durch die kalte,
Sternlose Nacht
Zerrissene Wolken.
Weit im schwarzen
Gähnenden Dunkel
Öde verdämmernd
Die baumlose Steppe.
In grauen Wogen
Rollen die Schatten
Sprühender Nebel
Über die Fläche.
Dort über den Kirchhof
Sausen sie zischend —
Und nun an die Mauer
Des alten Parkes
Schmettert brandend
Die Flut des Orkanes
Und springt in die über-
Hangenden Zweige
Der Fliedergebüsche —
Reißt welke Blätter
Und dürres Geäste
Wild an den Busen —
Braust gestärkt durch den
Rasenden Anprall
Hoch hinauf
In die wogenden Wipfel
Rauschender Eichen
Und zerrt an den feuchten
Blätterberaubten
Ruten der Ulmen —
Und die peitschen einander,
Daß es weithin klappert,
Als schlügen in hohlen
Grabesgewölben
Modergebeine an
Knöcherne Schädel —
Als schwirrten wimmernd
Im Sturme die Manen
Erstorbener Seelen —
Klage tönend
Um die verwitterten
Göttergestalten,
Die aus den Nischen
Der steinernen Mauer,
Moos um die Häupter,
Glimmrig dämmernd
Mit grünlichen Augen
Gespenstisch lugen —
Klage tönend
Um die zerfressenen
Tore und Fenster
Und die geborstenen
Schuppennschnörkel
Des Drachengesimses —

Um die zerbröckelnden
Bebenden Zinnen
Des Burggebäudes,
Das leer nun und kalt
Ein Schatten von ehmals
Zwischen Schloß und Ruine
Ein Weilchen noch dauert.

Doch droben, sieh,
Aus dem schmalen Fenster
Des Erkers am Turme
Flackert der matte
Strahl eines Lichtes.
Hoch schwillt nun das Brausen
Des Sturms um den Giebel,
Und schlägt an die strahlen-
Durchzitterte Scheibe,
Daß drinnen der einsam
Brütende Jüngling
Vom schwarzumrahmten,
Jahrebestäubten
Pergamente,
Davor er beim trübe
Flimmernden Schein
Der niedrigen Lampe
Bis zur Minute
Sinnend gesessen,
Erschrocken emporspringt
Und einen Blick
Voll dämonischen Feuers
Seitwärts richtet
Zum Erkerfenster.

Aus dem Kamine
Brechen die Wolken
Geringelten Rauches
Und klimmen empor
An der hohen Gestalt
Des stehenden Jünglings —
Erst über die Falten

Des schwarzen Gewandes,
Das seine schlanken,
Beweglichen Glieder
Gleich einer Toga
Bauschend umwallt.
Nun ziehen sie dunstig
Verwehende Kreise
Um das schmale,
Dunkelgelockte
Herrliche Haupt —
Und jetzt um die weiße
Stolzthronende Stirne,
Darunter träumerisch
Glänzende Augen
Blitze der göttlichen
Seele versenden.
Und höher wallen
Und wogen die Streifen
Qualmigen Nebels
Und füllen mit Dämmrung
Des Giebelturmes
Erkergemach.
Aber starr und
Ohne Bewegung
Steht in düsteres
Sinnen verloren
Der stille Bewohner
Des alten Gemaches.
Starr und gefesselt
Haftet sein Glutblick
Auf der schmalen
Scheibe des Fensters,
Daran mit Frohlocken
Der Geist der Zerstörung,
Der Sturmwind pocht.
Doch plötzlich, sieh,
Aufstößt er das Fenster —
Nasser Schauer
Peitscht ihm die Wangen;
Doch unbekümmert

Um Sturm und Regen
Lehnt er weit sich
Über die Brüstung —
So tief, als wollt' er
Hoch von der Zinne
Hinab in den schaurigen
Abgrund sich stürzen.
In heftigen Zügen
Hebt und senkt sich
Sein Busen, als tränk' er
Wonneberauscht den
Feuchten Odem
Der sturmgegeißelten
Wolkentitanen.
In wildem Glanze
Flackert wie trunken
Sein loderndes Auge,
Als flammte gespiegelt
Darin das ganze
Urmächtige Grausen
Der schwarzen Herbstnacht.
Ein Stammeln, ein Stöhnen
Allein entringt sich
Der Kehle, die fruchtlos
In tollen, gellenden
Jubeltönen
Ausjauchzen möchte,
Was drunten pfeifend
Schmetternd und dröhnend
Den furchtbaren Hymnus
Des Todes singt. —
Wie das da unten
Braust und heult
Durch Eichen und Ulmen.
Bis auf den Boden
Beugt es die Wipfel
Dumpfigkrachender
Riesenstämme.
Bald wie aus grauer
Verschwimmender Ferne

Klagt es leise,
Flüsternd und rauschend.
Bald gleich dem Klange
Von Millionen
Posaunenstößen
Schwillt es wogend,
Ein Meer von tausend
Zitternden Tönen
Aus tosender Tiefe!
Heißes Frösteln
Durchrieselt des Jünglings
Bebenden Körper.
Er krampft die Faust
In den knirschenden Rahmen
Der Fensterscheibe,
Um nicht berauscht
Vom brennenden Trunke
Betäubender Klänge
Den Halt zu verlieren.
Schaudernd stemmt er
Sich rückwärts und aufrecht
Stehend bohrt er
Blicke der Wut
In den heulenden Schlund.

„Was ruft ihr, Dämonen
Der Nacht und des Sturmes,
Mit Donnerlauten
Den verwandten
Horchenden Geist?
Was mahnt ihr die Seele,
Daß sie gefesselt?
Wie? Oder solltest du,
Geist der Zerstörung,
Der im Sturme
Durch brechende Wipfel
Donnernd ächzt,
Solltest nicht wissen,
Daß diese Brust
Den Zwillingsdämon

Der Flamme umkerkert,
Der aufgestört
Von deiner Stimme
Mark und Geäder
Verzehrend durchwühlt,
Um mit dir verbrüdert
Über die Berge,
Über die Wälder
Im Sturme zu jagen?
Zerreißen, zerreißen
Möcht' ich den Körper
Und aus den Trümmern
Des tierischen Leibes
Den Sonnenfunken
Der Seele scheiden!
Zerreißen, zerreißen
In stäubende Fetzen
Möcht' ich den Körper,
Auf daß die Masse —
Aus Staub gemauert —
Im Staube vermodre,
Indessen lodernd
Die erlöste Seele
Zum Schwesterreigen
Der Sterne flattre
Und glutentrunken
Als Feuertropfen
Im Flammenmeere
Der Sonne siede!
In meinem Herzen
Glimmt und flackert
Der unglückselige
Sonnenfunke.
Aus meinem Herzen
Möchte er steigen,
Möchte zur lodernden
Flamme wachsen —
Allmachtberauscht
Um die fernsten Sonnen
Den Feuergürtel

Der Urzeit schlingen.
Möchte zu brünstigem
Liebesbunde
Die trostlos getrennten
Sehnenden Kinder
Des göttlichen Geistes
Im Weltenbrande
Wieder vereinen —
Möchte zergehen
Als stärkender Funke
Im unendlichen
Feuerchaos..

Fluch dir, Prometheus,
Du stahlest die Flamme
Zu meinem Verderben!
Du schlossest sie ein
In würgende Aschen.
Da schwält sie und zehrt sie
Und kann nicht leben
Und will nicht sterben
Und muß verbluten
In giftigen Dünsten
Entgötterter Zeit..

Ein wildes Gedröhne
Klirrender Räder
Umtost des Erdballs
Granitene Knochen.
Qualmende Wolken
Erstickenden Dampfes
Steigen aus turmhoch
Ragenden Essen —
Umnebeln des Urwalds
Grüne Titanen
Und hüllen in Rauch
Des ewigen Himmels
Stille Gestirne..

Ich beschwöre dich, Sturm,
Nicht so grauenvoll höhnend

Rase vorbei
Dem dünnen Gemäuer!
Gemahne mich nicht,
Daß mit meinem Leben
Tod und Schicksal
Fangball spielen!
Daß ich *muß*, was ich *wurde*,
Und aufzuhören
Gezwungen bin,
Sobald ein neidisch
Fächelnder Luftzug
Den eisigen Tod
In die Brust mir gehaucht..

Ich beschwöre dich, Sturm,
Trag' mich fort, nur fort
Mit dir durch die Lüfte!
Fort will ich brausen
Im Sturme zerflossen
Über die Wälder,
Über die Berge
Und über das Meer!
Leihe mir Flügel,
Hinauf zu dir
Treibt mich wildes Verlangen.

Himmlische Wut
Durchkocht meine Seele
Und Antwort *will* ich.
Hier beim Zeichen
Des Mikrokosmos,
Bei dem einst Faust
Dich heraufbeschworen,
Halt ich dich fest!

Herein, herein denn
Heulender Sturm!
Verdichte zum Mantel
Die flatternden Fetzen
Segelnder Wolken

Und künde als Mensch mir
In menschlichen Lauten
Die Lösung des uralt-
Ewigen Rätsels,
Ob mit mir im Grab
Zu vermodern verdammt ist,
Was heiß nach dem Himmel
Im Busen sich sehnt!"

So ruft im heißesten
Drange der Sehnsucht
Hinaus in den Sturm
Der grollende Jüngling
Und harrt dem enthüllend
Großen Begebnis.

Doch kalt und fühllos
Um Park und Gemäuer
Pfeift ununterbrochen
Sein Schauerlied
Der nächtliche Sturm.
Hohl rauschen die Ulmen
Und nicken und schwanken
Aus gähnender Tiefe,
Und taub für den Angstschrei
Der Menschenseele
Durchtanzen die Wolken
Das Dunkel der Nacht.

Da entringt sich ein tiefer,
Schmerzlicher Seufzer
Der Brust des Jünglings
Und mit dem Schleier
Quellender Tränen
Trübt sich der lodernde
Blick seines Auges..

Da spaltet droben
Mit bleichem Finger
Die Göttin des Mondes
Den Mantel des Sturmes,

Umsäumt die Fetzen
Des grauen Gewandes
Mit Silberborten
Und schlägt sie als Schleier
Um Busen und Antlitz.
Leuchtend schimmert
Die blaue Kuppel
Des Firmamentes
Klar und still durch die
Wehenden Lücken
Des Wolkenhimmels,
Und an der gewölbten
Tiefblauen Kuppel
Hangen zitternd
Als flackernde Flämmchen
Ferne Sonnen
Des Weltenraums.

„Bleiche Sirene!"
Jauchzt des Jünglings
Bebende Stimme,
„Du lockst den Betörten
Mit Lichtmelodie
In die pfadlose Öde
Des Universums!
Du angelst das Fahrzeug
Der sinnenden Seele
Mit Strahlenkrallen —
Es stößt vom Strande,
Es folgt vertrauend
Dem Silberstreifen
Deines Gürtels —
Doch ach, wie weit auch
Der furchende Kiel
Die bläuliche Fläche
Des Wassers durchschnitten —
Lautlos dehnt sich
In dämmernder Ferne
Ringsum verrauchend
Das blaue Gewässer,

Und ratlos gewiegt
Auf den bläulichen Wogen
Des Weltozeanes
Erliegt er dem Wahnwort
Unendlichkeit. —
Du quellende Nacht
Verschleire dein Antlitz!
Du lockst vergebens,
So laß dein Locken..

Stern der Schlachten,
Was flammst du so blutig
Am blauen Gewölbe?
Ich schließe mein Auge –
Ich will dich nicht schauen –
Doch durch die Spalte
Der zuckenden Lider
Zittert von dir
Ein flirrender Faden
Aus Feuer gesponnen
Zu mir herüber.
Was ziehst du den Faden
Kürzer und kürzer,
Daß meine Seele
Die Brust in Stücke
Zerbrechen möchte,
Um pfeilgeschwinde
Am Strahlenseile
In deine Gebiete
Hinaufzuklimmen?
Nun schau ich dich voll,
Du dunkelroter
Flackernder *Mars!*
O schöner Stern,
Vielleicht bist auch du
Ein *milder* Planet,
Der Jahresringe
Um eine *früchte-*
Schwellende Sonne
Melodisch zieht!

Ich meine zu sehen
Die Palastgebäude
Deiner Bewohner!
Ihre Städte
Wachsen empor
Aus begrünten Gefilden.
Prachtvoll reihen sich
Schlösser an Schlösser!
Auf leuchtenden Wäldern
Goldener Kuppeln
Brechen sich flammend
Die letzten Strahlen
Der fernen Sonne,
Die in die bläulich-
Schauernde Marsflut
Zitternd hinabtaucht!
Doch davon zu wissen,
Ward mir verweigert.
Ewig getrennt ja
Müssen wir bleiben —
Ewig geschieden
Müssen wir treiben. —
Uns trennt durch des Meeres
Bläulichen Streifen
Der Walter der Welten!
Einsame Inseln
Schwimmen die Sterne
Im uferlosen
Himmelsgewässer.
Wir stehen am Strande —
Wir schaun voll Verlangen
Zur nebelnden Ferne —
Es rauschen und spülen
An uns vorüber
Die ewigeinen
Wechselnden Wogen;
Doch keine Barke
Befährt das Gewässer;
Denn seine Fluten
Sind Licht und Seele..

Was aber einst,
Wann zum Glutenmeere
Sonnen und Monde
Zusammenschäumen,
In Flammenwogen
Sich fließend berührt
Von getrennten Planeten,
Das sind nicht *wir* mehr,
Das ist der Stoff nur,
Aus dem auch wir einst
Wurden und waren. —
Es bleibt der Stoff
Und es wechseln die Formen.
Für Augenblicksspanne
Entringt sich dem Chaos
Das sich selber
Denkende Ich.
Für Augenblicksspanne
Lebt es als eignes
Universum
Auf der größeren Welt,
Die es zeugend gebildet.
Doch die Nabelschnur,
Die an die größre
Welt die kleinere
Kettet, zerreißt nicht.
Wiederzergehn
Nach Augenblicksspanne
Als heizender Scheit
Im Herd der Natur
Muß jede Ichwelt!
Und ob sie zermalmend
Den Kosmos durchheulte,
Es rinnt die Sekunde
Es schlägt die Stunde
Ihrer Vernichtung.
Es erlischt ihre Pracht —
Sie stürzt — sie zerstäubt!
Und über dem Stern,
Den die Fluten begraben,

Schlagen die Wogen
Tönend zusammen!
Was funkelst du, Mars?
Noch eh wir uns finden,
Bist du zerstoben,
Sind wir zerstoben —
Sind wieder zergangen
In ewiger Allnacht. —
Zwar kommt einst die Zeit,
Wo im steten Kreislauf
Der bildenden Kräfte
Die *Form* sich erschöpft hat.
Weiter zu dauern,
Muß einstmals Geschaffenes
Sie alsdann
Getreu wiederholen. —
Und vielleicht nach
Zehnmalhundert
Weltenjahren,
Wo Sekunde
Gleich der Dauer
Eines kreisenden
Planeten,
Bin ich wieder. — —
War wohl auch vor
Zehnmalhundert
Weltenjahren
Einmal schon — —
Düstre Bilder
Tauchen dämmernd
Aus der Tiefe
Meiner Seele —
Doch bei ihrem
Anblick fröstelnd
Bebt der zagende
Gedanke. — —
Es stürzen die Sterne,
Um Sterne zu bilden,
Die wieder stürzen,
Das Unerschaffne
Zu baldigem Sturze
Entstehen zu lassen!
Was bleibt, ist der Tod,
Der allem gemeinsam —
Der Tod, der das Chaos
Lebendig gemacht!
Hoiho — wie das schmettert!
Bist du der Masse
Fühlende Seele,
Brüllender Sturm?
Oder bist du es selbst,
Du tötender Dämon,
Und pfeifst du Vergessen
Über den Gräbern
Gesunkener Geschlechter?
Ha, wie der Wolken
Gigantische Häupter
Wachsen — steigen!
Die blasse Scheibe
Des Mondes taucht
In schwarze Gebirge
Dampfender Nebel —
Es prasselt und pfeift —
Es peitschen die Schauer
Sausender Tropfen
Das zitternde Laub.
Welche Töne
Gellen herauf
Aus der dräuenden Tiefe
Des brausenden Parkes?
Wie das wimmert und ächzt,
Als wollte es sprechen
In menschlichen Lauten!
Seid ihr's, meiner Ahnen
Ruhlose Geister?
Entsteigt ihr den Grüften?
Was heulst du, was heulst du,
Was willst du mir sagen?
Was löst den Zauber —
Was bannt dich in Formen,

Du krachende Weltmacht?
Erscheine, erscheine,
Und wärst du selbst es,
Den ich geleugnet,
„*Wille der Welt!*"

Es erstirbt ihm das Wort
Wie gebannt auf der Zunge.
Ein lähmender Schrecken
Durchstarrt ihm die Glieder,
Denn jenseits des Parkes
Über den Kirchhof
Peitscht der Sturm
Eine weißliche Welle.
Die rollt auf den Turm zu.
Schauder packt ihn.
Raschentschlossen
Schließt er die Scheibe
Und tritt vom Fenster
Drei Schritte zurück
In die Mitte des Zimmers.
Doch da erst gewahrt er,
Daß die Glut im Kamine
Das Gemach bis zur Decke
Mit Qualm gefüllt hat.
Trüb flimmert sein Licht
Durch erstickende Dünste
Und atemraubend
Legt sich der Rauch ihm
Schwer auf die Brust.
Schnell will er von neuem
Die Scheibe öffnen.
Doch noch zum Schritte
Nicht hebt er den Fuß auf —
Da geschieht von *außen*
Ein Stoß auf die Scheibe,
Daß sie klirrend zerschellt
Und mit lautem Geprassel
Aus dem Rahmen gelöst
In die Tiefe stürzt. —
Und durch die schwarze,
Gähnende Öffnung
Fährt es herein
Wie die Faust eines Riesen
Mit pechschwarzen Fingern.
Ein grauses Getöse
Erschüttert von Grund aus
Die bebenden Balken.
Ein betäubender Druck
Wie der Schlag eines Hammers
Trifft vor die Stirn
Den erstarrenden Jüngling
Und schleudert ihn rücklings
Hin auf den Boden.

Ist's der Sturm, der durch des Fensters
Off'ne Spalte nun hereinbricht
Oder sind es
Flatternde Gespenster?
In des Rauchs geschwollene Wolken
Faßt der schwarze Riesenhandschuh
Und sie kreiseln und sie drehen
Sich in Wirbeln durcheinander.
In die Höhe gleich dem Rüssel
Einer Trombe bohrt des Qualmes
Weiße Spitze. Aus dem Schlote
Brechen lodernd rote Funken,

Rollen knisternd Reigentänze
In des Dampfs verschlungenen Knäueln.
In die Breite, in die Länge,
In die Höhe wächst das Zimmer.
Dämmernd in der Ferne schwinden
Rauchzerflossen seine Wände.

In Planetenferne kreisen
Ringsum schon des grauen Dampfes
Funkenübersäte Bänder.
Und den Jüngling deucht, er throne
Auf dem Pol der Erdenkugel.
Und die Funken seien Sterne
Und die Wolken Nebelringe:
Also um den Erdenglobus
Drehe sich auf Sturmesschwingen
Das besternte All der Welt. —

Sinnverwirrender umdröhnt es
Nun des Jünglings feuchte Stirne.
Sterne spalten auseinander
Und zerstäuben zu Planeten,
Wie um eine Kerze zirpend
Kreisende Insekten flattern,
Bis sie glutberauscht kopfüber
Zischend in die Flamme stürzen.
Und die Sterne wieder drehen
Mit Planeten und Kometen
Sich um größre Mittelsonnen.
Und mit Sonnen, Ringen, Monden
Kreist um *eine* Riesenleuchte
Der gesamte Makrokosmos.

Einmal noch will's ihn bedünken,
Jener Mittelstern des Weltalls
Sei die Lampe seines Zimmers.
Doch da wallen Nebelbänder
Gaukelnd seinem Blick vorüber,
Und gelöscht aus dem Gedächtnis
Ist des zuckenden Bewußtseins
Letzter Strahl. —

Und er schwebt nun machtvoll ruhend
Auf des Nordpols Kugelfläche
Um die Sonne seines Sterns.
Und die brausenden Akkorde,
Die wie Orgelpfeifen schwollen,
Takten sich zu donnerlauten
Sphärenmelodien ab. —

Durch die sternerfüllte Öde
Zittert trunken seines Auges
Feuchter Glutblick.
Immer tiefer in des Weltalls
Dunkle Ferne taucht sein Sehnen.
Und aus leeren schwarzen Räumen
Glimmen lodernd immer neue
Phantasiegestirne auf.

Da auf einmal scheint's, als wären
Jene schmalen Schattenstreifen,
Die gleich rauchigen Girlanden
Der Gestirne fernste Bilder
Lose aneinanderknüpfen,
Eines mächtigen Gewandes
Schöngebauschte Riesenfalten.
Alle Sterne werden Perlen,
Die des Kleides Saum bekränzen.
Und die große Mittelsonne
Flammt als leuchtende Agraffe
An dem schürzenden Gürtelbande. —

Sind es menschenhafte Formen,
Die des Kleides weiter Bogen
Dicht umspannt?
Eines kolossalen Wesens
Gliederbau umschließt der Mantel.
Deutlich dämmern Menschenformen
Unter seinen Falten auf. —
Und der Jüngling zuckt zusammen;
Denn ihm ist, als hätte zweimal
Eine Stimme seinen Namen
Schon gerufen und erst jetzt beim

Dritten Anruf
Fühlte er des Tons Bedeutung. —
Ja, fürwahr, was gleich dem Schmettern
Heller Tuben, dumpfer Orgeln
Kurz zuvor in wildem Wirrwarr
Schauervoll den Sternenhimmel
Als ein Sturmgesang durchdröhnte,
Löst sich auf zu Menschenlauten:
Donnertönig, doch verständlich
Ruft aus ungeschauter Höhe
Menschenwort ein Göttermund.

„Dem tiefher zitternden
Rufe folgend
Lieh ich Gestalt
Den ächzenden Tönen,
Die über den Gräbern
Modernder Ahnen
Um Schrankenverweigrung
Im Sturme klagten.
Aber nicht länger
Als ich zu künden,
Was ich gewillt bin,
Des luftigen Leibes
Der Zwerge bedarf,
Vermag sie zu dauern.
Im Funkengestöber,
Das dich umknistert,
Ahnst du ein Gleichnis
Vom Bilde der Welt. —
Vom *Gottheits*gleichnis
Den spärlichen Schimmer,
Den deine Seele
Zu fassen vermag,
Vernimm nun im Stammeln
Des irdischen Lauts!

Frei sein willst du,
Im Sturm willst du jagen,
Und ahnst nicht, daß Ohnmacht
Glück der Lebendigen.
Du zerrst an den Zügeln,
Du fluchst der Beschränkung
Und weißt nicht, du Tor,
Daß der Wille der Welt,
Der im Sturme dahinbraust,
Nach *Kerker verlangt*,
Nach *Wesenswerdung*.
Und weißt nicht, du Tor,
Daß der Funke des Lebens,
Der alles Geschaffne
Ewig durchleuchtet,
Der Fesseln entäußert
Auf Flügeln des Sturms
Zu sehnender Rast
Eine Stätte sich aufsucht –
Um wieder genietet
Die Wollust zu kosten
Der Daseinsbeschränkung.
Was verlangst du vom Leben
Ewige Dauer?
Wohlan, es dauert!
Denn was in dir *lebt*,
Kann nimmer ersterben.
Ein Tropfen ist's
Aus dem schäumenden Meer
Titanischen Wollens,
Der in dich geflossen.

Und wieder zurück
Zum schäumenden Meere
Kehrt er alsbald,
Wenn das mürbe Gemäuer,
Dem er für Stunden
Eigenen Lebens
Schein verstattet,
Der Zeit verfällt.
Doch nicht um zu feiern;
Denn seine Wollust
Ist es: *beleben*
Und vom Belebten
Selber gekerkert
Als eigenes Ich
Ein Leben zu fristen.
So stürmt er im Sturm
Über stäubende Steppen
Und steigt von unten
Die Wesenleiter
Wieder empor,
Bis er von neuem
Als schauende Seele
Im Menschen verglüht. —
Und hättet ihr einst
Den sonnigen Kulm
Des Berges der Götter
Siegreich erstiegen,
So wäre auf Erden
Die Schranke des Willens
Für immer gebrochen.
Und rasch verflutend
Zerstäubte des Lebens
Heiliger Glutdrang,
Um andre Gestirne
Im Weltenganzen
Mit den Formen des Lebens
Neu zu besamen!
Im Wandel der Formen
Dauert des Daseins
Heißes Verlangen.

Verstehe recht
Die tiefe Bedeutung
Des ewigen Kreislaufs
Im Wechsel der Dinge,
Der aus Leichen gebärt
Und Geborenes zerstört,
Um den Tod zu beleben.
Sein Dasein zu fühlen,
Sein Dasein zu kosten,
Zerstörte der Gott
Seine eigene Freiheit
Und ringt als Seele
Im Menschenleibe
Nach Gottesvollendung!
Zweifelst du dran,
So magst du's erproben!
Doch willst du frei
Über Wälder und Berge
Im Sturme schweben,
So zertrümmere zuvor
Das *Gefäß* deiner Seele
Und stürz' dich hinein
In das gähnende Grab!"

Die Stimme verklingt,
Als hallte ein Hornruf
Aus tönender Ferne
Verhundertfacht wieder.
Eine heulende Flamme
Durchprasselt des Weltraums
Glühende Sterne.
Es qualmt und zischt,
Als schlügen Wolken
Erstickenden Dampfes
Aus rotem Kamine.
Der Jüngling erwacht —
Da ist sein Zimmer —
Kleine Flämmchen
Knuspern lüstern
An seines Gewandes

Äußerstem Zipfel.
Die Flämmchen wachsen —
Es steigt der Rauch ihm
Heiß um die Stirne.
Kalter Schrecken
Durchkrampft ihm den Nacken.
Mit gellendem Angstruf
Springt er empor
Und stürzt sich vom Turm
In die klaffende Tiefe. —

Doch sieh — er stürzt nicht —
Es bersten die Balken
Des Vordergesimses.
Mit gewaltigem Pfeifen
Über die Ulmen
Peitscht ihn der Sturmwind.
Da schimmern des Kirchhofs
Efeuumrankte,
Verwitterte Kreuze.
Da düstert die Steppe,
Und über die Steppe
Flattern gespenstisch
Wechselnde Schatten.
In Wasserbächen
Umgießt ihn der Regen,
Und aus den Schleiern
Stürzender Tropfen
Winken zerwehend
Verstorbene Ahnen.
Das letzte Grab —
Und dicht daneben
Zerspaltet die Erde,
Und lebendig hinein
In die klaffende Grube
Stürzt ihn des Sturmes
Gesteigerter Anlauf.
Den wimmernden Angstruf
Erstickt sein Entsetzen.
Ein gräßlicher Krampf
Versteint ihn zur Mumie.
Und er fühlt,
Wie nun des Lebens
Roter Funken
Aus dem Busen
Sich herausstiehlt.
Da löst sich die Starrheit –
Er fährt in die Höhe
Und schlägt mit der Stirn
An den Deckel des Sarges.

Der Jüngling erwacht.
Schwer ruht sein Haupt
Auf dem Arm, der des Buches
Schwärzlichen Rahmen
Krampfhaft umspannt hielt.
Aus dem offenen Fenster
Steigen geringelte
Wölkchen Rauches. —
Das Licht brennt zur Neige
Und im Kamine
Glimmt noch lautlos
Verlöschende Asche.

Draußen segeln
Und ziehen die Wolken,
Selten durchflackert
Von spärlichen Strahlen
Des sinkenden Vollmonds,
Und in der Tiefe
Weich melodisch
Rauschen die Bäume. —
„Keine Lust so gewaltig —
Kein Schmerz so herbe —
Du erträgst sie in *Wehmut*."
Er flüstert es bebend —
In seinem Auge
Blinkt eine Träne,
Doch um die Lippen
Spielt himmlisches Lächeln.

Aus

DESIDERATA

Bruchstücke aus der Turmszene des dritten Aktes
(Endgültige Fassung)

Ort der Handlung: ein alter Turm in einer weiten Ebene, der durch einen unterirdischen Gang mit der Stadt Pavia in Verbindung steht.

I. Szene

Auf der Bühne herrscht zunächst völlige Dunkelheit. Erst als Desiderata mit einem Licht eintritt, sieht man ein kahles viereckiges Gemach, dessen Wände Bretter sind. In der Mitte befindet sich ein Tisch. Die schmale Treppe des Turmes mündet links in einer niedrigen Tür. Dieser schräg gegenüber nach hintenzu in der Wand eine enge Spalte. Das weitere wird erst sichtbar durch die Bewegungen mit dem Licht. Man hört während der ganzen Turmszene das Pfeifen des Windes und das Aufschlagen von Regentropfen.

DESIDERATA

von der Treppe herauf tritt ein, in der Hand ein Lämpchen in der Form unsrer alten Öllampen, sieht sich ängstlich spähend nach allen Seiten um und setzt zögernd die Lampe auf den Tisch, während sie die ersten Worte spricht.

Welch grause Nacht! Wie heult der Sturm! Wie schlägt
Der Regen prasselnd auf das morsche Dach
Des alten Turms. Hier trieft er gar hindurch
Und rieselt an der Wand herab. Das pfeift
Und braust hier oben noch einmal so toll.
Der Laut schon macht mich frösteln.
(Sie schüttelt sich.) Weshalb kam ich
An diesen nie betretnen düstern Ort?
Und hierher will e r ... doch wie ist das möglich?
Ringsum die kahle Wand — nur dort ein rostig
Zerschunden Schwert am braunen Nagel. Sonst
Ein leerer öder Raum. Woher nur fegt
Der feuchte Wind? Ist das Gebälk so dünn,
Daß es in Fugen reißt, prallt er daran?
Es kann nicht sein. Zu heftig weht mein Lämpchen.

Von dorther kommt's.
(Sieht sich um.) Ei doch! Ein schmaler Schacht
Als Ausguck in der Wand.
(Schaudernd.) Fast fürcht ich mich
Hinauszusehen. Dicke Schwärze starrt
Mir da entgegen.
(Plötzlich wie von mutiger Neugier erfaßt.)
Ich muß — ich will
Doch einmal einen Ausblick tun ins Dunkel.
(Tritt an die Spalte.)
Hu! — Kein Stern am Himmel,
Nur Sturm und Finsternis. Da unten aber
Undeutlich grau aus Regenschleiern taucht
Die Stadt herauf. Nur hie und da verspätet
Ein einsam Licht. Die Strahlen zittern blaß
Wie sterbensmüd durch Nebeldunst. Das hellste
Erlischt grad jetzt.
(Schüttelt sich.) Wie schrecklich ächzt
Der nasse Wind. 's ist kalt.
(Zieht sich fröstelnd zusammen und tritt von dem Ausguck zurück.)
Wenn nur nicht — weh mir —
Wenn jemand durch die Spalte meines Lichts
Verdächt'gen Schimmer flittern sähe. Gott!
Es will verlöschen.
(Geht auf den Tisch zu und spricht zu dem heftig flackernden Lämpchen:) Liebes, gutes Licht!
Noch darfst du mir nicht schlummern, mußt mir noch
Mit trautem Schein die arge Finsternis
Ringsum verscheuchen.
(Sie legt die hohle Hand um den Docht, so daß ihr die Strahlen lotrecht ins Antlitz fallen, während es umher dunkel bleibt.)
Mir nur — mir allein
Sei du ein leuchtender Beschützer.. doch
Verknistre nicht zu rasch den Stoff, davon
Du lebst.
(Nach einer Pause träumerisch.)
Noch lange sollst du brennen.
(Sie neigt sich tiefer auf die Flamme.)
Soll ich mit leisem Hauch dich fachen, Flämmchen?
Ja, ja! Du fühlst des Menschenmundes Hauch,

So hörst du auch wohl Menschenmundes Stimme.
Steigst höher du, wenn ich ein Lied dir singe?
(Singt leise vor sich hin.)

Es brandet die Flut und der Regen rinnt.
Es tanzen die Wellen, es pfeift der Wind.
Sie steigen am Häuschen — sie plätschern ans Dach,
Doch drinnen im niedrigen Gemach
Glüht still aus dem Lämpchen die Flamme.

Es knistert der Docht und die Schnuppe fällt.
Rosige Glut die Wände erhellt.
Es brausen die Stürme, es klatscht die Flut.
Leis nur flackert die ewige Glut —
Nie löscht sie der Wind und die Woge.

In dem, was da heulend stürmt und zerstört,
Lebt noch der Funke, der lodernd verzehrt!
Tiefinnen glüht er als Seele der Welt.
Und selbst die Schauer der Sturmnacht schwellt
Geheimnisvoll wirkend die Flamme!

Bist ruhig, liebes Flämmchen? Bleib es auch!
(Sie fröstelt wieder.)
Unfreundlich ist es hier und kalt und naß.
Ich mag nicht länger warten
Auf unbegreiflich wunderbare Dinge.
Unheimlich wird's. Ich gehe.
(Sie nimmt das Licht und will gehen, tritt aber in der Verwirrung nach der entgegengesetzten Seite und prallt vor der türlosen Wand zurück.) Was ist das?
Wer hat die Tür verschlossen? Törin ich!
Von dort ja kam ich her. Doch seltsam
Spricht wie vertraut die kahle Wand mich an.
Will sie ein tief Geheimnis mir enthüllen?
(Besieht die Wand näher und stellt dann die Lampe auf den Tisch.)
Hier zeichnet sich im Holzgetäfel deutlich
Ein länglich Viereck ab.
(Besinnt sich.) Das ist —
Das ist — es wird mir wunderbar zu Sinn —

Ich war gewiß — ich war an diesem Orte
In meinem Leben einmal schon! Doch wann?
(Tief grübelnd.)
Es steigt ein Heer vergessener Gestalten
Aus meinem Busen ...
(Traumhaft.)
Da seh' ich eine schöne Greisin wieder.
Um ihre Schläfen flattert weißes Haar.
Im Arme hält sie mich und tief herunter
Neigt sie das Haupt und singt.
Ich höre sie ganz deutlich, höre ganz
Die milde Stimme. Und die Geister
Der alten Lieder gießen Schlummermohn
Betäubend mir in Herz und Sinn. —
Ich sehe alles wieder — alles — alles. —
(Visionär.)
Ein Schauer unaussprechlicher Empfindung
Durchflutet mir die Brust! Ich bin nicht mehr,
Was ich noch eben war! Aus fernen, fernen,
Aus ganz unendlich fernen Zeiten steigt es
Wie Nebeldampf um mich empor. Ich höre
Den alten Sturm, wie er vor vielen Jahren
Um dieses Turmes Scheitel blies. Und wieder
Umfängt ein tiefer Schlaf das Lockenhaupt
Des Kindes, das von alledem nichts weiß,
Was vorgeht, doch mit ahnungsbanger Seele
Den rauhen Klängen zitternd sich erschließt.
Nun schrickt es auf — es treffen laute Worte
Sein horchend Ohr — dann wieder Trostgemurmel,
Ganz leises Flüstern. Müde sinkt mein Haupt.
Da öffnet sich die schmale Tür. Es pfeift
Ein kalter Windstoß sausend uns entgegen..
(In diesem Augenblick hört man heftiges Gepolter hinter der Wand.
Hilf Gott! Was ist? Wo bin ich? Ach —
Es naht — es kommt — mein Licht — ich fliehe.
(Sich plötzlich gewaltsam zusammennehmend.) Nicht fliehen!
(Klammert sich krampfhaft an die Tischplatte.)
Und wär es selbst der bleiche Tod — ich will —
Ich will ihm starr ins Auge sehn.
(Die Tür stürzt ein.)

Aus der

II. Szene

Desiderata. Der Prinz.

DER PRINZ: Desiderata! Dunkel deckt
Die müde Erde. Schwarze Stürme branden.
Der Gott der Nacht, der stärkre Herr der Schöpfung,
Durchreitet sein Gebiet. Gigantisch reckt
Sein Riesenleib sich über meilenweite
Gebirge, Wälder, Meere aus. Ein Mantel
Von grauen Wolken schlottert um ihn her.
Und unter ihm als Rappe jagt der Sturm.
Und wie vom goldenen Gespann der Sonne
Ein wogend Lichtmeer silberflutend sich
Nach allen Seiten hin ergießt, so wälzt
Vor seinem Leibe schaumlos er die Welle
Des Dunkels her und schleudert in den Raum
Den unsichtbaren Strahlenglanz der Nacht!
Wo er ein flackernd Flämmchen schaut, da löscht
Er's zornig aus. Doch deshalb umso wilder,
Die schauernde Erstarrung abzuwehren,
Facht er die Glut im fröstelnden Menschenherzen
Zu ungeheurem Brande schürend an.
Gewaltiger Dämon, dem ich sklavisch diene,
Ich rufe dich zum Zeugen, daß nur du
Als deinen Auftrag mich geschickt — nur du
Durch Todgefahr mich leitetest! Ob gut,
Ob böse dein durchlodernd Feuer ist,
Ich weiß es nicht. Das aber weiß ich wohl:
Ein Dämon bist du, stärker als der Sturm
Und stärker als die Eisenriegel
Der Pforte, die mich halten wollte! Wer
Zerbrach mir sonst die erznen Tore? Wer
Trieb mich durch Graun des Todes wie berauscht
An dieses Turms versteckte Schwelle? Wer
Ließ vor dem Blicke meines Auges
Die Pforte des Gemaches bersten? Weib,
Der spricht aus mir! Hörst du die dumpfe Stimme?

Die ist nicht mein — verstehst du seines Raunens
Verborgenen Sinn?

DER PRINZ *(flüsternd):* Desiderata! Nacht
Hat ihren dunklen Schleier ausgebreitet
Auf Stadt und Lager. Längst im tiefen Schlafe
Auf breiten Zinnen ruht die Schar der Wächter.
Der Sturmwind heult Vergessenheit und Nebel
Um ihre Häupter und der Wettergott
Umfängt mit feuchtem Arm die Erdenjungfrau.
Das ist die rechte Stunde!
(Auf die Tür deutend.) Schwarz
Gähnt dir aus jener Pforte Finsternis
Entgegen und im Schoß der Erde ist
Noch völliger die Dunkelheit! Und doch
Gewisser, als es Führers Fackel könnte,
Zum Ziele leitet uns der schwarze Faden
Des unterirdischen geheimen Ganges.
Ganz nahe dem Tessino schließt die Mündung
Die tief im Moos versteckte Falltür. Dort
Erwartet uns mit Roß und Sattelzeug
Ein treuer Knappe...

DER PRINZ *(küßt sie, was sie ruhig geschehen läßt. Sie halten sich fest umschlungen. Während der weiteren Szene bleibt Desiderata an ihn gelehnt. Der Prinz scheint zu taumeln):* Wie brüllt
Der graue Sturm! Mir scheint, des Turmes Zinne
Schwankt windgeschaukelt hin und her! Mir wird
So schwer ums Haupt —

DESIDERATA *(sehr müde):* Und ich, ich möchte schlafen —
Du — halte mich!

DER PRINZ: Der Regen peitscht
Durchs Giebelfenster hier —

DESIDERATA *(traumhaft):* Durchs Giebelfenster —
O laß aus unsrer Höhe uns hernieder
Auf das Geschlecht der Menschen schaun!

Wie liegt so tief, so tief die eitle Welt —
So schaurig tief —
(Sie sind an die Dachspalte getreten und schauen hinunter.)

DER PRINZ: Matt dämmert es herauf —
Ein Licht bewegt sich dort im Königshause.

DESIDERATA *(in schlummertrunkener Erregung):*
Wie stehen wir so hoch, so göttlich hoch,
Emporgewachsen über das Gezücht
Der Sterblichen! Um unsre Stirne tanzt
Der Wolken wälzendes Dämonenheer —
Wir lächeln nur! Um unsre Locke weht
Der Sturm der Nacht — er ist uns Wiegenlied.
Die Wimper netzt des Regens Rieselflut.
Wir aber schlummern — schlummern tief und träumen
Den seligen Traum des Glücks! — Hoch über Wolken
Lacht tiefgewölbt, kristallklar, glutgetränkt
Des Himmels heitrer Baldachin. Und in
Dem Himmel glüht das lodernde Sonnenauge
Und trinkt entzückt den tausendfachen Glanz
Und flammt ihn strahlenprächtig wieder aus.
Wir aber schweben in des Himmels Mitte.
Vergöttlichend um unsre Stirnen stäubt
Ein Kranz von goldenen Funken. Schönre Wesen
Des klaren Firmaments umgaukeln uns. —
Doch tief aus Dunst und Nebel tönt empor
Des Lebens wildes Kampfgeschrei! Da wälzt
In ruhelosem Todesringen sich
Ein stöhnend Heer verworfener Geschöpfe —
Zertritt sich mordend und gebärt sich neu
Aus Hoffnung, die sich nie erfüllt — umtanzt
Im wilden Wirbel gleißende Idole —
Zerstört sie — wirft sie in den Staub — sieh da —
Und aus dem Staubdampf der Zertretenen
Wächst Nebelbild auf Nebelbild empor,
Und wieder schlingt der alte Reigen sich
Um seinen neuen Götzen. Schreckverzerrt
Aus ihren bleichen Zügen grinst der Tod.
Doch über Tod und Grabesgrauen geht
Des Daseins Flammentrieb und schrecklicher

Aus ihren Mienen lechzt die Mordbegier!
Geschlechter stürzen und Geschlechter wandeln
Mit lärmendem Schlachtruf über ihre Gräber!
Des Ahnen Gruft ist seines Enkels Wiege.
Den Schattenbildern ähnlich, die der Sturm,
Wann er die Wolken wirbelt, über weite
Lichtstrahlenüberströmte Auen treibt,
So flattert Volk auf Volk mir jäh vorbei!
Ein jedes ringt gesondert fieberheiß
Um Lebensdauer und Unendlichkeit.
Und so zerstampft und wird zerstampft ein jedes,
Und seine Dauer ist nach Weltenzeit
Sekundenhaft. —

DER PRINZ *(in geisterhafter Ekstase):* Ha, dorthinaus,
Wo grundlos schwarz die starre Finsternis
Die Wolken zu gebären scheint, da dehnt
Die weite freie Ebene sich. — Gen Süd
Geht unser Ritt! Bei Gott, ich sehe uns
Mit Sturmesschnelle durch die Steppe fliegen!
Du vor mir auf dem Sattel, wildumwogt
Von meines Rappens schwarzer Mähne. —
Wie pfeift und saust und zischt das ringsumher
Und braust betäubend uns um Haar und Stirn!
An uns vorbei gespensterähnlich flattern
Im Nebeldampf des Dunkels Baum und Fels.
Undeutlich in der Ferne tauchen Formen
Von niedern Hütten auf und schwinden schon
Im selben Augenblick weit hinter uns!
An dunklen Seen geht's vorbei — die blinken
So wundersam, so geisterhaft, als blickte
Aus trübem Aug' die alte Mutter Erde
Erstaunt ob *solcher* Flucht. In ihrem Spiegel
Malt sich die Nacht — das Schilf am Ufer bebt —
Die Weiden stöhnen und ein wildes Graun
Packt dich und mich. Des Rappens Flanke sticht
Der blutige Sporn. Wie blitzbefeuert stürzt
Er rasender von dannen. Weiter, weiter
Gradaus gen Süden geht's. Hohl rauscht die Flut
Der Adria an unsrer Seite — dumpf

An Felsenklippen brandet Wellenschaum —
Zerstäubt im Winde — an die Küste trägt
Die Luft des Meeres feuchte Atemzüge.
Nun über ragende Gebirge stampft
Vom Sturm gegeißelt das Dämonenroß.
Tief unten grollt und braust die See. Der Blick
Irrt bange suchend über das Gewässer.
Fern schwimmt ein einsam Licht — sonst alles Nacht —
Nur hie und da aus finstern Wogen blitzt
Ein blauer Streifen phosphorblinkend auf.
Und weiter weiter! Todesschlünde klaffen —
Doch über sie hinweg mit dreistem Sprung
Setzt unser Hengst. — Da rauscht und wogt der Wald
Und in der Zweige triefendes Gewirr
Einbricht der Rappe! Nasse Blätter schlagen,
Ein grünes Laubmeer, über uns zusammen
Und Tropfenschauer prasseln windgepeitscht
Vom ästigen Gewölbe nieder. Doch
Wir achten's nicht! Vorbei fliegt Busch und Dickicht
Und kahler, kälter wird es um uns her.
Und jetzt — *zerschnitten* ist der Felsenpfad!
Der Rappe *steht!* Schwarzgähnend schauerlich
In unermeßne Tiefen *vor* uns stürzt
Die steile Wand hinab! Posaunendonner
Kreischt durch der Öde ungeheuren Schlund
Des Sturmes fürchterliche Schlachtmusik!
Verlassen, einsam in der grausigen Höhe
Auf ragender Klippe stehen du und ich.
Ein Feuerstrom umfängt uns. Heiß
In Wollustglut erschauernd stürzen wir
Umklammert von des Gipfels Wolkenkulm,
Uns in den Höllenschlund hinab — —
Da zuckt ein Blitz zerspaltend durch den Abgrund.
Ein grauenvoller Donnerschlag betäubt
Die nebelsturmumbrandeten Sinne uns!
Ein wildes Pfeifen schrillt um unsre Stirn —
Kaum wagen wir die Augen aufzuschlagen.
Doch unsre Lider seelensengend schon
Durchsticht des neuen Glanzes Flammenfülle!
— Da liegt

Das blaue Meer goldschimmernd sonnenhaft
Und grenzenlos! Der blaue Himmel wölbt
Ein strahlentrunknes Kuppeldach darüber,
Verrauchend im Unendlichen! Es spült
Leis rieselnd Well' auf Welle an den Strand
Und bricht zu Streifen silberweißen Schaumes.
Es träumt der Wind und flüstert schlafberauscht
Verschämte Liebeslaute in den Glanz
Der spiegelblanken Flut und träumerisch
Schwellt er die weißen Segel an, die still
Durch jenen Spiegel Sonnenfurchen ziehn.
Ein wundersames Harfentönen schwirrt
Wie Taumelmohn berauschend durch die Luft
Und mischt sich sanft dem Plätscherton der Wellen.
Weit, weit bis in die Nebelferne ziehn
Die weißen Boote — tauchen lautlos unter
Am sonnenprachtdurchwirkten Horizont!
Und wildes Weh der Sehnsucht faßt uns an.
Vom seichten Ufer stößt die Gondel ab.
In Lust umschlungen und den Blick versenkt
In die Unendlichkeit der Meeresferne
So steuern wir gen Süd — hinaus, hinaus,
Bis nebelblaß im Nord die Küste sinkt
Und aus des Westens Abendgluten purpurn
Das Feenland der Sehnsucht steigt. —
(Pause. Man hört das Prasseln des Regens.)
DESIDERATA *(träumerisch lallend):* Und dann?
O weiter, mein Geliebter —
DER PRINZ *(düster in sich versunken):* Ja — und dann —
Vor meinen Augen stürzt das Bild hinab —
Wo sind wir — wo?
DESIDERATA *(wie vorher):* Im Feenland der Sehnsucht.
DER PRINZ *(träumerisch lächelnd):*
Im Land der Sehnsucht — nein, Geliebte, dahin
Führt nur der Tod!

DER PRINZ: In diesem Busen
Lebt pochend ein berauschter Drang! Wonach?

Ich weiß es nicht! Ob dieses Glutverlangen
Nach Mord, nach trunkener Umarmung lechzt,
Mir gilt es gleich! Genug, daß ich es stets
Wie eine Qual im Herzen trage.
So zehrt es schwälend von mir selbst, verglüht
Gleich angeflammter Kohle mir im Innern.
So ist das Leben denn ein stilles Sterben —
Ein rastlos Insichselbstverknistern.
Wohl fand ich diese Seele weit genug,
Den ganzen Himmel einzusaugen in
Manch heller Sternennacht des Nordens, wann
Des Himmels funkenstaubbesäter Dom
Die schneebedeckte Erde überwölbte
Und blendendweiß wie flackernde Silberkerzen
Die Tannen eisbezackte Nadelkronen
Ins glutschaumspritzende Dunkel tauchten.
Ich hab' ihn eingesogen! Habe wild
In mich hineingeschlürft die Feuerbänder
Des kalten toten mystisch-bleichen Alls —
In mich getrunken jene Todesruhe,
Die in durchsichtig klarer Winternacht
Ein zarter Rauch die Wälder überdämmert.
Die ganze tote Ferne sog ich ein —
Und sieh, mein Herz blieb leer! Anstatt zu löschen,
Ließ greller nur die Lohe des Verlangens
Der Hauch der Nacht durch meine Seele schlagen!
Da sah ich dich! Und dieses Bild
Füllt meinen Busen ganz! Es ist
Kein Raum mehr übrig. —
Die Flamme fand das strahlende Idol,
Das sie in Asche wandeln will — die Leuchte
Das sinnverwirrend herrliche Gebilde,
Das sie am goldensten umfunkelt, und
Die Sehnsucht, die umsonst das All durchspäht,
Den Gegenstand, nach dem sie suchte!
Entreiß dich mir — so muß mein Herz zerstäuben
In schimmernde Atome! Meinen Leib
Zersprengt die Lust! Befreit aus seiner Hülle
Verflutend dampft ins All der Geist!

Aus der

III. Szene

Desiderata. Der Prinz. Desiderius. Roland.

DER PRINZ *(jauchzend):* Da sei dem Dämon Dank —
Dem Dämon dieser schauervollen Nacht,
Der euren Witz mit Blindheit schlug!
(Desiderata bei der Hand fassend:) Wohlan —
Frei bin ich — lebe wohl!
(Eindringlich.) Wir sehn
In einer solchen Nacht uns wieder!
(Er läßt ihre Hand los, sie steht von ihm abgewandt.)
Der Sturm, der hier die Balken schlägt, der wühlt
Gewaltiger in dieser Brust. Mir tanzt
Gleich einem windzerzausten Nachtgewölk
Ein Heer von taumelnden Gestalten durch
Die trunkne Seele! Schwören will ich's, schwören:
Und wieder wird um eine Mitternacht
Der rasende Orkan aus Süden her
Die feuchten Fluren peitschen — da
Erstürme ich Pavia!

DESIDERIUS *(mit starker Stimme):* Du erstürmst
Es nicht, wenn ich dich jetzt in Fesseln schlage!
Treib's nicht zum äußersten! Ein Kettenstrang
Aus Eisen, der mich bindet, ist mein Wort —
Das deine eine Klinge harten Stahls.
Schlägst du zu fest darauf, so birst das Band
Und — deinen Todfeind läßt die Fessel los!

DER PRINZ *(frohlockend):*
Wohin, wohin auf Sturmesschwingen reißt
Ihr das berauschte Herz? Empor, empor!
Schwert gegen Strang und gegen Widerstand
Erboste Stemmung! Birst die Kette — wohl —
So mag der Stahl den Riesen nur entfesseln,
Um ihn nun vollends zu durchbohren!

ROLAND: Tor!
Reiß' dir die Zunge aus dem Munde, sonst
Höhlt sie dein Grab dir!

DER PRINZ *(in wilder Ekstase):* Ei was wollt ihr?
Zwei gegen einen glaubt ihr? Toren denn,
Geb' ich euch dreist zurück! Zwei gegen tausend —
So steht's mit uns! Seid ihr denn taub und blind?
Hört nicht den Sturm empörter Elemente?
Die obern und die untern Geister schlagen
Im grausen Wirrwarr eine dröhnende Schlacht!
Mir aber sind sie all' zu Diensten! Ich
Beschwöre sie von unten und von oben
Mit übermenschlicher Gewalt!
Und seht ihr nicht die helfenden Trabanten,
So seht ihr mich, und seht, wie dieser Leib
Titanisch aufgeschwellt ins Ungeheure
Die kraftdurchflammten Glieder dehnt!
Und wieder will ich's schwören — schwören — schwören:
Noch eh der Mond, dess' blasser Sichelkahn
Am dunstigtrüben Morgenhimmel schwimmt,
Zur bleichen Scheibe ausgestaltet wuchs,
Stürm' ich Pavia! Hei, dann brüllt Orkan —
Und Turm und Mauern schmettre ich zusammen;
Als Schutt sollt ihr gen Himmel dampfen — —
Die Wolkenwand zerreißt — die Sterne flattern
Am blauen Himmel hin und her — der Mond
Flammt Silberglut auf rauchende Ruinen —
Und aus den Trümmern reiß ich dich —
(Packt Desiderata am Handknöchel und schleudert sie herum.)
du *mußt*
Mit mir! Aufs Roß! — Der Boden fliegt
Gegeißelt unter uns hindurch.
Doch unser Ziel ist nur — die Ferne!
Wo Nebel dampft und in dem Nebelmeer
Der Himmel mit dem Horizont verschwimmt,
Nach dorthin unaufhörlich jagen wir —
Bei allen Göttern, jagen wir. — —

ZWEITER TEIL

S T E R N E

FRÜHLINGSEINZUG

Horch, der Frühling hält Einzugsfest.
Hohl pfeift der entfesselte Sturm aus West,
Treibt rauchige Wolken vor sich her,
Zerpeitscht zu Schaum das wogende Meer
Und schlägt an die Fenster den Regen.

Es krachen die Schollen. Wogend wild
Zum reißenden Strome das Bächlein schwillt.
Aus grau zerrinnender Schneelast quillt
Der dampfende Wald, das braune Gefild
Und trinken rieselnde Tropfen.

Das Eis zerschmilzt. Es pulset wie Blut
Der zuckenden Erde blaudämmernde Flut.
Aus dunklen Träumen schüttelt sich wach
Im trüben Geriesel der junge Tag.
Tief atmen die triefenden Fluren.

Die Sonne siegt! Der Nebel zerrinnt.
Die flatternden Fetzen zergeißelt der Wind.
Über der Ebene jagende Schatten —
Nun wieder ein Schauer auf Forsten und Matten —
Das rieselt und rauscht an den Scheiben.

Mit wirbelndem Stab und magischer Kunst
Erschaff' ich den Rappen aus Nebeldunst —
Und über die Berge, Wälder und Seen
Stürm' ich jauchzend im brausenden Föhn.
Umdämmre als Schattenreiter im Heer
Der Nebelschemen das brandende Meer.
Wo beim Sange des Sturms zerschellender Gischt

Donnernd die Klippenhänge umzischt,
Da tauch' ich hinein als zerrinnender Schnee,
Durchkoste die Riesenwollust der See —
Und wieder entsteigend als Schattengestalt
Durchheul' ich auf Wolken den ächzenden Wald
Und stürze zur Erde windgepeitscht
Und schlage als Tropfen die Scheibe.

HERBST

(Eine alte Frau. Ein Kind)

Was rieselt im Rinnbach?
Rauschender Regen.
Was rührt an die Scheiben?
Wimmernde Tropfen.
Was pfeift durch die Gasse?
Wehende Blätter.
Was braust so düster sonneverdeckend
Über die Dächer?
Schwerhangende Wolken.

So verriegle das Tor und schließe die Luke,
Daß der Wind nicht herein durch den Rauchfang uns fahre,
Droben das Korn, hier unten der Scheite
Knisternde Flamme mutwillig zerzause
Und schüre die Glut im Kamine.

DIE STADT

(Nachtstück)

Bleich und stahlblau spannt ein flaches
Dämmergraues, nur von seltnen
Sternen hie und da durchstricktes
Rundgewölbe ob den Dächern

Der erstarrte Abendhimmel.
Ostwärts mit der Nacht entsteigend
Klimmen an der glattgeschliffnen
Stillen, starren Domeskuppel
Graue Wolken leis empor.
Kaltes Schweigen herrscht da droben —
Kalte winternächtige Stille.
Nur die Wolken kriechen leise
Und ganz langsam sinkt im Westen
Hinter blauumstrahlten Hügeln
Tiefer die erloschne Sonne. —
Immer blasser zittern spärlich
Ihrer Scheibe letzte Strahlen
Hinter einem waldumkränzten
Dunklen Horizont herauf. —
Sonst ist's ruhig. Kein Bewegen
Außer dem Geseufz des Windes,
Der durch dürre Eichenreiser
Wimmernd wie im Traume tastet.

Und dem düstern, engverschlungenen
Rauchumhangenen Häuserhaufen
Naht die sternenglanzdurchstickte
Kalte klare Wintersnacht.

Sieh da drunten schnell entfesselt
Löst sich nun ein tolles Hasten
Und die Geister seiner Unruh
Sendet in den unbewegten
Grabeskühlen Abendhimmel
Trotzesvoll des heißen Lebens
Fiebernd wildes Bakchanal. —
Schwarze Essen speien Wolken
Dicken Qualmes — speien Funken,
Lohe Augen, schaurig prasselnd —
Speien brennend roten Gleisches
Scharfen Schimmer. Lichter flackern
Hier und dort auf, blitzen greller
Bald in langgeschweiften Reihen —

Werden nun zu einem Meere
Blendend trügerischer Helle.
Wilder Töne hallende Brandung
Höhnt die schwarze Nacht des Winters.
Leben flutet: Haß und Liebe,
Heiße Gier und Glutgenüsse,
Taumel, Rausch, verlorne Freuden
Und Begeistrung, Angst und Wahn.

Immer sterbender und stiller
Ruht vom zuckenden Kampf des Lebens
Ringsum aus die schneeverhüllte
Müde schweigende Natur.
In des Schlummers schwarzen Armen
Weichgebettet — weichgelagert
Auf dem winterlaubumflochtenen
Grabesschauerkalten Pfühle
Tiefer Selbstvergessenheit.

In dem flackernden Bezirke
Immer rascher steigt die Strömung
Des Verlangens — immer rascher
Lebt in Suchen, Fliehen, Hasten
Todesangstgehetztes Leben.
Und es wird zum tollen Tanze,
Zum getanzten Freudentaumel.

Weiße Lichter glühn gleich Sonnen,
Fluten mondesbleiche Strahlen
Auf erglühende Gesichter.
Menschen kommen, Menschen gehen.
Hier zum jauchzenden Empfange,
Dort zum Abschied küßt den Liebsten
Die Geliebte. Rufe stöhnen,
Glocken gellen — horch — da wimmert
Klangvoll hohl die Eisenschiene —
Und die glutgenährte Schlange
Kriecht von dannen, ein geliebtes
Wesen mit im Bauche führend. —

Rascher drehen sich die Räder
Und der Zug braust atemschöpfend
Aus dem Lichtermeer der Weltstadt
In die kalte totenstille
Grabesschwarze Winternacht.

Nun zum höchsten Drang entzügelt
Übertäubend, überblendend
Flammt und braust des Freudenwirbels
Raserei — und aus den Gassen,
Aus den Lichtern, aus den Klängen
Flieht die scheue Nacht erschrocken.
Doch auf stillen Wolken schreitet
Hoch sie ob dem Häusermeere
Siegreich hin — und jenseits wieder
Läßt sie sich voll wilder Kühle
Auf die weite braune Heide
Stumm herab. Die Gräser seufzen
Leise unter ihrer Sohle.
Doch sie drückt die braunen Kinder
Liebelechzend an den feuchten
Moderkalten Mutterbusen.
Und alsbald in starrem Schweigen
Schlummern weitum die beschneiten
Heideplane. — Endlos, endlos
Dehnt sich ihre stumme Fläche.
Nur der Wind streicht leise pfeifend
Über sie dahin und wispert
Weltenfern verhallte Klänge
Aus dem Lustorkan des Lebens.
Schweigen — Schweigen. — Lautlos Seufzen
Nur der blätterlosen Bäume.
Dann und wann ein hohler Windstoß
Durch gespenstig hohe Pappeln.
Droben bleiern kalt der Himmel
Und aus teilnahmloser Ferne
Gläsern klar herniederfunkelnd
Tote Strahlen der Gestirne..

SCHLUMMERLIED

(Eine Mutter singt ihrem Kinde)

Horch, wie das rieselt und rinnt!
Vom Dache plätschert der Regen.
Schlaf', mein geliebtes Kind!
Die heulenden Stürme fegen
Über das dämmernde Land.
Horch, die Uhr an der Wand
Zeigt die Minuten und Stunden —
Und ist die Nacht dir entschwunden,
Naht mit den Strahlen der Morgen,
So bist du dem Leben voll Sorgen
Näher um einen Schritt; geschwind
Schlaf' ein drum, schlaf', mein geliebtes Kind!

Schläfst, mein Herz? — Du liebes Kind
Hörst, wie der Regen rieselt und rinnt —
Hörst, wie ums sichere Haus
Sturmwind pfeift und Gebraus.
Weißt nicht, daß nur Schmerzen und Leiden
Alle die Tränen des Himmels bedeuten;
Weißt nicht, daß sie mit Wimmern und Klagen
Deines Lebens Sekunden schlagen,
Daß sie nach deinem Herzen zielen,
Leise dein rotes Blut verspülen — —
Horch, durch den brausenden Sturm
Bläst der Wächter vom Turm.
Ach, wie bald ist es Mitternacht —
Schlaf', mein Kindchen — die Mutter wacht!

LIED

Und ein Traum ist's ja doch nur —
Was grämst du dich so?
Es heulen die Stürme,
Es brausen die Wolken
Von Meer zu Meer.

Und es schimmern hindurch
Der Abendsonne
Spärliche Strahlen.
Es sterben die Menschen
Und werden vergessen —
Und über die Gräber
Wandelt der Enkel.

Und ein Traum ist's ja doch nur —
Was grämst du dich so?
Es heulen die Stürme
Und über die Lande
Segeln die Wolken.
Es sterben die Völker
Und werden vergessen —
Und über Ruinen
Wandeln der Zukunft
Junge Geschlechter.

Und ein Traum ist's ja doch nur —
Was grämst du dich so?
Es heulen die Stürme,
Es brausen die Wolken —
Es stürzen die Sterne
Und werden vergessen —
Und immer neue
Erblühen, genährt
Vom Staub der Gestorbenen
Und wandeln leuchtend
Himmlische Kreisbahn.

BILD

Brausende Eichen neigen sich schauernd.
Durch ihre Wipfel stampft der Sturm.
Nun teilt sich der Wald.
Eisig um die Stirne
Peitscht mir der Westwind
Zwitschernde Tropfen. —

Da liegt im Schatten
Graulastender Wolke
Nebelrauchend die Ebene.
Und finstrer dahinter
Ballt sich der Hauptstadt
Sinneverwirrender Häuserhaufen. —

Ah — was ist das?!
Wildes Entzücken zerreißt mir die Seele.
Da bist du, da bist du,
Land meiner Sehnsucht!
O hätt' ich Flügel!
Um einen Blick in deine Gefilde
Ließ' ich das Leben!

Schwarz lastet der Himmel.
Westlich aber
Lodert es
Wie ein qualmendes Flammenmeer.
Westlich hinter des Berges
Bläulichem Gipfel
Dampft es von brennenden Vulkanen;
Als hätte der Erdball Feuer gefangen
Und wälzte die Wogen
Des prasselnden Elementes
Sengend über die feuchten Gefilde.

Der Flammensäule krönendes Rauchgeäst,
Hebt sich die Wolke
Drohend dunkel
Über dem Halbkreis
Zuckender Untergangsstrahlen.
In dunstige Dämmrung
Begräbt sie die aschgrauen Fluren
Und meldet mit der Posaune des Sturmes
Das nahe Verhängnis des Weltbrands.

Dumpfer, bänger braust und ächzt der Wald.
Bläulich fahl funkeln die Kuppeln der Stadt.
Hohler pfeift wie ein Warnruf

Über die Ebene triefender Windstoß.
Härter, metallener prasselt der Regen —
Und hinter des Berges violetter Scheide
Lodert es höher und grauenhaft heller. —

Steige herauf denn, Urelement, Flamme!
Sei's Himmel, sei's Hölle,
Ich stürze mich jauchzend
In deines Kraters
Hochaufsiedenden Schlund.

DER BACH

Durch die lauschende Stille der Nacht
Rauscht und plätschert der murmelnde Bach.
Leise auf zitternden Wellen bebt
Seufzender Wind und leiser noch tanzen
Silberne Strahlen des Mondes.

Horch, nun mischt sich dem klingenden Ton
Aus schwankender Pappel ein dumpfes Gebraus.
Durch wogende Wipfel ein Windstoß schwillt
Und in des Waldes Blättergeräusch
Verhallt das Geriesel der Quelle.

DIE NACHT

Ringsum schauert die Nacht.
Über den dunkelleuchtenden Teich,
Darin sie sich spiegelt,
Huschen des Windes
Weinende Seufzer.
Aufschauert das Wasser
Und kräuselt sich fröstelnd
Und die Binsenhalme
Beben erschrocken.

Hoch mir zu Häupten
Im höheren Luftzug
Rauscht der Pappel
Schwankende Krone.
Und neigt sich und beugt sich
Und nickt ihrer Schwester,
Die geisterhaft grüßt
Aus der Tiefe des Teiches.

Was braust und tönt
Im wogenden Wipfel?
Was flüstert im Schilfe?
Was raunt durch die Binsen?
Was murmeln im Nachtwind
Zitternde Erlen?

Wie das wogt, wie das schwillt!
Wie die Klänge sich haschen,
Sich sammeln, verfluten —
Aus schwirrenden Fäden
Über den Weiher
Netze spinnen —
Die Netze der Nacht!

Bleiche Träume
Nicken im Schilfe,
Lispeln im dumpfen
Gemurmel der Erlen.
Schon löst sich mein Leib —
Mitzittert mein Geist
Im Summen der Binsen,
Im Brausen der Pappel.
Es funkelt mein Aug'
Wie der nächtliche Weiher. —
Eine zitternde Saite
Im Vollklang des Dunkels
Schwingt meine Seele.

ABEND

Und die wilden Kräfte zittern,
Werden müde, schlummern bald;
Denn da draußen nach Gewittern
Steigt die Nacht so schwarz und kalt.

Schwere, dunkle Wolken wogen
Schläfrig durch die dumpfe Nacht.
Hier und da am Himmelsbogen
Ist ein milder Stern entfacht.

Wie begrabene Glut aus Schlacken
Noch einmal ein Windstoß regt,
Will mich letzte Reue packen,
Wann die ferne Turmuhr schlägt.

Stille, Herz! Der Hauch verflutet
Und der matte Klang verhallt.
Sternenschimmer stiller glutet
Über dem verstummten Wald.

EIN VORGESANG

Ob es wahrhaft schön,
Ob es dauern wird durch fernste Geschlechter,
Ich weiß es nicht!
Ob ihr's nichtig heißt,
Ob ihr's kniend preist,
Einen starken Geist
In seiner Schöpfung verehrt —
Mir gilt es gleich!
Ich fühle mich reich
Und götterbegabt..

Mich schuf die Natur.
Der Wald, die Flur,
Der Nebeldampf
Über Steppe und Berg,
Der Sonne Glut,
Die brandende Flut
Des schäumenden Meeres —
Sie wollen sich spiegeln
In meiner Seele.
Von innen zermalmt mich die Sturmflut der Bilder.
Das siedet und qualmt
Und dampft ins Gehirn
Und will zersprengen die pochende Stirn.
Noch huscht es vorbei, und wenn ich's greife,
Ich fasse nur Rauch und verflatternde Schemen.
Und um mich quirlt es in Riesengestalten —
Ein Chaos unbeherrschter Gewalten.
Einst halt' ich es fest und braue aus Nebeln
Gewaltige Leiber!
Dann gehorcht mir der Blitz, der Sturm, der Donner
Und des Regens rieselnder Niederschlag.
Und im glühenden Reigen
Laß ich die Bilder
Euch rauschend umstäuben —
Versucht's zu entgehn!
Ich will Euch fesseln, fortreißen, betäuben
Und mit mir sollt ihr im Sturme wehn!

Ob es groß, ob es schön,
Mir gilt es gleich.
Der Nebel steigt und der Nebel fällt.
Er wallt vorüber
Und deckt mit Nacht
Für Sekunden die Erde,
Die zitternd fühlt
Eines Gottes Macht.
Er wallt vorbei —
Die Sonne erwacht
Und aus der kristallenen Höhe lacht
Wie zuvor die erwärmende Leuchte.

HEIDEBILD

Kalt erschauernd starrt die Heide,
Drauf der Abendnebel ruht.
Nordwärts lodert schon verrauchend
Letzter Streifen Abendglut.

Und der Wind fährt über die Fläche,
Spielt zum Tanz der Wolkenschatten,
Die sich leis vorüberschwimmend
Brünstig mit der Dämmrung gatten.

Seufzend neigen sich die Gräser
Und das braune Heidekraut.
Pfeifend in ihr banges Flüstern
Zieht des Windes schriller Laut.

Wolkenüberschattet jagt er
Durch die Öde ohne Licht.
Doch vergebens — rings nur Heide —
Er auch fand ihr Ende nicht.

REGEN

Es pfeift der Wind. Der Eichwald rauscht,
Schlägt grüne Blätterwogen.
Laut schwirrend kommen über ihm
Die Schwalben hergezogen.

Horch, wie das flüsternd Zwiesprach hält!
Wie die Blätter sich neigen, bewegen!
Du meinst, was hier leis rieselnd fällt
Sei nur der Regen, der Regen?

Ich weiß es nicht, hör's überall
Geheimnisinnig rauschen,
Und möchte, ging's nur eben, all'
Mein Lebtag stehn und lauschen.

Der Schöpfung Urgeheimnis tönt
Entlarvt im Tropfenfalle.
Der Stimmen Wirrwarr mildversöhnt
Löst sich zum Rieselschalle.

Und könnte ich das ganz verstehn,
Was da murmelt in triefenden Zweigen —
Was die wandernden Wolken brausen und wehn.
Was die Stürme auf Wäldern geigen —

Da säng' ich ein Lied, so gewaltig und schön,
Daß ihr lauschtet, die Lider geschlossen,
Und wer es gehört, der müßte vergehn,
In jubelnde Schauer zerflossen.

DIE ÄOLSHARFE

Herab vom Nagel,
Tönende Harfe!
Hörst du da draußen
Durch rauschende Reiser
Die Stimme des Sturmes?
Da ist es Zeit
Zu wildem Gesange!
So rühre die Saiten!
So zittre melodisch
Zum Frühlingsrauschen
Des wogenden Waldes
Und werde des Windes
Redende Zunge!

Die Harfe singt, von selber singt sie.
Sturmdurchflutet schwingen die Saiten.
Lockende, lieblich gewaltige Töne
Quellen und schwellen und brausen aus ihr.

„Vom Meere komm ich —
Da schlug ich die Wasser mit rasender Rute.

Da hoben sich dunkel die bläulichen Fluten,
Da rollten die Wogen und trugen schaukelnd
Auf schillerndem Schaumkamm tanzende Schiffe.
Da wälzte ich heulend ans Felsengestade
Brechende Brandung. Da barsten die Wellen
Zum kochenden Gischt und dumpf erdonnernd
Stürzten erschüttert steinerne Ufer.

Bald erstieg ich die Küste und übertanzte
Auf hastigem Flügel grünwallende Fluren.
Wohin ich kam mit den Wolkentrabanten,
Da flogen der Schatten verzerrte Gespenster
Pfeilgeschwind über dämmernde Wiesen
Und wellengekräuselte Weiher dahin.

Und Berge erklomm ich.
In rauschende Wälder einbrach ich brüllend!
Schön ist des Meeres Flimmergewoge,
Schön sind der Ebene wechselnde Bilder,
Aber schöner als Fluren und Meer
Ist der sturmdurchwütete wogende Laubwald!
Geheimnisvolle zerstörende Mächte
Ruhn in des Forstes hallender Tiefe.
Wann ich mit dem Windhorn die schlummernden wecke,
Dann wird es lebendig in Baum und Gebüschen.
Da zucken die Blätter am haltenden Stengel
Und wollen vom Aste losreißend sich trennen,
Mich auf dem Flug durch die Welt zu begleiten.
Da krachen die Zweige, da dröhnen die Stämme,
Da neigen die Wipfel sich bis auf den Boden.
Riesinnen gleich mit flatternden Haaren
Ringen in Schauern gewundene Buchen.
Von fallenden Nadeln rieseln die Tannen,
Von Früchten und Reisern stöhnende Eichen.
Und meinem Hornruf
Mischt sich ein Wogen, ein Rauschen und Brausen,
Daß oft wie betäubt die Ohren mir gellen
Und meine Seele im eigenen Wirrwarr
Träumend ertrinkt. —

Wohin ich komme, ist Klang und Bewegung,
Ist aufruhrtoller Kräfte Getöse.
Ich rüttle des Erdballs alternde Knochen
Aus rostender Ruhe.
Ich wirke, zermalmend
Was morsch und fallreif,
Sprießendes Leben.
Ich bin des Planeten
Lebendiger Odem.
Ich bin das Leben —
Ich bin die Glut,
Die zu währendem Wirken
Den Staub durchlodert.
Ewig zerstörend,
Ewig gebärend
Tanz ich berauscht
Um die rollende Kugel.
Gefror einst auch ich
Im Nachten der Eiszeit,
So ist deine Welt nur
Ein mürbes Gerippe
Und kreist um die Sonne
Als blassender Mond!
Staub im Sturme
Ist deiner Seele
Pochendes Schwingen!
Staub im Sturme
Bist du selbst einst,
Wann du gestorben!
Darum fühlst du ein Frösteln
Schauernder Wollust,
Sprengender Sehnsucht,
Wann ich wolkenbemäntelt
Durch klingende Blätter
Am horchenden Haupte
Vorbei dir streife!"
Die Harfe verklingt und dröhnender wütet
Und hebt sich der Sturm. Ich aber, ich breite
Trunken die Arme
Und meine Seele entlodert..

DAS LEBEN

Wilde Bewegung, flutende Hast —
Keine Sekunde für Dauer und Rast —
Heiß sich umfangen, im Kusse erglühn —
Wiederum scheiden, ins Weite fliehn —
Scheiden und Meiden und Wiedersehn —
Wiedersehn, Auseinandergehn —
Am Ende spurlos zerschweben —
Das ist das Leben, das Leben.

Es rieselt der Regen, die Wolke braust.
Es flattern die Blätter, der Sturmwind saust.
Und alles *wird* und *ist* und *vergeht* —
Und aus seinen Trümmern ein Neues ersteht.
Und alles *war* und wird *wiedersein* —
Unendlich schlingt sich's in wirbelnden Reihn
Durch Millionen Äonen. —

Immer vorbei — wie die Woge am Strande!
Immer vorbei! Wohin und woher?
Das weiß nicht die Welle, das weiß nur das *Meer.*
Das weiß nur das Meer, und bleibt ewig *ganz.*
Die Wellen aber im Sonnenglanz
Verrieseln, verrauschen im Sande.

VISION

Über die weite, dämmernde Wasserwüste
Heulend raucht die dunstige Nacht des Nordens.
Ungeheure graue Wolkengebirge
Jagen pfeilschnell vom Nordwest gegeißelt
Über die Wasser. Zu lebendigen Bergen
Heben sich unten brausend die tanzenden Wogen
Und zu weißem Schaum unter Donnergebrüll
Bricht am feuchten Gestade die krachende Brandung.

Dunkler wird's. Die grauen Dünen wachsen
Hoch hinauf bis an die Wolkendecke,
Nicken mich an wie hinter Nebelgewändern.

Jeder Pfahl, der über des weiten Strandes
Ebener Fläche aus finstrer Ferne emportaucht,
Scheint ein lebendiger mißgestalteter Klumpen,
Ein dem Meer entstiegener Wasserkobold.

Dunkler wird es. Stärker und stärker rauschen
Rings die Wasser. Toller tanzen die Wellen,
Lecken schon höher mit lechzenden Silberzungen
Am Gestade empor und drohen wachsend
Mich mit weißen Wasserfäden zu fangen.
Doch dagegen sträubt mein Trotz in der Brust sich.
„Weicht zurück!" so schallt übertönende Stimme
In das betäubende Brausen der steigenden Flut.

Aber dunkler wird es. Und immer lauter
Über die jauchzenden Wogen rollt der Sturmwind.
Dumpfer krachend dröhnt um die Klippen die Brandung.
Fern verschwinden im Nebel die letzten Dünen.
Ganz allein auf der gischtumdonnerten Sandbank
Stehe ich einsam und starre hinein in die Ferne,
Wo die scheitelgekrönten, riesigen Wogen
Auf verborgenem Riff sich haushoch türmen
Und mit hohlem Gedröhne in wirbelnde Güsse
Berstend zerkrachen. Starre hinein in die Ferne,
Wo sich Wolken und Wogen dämmernd vermischen,
Wo ein dampfender Schlund sich gähnend auftut,
Daß der Blick in schaudernder Angst zurückflieht,
Schaudernd vor dem Unendlichen. —

Da vergeht zur flüchtigen Nebelwolke
Und zerrinnt der mutige Trotz des Daseins,
Und es schwillt im Busen die göttliche Seele;
Möchte zerbrechen den Leib und möchte zerfluten
Aufgelöst in Schaum im unendlichen Meere!
Höher lecken und züngeln die Wellenstreifen.
Ich aber, ich breite drängend die beiden Arme
Ihnen entgegen. Fröstelnde Schauer rieseln
Mir wie kältende Tropfen über den Nacken
Und in überwallender Sehnsucht keuchend
Auf und nieder senkt sich die Brust.

„Nimm mich auf und löse, du weite See,
Diesen Leib, den Kerker der Sonnenseele,
Daß befreit aus den staubgewobenen Fesseln
Glutentrunken steige die Sonnenseele
Und befruchtend zerfließe als goldener Staub
In der wogenden Meeresunendlichkeit!
Wann am fernen Gestade die Brandung dann
Bläulich blitzend um nächtliche Küsten rauscht —
Wann auf dem Schaumkamm silberner Wellen dann
Leuchtende Teile der lodernden Flamme glühn —
Lebt mein Geist im funkelnden Flutkristall,
Schlägt mitfühlend als Woge den Klippensaum!"

Ganz berauscht versinkt mein tränender Blick
Tiefer in die dampfende Ferne. — Da
In unsäglich verworrener Ferne schwimmt
Trübe glimmend mitten im Meere ein Licht —
Und beim Anblick dieses Lichtes steigen
Aus der untersten Tiefe meiner Seele
Fahle Bilder fernster Vergangenheit.
Wie aus Rauch gestaltete Schemen kreisen
Sie im Reigen um meine Stirn — und plötzlich
Hinter dem fernen Licht auf schmale Strecke
Magisch flimmernd, als wäre es mondbeleuchtet,
Hellt das Meer sich — und in dem glänzenden Rahmen
Breit und hoch, mit Segeln vom Wind gebläht,
Und qualmendem Schlote prächtig fährt ein Schiff.

Deutlich wie in flammendem Sonnenglast
Erkenne ich Masten, Raaen und Rettungsboot.
Dennoch wieder erscheint unfaßlich fern
Das schnell die Fluten schneidende Segelschiff!
Ist es ein Bild der träumenden Seele nur
Oder hat die unendliche Ferne sich
Plötzlich dem ahnenden Blick erschlossen und
Schau ich entrückt den strahlenden Ozean
Eines überirdischen Geisterreichs?
Wie es dahinjagt! Wie von der Esse weht
Langgezogen die ruhige Fahne des Rauchs!
Doch was ist das — an selbiger Stelle noch

Scheint es zu haften und fliegt wie ein Sturm dahin!
Narrt mich ein täuschender Dämon? Aber mir fährt
Wildes Gelüsten tief durch die Seele nun!

Fern im Westen hinter dem Erdenrand,
Hinter den Sternen, hinter der Wölbung des Alls
Winkt ein Land, wovon die schauernde Ahnung
Kunde wird geben, solange mein Herz noch glüht!
Ihm mit vollen Segeln steuert zu
Fernes Schiff im gleißenden Wellenrund.
Sprengende Sehnsucht reißt mich hinüber zu ihm —
Drohend dazwischen klafft das Weltenmeer.
„Weile noch, weile, umleuchtetes Geisterschiff!"
Da erlischt der blinkende Streifen schon.
Hohler klirrend vor meinen Füßen bricht
Eine Woge zu kochendem Silbergischt.
Über die Wasser schwerer wälzt den Sturm
Undurchdringlich schwarze Wolkennacht.

DER LEUCHTTURM

Auf weiter dunkler Flur bin ich allein.
Die See geht fern. Der schwarze Wolkenhimmel
Hat sich der Erde an die Brust gelegt.
Nur hie und da durchbricht den schweren Schleier
Der nordwindfeuchten, tiefverhangenen Nacht
Ein flimmernd Licht und zeigt undeutlich mir
Des fernen Hauses schwachen Umriß an.
Kein Baum, kein Busch. Das uferlose Meer
Der Dunkelheit allein umbrandet mich,
Und daß ein Sumpf an meiner Seite gähnt,
Das *hör'* ich nur, wann in dem nahen Schilf
Der Wind ein Rascheln und ein Säuseln weckt.
Doch dann und wann durchflammt die Wolkenschichten
Ein ruhigmilder Strahl des Lichtes — denn
Hoch auf des Felsens greisem Nacken ragt,
Das Haupt in graue Nebel eingemummt,
Der Leuchtturm, und um seine Stirne lodert
Ein Kranz von langgeschweiften Feuergarben.

Wohl peitscht der Sturm ihm nasse Schauer stets
Ins flammenhelle Antlitz; aber duldend
Und göttermilde unbeweglich steht
Der erzne Fackelträger auf der Warte,
Daß er dem fernen Segler auf dem Meere
Die Klippe zeigt, daran sein gutes Schiff
Die weiße Woge jäh zerschellen will,
Und auch den Port, wo er den Anker senke.

MITTERNACHT

Horch, was saust durch die Nacht? Was ruft mit tönender Stimme
In das Traumgebiet der sternumloderten Sphäre?
Was zerbricht den Bann des mitternächtigen Schweigens
Mit so gewaltigem Laut? Was stößt an die klirrenden Scheiben
Meines Fensters und heult wimmernd um Erker und Dach?

Und bei diesem Gebrüll zergeht die pochende Frage
Marternden Zweifels in Rauch und aus den Tiefen der Seele
Steigt nun in mir auch empor der Dämon des nächtlichen Dunkels.
Himmlisches Feuer durchkocht mir im Nu die schwellenden Glieder.
Keuchend spannt sich die Brust, ein Wirbel umdampft mir die Stirne.
Zitternd streift mein Blick des Spiegels flimmernde Fläche
Und zwei Augen voll flackernder Glut anstarren mich schreckhaft.

Weichet, Gespenster der Furcht! Solange heulender Sturmwind
Noch die schauernde Welt auf wolkiger Schwinge durchflattert,
Seid ihr machtlos an mir! Der Klang schon befreit in der Seele
Mir den schlummernden Gott und vollends mit wildem Verlangen
Heizt der *Anblick* mich des sturmgegeißelten Dunkels!

Dumpf aufschwellen der Bäume flüsternde Riesengespenster.
Sichtbares Rauschen der Nacht entwirrt sich dem murmelnden Dickicht,
Flutet und ebbt durch die Luft in schaumlos rollenden Wogen,
Brandet um Stirn mir und Aug' und spritzt in flirrenden Tropfen
In die gähnende Öde des Alls. Von Sternen durchflackert
Spannt sich gespenstisch und starr des Himmels blauende Wölbung
Über dem Luftmeer aus und fröstelnder Urzeitschauer
Unbegreifliches Graun bricht kräuselnd den Spiegel der Wellen.

Urältheilige Nacht! Die Lösung des mystischen Rätsels
Läßt du uns ahnend erschaun, wann eisig um bebende Blätter
Rast dein Genosse, der Sturm — wann aus dem Dunkel der Zweige
Schwirrende Klänge wehn und prachtvoll aus dämmernder Höhe
Funkelt der lodernde Kranz der unbewegten Gestirne.

IM PARKE

Wie im Park die Dächer aus triefenden Zweigen
Unter der Last des stürzenden Wassers sich neigen!
Dunstige Dämmrung spinnt ein bläuliches Meer
Wallender Nebel um das Geäst so schwer. —
Aus dem Dickicht lugen steinerne Faune —
Ringsum tausendtöniges Blättergeraune.
Und dazwischen das melancholische Klopfen
Plätschernd niederfallender Regentropfen.
Heimlich süße flüsternde Einsamkeit
Von dem Lärm des Tages so weltenweit!
Duldet in rätselhafter Seelenentzückung
Des Gedankens wonnevolle Erstickung.
Welche Kräfte regen sich innenwärts,
Weiten im Busen das schauertrunkene Herz!
Steigen wie bakchanalische Schwelgelust
In die Stirne empor aus der pochenden Brust,
Daß die ganze Seele schlummerberauscht
Nur den Akkorden umklirrender Klänge lauscht!
— Ein lodernder Sonnenstrahl durchbricht
Die tief zur Erde hangende Wolkenschicht.
Und dieser eine flammende Strahl entfacht
Drunten hundertfältig spielende Farbenpracht!
Taugeschwängerte quellende Dünste festen
Sich zum Schleier über den flimmernden Ästen
Und wie Qualm so scheint ein brütendes Drängen
Sich durch alle Spalten des Dickichts zu zwängen.
Wilder Taumel faßt den umnebelten Sinn,
Todestrunken wirft er die Fessel hin!
Und der Körper sinkt betäubt und irr
In das perlenschwere Laubgewirr.

UNTER EICHEN

In den Wipfeln hoher Eichen
Wühlt der Sturm. Die schwarzen Wolken
Lugen durch die Blätterlücken,
Daß der Wandrer, der da unten
Sich im Moose hingelagert,
Fröstelnd fester noch den Mantel
Um den Leib zusammenzieht. —
Donner rollen über Eichen.
Mit den Donnern zieht das Wetter,
Läßt die Kronen brausen, brechen.
Aber unten tief im Dickicht
Nicken leis nur windgeschaukelt
Zarte Gräser, feuchte Kräuter,
Und das winzige Insekt,
Das in einem Blatt verborgen
Um die Wasserperle wandert,
Hört die Donnerschläge nicht.

DAS HAUS AUF DER HEIDE

Wolkentrübe ist's geworden,
Traurig schwankt der Pappelbaum.
Kalte Winde wehn aus Norden
Durch den weiten öden Raum.

Einsam ist's im stillen Hause,
Schaurig einsam hier Natur.
Rings um meine stille Klause
Seh' ich Heide, Heide nur.

Träumend bin ich hingesunken.
Träumend an des Fensters Rand.
Dämmernde Erinnerungen
Füllen schnell das trübe Land.

Bunte Städte meerumrandet,
Stolze Häfen steigen auf.
Eine Flotte ist gelandet
Und es wogt den Kai herauf.

Grelle farbige Gewänder
Wallen wie ein buntes Meer.
Denn die Reichen aller Länder
Trieb des Markts Verlockung her.

Daß er Gold für Waren löse,
Tönt des Händlers heis'rer Schrei —
Wirr verstrickendes Getöse
Zu des Meeres Melodei.

Jetzt am Horizonte steigen
Ferne Schiffe blaß empor.
Ein bewimpelt heller Reigen
Bricht aus Nebeln licht hervor.

Doch schon will mein Bild versinken.
Bleiche Wolken wehn vorbei.
Masten, Türme rasch ertrinken
In dem grauen Einerlei.

Prasselnd niederstürzt der Regen
Überschleiert Meer und Stadt.
Unter seinen Geißelschlägen
Bricht vom Baume Blatt um Blatt.

Wo ist jenes Bild geblieben?
Fauchend, heulend um das Dach
Schnaubt der Sturmwind und es schieben
Schwarze Wolken stöhnend nach.

Des Bewußtseins letzte Flammen
Beben fröstelnd, löschen aus.
Alles schwimmt in Rauch zusammen
Und der Sturm umtobt das Haus.

Tief in wollustvollen Schauern
Träumend liegt mein trunkner Geist.
Plötzlich brechen First und Mauern
Und ein Wasserwirbel reißt

Mich zur Tiefe. Brausend schwellen
Stürme um mein heißes Haupt.
Donnernd packen mich die Wellen
Und die Brandung schaumumstaubt.

Ah — entzückendes Umfangen!
Welle, Welle küsse mich!
Stille dieses Glutverlangen!
Diese Feuerseele brich!

Und die Wellen schmeichelnd beben,
Schauerkühle füllt mein Herz.
Leise fühle ich verschweben
Meine Lust und meinen Schmerz.

Tiefer wälzen mich die Fluten.
Wilde Wonne, süßes Weh —
Leis verknistern meine Gluten —
Ringsum endlos spült die See.

TRAUMFAHRT

Schwarz brauste die Nacht, und um uns her
Wehte der Sturm ein Wolkenmeer.
Umklammert ruhten wir Brust an Brust
In wilder, durstigglühender Lust.
Es krachte die Barke — das Segel bog
Sich stöhnend zur Seite. Turmhoch flog
Wie auf Wogen geschaukelt der schwankende Kahn,
Schwarzäugig blickte der Tod uns an;
Denn wir wußten gewiß: an den Felsen alsbald

Schleudert das Fahrzeug des Sturmes Gewalt —
Und hinab in den schaudervoll gähnenden Schlund
Stürzen wir beide, zerschellt zur Stund'!
Doch fester nur preßten in lodernden Flammen
Wir uns umarmend, küssend zusammen.
Und schneller und schneller um Felsen und Riff
Tanzte auf Wolken das tragende Schiff.
Und je wilder die Eile, je wilder die Glut,
Desto höher auch stieg uns der trotzende Mut.
Wir fühlten nicht Raum, wir fühlten nicht Zeit —
Wir fühlten uns *Götter* — und waren gefeit!
„Jetzt müssen wir stürzen, nun ist es vorbei!"
So dacht' ich. — Da barsten die Wolken entzwei. —
Der Traum war zerrissen und ich war erwacht.
Noch deckte die Erde das Dunkel der Nacht. —
Ich hörte des Sturmes heulenden Flug,
Und an die Fenster der Regen schlug. —
Da hüllte ich fröstelnd mich fester ein.
Ein Schauer der Wonne durchrann mein Gebein.
Süß floß mir wie Dampf die Erinnrung ums Haupt
An den Göttermoment, den der Wind mir geraubt.
„O wär ich *gestürzt* in die grundlose Nacht —
Im glühenden Taumel umgebracht.
Im Taumel zu kosten, im Taumel zu sterben,
Im heißesten Kuß verbrannt zu zerscherben,
Ist gewaltigste Wollust, ist Himmelsgefühl."
So sann ich beseligt. — Da draußen fiel
Und stürzte der Regen. — Rauh und kalt
Ging der Wind durch den rauschenden Wald.
Mir ward sein Dröhnen zum Wiegenlied,
Zum Schlummergelispel im wogenden Ried.
Fern rollte der Donner. Ich hörte ihn nur
Als Pendelschlag an der Schicksalsuhr. —
Und lächelnd im Anblick des Unterganges
Betäubt vom Gluthauch verzehrenden Dranges
Zählt' ich schon wieder vom Traume gebunden
Meines Daseins Scheidesekunden.

ZWEI PAPPELN

Im Nebel umflort sich die Gegend.
Träumerisch über die weiten
Eintönigen, grauen Gefilde
Schweift mein suchender Blick.

Fern aus umwogenden Dünsten
Ragen über die Felder
Zwei einsame Pappelbäume
Und schwanken leise bewegt.

Weiter in nebliger Ferne
Kränzt in Feuchte begraben
Rauchigen Wolken vergleichbar
Die Fluren ein graues Gebirg.

Und wie ich stehe und sinne,
Da wallen und wogen die Nebel
Dichter über der Gegend
Zur Wolkenfläche empor.

Der weiße, schlüpfrige Fahrweg
Verschwimmt im bleiernen Dufte
Und matt aus den trübenden Schleiern
Taucht die enteilende Post.

Mit dampfenden Nüstern jagen
Die Rosse. Auf triefendem Sitze
Schwingt nur lässig die Geißel
Der Fuhrmann zusammengebeugt.

Da scheint mir's, als habe die Erde
Sich müd auf ein Polster gebreitet,
Gleich Menschen für karge Sekunden
Vergessen zu trinken im Traum.

Und mächtig durch alle Glieder
Fährt mir betäubend, ertötend
Die Schlaflust der alten Mutter
Und wirft auf das Polster mich hin.

Von meinem Fenster hoch oben
Noch durch verschleiernde Wimpern
Gewahr' ich, wie ferne im Nebel
Der Wagen verschwindend zergeht.

Doch siehe — dahinter heben
Zwei Pappeln sich einsamerhaben,
Die Häupter gebadet in Wolken
Und nicken durch Nebel mir zu.

Und schauernd durch meine Seele
Fröstelt ein unaussprechlich
Geheimnisvoller Gedanke,
Darin die Welt mir ertrinkt.

Um meine Stirne nun spannt sich
Des Traumes Spinnegewebe;
Doch durch die verworrenen Fäden
Nicken die Pappeln herein.

Nun wogen und steigen und wachsen
Wie des Qualmes verkettete Ringe
Umdämmernde Schattengebilde
Und machen mich mächtig und frei.

Denn entbunden der Schranken des Raumes
Und der Gesetze der Schwere
Schwebt durch die trüben Gefilde
Auf Nebelgewölke mein Geist.

Weit, weithin über die Felder,
Wo fern der Wagen verschwunden
Und tief im entfesselten Sturme
Sich neigend zwei Pappeln stehn.

Da hör' ich es rauschen und brausen
Wie Brandung an brechenden Klippen
Und über mir schwanken und ächzen
Die Pappelkronen im Wind.

Mit Stroh und Reisig gedecket
Steht nahe dabei eine Hütte —
Einsam vom Sturme umbrandet
Auf unermeßlicher Flur.

Am Horizonte nun ballt sich
Ein Wolkenknäuel zusammen
Und schwerer über der Hütte
Steigt es aus Westen herauf.

Wilder stößt durch die Pappeln
Voreilender Sturm und sie neigen
Sich tief mit den Kronen zur Erde.
Es kracht und bricht im Geäst.

Eine dunkle, unheimliche Welle
Fegt pfeifend über die Steppe.
Aufwirbelnde, knisternde Trümmer
Peitscht sie auf zitterndem Kamm.

Und es heult durch die wogenden Pappeln.
Aufprasselnde Tropfen schlagen
Das Blättergezweig und es rieselt
Mir feucht um Haare und Stirn.

Mir werden die dumpfen Akkorde
Zu Liedern im trunkenen Haupte —
Zu wilden, gewaltigen Liedern.
Die singt kein sterblicher Mund..

Sieh — auseinander nun spalten
Verflatternd die schwarzen Kolosse. —
Erwachend find' ich mich wieder,
Wohin die Ermattung mich warf.

Düsterer über die Felder
Spannt ihre Nebel die Dämmrung.
In bleifarbigem Dunste
Schwimmt die umwobene Welt.

Doch fernher — sind es Gespenster,
Sind's einzelne Bäume — da nicken
Und schwanken und zucken und winken
Zwei Pappelkronen mir zu.

Da faßt mich ein heißes Verlangen,
In jene verfinsterte Ferne
Mich selbstvergessen zu tauchen,
Wo die Hütte der Regen umbraust.

Doch ich weiß: bei den Pappeln nicht ist es,
Wo diese Hütte zu finden.
Wann war es und *wo* nur war es,
Da ich die Hütte erschaut?

Solange ich lebe, nicht war es.
Nie schaute ich solche Gebilde.
Und nie hat *dieses* Gemälde
Auf *Erden* ein andrer gesehn.

Schaudern ergreift meine Seele.
Dunkle Erinnerungen
Steigen aus modernder Tiefe
Schwarz mir im Busen empor.

Ich war schon *ein* Mal — ich war
Wohl gar vor meiner Geburt schon.
Und was ich schaute, ich sah's
Auf einem *andern* Gestirn?

So steh ich und sinne und brüte.
Und dichter umfaltet mit Dämmrung
Die Erde den Busen. Im Dunste
Die Pappelkronen verwehn.

Lautlos verdämmern die Formen
Der Welt, und ich höre, wie leise,
Doch unaufhaltsam vorüber
Spült die verrinnende Zeit.

FRAGMENT

Wohin verlangst du, dürstendes Gemüt,
Wann über Gräbern im Nordwesten lodernd
Im Glutenmeer die Sonne schwankt, ein Luftzug
Durch schauernde Zypressen säuselnd bebt
Und aus der Trauerweide, die zu Häupten
Verwesender das morsche Kreuz beschattet,
Ein abendkühler Windhauch hörbar zittert? —
Was zuckt wie dämmernde Erinnerung
Durch deine Nebeltiefen, Seele, wann
Im abendlichen Straßenlärm der Großstadt
Der strahlenden Laternen lange Zeile
Sich still im regennassen Pflaster spiegelt,
Daß eine Kette flammender Wunderperlen
Aus unterirdischen Gebieten schimmert
Und ringsum durch verworrenes Getöse
Sich doppelt gießt der rote Feuerglanz? —
Welch tiefgeheimnisvoller Schauder fröstelt
Durch den geheimsten Nerv dir, pochend Herz,
Wenn ich im einsamstillen Hause sitze,
Wo an die Scheiben vollbelaubte Zweige
Der Nachtwind drängt, die warmen Frühlingstropfen
Durch klare Blätter rieseln — aber plötzlich
Geräusch erwacht vom Rollen eines Wagens,
Noch aus der Ferne, dröhnender sich nähernd,
Bis er am Tor vorüberrasselt und
Mit regelvollem Hufschlag wiederum
In ungewisse Ferne taucht? —
Was reißt dir Bild um Bilder jäh empor,
Wann um des Südens braunen Spielmann sich
Die Kinderschar versammelt und
Der Orgel wollustvoller Wehmutsklang
Ein Tönesturm die See der Luft bewegt,
Daß sie zu Wogen schwillt, in Melodien brandet
Und deinem Blick ein sonneschimmernd Meer
Auf einem nie geschauten Sterne zeigt? —
Was sucht dein fragendes Verlangen, wann
Auf blütengreller Wiese brennend schlummert
Mittsommerliche Sonnenpracht, das Zirpen

Der Grille nur das brütende Verstummen
Eintönig unterbricht und heiße Schwüle
Des Schlafes Spinngewebe um die Dolden
Und starrenden Gesträuche spannt? — Was will
Dich jäh zerspalten, glutdurchwogte Brust,
Wann durch die schwanken Wipfel stößt und braust
Der Herbstnacht wütender Orkan? Da tanzt
Die Seele mit im tollen Todesreigen!
Ha, wie das pfeift und heult! Und ins Gedröhne
Des Wirbelsturmes mischen sinnbetörend
Aus weiter dunkler Ferne windzerfetzte
Verlorne süße Klänge sich...

DAS KIND

Kaum erst dämmert der Morgen.
Da erwacht auf dem Lager das Kindlein
Und öffnet ein wenig die Augen.
Da ist es noch dunkel und draußen
Rauschen die Zweige der Bäume.
Leise klirren die Scheiben.
Laut um die dämmernde Kammer
Geht ein ächzender Wind.

Da läuft dem Kindlein ein Schauer
Fröstelnd über den Körper,
Ein Schauer aus innigem Bangen
Und süßester Wonne gemischt.
Fester zieht es die Decke
Über den Ärmchen zusammen,
Drückt in das wärmende Kissen
Tief sein Köpfchen hinein.
Wie es nun seufzend wieder
Will im Schlummer versinken,
Hört's, wie mit lautem Geprassel
Schlägt an die Fenster der Regen. —
Da geht durch die Seele des Knäbleins
Tief eine zitternde Ahnung.

Es meint, es könne nicht leben.
Es meint, es müsse nun sterben.
So zwischen Leben und Sterben
Hangend empfindet es mächtig
Alle Wollust des Daseins
Alle Süße des Tods. —

Zart um die rosigen Lippen
Spielt ein liebliches Lächeln.
Tiefer im Traume eratmend
Fühlt sich im Himmel das Kind.
Doch um die einsame Hütte
Blasen die kämpfenden Stürme
Hundertlönige Lieder.
Blitze durchfurchen das Dunkel
Und aus zerrissenen Wolken
Flutet der Regen herab.

DRITTER TEIL

W E N D E

ZEITSYMBOLISCH

Durch die Pappeln stöhnt der Sturmwind.
Aus dem Weiher tief und hohl
Ächzt es wie Drommetendonner.
An des Ufers flacher Böschung
Wühlt der Flutschaum.

Weiß nicht, was der Sturm da wiehert!
Weiß nicht, welche Unheilskunde
Aus des Weihers dunkler Tiefe
Schauerlich wie dumpfer Orgeln
Wilde Melodien aufkreischt!
Doch mir grauset's und ich ahne
Wahnsinnschwangere Verderbnis.
Hui hui, wie es pfeifend
Durch das Buschwerk gellt und winselt!
Wie auf ihren Postamenten
Rings die Götzenbilder wackeln!
Wie die Blätter wütend wirbeln!
Wie die Tiefe brodelnd aufschäumt!

Jetzt der Mond! Durch eine schwarze
Dicke Wolke plötzlich bricht er.
In dem leichenfahlen Lichtstrahl
Flammen rings des alten Parkes
Schreckversteinte Spukgesichte.
Doch das blasse Spötterantlitz
Deckt die Wolke. Tiefste Schwärze
Gärt im Dickicht und entfesselt
Haust der Sturm. Die Pappeln krachen.
Kochend schwillt und wächst der Weiher!
Birst der Boden? Bebt die Erde
Unter meinem Fuß? Ich zucke

Schaudernd. — Wüte, wühle, raune
Weiter, Dämon, deine wilden
Unbegriffnen Rätselfragen!
Deines mondhaft bleichen Höhnens
Diabolisch kalter Abglanz
Wirkt in uns als Schicksalsflamme.
Erst wenn hier der Weiher seine
Ufer überflutend einreißt —
Das Lebendige fraßbegierig
Niederschlingt in seines Bauches
Flutendüstren Trichterschlund —
Wenn die Tiefe flammenröchelnd
Uns in ihren Rachen einschluckt —
Dann *verstehn* wir, was du meintest.

DIE HERDE

Dumpfhallende Glocken. Ein Hirte zieht
Mit der Herde über die Halde.
Unheimlich aus westlichem Dunstmeer flammt
Die Sonne hinter dem Walde.

Bleierne Dämmrung niedersinkt,
Wildere Wetter jagen.
Wo blieb die Herde, wo der Hirt?
Die nächtlichen Donner schlagen.

HERBSTLIED

Bald dunkle Nacht
Und eisige Flut
Von niedergewetterten Tropfen —
Bald flammenprächtige
Tagesglut —
Himmlisches Jauchzen
Göttlicher Mut —
Dann wieder Verzweiflung
Und heißer Krampf,
Wenn an die Scheiben
In öder Nacht
Prasselnde Wetter klopfen.
Und so vom *einen*
Ins *andre* stets,
Bis die Kraft verbraucht und der Leib zerstäubt
Und über die Steppe
Im Herbstorkan
Ein wehendes Blatt die Seele treibt.
Nur keinen Stillstand, keine Rast!
Verschnaufen heißt lebendig totsein.
Vom heulenden Sturme angefaßt,
So wirbelt die Welt, sich selbst zur Mast,
Aus Mord gebärend ohne Ruh'
Dem unbekannten Ziele zu..

DIE WARTE

Einsam auf hoher
Schwindelnder Warte
Stand ich im Traum.
Wie feurige Funken
Entglommen dem schwarzen
Gewölbe des Himmels
Flackernde Sterne.
Und aus grauenvoll
Starrender Tiefe
Leuchteten matt
Und klein nur herüber
Die Lichter der Erde.
Ich horchte hinunter.
Auch nicht der geringste
Flüsternde Ton
Enttauchte der Tiefe.
Aber eisig
Um Stirn mir und Antlitz
Drang ein lauter
Schneidender Sturm.
Fröstelnde Schauer
Durchrannen das Mark mir
Und in mich selbst
Versinkend zog ich
Dichter den Mantel.
Doch horch, welche Stimme
Durchwühlt des Orkanes
Kaltes Brausen?
Ich lauschte erbebend
Und also vernahm ich:

„Was klommst du empor
Auf den schwindelnden Gipfel?
Was hast du erreicht,

Du Narr deines Willens?
Nicht um ein Staubkorn
Näher kamst du
Den ewigen Sternen!
Doch entstiegen,
Verwogener Frevler,
Bist du der Erde!
Nun starre hinab
In die klaffende Tiefe —
Nun fache den Wunsch
Zurück zum Dunstkreis,
Der dich geboren!
In Schutt und Staub dir
Unter der Sohle
Zerscherb' ich die Leiter.
Fern ist die Erde,
Ferner der Himmel.
Zwischen beiden
Sollst du verflucht sein,
Qualvoll zu enden!"

Also verhallte
Die Geisterverwünschung.
Untergangsschauer
Durchströmten mich kälter.
Und immer dröhnender
Wie des Tornados
Wütender Anlauf
Flutet der Luftschwall.
Was birst und erdonnert
Mir unter der Sohle —
Stürzt in Trümmer
Die steinerne Warte?
Und es hebt sich ein Sausen,
Ein Pfeifen und Zischen,
Als gällte aus tausend
Spalten des Himmels
Zauberstarkes
Dämonengelächter!
Aber sieh —

Im Herzen weckt mir's
Selber den Dämon.
Und auf einmal
Durchflammt mich berauschend
Vom Wirbel zur Zehe
Himmlische Wollust.
Ich wuchs und wuchs
Dem Winde entgegen.
Wie die Spreu
Am festen Gehege
Prallte an mir nun
Der wimmernde Sturm ab,
Und überbraust
Von des inneren Geistes
Klanggewaltigem
Schlachtenrufe,
Verstummte ganz
Der Sturmdämonen
Weithin höhnendes
Zorneswüten.
Machtvoll hielt ich
In der Rechten
Eine leuchtende
Riesentuba.
Ich stieß hinein —
Da erloschen unten
Die Lichter der Erde,
Aber schmetternd
Widerhallte
Die klirrende Wölbung
Des sternigen Himmels.

„Sei fern denn die Erde,
Sei fern mir der Himmel —
Erklommen hab' ich
Den obersten Kulm!
Und bin ich nicht nah
Dem glühend begehrten
Firmamente,
So bin ich der nächste doch
Unter den Menschen ihm.
Heilige Glut schon
Trieft durch die Adern
Mir der mit Sternen
Befiederte Weltendom.
Hört, ihr Dämonen
Der oberen Sphäre,
Höret, ich trotze euch!
Nährende Flammen
Sprüht mir der eisige
Odem der Sternennacht.
Trinke sie, trinke sie,
Pochende Seele du!
Fache zum Taumel
Schwelgender Sternenlust
Dich der Dämonen
Klirrender Nachtorkan!
Sieh, da drunten
Erloschen die Lichter ganz!
Grausende Finsternis
Breitet sich unterwärts!
Sei denn die Erde
Völlig verloren mir —
Weltnachttrunken
Einsam beharr' ich.
Euch aber, Dämonen,
Euch künd' ich den Kampf!"

Und wie ich so rief,
Da entwirrten sich plötzlich
Unten die Bilder
Der nachtumflorten
Schlummernden Erde.
Klare Bläue
Umzirkte die Formen
Und tauchte sie weithin
In mildversöhnendes
Dämmerlicht.
Funkelnder lugten
Aus finstrer Umhüllung
Unzählige Sterne.
Leises Sehnen
Zog mich hinab
Auf die stillverklärte
Bläuliche Erde.
Doch heißer strömte
Brennender Drang
In unsägliche Fernen.
Da sank ich nieder,
Und umbraust
Von metallenen Tönen
Überirdischer
Himmelsstürme,
Versank meine Seele
Voll glühender Traumlust
Im Schauer der Urnacht,
Bis das Bewußtsein
Leise verdämmernd
In tödlichen Schlummer
Zuletzt sich verlor.

ORKAN

Über die Wiese der Sturmwind pfeift,
Treibt rauschend tanzende Blätter.
Seine qualmige Wolkenschleppe schleift
Turmhoch als heulendes Wetter.

Und weit darüber lodernd blaut
Der unermeßliche Himmel.
Eine flammende Sonne blitzend schaut
Durch das Rauchdämonengetümmel.

Hoiho, vorbei! Die Weide kracht.
Die Gräser liegen wie Schlangen
Auf dem Bauche am Boden. Satanisch lacht
Und wiehert der Sturm vor Verlangen.

Wie das Blatt im Sturm, so wirbelnd kreist
Um den Feuerkessel die Erde!
Ich fühl's, ich fühl's, daß ein mächtiger Geist
Uns nähert dem Glutenherde!

Ich sehe den Tag, wo uns niederreißt
In den siedenden Krater die Flamme,
Wo die Lohe uns wildaufspritzend verspeist
Im brodelnden Feuerschlamme!

Das Menschengewürm mit stählerner Faust
Zermalmte der Weltenschlächter.
Und durch den Hohlraum saust und braust
Wie heute der Sturm mit Gelächter.

ABENDGANG

Auf lautlosen Schwingen
Durchflattert die Dämmrung
Den horchenden Wald.
Dunkler graut
Durch triefende Wipfel
Dunstumflorter
Düsterer Föhren
Des bleiernen Himmels
Wolkengetäfel.

Zwischen den Ästen
Qualmen und rauchen,
Dem feuchten Boden
Wolkig entquellend,
Nordischer Götter
Nebelschatten.
Welch wundersam Raunen
Rieselnder Tropfen,
Wenn sie die Blätter
Fallend berühren,
Als pochten leise
Im schweigenden Dunkel
Der Erde mahnende
Herzensschläge.
Und darum weckt mir
Der steigende Brodem
Des Abendnebels,
Das Klatschen der Tropfen
Auf Gräser und Grundlaub
Unbegriffene
Todesschauer.
Und plötzlich verwandelt
Scheint mir des Waldes
Dämmernde Wölbung.
Wie schauerlich tief
Versenkt sich mein Blick
In den grünlichen Abgrund
Des dampfenden Forstes!
Wie enttauchen der Dämmrung,
Je länger ich luge,
Immer neue und neue
Starrende Stämme,
Als schwankte ich pfeilschnell
Durch Stauden und Dickicht!
Wie ragen die Tannen
So schweigsam finster
Und todestraurig!
Um ihre Nadeln
Schaukeln die Nebel
Und überschleiern
Manche der Äste,
Sodaß die Stämme
Schmuckesbaren
Trümmern gleichen.
Wie fremdet der Busch mich,
Der eben so traulich
Noch über der Stirn
Mir sein Blätterdach wölbte!
Wie schreckt mich der Halme
Nasse Berührung,
Die zuvor
Gleich weichen Daunen
Das Haupt mir umschmeichelt!
Horch, da weckt mich
Der rufende Schlag
Einer fernen Turmuhr.
Abstreif' ich den Schauder —
Fortstürze ich bebend
Aus dem Wald durch die Felder.
Fern blinken die Lichter,
Fern rollt das Getöse
Der Metropole!
Sei mir gegrüßt,
Umfangender Strudel
Gemeinen Lebens!
Seid mir gegrüßt,
Mißlärmige Töne,
Die mir die Nähe
Von Menschen bezeugen!
Ich will mich stürzen
In deine Brandung,
Menschenleben!
Ich will vergessen
Den Todesschauer,
Welcher die Seele
Des Toren durchschüttelt,
Der die Geister
Der Elemente
Gottheitstrunken
Heraufbeschwört!
Tötend gewaltig
Lauert im Menschen
Die Sternenflamme.
Er suche den Menschen
Und fliehe den Dämon,
Solange der kargen
Früchte des Lebens
Noch zu genießen
Die Seele entbrannt ist.

ENTSCHLUMMERN

Durch die hohen dämmernden Kronen
Leise, leise schreitet der Abend.
In dunklere Nacht
Eintauchen die sonnesprühenden Wipfel.
In Traumestrunkenheit erstickend
Durchträuft sie wie Regengerieſel
Letztes melodischweiches Geflüster.

Nun aus dem felsenumquaderten Urborn,
Dem einst als nebelgeborene Wolke
Die Welt entquollen, schöpfen die Schatten
Lebenleihende Feuertropfen.
Im ziehenden Strome der Lethargie
Ertrinkt der wesenbildende Ichtraum.
Die Lüge der Larve des Seins entsinkt
Der ewigen Allheit. Stoffentlastet
Löst sich die Wahnwelt der Kreaturen
In seliges Nichts.

Entsteige auch du nun dem Ozeane des Lebens
Du, meine unsterbliche Seele!
Glutend verzehre die Schale des Selbstscheins.
Gelöst und geläutert mische dich fühllos
Der schattenentwundenen ewigen Allheit. —

Dunkler aufblaut des Weihers
Binsendurchbrochener Spiegel.
Melodiedurchtönte Lüfte zittern darüber.
Schmeichelnd umwallen mich bettende Wellen.
Und in die blaue, sternleuchtende Flut
Sink' ich bebend hinab.

Brennende Kühle, Schauer des Todes,
Wollustfröstelnde Seufzer des Windes —
Da zergeht der entstellende Wahn des Bewußtseins.
Erwachend vermählt sich
Dem Strome der Nacht
Die unsterbliche Seele.

ERWACHEN

Noch wachst du in mir,
Grenzenlose Seele des Alls!
Doch schon von den schwarzen Strahlen
Tödlichen Schlummers durchstochen,
Zergehst du mir in Millionen
Schimmernde Atome —
Und jedes umschattet
Graues Gespinst des Trugs!
Noch wachst du in mir,
Doch daß ich das ahne,
Ist meines Wahnes
Gewissester Anfang.
Schon bannt mich allmächtig
In Schranken des Tagtraums
Der Dämon des Ichs.
Wehe, wehe, in lichtlose Tiefen
Stürzst du hinab, Seele des Alls!
Den Lethefluten kämpfend entringt sich
Der Schatten des Ichs.
Horch, Rauschen und Brausen!
Ins heilige Dunkel
Brechen die Lügenlarven des Lebens!
Strahlen der Morgendämmrung weben
Den täuschenden Schleier des Seins!
Schon unterscheidet das Sausen
Frühwinddurchschaukelter Wipfel
Vom fernen Krähen des Hahns mein Ohr.

Seele des Alls, du versankst mir in tödlichen Schlummer,
Wirbelnd erfaßt mich die Welle.
Und wieder hineinverdammt
In den Wahngedanken des Daseins
Kämpf' ich als abgesondertes Wesen
Im sturmgepeitschten
Hochwogenden Meere
Uralten Kampf.

DAS ALTE HAUS

Am späten Abend sah ich es wieder
Im wehenden Flackerlicht der Laterne.
Ein letzter Wipfel neigte die Zweige
Gegen die Scheiben der mittleren Fenster.
Die waren verhängt, doch dahinter blitzte
Ein mattes Licht und zitternde Schatten
Huschten vorüber.
Nun flackert die Leuchte. Es weht die Gardine.
Ein leiser Windzug schüttelt des einsam
Verbliebenen Baumes entblätterten Wipfel.
Doch in der Seele wird mir der Luftzug
Zum Brausen des Sturmes.

Als zitternder Knabe liege ich bange
Und ängstlich atmend im Wiegenbettchen.
Milder Schimmer des bebenden Öllichts
Durchflutet die enge, niedrige Kammer.
Aber draußen stöhnt durch die kalte
Finstere Nacht ein heulendes Wetter
Und peitscht des Parkes verwitterte Stämme,
Daß die Blätter der Zweige ans Fenster schlagen.
Und sieh, nun tritt ans Lager die liebe,
Die sorgende Mutter mit dem schönen,
Mildlächelnden Antlitz. Halb schon schlummernd,
Gewahr' ich voll süßen unnennbaren Schauers
Die lieblichen Züge. Wie das draußen
Rauscht und spült!
Wie von den Dächern in den Rinnen
Die dicken Tropfen niederprasseln.
Aus dem Parkwald dumpfiges Dröhnen
Grollender Meeresbrandung vergleichbar.
Und zwischendurch das Wiegenlied
Von den Lippen der Mutter. —

Ich hör's wie im Traume. Ein namenlos Frösteln
Durchrieselt den Körper und es vergehn mir
Im Sausen und Plätschern
Des regnenden Sturms mir die Sinne.

KARTHAGOS FALL

PROLOG

Es knarrt das Tor. Der bleiche Mond
Lugt schreckhaft durch die Wolkenjagd.
Laut gellend wie Alarmsignal
Durchpfeift der Wind die schwarze Nacht.

Aufs Dach und an die Scheiben schlägt
Des Regens kalte Rieselflut.
Und durch die Tropfen blinkend blitzt
Vom Straßendamm Laternenglut.

Da neigt und beugt sich, nickt und stöhnt,
Als schüttle ihn ein toller Traum,
Darin die Blendlaterne schwankt,
Der sturmgedrehte Pappelbaum.

Von Rosseshufen schwillt der Takt
Aus dunkler Ferne nun heran.
Am einsamstillen Hause dumpf
Vorüberrasselt ein Gespann.

Und schon verhallt gedämpft der Ton.
Laut hinterdrein nur fährt der Sturm.
Das morsche Uhrwerk aber dröhnt
Ein tiefes Zwölf vom nahen Turm.

Das ist die Stunde! Die Dämonen,
Die uns im Busen schlummernd wohnen,
Sie fuhren aus dem Schlaf empor —
Geweckt vom Brüderstimmenchor,
Der draußen durch das Dunkel bebt,
Mit schriller jubelnder Musik
Die starre Finsternis belebt.

Denn was im Sturme kreischt und gellt,
Sind Runenlaute, die der Geist der Welt,
Wenn keine Schranke ihn zum Wesen sammelt,
Um Mangel irdischer Gestaltung stammelt...

So lauscht die Seele auf des Sturms Getöse.
Und wie als wenn sie nun aus ihren Tiefen
Die dunklen Mächte, die dort schliefen,
Zu freiem Walten immer mehr erlöse,
Scheint sie der eigenen Musik zu lauschen,
Hört innenwärts geheime Stimmen rauschen.
Und allgemach zerfluten der Gedanken
Zu eng gespannte Erdenschranken
Im *Bildermeer*, das unbestimmt
Verworren aus der Tiefe steigt!
Das dampft und brodelt und verschwimmt,
Das ebbt und flutet, schwillt und weicht.
Der ganze übertolle Drang
Dämonischer Gestaltungslust durchsiedet
Der Rauchgestalten Feuerstrang;
Zerfetzt, zerschneidet ihn und schmiedet
Aus Fetzen wieder Glied an Glied —
Ein Bild, das sturmgepeitscht vorüberflieht.
Mir deucht, ich schaute Völkerscharen
Wie blutbespritzt vorüberfahren.
Ist's nur der wechselvolle Kampf
Des Mondlichts mit dem Wolkendampf?
Wie? Oder waren's *dieser* Horden,
Die sich voll tierisch-roher Wut
In fleischgenährter Flammenflut
Um ihre Toten heulend morden,
Zermalmte Seelen, die im Brausen klagten,
Da um das Haus die Winde jagten?
Soll dieser blutberauschte Totenreigen
Mir eine nahe Zukunft zeigen?
Was heißt es sonst, daß die Musik der Nacht
In meiner Brust ein Schauderbild entfacht,
Als daß der Geist der Welt sich nicht belügt
Und uns in ahnungsvoller Dunkelheit
Ein schauerndes Bewußtsein beut

Von dem, wie er durch uns Geschicke fügt!

Ein tiefbedeutsam Panorama soll
Vor den erstaunten Blicken sich entfalten,
Von Graun und Ekel übervoll,
Und doch kein Trugbild! Die Gestalten
Sind *unter uns!* Daß wir sie *wirken* sehn,
Das mög', bei allen Göttern, nie geschehn!

ERSTER TEIL

Nach heißem Tage hinter Libyens Ebene,
Die fernen dunklen Hügel wie mit Blut
Umsäumend, in die Tiefe taucht
Die glühendrote Sonnenscheibe.
Wie flammt in überirdisch sattem Glanze
Der Himmel da! Lichtgarben schießen zuckend
Vom Westrand speichenförmig in die Höhe
Bis zum Zenith. Das ganze Firmament
Scheint glutgetränkt und selbst zum Ost hinüber,
Wo langsam nun die Dunkelheit heraufsteigt,
Glänzt stahlblau noch der Himmelsbaldachin.
Wie wundervoll das glutende Geloder
Die Küsten des Tyrrhenermeers vergoldet!
Gleich Quellenmurmeln um die schöngeschwungnen,
Doch steilen Ufer spielt des blauen Golfs
Melodisches Geplätscher. Dunkelgrün
Erscheint des Meeres große schweigende Ferne.
Doch lichter stets und lichter glimmt es auf,
Je näher dir, und wo im Strandgeröll
Die kleinen Kräuselwellen leis zerschäumen,
Da funkt der Schaum, als wenn ein Diamant
In jeder weißen Wasserperle glühte!
Wie zauberschön dahingegossen liegt
Im trunkenhaften Doppelstrahlenglanz
Des Himmels und des Meers die hohe Stadt
Auf rings umspültem Eiland, die allein
Ein schmaler Streifen Landes wie ein Band
Mit Libyens weitem Kontinent verkettet.

Wess' ist die himmelhohe Säulenburg,
Die hinter ihr auf schroffem Felsenkulm
In den kristallnen Äther taucht?

Allein das Bild ist ein geheimnisvoller
Betrug der Ferne, die der Seele gern
Verderblichstes in lockende Scheine hüllt.
Was sie entrückt, wird schön, und wär' es auch
Die Stätte des Verwesens und der Greuel!
Sie ist des Lebens eingewirktes Rätsel —
Ist die mit Dämmerfarben durch das All
Geschriebene Frage des Lebendigen
Nach seinem Ursprung. Sprühender Schimmer kränzt
Das Unerreichte und erlischt, sobald
Wir nach ihm haschen. Denn die Ferne *ist*,
Wo niemals *wir* sind; doch geheimster Drang
Will sie in Nähe uns und Eigen wandeln. —

Die Sonne sank. Die Dämmrung breitet schneller
Die ungeheuren grauen Falterschwingen
Ob Land und Meer. Das Diadem,
Das die Gestade golden schmückte, lischt.
Ein leichenhafter Schauder überzieht
Das unaufhaltsam blassende Gemälde.
Im Hafen bange rauscht der Golf empor,
Als wollte er geheime Fesseln sprengen.
Und sieh, vorquer der Mündung breitet sich,
Von losen Blöcken hastig aufgequadert,
Ein Damm, bepflanzt mit grausen Wurfmaschinen,
Sturmböcken, Widdern und Belagerungstürmen,
Schiffstrümmer vor und hinter ihm. Dazwischen
Hineingeschleudert Menschenleiber
In scheußlicher Verstümmelung. Den Kopf
Von einer Streitaxt klaffend aufgespellt
Hängt zwischen Balken eingeklemmt
Ein halber Mensch dort. Aus der Fuge ragt
Daneben eine abgeschnittene Hand.
Zerbrochene Helme, eingehaune Brünnen,
Zerrißne Schilde liegen wirrverstreut,
Und mancher Stein scheint rotgefärbt von Blut!

Fort, fort von diesem Steindamm! — Was bedeutet
Der breite Erdwall, der, ein zweiter Schutz,
Der Stadt gewaltig Mauerwerk umringelt?
Die Mauer hinter ihm ist eingerissen
Von vielen Breschen. Die gewaltigen Blöcke
Zerwürfelt liegen sie umher. Gemenge
Zerfetzter Glieder ist hineingestampft.
Und welches Schreckbild der Zerstörung zeigen
Die Straßen erst! In Schutt und Scherben liegen
Bald da, bald dort die Häuser.
Gespenstisch ragen angekohlte Trümmer.
Aus schwarzen Fensterlöchern weisen lange
Gespitzte Sparren, oder ein Geäst
Von rußgeschwärzten Bohlen überhangend
Droht schaurig in die Tiefe nieder.
Ist das der Marktplatz? Welch verworren Treiben
Im kalten Herzen dieser toten Stadt!
Kein Händler feilscht um Waren und kein Wechsler
Zählt Münzen auf. Stattdessen dröhnt und klirrt
Von Waffen rings das Forum und vom Schritt
Dem ehernen der römischen Legionen.
Ein römisch Lager! Ungeordnet liegt
Gerät und Speer und Rüstung. Eine Schale
Mit einem Beil durch einen Kettenstrang
Verbunden und verhakt mit einer Säge;
Dazwischen Pallisaden, Beile, Stricke.
Wie in dem ungewissen Dämmerlicht
Es durcheinander treibt und wogt
In schattenhafter Hast. Ein Suchen
Und Drängen überall! Dazwischen Zuruf,
Kommandoworte, blechernes Geklirr
Von Panzerteilen. Soll noch diese Nacht
Ein grauses Blutgericht vollzogen werden?
Hier schnallt ein Legionar die erznen Schienen
Um seine Schenkel. Dort ein zweiter stülpt
Den Helm aufs Haupt und jener schnürt
Die Brünne um die Brust. Daneben
Besichtigt man die Widder; bindet Leitern,
Die durchgebrochen, aneinander, spitzt
Zu scharfem Anprall schwere Balken, sammelt

Für die Balliste Steine und
Sucht Pfeilgeschosse für die Katapulte.
Und jetzt mit Pilen rüsten sich die Reihn
Und greifen zu den Schilden! Wo
Nur steckt der Feind? Will man mit Schwert und Lanze
Der Häuser morsche Phalanx stürmen? Doch
Nun plötzlich in den schmalen Straßen wird's
Wie hier lebendig. Ein Gewimmel
Durchstrickt die öde Stadt und drängt den Weg
Zur Burg hinauf. Nur wenige verharren.
Jetzt aus den Fensterhöhlen starren sie
Und unter ihrem Blick gerinnt zu Eis
Das warme Herzblut in den Menschenadern!
Sind das vom Wurm zerwühlte Totenleiber,
Die halbverwest aus ihren Gräbern stiegen,
Getrieben von der Lust, ein mörderisches,
Blutvolles Schauspiel anzusehen — oder
Sind's Lebende, die langsam martervoll
Der Hunger angenagt?
Hohläugige Mütter, deren irrer Blick
Auf ihren eingefallenen Brüsten liegt,
Als suchten sie das Kind, das noch vor kurzem
Die Milch dort sog. Und Männer knien daneben
Verwüstet, bebend, fahl. Durch ihre Wangen,
Um welche lange Bärte schlottern, brechen
Die Knochen durch und ihre Augen liegen
Im Haupt so tief, daß man am Lodern nur,
Das dann und wann wie eines Katzenaugs
Grünlich Gefunkel aus dem Innern bricht,
Erkennt, daß es nicht leere Höhlen sind.
In jedem dieser kalten Blitze aber
Kocht eine Hölle niezustillender Rache
So heißverzehrend auf, daß man begreift,
Es brauche die wahnwitzige Verzweiflung
Nicht Schild und Waffe mehr — es müsse
Vor ihrem Anhauch selbst die stählerne Klinge
In Tropfen auseinandertaun.

Und dunkler wird es. Leis im West verschwimmen
Zu falbem Weiß die blutigen Purpurstreifen.

Und höher hinter Libyens Ebene
Aufrecken dunkler sich die blauumsäumten
Die grauen kahlen Hügel fern im Westen.
Und dunkler wird das Meer. Aus Osten klimmt
Mit einem schwarzen Bahrtuch schnell und leicht
Die Nacht empor. Der Himmel aber blinzt
Durch ihr Gewand mit tausend Sternenaugen.
Und auf der Erde flammen Lichter
Und Feuer auf. Ein zuckender Schimmer huscht
Gespenstig fast um den gewaltigen Torso
Karthagos hin, kehrt doppelt aus
Des Golfes nächtigem Bereich zurück
Und taucht in zweifelhaftes Flackerlicht
Der Byrsa düstren Tempel. Ha — der Schimmer
Er wächst und hellt sich! Schon erstrahlt
In seinem Rot die Meeresküste! Horch,
Alarmsignal — eins ferner — eines näher —
Und in die haßbewehrten Gassen stürzen
Anschwellenden Getöses die Legionen,
Indes von hinten in die Häuserzeilen
Die Flamme prasselnd einfällt. — Jupiter
Und Rom! — Karthago — fällt...

ZWEITER TEIL

Es flammt die Nacht in Mittagsgrelle, nur
Nicht sonnenweiß! In flackernde Purpurtinten
Liegt Stadt und Golf, liegt selbst der Byrsa hoch
Aufstrebendes Gequader eingetaucht.
Und durch die langen Straßen windet sich
Ein Wurm aus Blut das rote Element
Und pfeift und raschelt um die stürzenden Mauern.
Geklirr und Wutgeschrei durchdröhnt das Brausen
Des Feuerstroms und manchmal überschrillt
Ein Weheruf, wie nur die höchste Marter
Ihn aus der halberstickten Kehle preßt,
Das Klanggetümmel und ein Röcheln folgt,
Ein dumpfes schauerliches Todesröcheln.

Dann steigt, wie wenn im kochenden Gischt der Brandung
Zwei Schwimmer sichtbar werden, wann sie wild
Im letzten Krampf des Daseins um ein Brett
Auf Tod und Leben miteinander ringen,
Aus dem Gewühl ein diabolisch Einzelbild
Der rasenden Vernichtungswollust auf. —
Dort stürmt man eine Hausfront! In den Fenstern
Vom Rot der Gluten übergossen stehn
Gleich lebenden Gerippen die Karthager
Und schleudern Steine, Stücke Kalks und spitze
Verkohlte Sparren prasselnd in die Tiefe.
Auch mancher Pfeil zischt in die dichten Glieder
Des Römerheers. Doch unaufhaltsam naht
Im Sturmschritt die beschildete Kohorte.
Man legt die Leiter an die steile Wand.
Ein Legionar betritt, mit fester Faust
Des Schildes bauchige Wölbung über sich
Emporgestemmt, die unterste der Sprossen.
Auf jeder zweiten folgt ein andrer nach.
So klettern sie wie eine erzne Schlange
Am Hause in die Höh'. Schon steht der erste
Am schmalen Sims des dritten Stockes, wo
Die Leiter endet. Da durchbebt ein Ruck
Das Sprossenwerk. Am Holme festgekrampt
Gewaltig rüttelt die Karthagerfaust.
Eiskaltes Graun durchfährt die römischen Mannen.
Ein starker Stoß noch — und rücküber stürzt
Mit lautem Krach das hölzerne Gerüst.
Hei, wie das unten auf den Steinen klirrt!
Wie aus den Schädeln schäumend das Gehirn
Nach allen Seiten spritzt! Der eine
Fliegt wie ein blinder Käfer an
Des gegenüberstehenden Gebäudes
Zu nahe Wand, indes ein anderer
Lebendig sich auf eine Lanze spießt,
Die aus dem Fenster drüben ein Karthager
Zur Abwehr streckt! Doch solches Schauspiel schürt
Nur wilder noch die Wut der Stürmenden.
Schon hat man neue Leitern hergeschleppt
Und legt sie an. Derselbe grause Gang

Beginnt von neuem. Und ein einziger
Ist bis zum Dachesrand emporgeklommen.
Da aber reicht die Leiter nicht mehr aus.
Mit beiden Händen angeklammert hängt
Er am Gesims und zieht mit markigem Griff
Sich zitternd in die Höhe; aber plötzlich über
Die Brüstung blickt ein Teufelsangesicht
Mit wildem Höhnen auf den kühnen Kletterer.
Noch *eine* Muskelspannung und er steht
Auf dem Plateau! Zu spät! Schon blitzt es auf —
Von oben stahlblau zuckend niedersaust
Laut pfeifend das Karthagerbeil! Die Rechte
Ist abgehaun und jener baumelt noch
An seiner Linken, die wie eine Klaue
Sich in das bröckelnde Gesimse krallt!
Da zuckt's zum zweiten — und das Handgelenk
Ist durchgehackt! Ein geller Schrei — und sausend
Zur Tiefe fährt der Römer; aber über
Dem sechsten Stockwerk kleben blutverklamt
Die Fäuste des Zerschellten! Gellend schwillt
Von unten der Geschlagnen Wutgeheul.
In wildohnmächtiger Verzückung ballt
Man rachetoll dem unversehrten Feinde
Mit heulendem Gebrüll die Faust entgegen.
Von neuem an die Arbeit! Dumpfig stößt
Der Sturmbock an die Wände, bis die Schichten
Allmählich seinem steten Anprall weichen.
Die Bresche klafft und drinnen nun beginnt
Das blutige, das tödliche Gemetzel.
Von außenher durchdröhnt das wilde Jauchzen
Des Siegerschwarms die Fenster! Aber jetzt
In ihren Kehlen *stockt* der Jubelschrei:
Denn langsam langsam vorneüber neigt
Die breite hohe Hauswand sich. Da rieselt
Es wie ein Eisstrom starrend durch die Glieder
Der Mannen, die darunterstehn. Entsetzen
Macht unbeweglich diese Todgeweihten.
Da birst die Wand und in die Tiefe donnert
Ein Trümmerknäuel. Wirbelnde Fontänen
Von roten Funken quirlen aus dem Malm

Wie goldener Gischt empor und tanzen
Als Glutkaskaden um die Flammenzungen,
Die klafterhoch dem Schuttgeröll entsieden.
Doch dann erstickt im eklen Leichendunst
Die Gier der Flamme selbst. Ein fahler Dampf
Schlägt über ihr zusammen und verdeckt
Mit weißlichem Gewoge die Verwesung.

Da treten andre Glieder an die Stelle. —
Schon scheint erlahmt an römischer Zähigkeit
Und dem Gebiß der Glut der Wahnsinnstrotz
Verhungerter. Des nächsten Hauses Dach
Ist schnell gestürmt. Man schleudert die Skelette,
Die es mit letzter Kraft verteidigt, über
Die Kante in den Abgrund. Da verzehrt
Gefräßig sie des Brandes roter Gleisch.
Ein Centurion packt eine schmale Latte
Und schiebt sie übern Dachrand auf des nächsten
Gebäudes Sims. Das Scutum in der Faust
Betritt mit keckem Fuß der Überkühne
Den schwanken Steg und zögernd folgen ihm
Die Legionare. Doch von drüben stürzt
Auf halbem Wege, irre Wut im Auge,
Entgegen ihm der Todfeind! In der Mitte
Dumpf aneinander prallen sie. Umsonst!
An beiden Seiten klafft der kochende Abgrund.
Darin liegt unten drachengleich geringelt
Das glutgezahnte Höllenelement.
Von hinten schiebt der Stoß der Drängenden
Und an den Schildrand stemmt sich schon der Schild
Des Gegners an. „Stirb' oder töte!" heißt
Die Losung jetzt. Da packt Verzweiflungsmut
Die Kämpfenden — und wie zwei Tiger krallen
Sie tatzengleich die Fäuste ineinander
Und suchen sich hinabzustoßen. Unter
Dem Eisengriff des Römers schon zerknackt
Der Ellenbogen des Karthagers; matt
Hintaumelt er und kippt und stürzt — und reißt
Den andern *mit* sich in den Feuerkessel.
Wie noch im Fall die bleichen Lippen sich

Zum Angstschrei öffnen — wie die Finger noch,
Als suchten sie den Halt, im Sturz gespreizt
Die leere Luft durchfahren — bleckend schnappen
Nach hemmender Substanz die Zähne noch —
Dann hat des Kraters Trichter sie verschlungen.
Doch über ihnen krachend *birst* die Bohle,
Auf der noch einmal die erbosten Kämpen
Mit grausem Anprall schmetternd sich begegnen.
Ein breiter Spalt durchreißt sie knatternd unter
Dem Stampftritt der Entbrannten — und hinab
Mit letztem Wutschrei prasseln die Ergrimmten,
Daß aufgewühlt wie Mehl die Lohe steigt
Und im Geflock des Purpurschneegestöbers
Das ganze grause Bild versinkt! —

Und höher, immer höher wächst die Flamme
Und bäumt sich wie ein wildgewordenes Roß,
Dem um den Hals die rote Mähne flattert!
Und wogt und wütet wie der Ozean,
Wenn ihn der Westwind peitscht, daß seine Wasser
Zu dunkelgrünen Flutgebirgen schwellen
Und brandend am Geklipp mit Donnerhall
In weißen Gischt zerschäumen.
Und tanzt und brodelt, wie wenn hageldrohend
Und gelbdurchlodert eine Wolkenbank
Heraufgezogen, die mit einem Male
Ein kältrer Strom der höh'ren Atmosphäre
Zerwehend greift und seine flatternden Fetzen
Gleich Widderwolle durcheinanderquirlt. —
Im ungeheuren Flammenrachen liegt
Die ganze Stadt. Dahinter strahlend steigt
Der glühendrote Fels der Byrsa auf —
Und wie von innerem Geleucht durchschimmert
Herüberflammt des Tempels Säulenreihe.
Das Meer auch scheint ein Meer von Menschenblut
Und pulst im Rotglanz weithin um die Ufer. —
Doch schauervolle Finsternis verhüllt
Den Himmelsdom. Nur da, wo gleischend hell
Die Brände stehen, glüht das Firmament
In unnatürlich sattem Rot. —

Die fernen dunklen Hügel aber deckt
Ein Nebeltuch; und nur zuweilen, wenn
Ein halbverirrter Strahl herüberzittert,
Aufflammen sie wie nächtige Spukgesichte,
Die drohend aus der Ferne nicken.
Doch dann erscheint es stets, als wären sie
Hoch über ihren Gipfel aufgestiegen —
Als ballten sie zu einem Bollwerk sich
Von Riesenhöhe, das sich schwer und dumpf
Auf die Zerstörungsstätte niedersänkte.

DRITTER TEIL

Wer ist der Reiter, der dort aus der Ferne
Über die weithin flammende Fläche
Der libyschen Ebene sausend dahersprengt?
Er scheint auf der Flucht; denn sein unsteter Blick irrt
Oft wie von innerem Grausen gezwungen
Zuckend zur Seite. Dann spornt er den Rappen
Zu wildem Galopp — und krampft doch zugleich auch
Die zitternde Hand in den hemmenden Zügel.
Was ist's, das ihn treibt? Und siehst du nicht drohend
Beim flackernden Glutschein des steigenden Brandes
Nun wirklich wachsen zu schaudriger Höhe
Die westlichen Berge? Es türmt eines Dämons
Dunkle Gewalt ihre leblosen Massen
Zu sternhoher Wand auf und schiebt sie zermalmend
Gegen den Gleisch der fressenden Glut!
Vor ihnen flüchtet in dumpfer Ahnung
Unsäglichen Unheils der römische Feldherr,
Der's nimmer gewollt, daß die herrliche Veste
In Asche zerfalle — der weit gen Westen
Im goldenen Strahle der Dämmrung geritten,
Um nicht zu *schaun* das Untergangsschicksal
Des reichen, des großen, des schönen Karthago.
Doch nun wie gepeitscht von rächenden Furien
Durchjagt er das Flachland. Es stieben die Steine
Unter den Hufen des stampfenden Rosses

Im Schimmer der Gluten wie tanzende Funken
Und ziehn einen magisch wallenden Strudel
Hinter dem Reiter. Es flattert die Mähne
Des rauchenden Rappens in wilder Bewegung
Um Scipios flammig leuchtende Brünne
Und scheint wie entfacht zu lebendiger Schwingung
Als Schlangengezücht ihm die Brust zu umringeln.
Und näher und näher rücken dem Reiter
Die Feuerkolosse. Schon sieht er die Küste
Als glühenden Streifen die See umranden,
Und blinkend herüber zittert des Meeres
Toter schweigender Purpurspiegel.
Und immer gebannter bleibt seines dunklen
Schwarzbewimperten Flammenauges
Lodernder Blick auf das Feuergewoge
Vor ihm geheftet. Ein fiebrischer Strahl
Entblitzt seinen Tiefen, als wollte er gierig
Die flammende Wüste in sich trinken.
Sprengende Wollust durchsiedet berauschend
Den Feuertrunknen. Dem wehrenden Schauer
Mischt sich ein tiefes Todesverlangen,
Ein unersättlich heißes Gelüsten,
Die inneren Gluten verglüht zu entbinden
Und selber als Flamme gen Himmel zu schlagen. —
Was da wirbelt und wogt und als goldener Lichtschein
In Wellengestalt den krachenden Trümmern
Lechzend entloht, ist entfesselter Urgeist,
Ist Glutelement, ist Himmelssehnsucht,
Ist stofflos reines, leuchtendes *Leben*,
Das brünstig in goldener Flammenerscheinung
Den Körpern entkocht und zur Allnacht zurückkehrt!
So starrt er entzückt. Da plötzlich durchfährt ihn
Ein schütternder Ruck. Der flüchtige Hengst
Steht wie vom Blitz an die Stelle gezwungen
Regungslos still. Im Sattel taumelt
Der römische Feldherr. Dann zerrt er am Zügel.
Umsonst! Es bäumt sich das Tier vor des Glutmeers
Pfeifender Sturmflut. Zwitschernd umflattern
Wehende Brände und glimmende Fetzen
Die Heldengestalt und klatschen zur Erde

Als wolkenentrieselter Funkenregen.
Scharfumrissen dicht vor dem Römer
Ragt im Rotglanz der tempelgekrönte
Mauerumfriedete Felsen der Byrsa,
Den die Glut schon umzingelt. Hoch auf des Tempels
Geräumigem Dach versammelt erharren
Gemeinsames Schicksal die letzten Karthager.
Sie sehen die Flammen so ruhevoll nahen,
Wie ein Wandrer am Strande der See sich des Plätscherns
Der Wellen erfreut, wann nach zögernder Ebbe
Sie hurtig und leicht das Gestade erklimmen.
Sie hören das raschere Reißen der Zähne
Des weltenverschlingenden Flammenrachens.
Sie riechen des Rauchs Verwesungsarome,
Der sie zuweilen in dichte Schleier
Wallend begräbt, ohne Zucken der Miene.
Denn längst erlosch in den Herzen die Hoffnung
Und der Tod ist gewiß. Schon bersten des Tempels
Durchlöcherte Säulen. Schon lecken Ströme
Flüssigen Erzes als silberne Bäche
Aus Fugen und Ritzen. Schon löst sich der Lehmguß
Und Steine auf Steine entbröckeln dem Bauwerk
Und versinken im Trichter der feurigen Fluten,
Wie Körner des Sandes die Woge verspült.
Wie das pfeift, wie das prasselt! Bläulich züngelnd
Aus gelblichen Schlünden kriecht es krabbelnd
Auf tausend Füßen an steilster Wand auf.
Es scheint ein Gewimmel verknoteter Vipern,
Die mit giftigem Speichel das härteste Bollwerk
In Staub zersetzen, sich selbst verschlingen
Und unersättlich zu neuer Nahrung
In gedoppelter Anzahl sich wiedergebären.
In dicken Schwaden wirbelt der Dampf auf.
Es wächst die Hitze. Da leuchten in heißem,
In trunkenem Glanze die hohlen Augen
Der letzten Karthager! Verzückende Wollust
Zu *sterben* durchtränkt die ermatteten Muskeln
Mit schäumendem Kraftrausch. Und über die Brüstung
Mit jauchzendem Schrei in den flammenden Abgrund
Stürzt sich die Schar. Da schlagen die Brände

Mächtig auf und ergreifen die Kanten
Des Tempeldachs; doch auf äußerster Ecke
Umstrickt und umsponnen von rötlichen Schleifen
Steht noch ein Weib mit dem Säugling am Busen.
Der Odem der Glut umkreist als ein Luftstrom
Ihr flatterndes Haar. Es wehen, es wehen
Wie windgepeitscht die weiten Gewänder!
Als Eumenide auf stürzender Zinne
Scheint sie zu schweben. In weiter Ferne
Verliert sich ihr Blick. Sie sieht des Meeres
Starre grellbeleuchtete Fläche,
Und weit dahinter, weit, weit im Norden
Erschaut sie *Rom* wie in fahler Beleuchtung —
Und sie singt in die flammendurchprasselte Nacht:

Nun kamen die gierigen Flammen,
Nun entbrannte der letzte Streit!
Nun stürze, Karthago, zusammen
Und sei zum Sterben bereit!

Und wenn dich die Gluten bezwungen,
Dann fahren sie über das Meer
Und fallen mit lechzenden Zungen
Über die Weltstadt her.

Die wird eine strahlende Sonne
Und steckt in Brand zugleich
In liebender Feuerwonne
Das ganze römische Reich.

Dann brennt die alte Erde,
Das Meer erliegt im Kampf.
Und aus dem riesigen Herde
Bricht durch die Wolken der Dampf.

Wie der nun gar das ferne
Firmament entfacht,
Stürzen und fallen — die Sterne —
Und dunkel — brütet die Nacht — —

Da packt den Zipfel des wehenden Kleides
Das Element, und lichterloh brennend
Stürzt sie hinab. Die Zinne ist leer. —
Den Römer schauert's. In wildem Entsetzen
Will er den Hengst zur Umkehr wenden.
Doch sieh, was ist das? Was fährt in die Lohe,
Daß sie höher und höher steigt und wirbelt,
Als wollte sie wirklich das Himmelsgewölbe
Mit blutigen Krallen zur Tiefe reißen?
Es stiegen die Berge schwärzester Wolken
Aus fernem Westen. Blitzegeschwängert
Lagert düster über Karthagos
Flammender Wüste sargbrettähnlich
Der Herd des Gewitters. — Stöhnender Sturm
Bricht mit Geheul in die brandenden Gluten.
Wie flatternde Haare knäult er die Flammen
Zu grausigem Wirrwarr. Es ist, als hätt' er
Mit Klauen der Nacht am Schopf einen Schädel
Wiehernd gepackt und wolle im Wahnwitz
Mit sich fort über Länder und Meere
Den blutigen Skalp durch die Lüfte zerren.
Dann wieder scheint es, als hingen Dämonen
Der letzten Weltnacht dunkelbemäntelt
Im Wolkengeschiebe und bliesen schmetternd
Aus Riesendrommeten die Untergangskunde
Ins Brausen des Sturms und ins Prasseln der Flamme. –
Da packt ein überirdisches Grausen
Den römischen Reiter. Ein Strahlengeloder
Durchströmt sein Auge und hohl erklingt
Von bebenden Lippen die Rachelosung
Wie ferner Zeiten erahnte Bedeutung:
„*Dein Schicksal Rom.*" Und dumpf aus der Wolke
Wie tönendes Echo aus düstrer Zukunft
Antwortet der Donner! Das rollt und grummelt,
Als spräche des Weltalls gähnende Öde
Mit unverständlichem Stimmengedröhne
Über die Erde. Aus finsteren Fernen
Noch flutet es hohl wie erwiderter Zuruf,
Daß selbst der Felsen steinerne Rippen
Im Schauder erzittern und angstgeschüttelt

Der klirrende Boden der Erde erbebt!
Da löst sich Scipios Todeserstarrung.
Mit stählernem Faustgriff reißt er den Rappen
Zitternd herum. In sausender Schnelle
Jagt er dem kreischenden Sturme entgegen
Ins westliche Dunkel. Es stieben die Steine,
Ein klirrender Strudel. Doch das *rote* Geloder
Verschlingt die blendende Bläue der Blitze,
Die das Dunkel des Himmels mit leuchtenden Spalten
Zackend durchziehn. Denn das zögernde Wetter
Brach fürchterlich los. Und jetzt mit dem Schaumdunst
Der sturmgegeißelten Meeresbrandung
Mischen sich Schauer stürzender Tropfen,
Die pfeifend und prasselnd den Wolken entsieden —
Und alles zergeht zum heulenden Chaos.

VIERTER TEIL

Auf Libyen liegt kalt und klar die Nacht.
Die Sterne lugen funkelnd durch den Himmel.
Und überleuchtend all die goldene Pracht
Hängt blendend weiß der Mond in dem Gewimmel.
Ein lautes Lüftchen ab und zu erwacht,
Treibt übers Meer mit lärmendem Getümmel.
Zuweilen auch aus dunkler Ferne drängen
Sich heisre Fetzen von Triumphgesängen.

Das sind die Römer, die ein Bakchanal,
Den bluterkauften Henkersdienst zu ehren,
Im Lager feiern und beim Siegesmahl
Des dunklen Weines schwere Krüge leeren.
Doch hier, wo in dem Mondlicht bleich und fahl
Karthagos starre Trümmer sich verzehren,
Da schweigt es rings. Nur dann und wann noch stürmen
Rauchwolken raschelnd aus den Aschentürmen.

Die flattern schnell und leichtbeschwingt empor,
Zu dünnen Schleiern wallend ausgezogen,
Und hüllen wie in einen Nebelflor
Das Bild des Grausens, welchem sie entflogen.

Und was im Strahl des Monds sich nicht verlor,
Der bald die weißen Dünste aufgesogen,
Das treibt der Wind mit summenden Akkorden
Als wunderliches Schattenbild gen Norden.

Doch sieh, will sich erloschne Flamme regen
Im toten Stoff? Was pufft und stößt und wühlt
In den verschlackten Massen? Sie bewegen,
Sie spalten sich! Ein dichter Qualm entspült
Mit dumpfem Donner modrigen Gehegen —
Und wie der kalte Hauch der Nacht ihn kühlt,
Da ballen sich die kreisenden Atome
In schauderhaft gewundene Phantome.

Ha, wie das wogt und steigt und niedersinkt!
Aus allen Fugen brechen Dampfesmengen.
Hier reckt sich's wie ein Riesenarm und ringt,
Die weiße Flut an sich herabzuzwängen.
Dort will es sich, von bleichem Glanz umblinkt,
Als Schädel aus dem Qualmgewoge drängen.
In immer längern, immer weitern Schleifen
Wie Sturmgewölk die Rauchgestalten schweifen.

Da plötzlich reißt der graue Strang in Stücke.
Zu festen Formen dichtet sich der Dampf.
Gewänder wehn um knöcherne Genicke;
Durch morsche Knochen schwoll der Lebenskrampf.
Unheimlich flammen ihre Feuerblicke —
Karthagos Tote scharen sich zum Kampf!
Doch nein, die Massen ordnen sich zum Reigen
Und dumpfer Sang durchhallt das nächtige Schweigen.

Bald schwillt der Sang zu dröhnendem Gebrause.
In tollen Wirbeln sich die Geister drehn.
Und wie als wenn ein Sturm durch Binsen sause,
Die hohlen Klänge durch die Nachtluft wehn.
Doch längst berauscht vom Trunke und vom Schmause
Liegt Romas Heer im Schlaf und lautlos stehn
Die Zelte da, um die der Töne Wellen
Von Osten her wie wilde Seufzer quellen:

Das ist der Dinge
Ererbte Verdammnis,
Daran die Wurzel
Des Lebens verdorrt:

Es muß das Geschöpf,
Wenn es dauern will, töten.
Doch Tod ist die Sühne
Für blutigen Mord!

Du wähntest zu wachsen,
Gewaltige Roma,
Zermalmtest den Gegner
Mit eherner Faust,

Doch über dem Haupte
Hängt dir die Schneide,
Die *dich* zu zermalmen
Niedersaust.

Du opferst dem grauseren
Dämon der Herrschsucht;
Doch siegend verfällst du
Dämonischem Fluch.

Das Gift, das du uns,
Den Gefallnen genommen,
Das schlürftest du selbst
In berauschendem Zug.

Wir dienten der Geldgier,
So mußten wir stürzen.
Denn kalt war die Seele,
Das Herz war hohl.

Vollzogen hast *du*
Am Frevler das Urteil —
So lebt nun in dir
Das geköpfte Idol!

Du fraßest Karthago
Mit gierigen Zähnen,
Vom Wahnsinn der Größe
Zum Bersten geschwellt.

Dein Gelüst wird wachsen
Bei steigender Stillung!
Verblendet umkrallst du
Die Länder der Welt.

Und was von Verruchtem
Du siegreich bezwungen,
Das wuchert und blüht —
Nur das Gute zerfällt.

Und langsam zernagt dich
Von innen, von innen
Der heillose Hunger
Nach Macht und nach Geld!

Ein großes Geschick noch
Ward dir beschieden.
Noch lange verlachst du
Die Stürme der Zeit.

Du wähnst, das sei Gnade —
Und ahnst nicht, Betörte,
Daß du dem Abscheu
Der Nachwelt geweiht!

Wir schaun in die Zukunft —
Wir sehn dich gewachsen
Zum weltbeherrschenden
Riesenreich.

Wir sehn dich durchschwält
Vom Pesthauch der Brünste.
Die prahlende Riesin
Ward welk und feig.

Da wird von den Herrschern
Des Volkes dem Fetisch
Des *Scheines* abgöttische
Ehre gezollt.

Da wälzt sich die Menge
In sklavischer Demut
Vor einem Bilde
Aus eitel Gold..

Die ganze Menschheit
Ward zum einzigen
Ungeheuren
Molochsbauch.

Und wer im Besudeln
Der eigenen Seele
Am kältesten frevelt,
Dem dampft der Rauch!

Die Zeit wird kommen!
Wir sehn sie beflügelt
Mit Schritten der Windsbraut
Pfeifend nahn!

Die Zeit wird kommen!
Und dann, oh Roma,
Zertrümmert auch dich
Ein letzter Orkan!

Wir zahlten die Buße.
Drum schnell, ihr Brüder,
Sammelt den Brand,
Eh ihr völlig entseelt!

Was in uns gor
Von satanischer Ursaat,
Das sei nun dem Geiste
Des Siegers vermählt!

Der Sang verklingt. Ein kalter Windstoß fährt
Jetzt schneidend scharf aus Süden um die Trümmer;
Und was von Glut noch in der Asche zehrt,
Das springt heraus als lohender Funkenschimmer.
Nun schwillt der Sturm um den erloschnen Herd
Und packt die Rauchgestalten mit Gewimmer —
Und übers Meer im Dunkel bald zerflossen
Forijagen die verbrannten Kampfgenossen.

Und nun verbirgt der Mond sich droben schauernd,
Durch schwarze Wolken weht sein falbes Licht.
Das dunkle Firmament entsendet trauernd
Die Tränenflut, die nässend niederbricht.
Die Todesparze zwischen Felsen kauernd
Mit Siegestraum das Römerheer umflicht.
Sie schlafen tief mit taumelfrohen Mienen,
Derweil der Sturm durchjammert die Ruinen. —

Indes berauscht die Schar der römischen Prasser
Am feuchten Boden lagert dumpf und schwer,
Kommt mit mir, kommt wohl über das rauschende Wasser!

Gen Norden trieb der Wind das Wolkenheer —
Gen Norden auch die grauen Reihn der Hasser!
Schon ist vor uns die weite Fläche leer.
Da steigt das Land, da steigt im Strahl der Nacht
Alt-Roma auf in nächtig dunkler Pracht.

Doch sieh, will hier sich zum Gewitter ballen
Die Wolkenjagd? Von allen Seiten schiebt
Sich's massenhaft zusammen! Dichter fallen
Die Tropfen schon. Der Mond ist ganz getrübt.
Schau an, wie dort durch jene Tempelhallen
Mit Sturmgeächz der Schwarm der Geister stiebt.
Die Gottesfurcht soll sich zuerst entkräften:
Sie bergen Funken in den Säulenschäften.

Sie bergen Funken in den Palastwänden,
Sie senken Funken in die Quadern ein,
Sie machen mit den blitzgeschwinden Händen
Zum Glutbehälter jedes Hauses Stein!
Beim Jupiter, von welchen Riesenbränden,
Todbringenden, ist dieses Rom der Schrein!
Das grause Werk der Rache ward vollzogen —
Da ist in Rauch die Rächerschar zerflogen.

Und wieder kampfbereit und riesengroß
Liegt Rom ins weiße Linnen eingeschlagen.
Und ahnt nicht, daß in seinem blühenden Schoß
Die Rachefunken der Zermalmten nagen.
Bald bricht ein ungeahnter Weltsturm los,
Läßt Rauchgewölk durch deine Trümmer jagen!
Schon hör' ich's hohl im fernen Osten wettern —
Wann flammt der Strahl, dich Roma zu zerschmettern?

ZWIELICHT

Rauschende Dämmrung! Es rauscht! Dampfende Nebel verhüllen
Triefende Blätter der Linde. Von fallenden Tropfen gekräuselt
Fröstelt des schaudernden Teichs blinkender Spiegel empor.
Fern enttauchet dem Dunst, der über die Felder gelagert,
Nebelverschleiert der Wald und über ihn rauchen die Wolken.
Trinke, mein lauschender Geist entzückt das rieselnde Tönen
Rinnender Wasser! Schlürfe die bebenden Schauer des Windes,
Bis du berauscht versinkst im wallenden Meer der Akkorde
Und entkettet des Stoffs ganz zu den Wolken dich hebst!
Tiefer senkt sich die Nacht auf das Flammengebiet des Gedankens.
Mystische Bilder der Seele umdämmern mich. Leise nur plätschert
In das Gewölke des Traums von den Dächern klirrender Regen.

RAUSCH

(vermutlich 1892)

Wann durch blätterloses Gezweig des Baums
Keimeweckender Sturm des Frühlings weht —
Wann aus Westen der rötliche Scheidestrahl
Glutumrahmt durch eilende Wolken flammt —
Wann die knarrende Tanne im Nadelholz
Golddurchstäubt von Funken und Tropfen trieft —
Wann der schlürfende Boden wassersatt
Nebelatmend bläulichen Dunst enthaucht —
Und mit der qualmenden Schwüle feuchtvermischt
Schimmernder Regen durch brausende Äste stürzt —
Dann hinaus, zu wandern durch Forst und Tann,
Durch die weithin rauchende Ebene!
Welche Wonne im trunkenen Busen glüht!
Wie im Marke der steigende Erdsaft quillt!
Wie die Seele nach Weltumspannung lechzt!
Senke dich nieder, tobendes Wolkengewühl,
Daß ich mit meinen Armen umfasse dich!
Dichte zum Leib dich, kochender Nebeldunst,
Und erwarme zum Menschen an meiner Brust!
Schüttle Tropfen, klapperndes Baumgespenst,
Sprühende blinkende Tropfen auf meine Stirn,

Daß sie milde Kühle des Todes mir
Frösteln ins unersättlich durstige Herz,
Aber sogleich besiegt von mächtiger Glut
Schnell zersieden! Ha, wie der Weiher schäumt!
Bläuliche Wogen schwellen durchs Röhricht an,
Schilf und Binsen schwanken im Wellentakt.
Schwer ans Ufer brandet das Sumpfgewog,
Flocken des Schaums entwirbeln dem Wassersaum. —
Droben mit hangenden Wolken die Vögel ziehn
Aus der südlichen Fremde ins Heimatland.
Trunkener Wirbel packt mich zuinnerst an.
Ineinander zu qualmenden Dünsten fließt
Meine Seele mit Wolken, Weiher und Wind.
Nur die Sonne, glutende Sonne bricht
Siegend durch den Wirbel des Untergangs.

DÄMMERUNG

(1892)

Wieder dämmerts. Über die Felder pfeift
Aus Nordwesten herbstlicher Abendwind.
Kalter Glanz der scheidenden Sonne bricht
Spärlich noch durch finsteren Wolkenzug.
Fern ein Pfiff. Nachhallendes Brausen folgt.
Leiser lärmt nun schaffender Lebensrausch.
Lichter schon entflimmern am Horizont
Siedelungen emsiger Werktagsmüh
Und verstummender neigt das Lebendige
Sich dem blauumwallenden weiten Meer
Sich dem Weltauslöscher, dem Schlafe zu.

Doch zum Versinken im tiefen Vergessen des Seins
Sauset am Stromesufer das Schilfgewirr.
Weiden knarren. Gurgelnde Welle schießt
Ruhelos die dunklere Nacht hinab.
Und es bricht und stürzt über steinernen Hang
Unaufhaltsam schäumender Katarakt.

DRITTES BUCH

KREISENDER STAUB

1891 — 1900

Gewitterodem bläst im kreisenden Staub —
Am Erdsaum Wetterleuchten.

1891–92

DER MORGEN

Nun dampft von blassen Morgennebeln die beschattete Wiese weithinaus. Fern aufdämmernden Schloten entringt sich sturmverknoteter Rauch. Vor der Sonne her schieben sich dichter die blauumbrandeten Wolkeninseln. Unter Stößen des Windes rauschen und knarren die nahen Pappeln. Eiliger schleift seine schilfumraschelten Ufer der gurgelnde Fluß, den die Schwalbe streift im hastigen Niederflug. Schwerere Dünste ertränken die Ferne; aber seltsam deutlich nicken im Kreise die gelben Blumen.

DER WANDERER

Fragment

Im dicken Walde einsam irrt
Ein Wanderer und sucht den Pfad,
Den er zur Stund' verloren hat.
Zu einem Laubdach fest verwirrt
Hoch über seinem Haupt, als wenn es Arme wären,
Verschränken sich die blätterschweren
Von keinem Hauch bewegten Eichenwipfel.
Verdeckt durch einen Wolkenzipfel
Im fernen unermeßnen Weltenall
Verborgen schwimmt der Sonnenball.
Und eine grüne Dämmrung dichtgedrängt
Den fremden Wandrer lautlos rings umfängt.
Zuweilen nur, als ob's ein Warnruf sei,
Die Totenstille stört ein Rabenschrei. —
Doch plötzlich zeigt die Laubwand eine Lücke.
Der Wald hört auf. Ein tiefer dunkler Strom
Malt langsam fließend noch den Blätterdom
Und über ihn führt eine Tannenbrücke.
Der Wandrer steht erstaunt; er sieht den Steg —
Sieht hinter ihm aus einer Wolkenbank,
In die sie eben glutumflockt versank,
Die Sonne blitzen. Jenseits führt der Weg
Schnurgrad gen Westen und verschwindet,

Als ob er in die Sonne mündet,
In rotem Dunst. Und aus dem Dunstmeer taucht
In grauenhafter Ferne traumhaft bleich
Von rosigen Nebeln seltsam überhaucht
Ein Meer von Türmen, Giebeln und Palästen —
Ein ganzes feenhaftes Fabelreich.
Ein kalter Schauer schüttelt ihn. Es wehrt
Dem Lustverlangen, das ihn vorwärts treibt,
Ein tiefgeheimes Todesgraun. Er kehrt
Zurück zum Walde, der ihn freigelassen..

1892–93

DAS GEHEIMNIS

Klang es nicht im Wehen dieses Luftzuges,
Der durch knisternde Blätter raschelnd stob?
Oder schwebt es gewiegt in weißen Schleiern
Dort in der Wolke steuernd durch tiefes Blau?
Rauscht es nicht aus dem Rauschen breiter Kronen?
Noch nicht faß ich's. Aber nun bebt es bange
Aus den Liedern der Vögel in den Ästen
Und es zittert im schwülen Geruch des Laubes.
— Vergebens tastet in ringenden Träumen
Meine Seele darnach. Nur seltener spür ich
Seine Nähe und ahne: der Tag wird kommen,
Wo ich es ganz aus dem Geiste verlor und schaudernd
Nicht mehr erkenne.

1894

SZENE

Sturm und Gewitter. Stöhnender Wald. Desiderius auf moosbewachsenem, triefendem Felsblock. Dämonenchor:

Blitz entzuckte der Wolkenhaft.
Donner jagt auf Flammenrossen:
Du mit deiner Feuerkraft
Bleibe in dich selbst verschlossen!

1895

DER TRAURIGE MORGEN

Das ist ein kalter, ein trauriger Morgen.
Die ehernen Wolken hangen am Himmel
Und wollen nicht weichen. Es rauscht kein Regen.
Es zittert im starren Gesträuch kein Wind.

Das ist im Erwachen ein totes Gedenken.
Es hängen im Haupt die Erinnerungen.
Erblassend bebt ihren Schatten die Seele.
Die lasten wie Berge von Stahl und Eis.

O bräche die Nacht, o sänke der Schlummer!
Ertränke das Wissen in schwarzer Flut!
Aus traumverworrenem Qualenringe
O blühte Erwachen in Strömen des Lichts!

VORFRÜHLING

Wie dehnt sich weit das Land! Scheint nicht der hohe Baum,
Der über uns noch nackte Äste reckt, zu frieren?
Wie einsam steht auf diesem weiten Land der Baum!
Wir aber wollen müd an seinen Stamm uns lehnen
Und seines Rauschens leise Stimmen trinken,
Wie kalte Glut die Scholle trinkt.

Hörst du das klare Licht durch seine Zweige träufeln?
Die ersten blassen Knospen streut es zitternd aus.
Ahnst du das Laubdach, das einst schwüle Schatten breitet?
Laß fernen Sommers Traum durch deine Seele fluten
Und laß mich still mit deinen Locken spielen,
Wie mit den Wolken spielt der Wind.

Verstehst du diesen Wind? Aus weiten blauen Fernen
Lockt er mit scharfem Klang verlorne Lenzgewölke.
Ein ahnungsbanger Jubel ist in seiner Stimme!
Laß eng verschlungen uns sein laues Wehen spüren
Laß unsre Wangen aneinander ruhen,
Wie fern am Berg der Himmel ruht.

HEIDEMYTHE

In seiner Träume Wildnis Trunkenen
Ein Leuchten rührt ihn an. Er bebt empor
Und sieht im Westen sinkende Sonnenbrände. —
Nun irrt ein Sausen über die Heide.

Auf stöhnenden Gewölken jagt er hin.
Von seinen Augen geht ein Widerschein
Der fernen Feuer, die er löschen will
In Nacht und Dunst. —
Nun gellt sein Pfiff durch wankende Heidebirken.

Gen Abend rauscht sein dunkler Flug umsonst.
Zu Strahlenküsten lächelnd schwand der Gott.
Wehklagen um den doch geliebten
Und nie erreichten hallet des Sturms Gesang. —
Die toten Wasser der Heide beben.

Nächtlich brandender Wolken finstere See
Und erloschner Güsse dichte Schleier
Über schwarze Moore hingesenkt..

DER REITER

Über die weiten Wiesen zieht ein Staub,
Über die fernen Berge jagt ein Reiter.

Sterne stiegen, aber du sahst sie nicht.
Leuchtende Lenze zogen an dir vorüber.
Blütenschauer flatterten um dein Haupt.
Sinkende Sonnen woben dir Goldgewänder.
Bronnen rauschten, berückende Düfte wogten.
Aber du flogst hindurch mit verhaltenem Schauder.
Heimliche Angst, es möchte lauernden Herbstes
Wehen und Welken den Rastenden überraschen,
Vergiftete deinen brennenden Durst und heizte
Dich mit verderblicher Hast. Mit den Schatten der Wolken
Flogst du hindurch. — Was sagt die zitternde Träne?
Was sagt das Zucken des Schmerzes um deine Lippen?

Über die weiten Wiesen zieht ein Staub.
Über die fernen Berge jagt ein Reiter.

HINTER WEITEN MOOREN

Hinter weiten Mooren dunkle Wälder.
Wälder hinter Wäldern unabsehbar,
Schwarze Krähenzüge über ihnen.
Stummes Wipfelneigen wankt und wandert
Durch die fernen schattenhaften Wälder..

MONDNACHT

Über Gebirge hobst du mich mit empor.
Westliche Sonne war hinabgesunken.
Blassender Purpur kränzte die Ferne.

Da begann in Tälern über den Seen
Und in finster klaffenden Felsenschluchten
Weißer Gewölke hastiges Wogen.

Schweigenden Fluges zur Ebene schwankte der Zug.
Einer Buhlerin mit zerrüttetem Haar
Folgte gewundenen Halses ein Geier.

Über bevölkerten Planen tobte der Kampf.
Zage Abendlichter zitterten schon
Von den Hütten der Menschen her.

Da auf menschliche Gaue sank es hinab,
Heer der Träume rauchend sank es hinab —
Schauder flogen die Welt entlang.

Du aber hobst die schimmernde Hand. Es bliesen
Von den Gletschern klagende Nebelwinde,
Triften und Träume ganz verhüllend.

Stählernen Blickes hellst du die Firmamente.
Nur der Berge tote Gipfel ragen
Über Menschenträumen.

DIE WETTERTANNE

Ins Bodenlose stürzen hier die Klippen.
Da unten rollt und schäumt die See. Es dampft
Ihr feuchter Odem an den Felsenrippen.
Mit zähen Wurzeln in die Kanten krampft

Die Wettertanne. Dröhnend fährt der Nord
Und packt den Stamm mit einem harten Griffe,
Der Wälder wohl zertrümmerte und Schiffe,
Und reißt ihn nicht von seinem Gipfel fort.

Verfinsternd sinkt Gewölk aus fahlen Höhen.
Die Brandung raucht. Ein Hagelschauer fällt.
Von ihm gepeitscht die schwarzen Äste wehen,
Daran der Güsse Geißelschlag zerschellt.

Die Wolken dunkeln zur Gewitternacht.
Der Berg erbebt und seine Tiefen ächzen.
Vergebens züngeln Blitze grell entfacht.
An steinernen Geländen stirbt ihr Lechzen.

Die Tanne starrt in ungewisser Enge.
Der Stürme rätselvolle Melodien
Als Nordens dunkle trotzige Gesänge
Durch ihrer Nadeln sausende Harfe ziehn.

1896

DER GENIUS

Von den Inseln der noch Ungebornen
Trennte ihn die ungewisse Woge.
Trug ihn an des Sturmlands rauhe Küste,
Klagend im Geröll versank sie wieder.

Ganz allein mit seiner großen Liebe
Sich nicht wissend zog er dunkle Bahnen,
Wüste vor dem Leuchten seiner Blicke,
Wolkenschatten über seinem Haupte.

Und er stand im Sturm am Nachtgestade. —
Liebe ließ ihn vor dem Dunkel zittern.
Und so muß an eigener Glut sein Leben
Sich im Lenze seines Tags verzehren.

Aber unter seinen lautern Flammen
Goldener erbebten alle Fernen. —
Segnend über grauem Land der Stürme
Glimmt ein Glanz vom Liede seiner Qual.

DIE BESCHWÖRUNG

Draußen geht ein Rauschen durch das Dunkel.
Drinnen kriecht das Licht der müden Lampe
Über Zauberzeichen. Leise zuckt es
Wie mit schlummerschweren Lidern blinzelnd.
Draußen geht ein Rauschen durch das Dunkel.

In dem fahlen Glanze der Beschwörer
Zeichnet seine Formeln mit dem Stabe,
Müde Glut im halbgeschloßnen Auge.
Bänger weht der Lampe schwüles Leuchten.
Winde stöhnen draußen durch das Dunkel.

Heißer bricht die Glut aus seinen Augen.
Schneller kreist der Stab. Die Lampe flackert.
Lockend schöne Schattenbilder schweifen
Flüchtig durch des Raumes Dämmerungen.
Regenströme rauschen durch das Dunkel.

Raserei bebt in des Meisters Mienen,
Klammernd fährt ins Leere seine Rechte.
Flammender Blick will greifen, bannen, fesseln
Den hinjagenden Gestaltensturm.
Blitz und Donner schmettern durch das Dunkel. — —

Die Lampe losch. Auf öden Pergamenten
Liegt Finsternis. Zerknickt, hohlwangig kauert
Ein Greis auf Trümmern ungelebten Lebens.
Gerippe ragen grinsend in den Winkeln.
Langsame Tropfen klopfen durch das Dunkel.

RUNEN

Traurig schwankt eine goldene Blume
Im weiten Schweigen müder Gewässer.

ERWARTUNG

Noch flimmernd um die Hafendämme zittert
Das Meer und seine Masten schaukeln bis zum Saum.
Vom Hall und Dunst der Stadt umwittert
Gemach groß in Gold und Feuerschaum
Herniederwandelt Abend. Und ich harre dein.

Gleichgültig mißt mein Blick der Menschen Tun.
Verdrossen lauscht mein Ohr dem Tosen.
Auf deinen Pfaden irrt der Geist und muß gefesselt ruhn
An diesen Ort und das Gewühl der Ruhelosen.
Der Tag verglomm und heiß erzitternd spannt
Die Sehnsucht bange Strahlen über See und Land.

Ich sehe dich auf den gewundenen Wegen näher schreiten.
Gleich aus dem lichteren Gedränge wirst du tauchen.
Ein Lächeln schmerzhaft schön wird über deine Züge gleiten.
Des Liebeflüsterns Gluten wirst du hauchen.
Wallt dort dein Kleid, des Haares bläulicher Schein?
Um schwarze Buchten weint der Wind. Ich harre dein.

In Nebeln raucht die See und schwankt ins Ungewisse.
Laterne reiht sich fernem Lichterkranz.
Und meine Seele schluchzt. Des Grames Finsternisse
Durchflackert sterbend müden Hoffens bleicher Glanz.
Fahl flirrt der Mond aus Höhen tot und weit. —
Erhabene Gesänge rauscht um mich die Einsamkeit.

DER TRÄUMER

Träumend laßt mich weiter weiter gehn.
Tropfen werden auf mich niederwehn.
Bäume werden sausen um mich her.
Aus der Ferne klagend stöhnt das Meer.
Quer durch grelle Blätter rauscht mein Gang.

Wolken drohn am Horizont entlang.
Längst der Sense sank des Sommers Saat.
Stumm durch Öden windet sich der Pfad.
Spät wird eine Nebelnacht sich senken,
Im Gewölk den Träumenden ertränken.

1897

RUNEN

Groß und schwül der Himmelsdom —
Banger Schein aus Wolkengrüften —
Dunkle dichtumwobene Nacht...

Dröhnend singt aus hohler Ferne
Tief und schwer ein Glockenton.

Da lag, da lag vom Abendrot
Auf hohen Zinnen ein letzter Schein.

Aus dunklen Bäumen bebt ein Ächzen.
Die Nebel ziehn, die Welt ist fern.

WANDLUNGEN

Von dunkler Klippe über die Wüste des Meers
Erscholl dein Lied. Aus Wolken zürnte die Nacht.
Zu finsteren Fernen wehten die Wogenkämme.
Dir troff um die Stirn ossianischer Stürme Ton.
Dir schwankten der Tiefe metallene Wasser zu.
Dem trunkenen Rufe horchte die Brandung nur.
Du träumtest der Inseln goldene Schönheit nicht.

II.

Nun verirrte dein Fuß in unerwünschte Gefilde.
Dämmrung ringt mit zuckender Glut. Die bleiernen Bäche
Queren unwirtlichen Pfad. Unter gellend entfesselten Winden
Kreisen im Abendgrau der Bäume entblätterte Kronen.
Lohend bricht aus Westen ein Schein: o Desiderata!
Käme sie wetterumhüllt dir in den sterbenden Feuern,
Käme sie leise bang vom Schattenhügel gewandelt,
Nieder sänkest du ganz. Es bräche der Stolz dir im Busen,
Schluchzend rührte dein Haupt der Göttlichen schimmernde Sohle.
Träne, die lange erstarrt, dem Trunkenen würde sie strömen.
Selig tief zerknirscht ohnmächtig schüfe das Glück dich.

III.

Der stille Nebel hat dich eingehüllt,
Darin das nachtverlorne Leben treibt.
Du schreitest dumpf gewohnter Straße nach,
Die endlos fließt. Die Luft ist leer und tot.
Die Sonne starb — sind Wipfel über dir?
Du lauschest bange schwerem Tropfenfall
Und siehst aus fernen Dünsten dir die Hand,
Die traurig winkende entgegennahn.

SALAMBO

I.

Von roter Wolke stummer Pracht umhüllt
So schreitest du gelassenen Fußes hin,
Das dunkelvolle hohe Haupt geneigt,
Die wimperschweren Lider tief gesenkt.

Dir ward der bleichen Lüste Traum verwehrt.
Des Nordens scheue Lieder meidend lauscht
Dein Sinn entrückt dem goldenen Getön
Der Kette, die um deine Schultern glutet.

Und über dir sich die Gewölke teilen.
Aus blendend blauer Wölbung siegend bricht
Des Südens Sonnenstrom. Zu deinen Sohlen
Erbrennt der weiten Wüste weißer Plan.

Da hebt dein Haupt empor. Da lodert mir
Des königlichen Blickes fremde Glut.
Da dröhnt der Tuben Klang. Du hebst den Dolch,
Den flammenden, der mich durchbohren wird.

II.

Dein Blick, der farbendürstend in sich selbst gesenkt
Nach innerer Wunder unerwachtem Spiele späht,
Erzittert scheu dem länderschattenden, dem Rauch
Der ziehenden Gewölke. Deines dunklen Haars
Zu schwerem Schwung der Linien kaum gezähmte Pracht
Wird dieser Breiten feuchtem Dünsteanhauch welk.
In ungewürdigten Gewändern wallst du hier,
Wo selten nur in bleichem Blau der Himmel blüht
Und jedem flammend hellen Strahl der Donner folgt.
So wende nur den Fuß der Heimat deiner Seele zu.
In südlichen Gefilden, wo im Sonnenprunk
Die Blumen deiner ahnungslosen Sehnsucht glühn,
Bist du der Erdensöhne Schönstem ausersehn.
Verlasse mich und meiner kalten Träume Heer
Und gib mich wieder weltverlorner Traurigkeit,
Die mit den Stürmen ihre Nachtgesänge harft.

III.

Wo leuchtender dir die goldenen Kelche glühen,
In südliche Lande bist du hinabgezogen
Und ließest mich einsam. Hochhin spannte der Sommer
Der ewigen Wölbung lichterschlossene Klarheit.
Der Mittagshöhe schweigende Gluten sanken.
Du hörest mich nimmer. Prunkende Flore kränzen
Die weiten Halden, die ich betrat, umsonst mir.
Der blühende Hügel lädt nur den trauernden Siedler.

Nun weht mein Singen über die Sonnengefilde
In silberner Fernen flimmernde Horizonte.
Ein Wandrer wohl am stillen Saum der Heide
Gen Abend schreitend horcht verlorenem Hall.

NACHKLANG

Von den Hügeln weht die Abendkühle.
Sachte zu den Wäldern sank die Sonne.
Im erblaßten Tale stirbt ein Hall.
Herber Sehnsucht große Wolken gleiten
Und die leidensmüde Nacht entfaltet
Hoher Trauer schwarzes Schwingenpaar.

DER ASTROLOG

Fragment

Über der Städte flimmerndem Rade
In kreisender Höhe stellt er die Zeichen.
Morgenwärts mußte der Vorhang fallen.
Und die goldenen Rohre starren
Und die magischen Spiegel blenden
Nach des Ostens rauchenden Feuern.
Rätselnder Vorzeit riesige Schemen
Gaukeln und drohn aus rötlichem Brodem:
Um den Schoß der ewigen Mutter
Formlos furchtbar schwankende Scharen. —
Aber sie sinken. Nächtliche Meere
Trennten sie los vom Gestade der Menschen.
Lodernden Schein aus blutenden Fingern
Löschend neigt es horizontwärts.

Die schweren Falten rauschen nieder.
Die Weltenachse zittert im Zenith.
Und südwärts rollt vom gläsernen Gemäuer
Die schwarze Wand. Die toten Augen sehn:

Über Tempeln Mondeshelle —
Auf den silbernen Gefilden
Stolzer Geister strenger Zug.
Sind es Herrscher, Priester, Helden?
Edlen Maßes die Gewänder —
Siegerblicke, Glanz der Helme,
Schilderschlacht und Beckenklang.
Und dem Zuge folgt das Auge
Hoher Götter. Ihre erznen
Bilder tönen in den Hallen
Groß und strahlend. Aber Stürme
Zerren an den Pinienwäldern.
Ungewitter naht dem Monde.
Wanken Reiche? Hinter Wolken
Schimmert Klarheit fern und ferner —
Hoher Seelen dunkles Lied.

Schon taucht Orion zu den untern Dünsten.
Gen Abend richtet nun das Rohr der Seher.
Aus finstern Flören zuckt das Firmament..

1898

VORWINTER

Dies Leben gleicht einem stillen winterlichen See: Dunkle Wälder schauen herein, hohe Schilfrohre schossen empor, wuchernde Farren schwanken und von den Rändern her setzt eine zarte Eisschicht an. Nur selten noch taucht aus der regungslosen Tiefe eine verspätete Wasserblume und öffnet lichtsüchtig ihren schwimmenden Kelch. Aber kalt fällt der Tag vom stahlgrauen Himmel. Laue Winde rühren nie den toten Spiegel. Herber Nebel hängt in die Wälder hinab, am Horizont nur ein Saum grünlicher Helle. — Die Blume schließt sich und sinkt frierend unter.

DER JÜNGLING

Draußen schien ein Wagen vorbeizurollen. Schwere klare Tropfen perlten unaufhörlich von den Ästen und weiche Winde flüsterten darin. Aus Traumesseen schwang ein Duft sich auf: von sonni-

gen Meeren atmender Frühlingsduft. Trunkene Stimmen gleich einer verworrenen Musik erschwollen im dichteren Rauschen der tropfenden Zweige. Und alles Lebens dunkle Süßigkeit umhüllte den Schlummernden.

HÖHENLICHT

Im Schatten der Täler lauschtest du tief empor.
Aus wogender Höhe blühte Gesang und Glut.
Da brachst du hinauf durch tropfende Wipfelnacht.
Und hinter den harfenden Wäldern zitterte Licht —
Aus Scharlachbränden dröhnten die Fernen dir.

Doch kaum enttauchte den unteren Tiefen der Kulm,
So sank erblassend die entzündete Pracht.
Verworrene Schemen tränkte verschollener Tag. —
Aus nördlichen Wolken drang die Klage des Sturms
Und Brandung schwoll in den Pappeln. — So sankst du hinab.

NEBELSTRASSE

Es dunkelte schon. In Nebeln wankend lief die Straße zu den regnenden Wolken. Fahler Schimmer glitt dem Schreitenden voran. Hohe Bäume zu beiden Seiten erhoben ihr Ächzen und schleuderten kalte Tropfenschauer umher. Hin und wieder schleifte ein Zugwind mürbe Blätter auf die Felder hinaus und verbreitete die herben Gerüche der Verwitterung. Hinter dichterem Regen wichen die spärlichen Lichter in entlegene Ferne und seltene Gestalten drangen wie wehende Schatten vorüber.

WEISSE NACHT

Hell und stark ist diese Nacht wie kalter Gläserklang. *Ein* klarer unsichtbarer Strom scheint alles Lebendige erfaßt zu haben und noch die toten Dinge starren wie mit fahlen Blicken in ungewisse Weiten. Große dunkelgrüne Wolkenwogen rollen am Himmel. An einigen Stellen bäumt sich über verborgenen Riffen eine weißliche Brandung. Das ist dort, wo durch Spalten und Risse Mondlicht träuft. Hastige Signale tönen und blitzen bis in bläulich zuckende Ferne. Weißer Rauch steigt von den Türmen der großen Stadt empor.

LEBENSABEND

Und meines Lebens Abend dunkelte.
Auf einer langen ernsten Straße zogen
Beim gelben Schein der hohen Kandelaber
Gestalten, die hinabgeweht die Zeit.
O Traurigkeit, o Schmerzlichkeit der Dinge..

DAS ENDE DER WELT

Er hatte durchmessen die Gefilde der Nacht und näherte sich der Küste des Unterganges. Matter durch zweifelhafte Ferne zuckten hinter ihm die bläulichen Signale, welche das ruhelose Reich der Lebendigen umsäumen. Vor ihm aber aus Dünsten schwankten unabsehbar ungewisse Weiten, die sich fern zusammenballten zu furchtbaren Verfinsterungen. Und es begann ein kalter Hauch ihn einzuhüllen und trostlose Müdigkeit seinen Willen zu lähmen. Seitwärts aus Nebelwänden lösten sich riesige Gestaltenzüge. Von unsichtbarer Strömung ergriffen, trieben sie ergeben oder gesträubt und allmählich verrinnend zu den Toren der Stille. Mitgleitend im Fluß der todgeweihten Dinge spähte er bange nach der Markscheide der bewohnten Welt: sterbende Funken hinter schwarzen Horizonten standen die Feuerzeichen; da sank der Vorhang über sie hin und den Verlassenen umklammerte wogendes Dunkel.

Und plötzlich überfielen ihn die Schauer der letzten Einsamkeit. Mit wilder Inbrunst griff er hinaus in die Öde. Bebende Liebe erfaßte ihn zu den Menschen, die er, ein Verachtender, verließ. Traumhaft erglomm seinem fiebernden Schauen das Wunderbild der geliebtesten Seele und zerfloß im Drängen trüber Schattenscharen. Der wahnsinnige Glaube bemächtigte sich seiner, er müsse mit gewaltigem Rufe die unendliche Nacht erschüttern und dem ewigen Erlöschen alles Lebens Einhalt tun. Doch nicht ein Laut, ein Stöhnen nicht entquoll der Lippe. So zerbrach in ihm sein Menschenteil, das keiner hinüberrettet über die Schwelle des Schweigens: die Kraft zu wünschen und zu hoffen.

Und gleichwie einer großen Bürde ledig wanderte er wieder sicheren Fußes und klaren Hauptes, aber ein andrer denn je zuvor. Ohne Sinn erschien sein eigenes Leben ihm, unverständlich alles Tun der Menschen: ein irrer Reigen, wankend und klimmend um den Gipfel des Überschwanges, den rätselvolle Täuschung schuf.

Und nun begann sich ihm die Dunkelheit zu hellen: ein schrecklos unerfreuliches Grau, und die nackten Gerippe sternhoch ragender Bäume schossen daraus empor. Aus gähnender dampfender Tiefe wuchsen sie auf, indes die Wipfel sich im Dämmer der Höhe bargen. Das war der Forst der Welteschen, die auf den starrenden Kronen das Spiel der Sonnengloben und den Trug des Lichtreichs tragen für den beschränkten Sinn der Sterblichen; aber Stamm und Wurzeln haften im Grauen der Urnacht.

Und es öffnete sich der Forst und er stand am Gestade, wo das Dasein endet. Mit einem Blick, dem jedes offenbar, sah er teilnahmlos die Weiten der Welt und den Abgrund des Niederganges: hinter ihm stufenweise emporsteigend bleierne Nebelbänke, aus denen trübrot glostenden Fackeln gleich Gestirne flackerten; vor ihm absinkend ins Unermeßliche eine Wolkenwoge, zerrinnender Gebilde voll und allmählich verblassend im Unbestimmten.

Gleichmäßig langsam ohne Zaudern und Stillestehen fließt der Traum der Gestaltungen über die gefährliche Schwelle. Leichtes Zittern kaum läuft durch den Sternenstamm der Eschen, wann eine hinüberschwimmend niederglitt. Immer ferner, tiefer, zerfallender verlieren sich schattenhafte Wipfel. Und ihn selbst schon hatte der klanglose Katarakt erfaßt und trug ihn sachte der Tiefe zu. Und leise erst und bald vernehmlicher erhob sich aus unergründlich ungeheurer Nacht ein heiseres Brausen. Und er wußte nun: das ist jenseits der äußersten Klippe, und alle Wesen, die das Leben zu fesseln vermocht bis zu jener Stufe: dort zermalmt sie der Sturz. Doch nur Helden oder Göttern ward dieser Tod bestimmt; denn niemand sonst vermöchte die Nähe jenes Geräusches zu ertragen, das schon betäubend heraufklirrt und dröhnend hinausruft in zeitlose Finsternis.

1899

EDDALIED

Ihr wogenden Bilder, wer finge euch?
Wolkenhaft treibt ihr Flüchtlinge mir vorüber!
Auf bleicher Ebene rollt euer Regenflug —
Die Gräser und Wälder branden empor zu euch.
Ihr Stürme und Schauer, wer schlösse euch ein?

Von kalten Rinnsalen flutet die Welt umher,
Umflorte Falter beben in Windesnässe.
In dunkle Klagen fährt der Signale Stoß —
Um Schattenzüge flackern stechende Flammen.

Verworrene Schlacht zwischen Leben schwankend und Tod!
Ihr hohlen Rufe aus Vorzeitgrüften herauf —
Ihr namenlosen brennender Blütenmeere:
Verbrandet all' in gähnende Raumesnacht —
Dunkel versinkt ihr..

Aus banger Ferne weht verschollener Ton.
Auf Abendfeldern frieren sterbende Lichter.
An weißer Straße haftet die Seele noch:
Gewitterodem bläst im kreisenden Staub —
Am Erdsaum Wetterleuchten.

SEELENFLUG

In finsteren Nächten reißt sich die Seele los.
Zur Himmelswölbung hebt sie den Geierflug —
Erspäht das aus brandenden Wäldern ragende Riff,
Wo die Stimmen zerschellen.

Dort klirren die Stürme um Klippen metallenen Tons
Und Klage weht und ruft um die kauernde her.
Im wetterleuchtenden Ringe der Mitternacht
Lauert die Seele.

Da taucht und bricht aus banger Wolken Hast
Die mondfern wellendunkle Silberflut —
Am bleichen Saum der Geisterschiffe Zug
Mit Mast und Boot.

Hebt näher euch, ihr Söhne der Sonnensee!
Nun flammt sie auf in brennender Rätselglut —
Nun zünden sie mit goldener Pfeile Klang:
Kehret, rettet!

Doch lauter schwillt aus kalten Kellern Hohn —
Und schwarze Donner senken in Grüfte ein —
Und Weheschrei der Wälder und wilder Rauch
Hüllen die Seele.

REVOKATION

Loht dir noch aus Wettertiefen der Nacht
Flackernd ein Blutschein?

Wilde Segler ihr unter Wolkenflügen —
Traumumflort im Rollen der Brandungen —
Bebend, wann über nordmetallener See
Sternbilder in den Abgrund stürzen —
Wilde Segler nie vom spülenden Lau
Weinend verwehte!

Wanderer ihr erdballumschweifende —
Blind und horchend im Dunste der Abendfelder —
Notumsponnen, wann aus nebelnder Pappel
Raunen stößt, wann Odem der Scholle raucht —
Ächzend ihr in trunkener Wälder Dampf
Ächzend zermalmte!

Wohl auch einer vor verwilderten Zäunen,
Rotumtrieft vom Herbstgeloder der Wipfel,
Sank im Laubgeriesel verhüllt mit Lumpen,
Sank verstört an blaugebadeter Straße,
Wo im Staube lärmende Stimmen vorbeiwehn —
Beter und Bettler.

Flammende Gipfel zwischen Stern und All —
Flammende Gipfel blutverfinsterte —
Nächtlich dröhnende Purpurklippen.

MONUMENT

Doch ein Klippengestade von glutendem Erz
Es rage aus nächtlich dröhnender See
In die künftige Welt und werfe den Schein,
Der goldenen Schauer tönenden Schein
In entweihter Seelen frierende Nacht —
Und lodre den Toten.

SKIZZEN

Wir am Grunde des Luftmeers. Wolken, ferne Lichterreihen. Getöse rasender Züge. Unter schweren Fittichen groß und fiebernd die Stadt — Schlote und Rauch.

Glatte Schieferdächer kalt erglänzend: stechende böse Lichter in der schon gewitterhaften Landschaft.

Alte Rasenplätze von verwitterten Zäunen und hereinbrechenden Dickichten der Holunder- und Syringengebüsche umstanden: fahlgrüne Schauer steigen von ihnen empor.

TAGEBUCHBLATT

Nun weiß ich, *was* ich vernahm im pfeifenden Wehen zur Stunde des Frührots — Jammer, o Jammer haust im verlassenen Garten!
O Mutter Erde —
Das Leben ein Strombett: es donnerten hindurch die Feuer der Erde.
Nun rinnen seicht, nun verwogen die Wellen —
Nun starrt gleißend vom Modergrunde durch fahle Lachen Gestrüpp und Scherbensaat.
Verlederte Flamme — versiegter Strom — brechende Form —
O Mutter Erde — o tiefe Nacht..

Wollust, Wollust — nur *ein* Mal lebte ich dich!
Da donnerte um mich die Welt.
Da spülte pochendes Wehen aus wankenden Ästen.
Da glänzten saugend mir und seelenbrechend
Im schwülen Regen mir die glitzernden Lachen —
Wollust, Wollust, nie nennt dich ein Mund!

•

1900

ULTRA MUNDUM

Wenn in diamantener Sternennacht die Bäume starren kristallumklirrt — wenn der Mond durch Tiefen des Raumes Lichtspeere senkt

und kantiger Eisäste Wirrsal reglos aus dem Dämmerblei der Gärten schwillt — wenn kalte hohe Pappeln über die knisternden Gefilde ziehen und aus stechenden Silberfunken Runendenkmale steil aufragen — wenn am Monde her nun Kristallnadelschauer der obere Sturmzug vorbeijagt und auf den Dächern die Schatten der Schlote wehen: oh bleicher Brand der saugenden Mondnacht, oh fahler Fernblick hinter den Schleier des Alls.

SKIZZE

Über spärlichem Häusergrau, hinter ziehenden Schloten — verlorenen Weltscherben — zerklüftete das Frühlingsgewölk der Gott. Verheißung riß verworrene Adern in die trümmernde Wetternacht. Sturmklar wankte das Westmeer.

VOR DEM ENDE

Durch blasse Straßen
In zuckenden Stößen tastet Sturm noch.
Fahler Heerzug schrillt in Lüften.
Tote Helle schlägt an kalte
Fensterscheiben. Hoch an Wänden
Spaltender Wehlaut. Häuserfluchten
Weichen schattenfahler Sturmhast.

Pfeifender beben beschwörende Schauer:
Dunkle empor, versunkene Not!

Sausender Wirbel
Rast um Gärten..
Finstere Schlote —
Ächzender Glutschrei:
Über triefendes Pflaster
Klirrend stampft
Entfesselt ein Roß.

Peitschende Wetter
Trinken die Stadtnacht.
Hier zwischen Laternen
Wankt der Feldweg.

Aus Wasserlachen
Blinkt ihr Scheinzug —
Zu dunkler Röte
Tropfende Bahn..

WINDFELD

Nackt und tot auf pfeifender Ebene
Ein Verdammter. Triefende Gräser wehn,
Klage zieht im sterbenden Wetterschein.
Zwischen verödeten Forsten dehnt sich Sturm.

Blinder Blick in regnende Wolken starrt.
Lauter stürzt mit hohlem Schwingenschlag
Wilder Abend über dein bleiches Haupt —
Barken treiben in ferner Nordlichtnacht.

VIERTES BUCH

HEIDNISCHE FEUERZEICHEN

1900—1913

Uns ist die Weisheit Wiegengesang; sie webt
Ums Aug' ihr heilig Dunkel; doch öfters kömmt
Aus ferne tönendem Gewölk die
Mahnende Flamme des Zeitengottes.

Hölderlin

Dichten als Lebensform. — Dichten ist eine Weise ekstatischer Lebendigkeit. Das Leben des Dichters ist inneres Dichten. Dichterisches Erlebnis ist magisches Spracherlebnis.

Intuition als Erkenntnisform. — Bei intuitiver Erkenntnis entscheidet Wertähnlichkeit. Der Instinkt erfaßt die symbolische Analogie, und je tiefer er ist, umso eher in ihr zugleich wirkliche Wesensverwandtschaft.

Trieb und Bewußtsein. — Falsche Lehren gossen zuerst das Gift des Mißtrauens und Unglaubens in die weichen, müden Seelen der Hellenen und stehen fortan gleich Galgen und Folter als drohende Zeichen vor allen Pforten des Lebens. — Die zur Selbstbesinnung gezwungene Seele sieht sich verneint und das ist der Anfang ihrer Umkehr; denn wir können uns nicht wissen, ohne unsern Wert zu bejahen. Worin wir am tiefsten uns gerechtfertigt glauben, darin ergehen wir uns am hemmungslosesten. Man trägt nichts von außen in eine Seele hinein; das Bewußtsein ist Folge, nie Ursache. Wohl aber kann man von außen die Entfaltung einer Seele hemmen. Man kann den Instinkt und sein Wunschbild auseinanderreißen, indem man es ihm verdächtigt und mit Makeln behaftet. Damit verändert man zwar die Instinkte weder ihrer Art noch ihrer Stärke nach, wohl aber finden sie nicht mehr die Gefäße ihrer Ergießungen. Sie müssen sich in künstlichen und überirdischen Bahnen entspannen; und so kann man zuletzt die Leiber entseelen.

Orient. — Traumbrunst. Die objektive Welt bebt aus zweifelhafter Überhelle eines tropischen Wüstenmittags. Die Seele dunstet in brütender Schwangerschaft. Zuletzt tritt aus dem Siedezittern der Bläue das „essentielle Bild" der Fatamorgana.

Okzident. — Düstere Spannung sich stoßend am harten Stoff der Wirklichkeit. Die dingliche Welt dringt mit herber Gewalt auf die Seele ein. Die wird eine wollende, meißelnde, gestaltende. Zuletzt blüht um sie der Garten der Schönheit, in dem sie verfließen darf.

Wirkung des Christentums. — Es war die Leistung des Christentums, die Seele auszuzehren, indem es die sinnliche Leidenschaft

verunglimpfte. Aber dem Trieb „die Rune ins Fleisch" (Schuler) verbieten, das heißt, ihm die Möglichkeit seiner Wiedergeburt unterbinden. — Befriedigte „Körpergier" ist das notwendige Unterpfand kosmischen Erstrahlens.

Sinn des Idealismus. — Erst bei versagter Befriedigung wird die Liebe hungernd, sehnsüchtig, schwärmend, gefühlsschwelgerisch, sentimental. Darin besteht der peinliche Anflug von Transzendenz, den seit der Renaissance die kosmische Menschheit nicht mehr verliert. Jede Art von Idealismus, jede Leidensbetonung, jedes Übergewicht von Kunst, Wissenschaft, Dichtung, jeder Geschichtskult und hoffende Zukunftsglaube ist nur eine Art dieser Transzendenz, dieser Kastration und Verschneidung der Seele. — Das gilt selbst für die Romantik. Hier war erotische Inbrunst, aber mißlenkt von jahrhundertelanger Christlichkeit ergoß sich ihr Strom in das körperlose Jenseits. Abgekehrt von blühender Leiblichkeit mußte die ungespeiste Flamme schnell verlodern, mußten bald aus Aschen die bleichen Lichter des Gespensterhimmels flackern.

Glut und Flamme. — Glut ist das speisende Zentrum der Flamme, Flamme die sich ergießende Essenz. Glut ist haftend, Flamme schweifend. — Das Essentielle, aus dem Kern als Flamme hervorbrechend, nennen wir das Kosmische. — Die Farbe der erglühenden Essenz ist dunkelrot bis purpur und violett; die Farbe der kosmischen Flamme düstergelbrot.

Kosmische und Astralflamme. — Ein ganz andrer Unterschied ist der von gelber und bläulich-fahler Flamme, von Naphthaflamme und Blitz oder Irrlicht oder Elmsfeuer. Dies ist der Gegensatz von Essenz und Od, von Leibesblüte und Astralleib, von irdischem und überirdischem Feuer, von Phlogiston und Äther, von warmer und kalter Flamme. Erst aus der Verbindung von Äther und Schwere bereitet sich Körperessenz. — Das Christentum war der Prozeß der Scheidung von Äther und Schwere, von Licht und Wärme, von astralem und tellurischem Leib: so wurden aus Göttern Hexen und Gespenster.

Urbildlichkeit der Welt. — Jeder Weltausschnitt kann in jedem Augenblick vollkommener Besitz der Seele werden, in die Farbe der Essenz sich tauchen. Dies sind die Augenblicke des Durchblicks in die Welt der Ewigkeit.

Die beiden Rauschstufen. — Nur in hochkulturellen Zeitaltern wird die Erotik als rauschhaft empfunden. Wenigstens ist der beständige Urvölkerrausch sehr zu unterscheiden von jener zweiten Rauschstufe, auf welcher der Rausch als gewaltsame, wirbelnde und zuweilen zermalmende Durchbrechung des herrschenden Bewußtseins erlebt wird. Waren die Urvölker Flagellanten? Ich möchte es bezweifeln. Der Pathizismus scheint mir an eine schon wehreiche Sublimität des Menschentums geknüpft zu sein. — Sehr zu unterscheiden vom Bewußtseinszustande etwa des kretischen Zeitalters, dessen Nachglanz Homer, sind die Rauschperipetien der späteren Griechen, ihre Dionysien und Kuretenwirbel. Die wildeste Rauschhaftigkeit zeigt uns die Zeit der äußersten Leidenschaftsverpönung: das Mittelalter. Derwisch- und Fakirbräuche, indische Philosophie, maurische Architektur, Kreuzfahrer- und Gralspoesie, jede Art von Romantik — dies alles ist zweite Rauschstufe.

Menschheit und Rasse. — Grundverschieden ist die Gesinnung zweier Seelen, deren eine die Welt in „menschlich" und „außermenschlich" zerteilt, während die andre sich im Ganzen der Rasse fühlt (Nietzsches „Herrenmensch"). Auch zum Kosmischen führt die Brücke nicht vom „Menschen", sondern von der „Rasse".

Würde des Rassemenschen. — Würde haben nur Rassemenschen. Eine sogenannt moralische Würde existiert nicht, sondern nur moralischer Egoismus. — Zerbrochenes Herrentum ist die Tragödie an sich. Würdeempfindlich ist jeder Aristokrat, das Duell daher im Prinzip ritterlich. Blamage erträgt nur der Rasselose; Herrenmenschen dürfen sich nicht in Wettstreit begeben, der Adlige stirbt an verletztem Stolz.

Schöpfertum und Gestaltungskraft. — Schöpfertum und Gestaltungskraft sind zwei Seiten des Problems vom Schaffenden. Jenes betrifft seine Substanz, dieses seine Funktionsform. Gestaltend ist das Bewußtsein des Schaffenden, seine Persönlichkeit, seine Materie. Wo immer wir in einem Gebilde etwas vom Niederschlag gestaltender Kräfte antreffen, da ist auch gestaltendes Bewußtsein im Mächer. Aber die Gestaltungskraft kann das Schöpfertum weit überdauern, und es gibt umgekehrt ein tief passivisches, immer nur schwangeres, feminines Schöpfertum ohne den hinzukommenden Einschlag männlicher Gestaltungskraft. Nur in den Augenblicken

der Ekstase ist Leben und Gestalten eines. So war es im Urvölkerzustande.

Gedichtentwürfe. — Von der sich — ein leuchtendes Wesen — von dunkler Pappelspitze in den abendlichen Zugwolkenhimmel hinausschwingenden Seele; von der Seele, die losgerissen mit jenen Silberküsten der Gewölke treibt, in jenen Pappelarmen und Wetterspitzen unter dem Sturmzug rauscht und klagt und in der weiten dunklen Ebene schläft. Die verlor ich, die lebt fern von mir. Sterbend werde ich mich vergessen und sie wieder sein.
Von der Landstraße, die über die Lebenshöhe führte und nun hinab in ein totes dunkles Land. Aber zuletzt wird der Bann des Daseins brechen: dann das magische Land, das Land der Gestorbenen und Gespenster. Dunkle rätselhafte Erinnerungen: Häfen, ferne Meere, ziehende Barken, über allem durchsichtige Nacht.

Leben und Selbsterhaltung. — Die Gesetze des Lebens sind nicht die Gesetze der Erhaltung des Einzelwesens. Dies ist die Furchtbarkeit des Lebens und der Grund aller Tragik.

Schönheit und Ich. — Nie ist das Ich schön, nie eine „Handlung". Schön wird der Mensch, nur sofern er teilhat an der ewigen und allgemeinen Seele. Schönheit ist immer dämonisch und die Wesen unsrer Anbetung sind Götter.

Blut und Nerven. — Das Blut ist der Sitz des Orgiasmus. Den Ekstatiker trennt vom Vernunftwesen nicht eine Verfeinerung des Gehirns, sondern die Blutsbeschaffenheit: Purpurblut, blaues Blut, Ichor. In Blut und Puls ist das Leben.

Verse. — Glühend träuft Sommernacht von den Kastanien ...
Ahnende Winde rühren die Zweige an.

Der Heimatsmensch. — „Instinktmensch" heißt Heimatsmensch. Im Gefühl der Heimat wurzelt Künstlertum, Adel, Rasse. Der Gelehrte, der Großstädter, der Händler ist heimatlos. — Die Heimat der Seele ist bald mehr örtlicher, bald mehr zeitlicher Natur, bald endlich besteht sie in bloßer Wahlverwandtschaft zu einer bestimmten Lebensgattung, die durch Zeiten und Gegenden verstreut sein mag. — Nur der schollenlose Mensch kann mit seiner Vergangenheit

brechen; der adlige hängt mit der ganzen Vorzeit seines Geschlechtes zusammen. Er wird nie seiner Jugend und seiner Heimat entkommen.

Natur des Bewußtseins. — Am einzelnen Schicksal liegt nichts und über der Tragik des Vergänglichen steht das Wissen des Dichters und seine höhere Notwendigkeit. Jede Philosophie, die einen zeitlichen Ausgleich des Einzelleides, die Fortschritt, Zwecke und Ziele kennt, ist Physik und weit entfernt noch vom Vorhof des Wissens. Das Denken, das immer zerfallende Dasein, sind niedere schattenhafte Wirklichkeiten. Aber woher diese Verschattung und Umschlackung des Urfeuers? Was ist der Sinn und Ursprung unsres begreifenden Bewußtseins?

Natur des Bewußtseins. — Das Reale in der Seele sind nicht die Gefühle, sondern die Bilder. Gefühle sind Begleiterscheinungen des Bewußtwerdens der Seelenvorgänge und umso heftiger, je mehr die Materie zu selbständigem Dasein gelangt ist. Von der Seite des Bewußtseins her besteht zwischen dem einfachsten Akte des Gewahrens und dem heftigsten Affekt kein artlicher Unterschied. Umgekehrt kann sich die Seele rauschlos bekunden im schlichtesten Schauen. So war es auf der Kindsstufe des Geistes, die aber mit Reife nicht unvereinbar ist. Wir irren, wenn wir der mykenischen Epoche die späten Rauschgefühle zuschreiben. Noch nicht einmal Homer kennt sie, und auch im Märchen stehen wir vor dem Bruch der Seele. Nur wer erst das Wehr des Bewußtseins durchbrechen muß, um wieder im Leben zu sein, erlebt sein Untertauchen mit der Gewalt des Rausches.

Magie des Schalles. — In Stimmen, dunklen Rufen, verworrenen Klängen löst sich überall die Seele der Erde.

Winde ziehen Klageton über die Ebenen — in Bäumen wühlt das Rauschen empor und verebbt im Flüstern der äußersten Blätter.

Gleichmäßig harfen über verhaltener Tiefe die Akkorde der Meeresbrandung — Uralter schleift und raunt im Schilf der Sümpfe.

Aus Blütenwiesen dringt heiserer Ton der Grille in duftschwere Sommernacht — über Kolk und Weiher webt monotoner Unkenschall.

Regen rauscht auf dürstenden Blätterglast — Donner hallt und knattert zu jedem Sturmfest der Naturdämonen. —

Und die Tierwesen vollenden nur mit eingeborenen Lautrhythmen den waltenden Zusammenklang.

Schwalben dehnen sich schwirrend durch klingende Sonnenhelle — Lerchen hochjauchzend in kreisendes Blau.

Einfältig mischt sich Geschwätz der Gänse und Gestammel der Hühner dem dörflichen Feiertag — ewigen Schicksals blindes Müssen ruft im Rabenschrei über winterliche Föhren hin.

Weither pocht Rüdengebell an schlummernde Siedelungen — Nähe und Ferne im brennenden Mittagsmeer tauscht rätselnder Ammerruf. —

Und nicht entzieht sich dem Einklang der Mensch.

Dumpf rollen aus Urzeit hohle Wirbel: die Schläge auf Schild oder Tympanon.

Gerassel und Klirren vermengt mit Geheul und dem Dröhnen unterirdischer Donner begleiten den Schlachttanz und die Rauschnacht aller Barbaren.

Erzklang umwittert die heiligen Schauer widerhallend aus Tempeltiefen.

Einförmige Matrosenlieder senken langsam zum Meergrund den Anker.

In wollüstig-wehen Gesängen schweift horizontwärts die Seele der Steppe und noch aus den Glocken der hohen Türme zittert allverloren der Erdgeist.

Das Abendland. — Rätselhafter Einklang zwischen den verschiedenen Gebilden einer Landschaft. Wie tiefer Zusammenhang verbindet zum Ganzen den Feldblumenstrauß; wie steht das dunkelgrüne, schwere Kartoffelkraut neben safthellem Salat, wie die blaue Kornblume zwischen seidenweichen, knisternden Ähren. Ernst und hart, voll Drangsal und steiniger Not ist die Scholle des Nordens; aber auch dunkles Purpurblut schwillt unter den Farbenvorhängen ihrer lodernden Abendhimmel. Herbsüße Duftströme ergießen sich aus dem blaugelben Flimmermeer ihrer Wiesenfelder. Zarte Stimmen der Glockenblume zittern lieblich im flüsternden Grau der hohen Gräserknospen. Die kluge Einfalt weißer Margueriten vermischt sich mit dem leidlosen Zwitschern frohverwehter Sperlinge. Glühend und karg bricht aus ihrem Blätterdunkel die schweigende Pfingstrose. Felsenhaft zwischen zermalmtem Steinstaub der Landstraßen türmen sich lebenrieselnde Pappeln.

Das Abendland. — Nur ein Stamm kennt in ihrer Tiefe die Liebe: der germanische. Der Orientale ist zur Liebe zu sinnlich und zu geisterhaft, der Mensch des Altertums zu selbstherrlich. Die Griechen verstanden sich auf die Innigkeit der Liebe besser als die Römer; aber selbst bei ihnen noch blieb Eros im Entzücken der Form gefangen. Liebe nicht als Leidenschaft, sondern als währender Einklang des ganzen Seins zweier Menschen, Liebe als tiefe Freude am Andern, als Herzlichkeit und versunkene Innigkeit ist germanisch. Hier auch gibt es erst wahre Zärtlichkeit, dies wundervolle Dritte aus Geist und Begierde. Hier ist Hingebung ohne Selbstauflösung, Milde ohne Schwäche, Mitleid ohne Grausamkeit. — Das germanische Wesen war als die vollendete Mischung aller Erdelemente angelegt und wurde verführt durch die Liebesphrase des Nazareners. Aber diese ist exaltiertes Übermaß im Gedanken aus einem zur Ichheit verdammten Organismus heraus.

Das Abendland. — Vom germanischen Wesen aus als dem normalen müssen die andern Rassen verstanden werden, nicht umgekehrt. — Die orientalische Seele ist krankhafte Exaltation und hat nichts gemein mit jener Kraftseele, die aus dem kühnen und milden Glanz germanischer Augen strahlte. — Aber auch die Griechenseele ist mit dieser nicht eines. Sie ist weicher, formbefangener, südlicher, hermaphrodisischer, plastischer. Germanien war herber, nördlicher, männlicher, schweifender, tiefer und kosmischer. Hier kann die Schönheit nur mühsam erblühen, aber ihr Gehalt ist mächtiger als der griechischen.

Leben und Sein. — Leben ist Fluß, Beharrung ist Tod. Das Leben erstarrt und endet im Glauben an die Wirklichkeit der Dinge, im Wahn der Dauer. Das Weltall hat die Wirklichkeit eines unaufhörlichen Vorganges. Nur im Widerspiel haftender und schweifender Mächte liegt Lebensbürgschaft.

Rom und Germanien. — Das Kosmische, dem die Welt gehört, organisiert nicht (in menschlicher Bedeutung). Rom konnte organisieren nur, sofern es nicht kosmischen und das heißt zugleich nicht vornehmen Ursprungs war, sondern bäuerischer Herkunft. In Rom eroberte die Welt der Stammesegoismus eines zähen Bauerntums, der sich auf der Reifehöhe seiner Kultur zur zellaren Passivität entwickelt. Das ist Schulers Krypten-, Gewölbe- und Katakombenfreude, seine Lust, sich „einzunisten", in Sänften getragen zu werden, Mittelpunkt und umschließender Bauch des Lebens zu sein; ja, das sind im wesentlichen seine essentiellen Bilder, seine Massenerotik, seine katho-

lische Gesalbtheit. Darin wurzelt auch sein verengender Wirklichkeitssinn, der so recht die unverpflanzbare Heimwüchsigkeit des Bauern zeigt. Wirklich ist ihm allein das örtlich und zeitlich Einzige, sofern es essentiell erglüht. So haftet im Hier und Nun die träge mütterliche Scholle, indes immer mischend und rührend Wind und Schall und Flamme um den Erdball kreisen. — Der Römer ist ein Gewächs seiner römischen Erde und allfähig nur, sofern doch auch von ihr die Wurzel zum Herzen dringt. Der Germane aber als die Mischung aller Erdelemente reichte, wenn auch durch ein nördliches Klima verbesondert, bis in die feuerflüssigen Allnebel hinab. Darum sein Mangel an Egoismus, seine ins All zerfließende Pathik, die Macht seiner Schöpferschauer, die Gewalt seines Orgiasmus, die tempellose Ursprünglichkeit seines Dämonenkults, seine heroischere, schweifendere Erotik, sein mit düsterer Kühnheit abenteuerndes Kriegertum, sein Feuerzug ins Ferne, Horizontlose, Fremde, sein teilnahmetiefes Entgegennehmen alles Lebendigen! — Der Römer aber ist zu sehr sich nährender und gebärender Bauch, zu stammeseng und schollenbesitzerisch, als daß er den Flammenflug der Liebe kännte; unverpflanzbarer Einwohner einer kleinen Scholle und gleichsam pochendes Herz ohne Glutadern.

Das Abendland. — Aus Germaniens schweifender Alliebe machte Juda den Erlösungswahnsinn.

Rom und Germanien. — Man ist Fixstern oder Planet; aber auch als Fixstern kann man Planet sein: es gibt planetarische und haftende Sonnen. — Der Römer war Zentrum, der Germane Peripherie, aber so weite, daß er wie ein tangential Hinausstrebender erscheint. Die römische Sonne ist nicht sein Zentrum, sondern selbst nur ein peripheres Gebilde in dem ungeheuern Bahnzirkel seines Schweifens. Nun brachte man ihm als Zentrum das Kreuz, nannte Erlösungsverlangen seinen Sternzug, schmiedete den Allring an Juda.

Essenz. — Essenz ist die Zubereitung des kosmischen Feuers, der Prozeß seiner Aneignung und innerlichen Ausscheidung durch das Einzelwesen; seine Bahn vom All ins Ich. Die inneren Aufspeicherungen geschehen durch die sinnliche Befriedigung starker Leidenschaften. Essentiell ist die Zelle als assimilierende und ihr Symbol der Herd, die speisende Stätte des Feuers; Haus, Gewölbe, Sänfte, Krypte, Katakombe, kurz alles, was das Leben konserviert, heranreifen

macht, ausbrütet, gebärt, alles Mutterleibartige. — Kosmisch ist die Zelle, sofern sie sich spaltet und ihr Leben ausströmt.

Tellurismus. — Alles Tellurische kann sowohl kosmisch als essentiell erlebt werden. Bald ist es die zum All lodernde Flamme, bald die das kosmische Leben durstig trinkende Stätte organischer Geburten. Zuweilen geht beides durcheinander: das eben sich saugend bereitende Leben drängt quellend hervor.

Das Abendland. — Eine tiefe Kluft trennt die priesterlichen und die heroischen Rassen; auch diese beten an, aber den Helden. Selbst die Dämonen sind ins Gigantische gesteigerte Heroen und haben nichts von der geistlichen Weihe katholischer Heiliger. Die Arier einschließlich der ursprünglichen Inder sind die heroische Urrasse, wogegen die Priesterheiligkeit asiatischer Geistigkeit entstammt. Der aber steht jeder Bauernstamm leichter offen als abenteuernder Adel. Die Römer verfielen schon vor dem Christentum der Stoa, die syrischen Ursprungs.

Die zerspaltene Substanz. — Im Mark ist die Seele geteilt. Liebe ward Sehnsucht. Aus dem All verstoßen irrt zertrümmert die Menschheit.

Die Romantik. — Ein goldener Morgentraum war die Romantik. Im Schlafe erst rührte sich wirr die Seele. Durch blaue Weiten zoget ihr, ritterliche Jünglinge. Aus Sterndomen wehte duftender Weltodem euch. Im Wetterleuchten flammten Ruinen auf. Unter dem Rauschen und Klingen goldener Traumwälder schwang euer Reigen und leuchtende Unsterbliche waren euch zugesellt. — Aber Sturmsignale stießen über eure Wälder hin. Schluchzend zerriß der feierliche Harfenton. Aus brandenden Ungewittern dringt wehmütig verschollen fernsterbende Klage her, und immer weint unsre brennende Sehnsucht euch, die ihr in verwunschenen Weihern versanket wie feuchte Traumnacht vor bleichem Morgen.

Das Abendland: Sommer und Winter. — Im Sommer spannt sich der Himmel wie ein Zeltdach über der Erde aus. Blaßglimmende Funken hängen die Sterne an flacher Kuppel, schwimmt die Mondsichel niedrig über der Erde hin. Die Sonne sinkt steiler hinter dem Horizont herab. Keine Farbenferne erblüht mehr aus westlicher Däm-

merung. Warm und leuchtend umhüllt der Himmel die duftströmende Scholle. So gehört alles der Gaia an. Es ist die Zeit, wo sie sich speist mit Wärme, Elektrizität und Licht. Glutschauer senkt die Sonne in ihre mütterliche Lebensfeuchte. Brütend liegt die von heißen Gerüchen dampfende Atmosphäre über dem schwangeren Zellenherd. Das heraklitische Feuer nimmt seinen Weg aus dem All zur Erde.

Im Winter sind die Tiefen des nächtlichen Raumes aufgetan. Durch violettschwarze Öden der Finsternis rollen Sternbilder. Fahl starrt weißblinkende Kälte des Mondes; und verloren im All zwischen weichenden Sternhorizonten stürzt Gaia in die ewige Nacht. — Die Sonne sinkt schräg hinter saugenden Blutfernen hinab; und um die Pole lodert der bläuliche Nordlichtkranz. So ist die Erde nur noch ein taumelnder Ball, hingeschleudert in den Abgrund des Uranos. — Ihr Feuerkern drängt nach außen, die heraklitische Essenz verströmt.

Das Abendland. — In wilder Unrast scheint der makrokosmisch Schweifende hinauszufliehen in die tönende Allnacht. Fern vom glutströmenden Mittelpunkt wähnt man ihn neben dem All, das er jagend umkreist. Todesschauer wetterleuchten um die pfadlose Furt seines Taumelsturzes. Ferne Signale rufen Heroen zum düsteren Wirbel der Schlacht. Im Bilde umringt sich unendliche Welt: die Not des Schaffenden.

Das Abendland. — Der Schaffende ist nicht Zentrum, sondern schweifend. Er zieht hinaus, verströmt sich, flutet ins All. Er ist ergossene Essenz. Aber der Bildner spannt um sich den Ring. Bildnertum ist das zusammennehmende Gegenspiel schöpferischer Dehnung. Tat, Werk und System sind im Bezirk des Geistes die saugenden Behälter der Essenz, die seelenrufenden und -bindenden Bewußtseinspole. — Die rauschglühenden Paläste sind die goldenen Käfige der Seelen; die rauschumdunsteten Tonbrandungen die ehernen Rosse, welche die Seelen fortreißen in drehende Weltnacht. Als Schilfrohre wiegt uns der ewige Strom des Geschehens im Epos. — In schwindelnde Sternenhöhe wölben oberste Kuppeln, bohren letzte Zinken des zu scheinhafter Starrheit türmend geronnenen Gedankenbaues.

Sinn der Form. — Form ist Urne, ist Essenzbehälter. — Formlosigkeit ist zerbrechende Verströmung ins All; Formerschütterung ist Lebenserschütterung und Todesrune. — Reiz der Unform: wenn

Übermaß der Spannung die Urne sprengt. Mißreiz der Unform: wenn Wandungsdünne des Gefäßes vor schwacher Füllung birst. —

Auch im Gespräch wollen wir Bildsamkeiten unsrer Worte finden. Das ist nicht Eitelkeit, sondern ein Lebensgesetz. Wir werden schwächer, wenn ohne Widerhall wir uns hingaben; stärker, wenn unser Wort das Zentrum schuf, das andre Seelen fesselt. Widerspruch bedroht uns nicht nur bildlich; er ringt uns Essenzen ab ohne Wiederersatz. Vergebliche Worte sind wie unbefriedigte Leidenschaften. — Aus ewigen Urnen spenden wir ewige Glut.

Besitz und Reichtum. — Mancher besitzt erst und wird dann besessen. Mancher verliert sich, um reicher heimzukehren.

Logik und Mystik. — Logik ist geordnete Finsternis, Mystik ist rhythmische Helle.

Christentum und Wachheit. — Auch in der Ölbergszene heißt Christus seine Jünger mit ihm wachen. Die Heiligen zeichnen sich durch Schlaflosigkeit aus, die ihnen nichts schadet. Das Christentum ist der Krieg gegen Schlaf und Traum, zu denen wiederaufzuckendes Elementarleben jedesmal zurückkehrt. Gegen die Aktivität der astralen Wachheit setzt es das sich vollendende Müssen und die heidnische Schicksalsgewißheit. Schlaflosigkeit ist dem Heiden das verzehrendste Übel. — In der Wachsamkeit des Christen liegt zugleich ein sklavischer Zug: die lauernde Achtsamkeit und Umsicht des Unterworfenen.

Suchen und Finden. — Nur wer nicht sucht, findet; denn nur ihn führt der Zug der Götter.

Mensch und All. — Das Leben der Tiere und z. T. das der Blumen ist menschlich. Das Leben der Bäume und des Alls ist außermenschlich. Daß alles Mitfühlen ein menschliches sei, ist ein Grundirrtum der Philosophie. Im Zuge metallener Abendwolken und in den Stimmen dunkler Wipfel pulst ein Leben, das unser menschliches Lieben und Fürchten verdrängt. In Urzeiten war auch der Mensch Element, und dies ist es, was uns anschauert aus Ägyptens und Assyriens Bauten: daß hier im Werk als dem menschenhaften Gefäß Elementargewalten pochen. Allform zu werden, rang Urleben der Menschheit, und der Traum hellenischer Erotik schwankte vorbei. — Dann kam der Bruch und mit dem Christentum die zunehmende Entfer-

nung von Seele und Element. Heute steht die Welt des Gemüts für sich; teilnahmlos und ungeahnt ziehen Wetter und All ihre Bahnen.

Deutschlands Tragik. — Deutschland wurde nicht Seele aus All, sondern Gemüt aus halberwürgtem All: gebrochene Linien seines mittelalterlichen Stils, vergeblicher Kampf seiner Denker mit dem Objekt, Verwachsenheit seiner heutigen Städte. Dagegen lebt dunkel und tastend von seiner Allseele ein Pochen in den Dörfern und einsamen Gehöften, zumal der Heide.

Seele und Schicksal. — Jede Seele trägt von Geburt die Farbe ihres Schicksals; nicht deutlich es denkend, aber im Traumbild schöpferischer Ekstase weiß sie es vor.

Erinnerung. — Verhallend ein klagender Pfiff... Lichterwagen durch ferne Lichterzeilen der Straßen... Wo blieb der Purpurwirbel um meine Stirn — wo das Herzpochen und Schäumen der inneren Glut — wo der rasende Blick in andre Welt!

Episches Bildnertum. — Der echte Bildner erdichtet nichts. Die Dämonen, die er singt, sagt oder formt, sind da. Im plastischen Erleben wird die Welle Bild und Ereignis. — Der kosmische Epiker verbindet zum einen zeitlichen Weltgedicht die getrennten „Glutaugen". Er tritt aus der Gegenwart und spinnt die goldenen Fäden des ewigen Verfließens. Ihm genügen nicht Götter und Blitze — vor ihm rollt die Geschichte der Götter.

Kosmischer Aggregatzustand. — Kosmisches benetzt nicht. Man kann seinen Strom durch fremde Massen stören; er zerteilt sich wie flüssiges Metall in tausend rollende Perlen, aber nimmt keine äußeren Körper auf. Seine Substanz bleibt auch im versprengtesten Korn unvermischt edel.

Täter und Dichter. — Wir sind keine Täter, wir sollen nicht in verbotene Kreise streben. Wir leben aus der Notwendigkeit des Wesens, wir streiten mit der Notwendigkeit des Geschehens. Unser Blut pocht an die Sterne, aber es verrinnt fruchtlos im Staub der Gassen. — Der Täter ergeht sich nicht in Verunglimpfungen der Hindernisse; er sieht nur immer neue Wege, sie zu stürmen. Er wächst mit dem Widerstande, weil sein planender Rausch wächst, der über Widerstände siegt. — Träumer und Täter sind immerdar zwei.

Lebensgang. — Nach endlosem Suchen das zitternd Gefundene: das farbige Außen der Dinge ihr Sinn und Wesen. Im magischen Durchschein die zweite Welt als metaphysische Wirklichkeit. Kräfte und Wirkungen ein Puppenspiel für die Blindheit unsres Denkens — hinter ihm das lebendige All, rauschend vom Flügelschlage der Götter: das lebte ich im Jugendsturm, das verlor ich im Alter der Anfechtung, das weiß ich im herbstlichen Gedenken.

Heidestimme. — Dunkle Stimme, die aus den windigen Bäumen zur Seele des Kindes sprach, als mit lärmenden Knaben das aus Leitern gefügte Gefährt über die nächtliche Heide holperte — dunkle Stimme, dein Schauer starb.

Vestasymbol. — Wehes Erschauern vor tröstend-seligen Traumgestalten. — Mit der Farbenfülle ihres Erwachens erstarkt auch die Selbstheit der Seele. Wie sich dröhnender aus Abgrundsschlünden leuchtende Feste heben des Überschwanges, so bebt inbrünstiger des Leides zitternder Schein im Horizontgold der Abendsonne. Fremdher wandelnde Mädchengestalt neigt sich lindernd sterntrunken schluchzender Anbetung.

Heidnische und Willensmagie. — Das dürfte gegenwärtig nur drei Menschen bekannt sein, daß es neben der Willensmagie eine zweite geben muß: die heidnische. Der Willensmagier ist bewußter Herrscher über die astrale Substanz. Die Astralphysik bleibt stets Physik, die magische Wirkung durch das Astralbewußtsein stets Willenswirkung, darin von der mechanischen nicht unterschieden. — Heidnische Schauer sind Schauer der Preisgegebenheit, auf die wir den menschlichen Machtbegriff nicht mehr anwenden können. Sie verlaufen außerhalb jeder Willensspannung.

Heidnische Liebe. — Nur die Liebe rettet aus dem Labyrinth der Welten. Nicht anders wird aus dem All des Lebens umschlossenes Eigensein als durch Eros. — Der kosmische Mensch erlebt nichts Menschliches außer seiner Liebe, die in ihm wehvoll-selige Preisgebung ist.

Gedanke und Bild. — Die Welt des Denkens ist die des gewöhnlichen Bewußtseins. Die Seele lebt in der Welt der Bilder, und zwar entweder als die makrokosmisch-schweifende oder als die mikrokos-

misch-haftende. Und sie hat drei Zugänge: den heroischen, den erotischen und den magischen Rausch. Durch was aber sie dazu erregt wird, darüber gibt es kein Gesetz: auch das bloße Denken kann an die Pforten des Schauderns pochen. Das gibt sich äußerlich kund durch dithyrambischen Schwung der Sprache.

Werk und Wunder. — Tat, Werk, System gehören dem Geiste. Was nicht Wunder sein konnte, will Werk werden. — Unbewußt schafft der mütterliche Grund der Seele aus leuchtendem Purpurblut; die bildnerische Kraft aber ist männlich, sonnenhaft, geistig.

Sterben des Heidentums. — Der Untergang der kosmischen Zelle wird nur möglich durch beides: die feindlichen Miasmen und die eigene Schwäche.

Gründe der Liebe. — Nur solche Menschen lieben wir, mit denen wir schwärmen und klagen können.

Lebenselement. — Purpurn und feurig ist die Natur des lebenschaffenden Elements: aber Flamme in diesen, Glut in jenen.

1901

Gefühl und Leben. — Der fühlendste Mensch ist nicht der lebendste.

Mensch und Erde. — Dies entscheidet zunächst über meine Neigung zu Menschen, ob ich sie wie ein Stück Erde verstehen kann, ob sie mir Scholle, Wald, Wolke, Meer, Felsen oder Blütenduft, Sommerschwüle, Windhauch sind. Die andern bleiben außerhalb des tellurischen Reigens. Sie sind anthropozentrisch, sie sind die Krankheit der Erde. Der Molochsbauch dieser am Geiste Kranken heißt Großstadt.

Wirkung des Fluchs

Verbotenes sank in irre Nacht.
Nie höbe es zehrende Sucht herauf.
Wann erfreveltes Bild dem Fiebernden nah,
Erlosch seine schimmernde Feuchte schon.

Tellurisch und siderisch. — Zwei Äste am Baume des kosmischen Erlebens: das Tellurische und das Siderische. Das Tellurische kommt aus der Liebe zur mütterlichen Erde. Es umwittert die Urzeitfunde, die Dolmen, Menhirs, Steinbeile, Pfahlbauten, Hünengräber unnd Idole. Es entzündet sich an Geröllflächen, an grauweißen Kalksteinwänden, am Muschelstrand, an brütenden Sümpfen und an schwarzbrauner, streng riechender Ackerscholle. Seine Zeit ist die Zwielichtstunde nach Sonnenuntergang, wo Dämmerung die Fernen des Alls verhüllt und die Gebreite wie mit einem Mantel deckt. Ewig und uralt ist ihm die Erde, tiefverwandt ihm die im Abendwind schwankenden Halme, Tier und Stein und Scholle einer Mutter Kind. Die meergeborenen ziehenden Wolken müssen als Regen wieder hinabsinken auf dürstendes Land. Der fallenden Tropfen Geriesel, der Gesang der Grille und das Läuten der Unken — es sind Stimmen der Erde. Warmatmende Schauer wehen aus Wettern her. Herb und süß steigt Duft in die Abendwölbung. In uralter Schwermut tiefbange Seligkeit — so umdunstet den Erdsohn die große Mutter. — Tellurisch-matriarchal ist die Sitte der Einbettung der Toten in die Erde; uranisch-schweifend die Feuerbestattung.

Eiskalt sind Sternenschauer, Winter ihre Zeit. Herbststurm, Baumschauer, Feuerkult, Magie des Firmamentes, brandendes Meer erwekken die siderischen Eruptionen. Hier ist die Erde nur noch ein in den Abgrund der Weltnacht geschleuderter Ball. Dies ist Germaniens Wodan und der Hellenen Kronos, Poseidon und Korybantentaumel.

Evolution des Bildes. — Urwirbel werden Bild im Blut. Bilder wollen in die Sichtbarkeit. Erwachte Eigenkraft hämmert sie aus Erz und Stein. Traumdunkles Wissen fesselt sie mit Spruch und Bann. Kosmischer Eros lebt im glühenden Bilderring.

Janushaupt des Werkes. — Werk ist Tat und Tat ist Geist. Bildnertum ist ein Teil des Tätertums und darum des Geistes. Der Bildner ist dezentriert und individuell geworden, ein gigantisches Ich, aber noch mit dem Erdherzen verbunden. An der Größe seiner Bildnerkraft ermessen wir beides: das Maß von Feuerstoff, das ihm die Erde lieh, und die Weite seines Abstandes vom Mittelpunkt.

Werk ist aber auch Bild und Bilder sind Essenz. Teilhabend am essentiellen Bilde lebt das Werk, wenn auch in Geistesstoff erbildet. Hierfür ein Kennzeichen: das Gesicht ist der mehr solare, Getast, Gehör, Geruch, Geschmack sind in dieser Folge zunehmend tellurische

Sinne. Je mehr ein Werk nur für das Auge ist, umso weiter steht es vom Mittelpunkte ab; je mehr es durch Getast, Gehör, Geschmack, Geruch ist, umso näher steht es ihm.

Sinn der Kunst. — Tiefe Kunst ist die Brücke zwischen Nus und Hylä, zwischen Helios und Gaia; androgyn des Bildners Zwischenwesen: eine glühende Nabelschnur zwischen dunkler Urmitte und kreisentrissenem Lichtpunkt Geist. Doppeltes begegnet sich in ihr und Entgegengesetztes kann ihre Wirkung sein: Tod des Geistes im Leben des Blutes oder Tod des Blutes im geistigen Sein. Sie selbst ist keines, aber ihr Strom führt bald ins dunstlos Helle empor, bald das Strahlende in die Werkstätte Hephästs hinab. Und dieses ist ihre Lebensbestimmung, daß sie dem Pfad der Meteorsteine und Gewitter folge, daß sie den Sonnenadler in ihre blitzenden Wetter schlinge und mit den Regenströmen niederwerfe in der Erde umschilfte Gewässer. Nur so bleibt sie treu ihrer ewigen Mutter, der bewußtlos Bäume, Felsen und Löwen gebärenden, die aller Bildnerkraft heimlich schürendes Feuer ist.

Die Willkür. — Die Willkür kennt kein Ende. Sie ist ein Kind der Notdurft und des Mangels. Sie ist der leere Bauch, der das All verschlingt. Ihre Essenz ist das Tun. „Du mußt wollen", sagt jede Moral von Sokrates bis auf Kant. Daß sie das Wollen fordert, um mit ihm das Müssen zu morden, das ist ihre lebensfeindliche Ruchlosigkeit. Der „Strebende" wird von ihr zum Nichts „erlöst".

All und Erde. — Gegen die Fernen des Alls verströmen wir, aber aus der Erde saugen wir.

Eros der Ferne. — Wesen aller Liebe: Eros der Ferne (Schuler). Liebe ist tiefste Fremdheit, pochendes Rätsel, aus unbekannten Horizonten flammende Vision, ewiges Geheimnis. Liebe stirbt, wenn man sie entschleiert. Sehnsucht, die vom Besitze träumt, ist die Essenz der Liebe. Nichts gleicht dem Erschauern erster Begegnung, und nie lockt bekannte Gegend den Wandrer. — Gewohnheit heißt die Schlinge, in der das Nichts die Götter würgt. In kriegloser Arbeitsfron der Nüchternen wird auch der steilste Bogen langsam schlaff gezupft. — Mit Rätselblicken sternvolle Nacht, fern ziehender Traumzug ist Urpunkt des Rausches. Hier einen sich heroische, magische und erotische Entrücktheit.

Leben als Spannungsform. — Entspannung ist Ausgießung ins All. Spannungserneuerung geschieht durch Einsaugung des Alls. In der beständigen Herstellung des Gleichgewichts zwischen beiden Vorgängen besteht das Leben und der Schein der Dauer. Nie aber ist es Aktivität, Streben, Wollen. Im Substanzlosen wird Spannung als Widerstand gegen äußere Hindernisse und nicht als innerliche Gespanntheit erlebt. Ihm ist Spannung eine bloße Bewegungshemmung; denn seine Emsigkeit geht in gerader Linie auf einen Endpunkt los, indes das Leben sich um Zentren dreht. Darum setzt seine Philosophie als Urtatsache Bewegung an, während uns die Urtatsache Spannung sein muß: aus Urgewittern wölkt Gestaltendrang.

Bewegung geschieht durch geistige Tätigkeit, durch Befehl. Spannung ist eine tonische Funktion und hängt vom Herzen ab. Bewegung ist nur außerhalb des Zieles möglich, d. h. durch Dualität, und Ruhe ist das Nichts. — Entspannung ist die Vereinigung entgegengesetzter Elektrizitäten; Liebe der Wille der Zweiheit, in der Einheit zu sterben. Animale Entspannungen: Befruchtungen und Geburten; kosmische Entspannungen: Bilderscheinung und Bannung. — Die Bildbannung geschieht vegetativ (Urzeit) oder magisch (Zwischenzeit) oder mechanisch (Kunstzeit, Kultur).

Wir und die Jüngeren. — Es sind ganz andre Mächte, die zum Aufsuchen und Erobern unbekannter Lande und die zum Befahren der eroberten befähigen. Wir dürfen die um zehn Jahre Jüngeren nicht darum mit uns verwechseln, weil sie sich in ähnlichen Gegenden ergehen. Sie sind vielmehr zu uns antipodisch. Wir waren die Entdecker fremder Meere, sie gleiten auf leichten Barken ahnungslos über den purpurnen Abgründen, deren Wunder sich nur uns erschlossen. Wir waren die Wanderer, die Schweifenden, und eben dies ist die ewige Essenz dieses Zeitalters. Sie aber sind seßhaft geworden, wennschon an Straßen, die früher für gefährlich galten.

Die Romantik war schweifend und entdeckerisch wie wir. Fremdheit, Ferne, Schauer des Lebens und drohendes Wetterleuchten, Überschwang, Entrückung, Sternendrang: es sind viele Namen für das Eine, welches die Seele ist. — Das Leben der Jüngeren ist seelenschwach.

Mensch und Gegend. — Von außen her bestimme eine Gegend den Menschen? Sieht, hört, riecht die Pflanze und ist nicht sie der vollkommenste Ausdruck der Gegend? Die Welt der Sinne ist gewiß nur klein im Vergleich mit den Strömen, die uns unsichtbar durch-

fluten, mit den magnetischen, elektrischen und unbenannten Meridianen. Das Tagesbewußtsein hat die menschliche Empfänglichkeit gegen das Walten der unsichtbaren Atmosphärilien künstlich abgestumpft und hat den Menschen zu entwurzeln versucht. Aber unsre Instinkte haften tief im Erdboden gleich den Wurzelsträngen der Pflanze, und ganz unvermittelt formt uns das Erdreich, dem wir entblühten.

Kosmischer Entwicklungsgang. — Menschwerdung ist Bildwerdung des Alls; aber Bilder sind magische Wirbel und ihre Farbe ist purpur bis violett. Element ist Urknäuel, düsterer Bildersturm, der auflohen will; Pflanze und Baum, ihm eng verwandt, träumen Gestaltung. Das Tier entfernt sich, wird Sinnenwesen und erhaltungssüchtig. Durch den noch dunklen Vorgang der tierischen Seele hindurch langt die Elementarseele zur kosmischen Seele. Der Mensch schließt den Ring, wird wieder Element, aber geformtes. Aus seinem Blute trinkt der Schattentraum der Urbilder Leiberleben. Aus Purpurblut leben die Dämonen des Alls; im kosmischen Eros vollendet sich ihr Bildertanz.

Davon ist das Denkprinzip die anthropozentrische Krankheit. Das Auge ist der verführende und hinüberführende Sinn des Logos. Indes der Leib erblindet, wird das Auge sehender. Umgekehrt schließt sich das Auge im tiefsten Rausch des Leibes, damit die Urbildernacht heraufdämmere. Erinnerung und Traum sind das Element des Lebens, und der ihm ganz geweihte epische Dichter, Homeros, ist blind.

Heidentum und Christentum. — Leben ist Augenblick, Dauer ist Tod: dieser Satz steht über der Schwelle des Heidentums, und mit ihm beginnt die Entwertung des Geistes.

Das sich ängstlich bewahrende und das maßlos sich sättigende Ich erhob sich herrschend in den Dogmen des Christentums. Über den ewigen Fluß des Geschehens setzte es einen beharrenden Geist. Das sich wandelnde ward vor ihm zum bestandlos verrinnenden Sein. Weil sie verwelkt, verflucht es die Schönheit; weil es nur sterbend sich wiedergebärt, das Leben.

Das römische Weltreich war voll von Ohnmächtigen und Geknechteten, voll von schwärender Rachsucht und umsonst sich verzehrendem Neid. Mit einer in der Welt nie ähnlich erreichten Taktik rief das Christentum die Freudlosen, die am übervollen Tisch der Prasser Hungrigen zu sich. Drei Himmel versprach es: den Himmel einer neuen Liebe,

einer unmöglichen Liebe, einer Liebe von ewiger Dauer! — den Himmel der Barmherzigkeit, einer wahllos Schande, Brestheit, Siechtum lindernden Barmherzigkeit — und den Himmel des Jenseits, d. i. einer losgelösten Existenz, die in den Gegenfarben des „irdischen Jammertals" strahlte.

Dem setzen wir entgegen den Triumph der Vergänglichkeit: die Eigenform als vorübergehender Behälter der Essenz. Nicht eine Liebe zum Einzelwesen, sondern zur Glutphase der Wesen, zum Durchgang durch den feurigen Ring. Die Ichform ist des Zerfallens wert nach dem Austritt des Urfeuers und sinkt in den Schoß der allverwandelnd mütterlichen Hylä zurück. Nicht das haftend weißstrahlende Licht, sondern das ruhelos wellenschlagende Meer ist Symbol des Lebens, ein Feuerozean der makrokosmische Urzustand. Die tragische Schönheit des Lebens aus der Ananke der Vergänglichkeit.

Kosmische Liebe. — Der kosmische Mensch liebt nicht, er brennt in eigener Flamme. Der Andre ist im besten Falle seiner „Kerze Docht" (Schuler). Oft aber sind dazu nur Bäume, Felsen, Stürme reich genug.

Arten der Bildwerdung. — Es gibt drei Arten der Bildwerdung: die erotische, die heroische, die magische; oder es gibt in der Welt der Bilder: den Liebenden, den Helden und den Beschwörer. — Die meinige war magisch auf chaotischer Stufe, war Gorgo und Grausen der Allnacht. Sie wollte zum Eros durch Liebe: dies ist der Sinn des Sonnenrittes. Aber ehe sie die metallene Nacht zum Haus der Liebe wölbte, versank sie im Erdmorast. — Das Element wollte nicht Tier werden, sondern etwas, das jenseits des Menschen ist und zugleich der Pflanze näher.

Element. — Element ist äußerste Bewegtheit. Beständig fällt das Leben in Schlaf — Weg nach unten —, immer wecken es die Signale des Krieges — Weg nach oben. Im Fernblick der Helden und Magier hebt Gaia schlummerschweres Augenlid.

Wesen des Dichters. — Obschon Einzelwesen, bleibt der Dichter doch Verfließungsmoment des Alls: er ist Tier, Stern, Meer, Pflanze; ist Auge des Elementes, darum im Kern matriarchal und erdhaft. Die Praxis zu seinem inneren Schauen ist Magie. — Der astrale wie materielle Geist dagegen ist losgerissener Punkt. Beide zwingen das Sein von außen, sei es durch astrale, sei es durch ma-

terielle Mechanik. — Im Dichter kommen und gehen die Wesen, seiner Willkür entrückt; sie verwandeln sich in ihn, die Welt spricht aus ihm. Die Stimme der Flüsse, der Berge und der Ebene dringt aus seinen Lippen. Sein Grunderlebnis ist der Schauer der Worte. Es strömt durch ihn das Pantarhei des Geschehens, er singt die Seele des Sturmes, des Meeres und der Urklänge.

Weib und Dichter. — Weib und Dichter sind sich nahe. Er ist die Stimme zu ihrem Drange. In unserm Zuge sind die Bakchantinnen. Wir sind die Deuter des Dionysos.

Aus der Lehre von der Seele. — Seele ist volle Lebendigkeit, aus sich selbst brennendes Feuer. Schlaf ist die tiefere Form des Lebens. Im Erwachen umschränkt und vereinzelt sich, was im Schlaf ein tiefes Meer ist. — Der Stoff (Hylä) ist der Schlaf der Seele. Ihr Wachen hat die Wirklichkeit der Träume: leuchtende Bilder ziehen vorbei und tauchen wieder in Dunkelheit. — Das Meer ist Symbol der Allseele, sein Phosphoreszieren seine höchste Lebendigkeit. Tiefstes Leben blüht nur im Schoß der Nacht. Das Meer leuchtet nur in der Nacht.

Leben ist das „aus sich selbst rollende Rad", das perpetuum mobile, der ewig sich drehende Kreis, an dem die Zeit wie über die Speichen des Mühlrades herabläuft.

Es gibt eine Wachheit, die toter ist als die Ruhe der Mondkrater. Das unter dem Treibriemen schnurrende Rad: die wahnsinnige Bewegtheit des Todes.

So aber verläuft die Geschichte des Lebens. Seine höchste Lebendigkeit hat es auf der Stufe der feurigen Dünste, die sich ballen, zerplatzen und wieder zusammenrinnen: das atmende Chaos. Es erkaltet und verdichtet sich und das ist zugleich Zerspaltung und Vereinzelung. Aber indem das All sich zusammenfaßt, wird es Auge des Elementes, wird Mikrokosmos, Zelle; und mit dem Auge wird es Bild. Die Welt tritt in den Zustand des Schlafes und der Seele ein. Das organische Leben in Kristall, Pflanze, Tier und Mensch beginnt. Nun schreitet die Erkaltung schneller fort. Der Schlaf wird tiefer, seine Träume glühender. Die Seele bricht als magischer Flor heraus: Bild und Traum und All wird eines — die Zeit hört auf.*

* F.d.H. — Damit ist die meßbare (= gegenständliche) Zeit gemeint, nicht die Wirklichkeitszeit, die mit der „Ewigkeit" zusammenfällt. Über dieses Problem bietet endgültige Aufschlüsse unser Hauptwerk.

Die Gegenwart des Lebens erkennen wir an der Gegenwart des Schlafes. Schlafen und Wachen sind das eine Atmen des Lebens. Was zum Leben bestimmt ist, tritt in den heiligen Ring des Schlafes ein, und sein Leben selbst ist ein Ring des Schlafes aus Geburt und Tod. Ihm ist der Tod Erfüllung. Die Welle wandert weiter, der Strahl gleitet vorüber. — Was aber zum Tode bestimmt ist, das erwacht und kann nicht sterben. Ahasverisch wacht es, und der furchtbare Rachen der Zeiten schlingt es hinein. — Seele ist magischer Flor, der das Dauernde lösend ins All versenkt, ist träumendes Auge in glühender Nacht.

Wetterleuchten ist die Seele der Landschaft, Glanz die Seele des Kristalls, Rauschen die Seele des Baums, Duft die Seele der Blume, das Auge die Seele des Tiers, und der Mensch ist mehr Auge als das Tier und die Welt in ihm mehr Bild.

Blut ist die Essenz des Menschen. Am Blut haftet die Seele. Blutrausch ist Rausch der Seele. Wein ist Blut der Erde. Im Wein trinkt die Seele das Erdblut. Aus tiefen Brunnen blühen im Weinrausch Bilder der Erde auf.

Seelenklima. — Das Gasige ist das Diesseits, das Feste das Jenseits der Seele, seine Urform aber das Flüssige und die Welle das makrokosmische Symbol. Auch an Völkern, Rassen, Klimaten hat bald mehr das Gasige, bald mehr das Feste teil. — Rom war zu fest, um im Erdball einzuwachsen, daraus sein Wille zur Macht; Indien zu gasig, um gestaltenwandelnd zu verharren, daraus sein Wille zum Nichts. Nur Germanien war bildnerischer Strom und sich-bäumend-wieder-lösende Woge. Feuerflüssige Synthese aus Stein und Luft: der Sinn des Abendlandes.

Seele und Einzelsein. — Vermöge der Seele ist das Einzelwesen nicht Einzelwesen, sondern Allwelle; vermöge der Seele wirkt es über seine körperlich-geistige Besonderheit hinaus als Wirbelring des Gesamtlebens. Im Blut des Beseelten kreisen die Feueratome: Poren, Mund und Geschlecht sind drei Pforten des Lebens. —

Flamme und Licht. — Die heißesten Flammen leuchten am wenigsten, die hellsten sind auch die kältesten. Der astrale Prozeß zielt auf das Licht an sich; er entglutet die Substanz. Aus der sich verzehrenden Wärme gewinnt er ein Übermaß von Leuchtkraft.

Geist und Seele. — Nur wenn der Geist schläft, wacht die Seele. Er schläft am tiefsten, wenn die Sinne schlafen. Aber es gibt auch im Wachen einen Schlaf des Geistes. In jedem Tun gibt es Momente, wo er zwischendurch einnickt und die Seele lösend die Wimper öffnet. Je reicher unser Leben an solchen Momenten, je mehr von diesem Schlaf des Geistes durchwaltet, umso tiefer sind wir lebendig und in jedem Augenblick erquickt. Davon zeigen die Augen feuchtdunklen Schimmer.

1902

Formen der Liebe. — Der „Materialist" will Besitz und Herrschaft auch über Menschen und Menschenkräfte. Er „liebt" die Verläßlichkeit, den Charakter. — Der Christ sieht das Zentrum neben sich, er sucht Gott, bestenfalls sehnt er sich nach Vereinigung mit dem „Höheren". Er will hinaus und hinauf, und wenn er liebt, so ist es ein Gemüt. — Eros heißt die Liebe des Schaffenden. Das Unermeßliche wird lebendig. Schimmer bricht und fließt hervor. Die Gegend leuchtet, die Ferne dröhnt: Flamme der Ferne ist die Geliebte.

Dionysos Zagreus. — Dionysos muß erst von den Titanen — den schneidenden Wehen, aus denen sich ewig das Leben gebärt — in Stücke zerrissen sein, ehe er als Gott des höchsten Überschwanges erstehen kann. Aber es gibt viele Stufen vom Zagreus zum Dionysos, und wenige Geister erleben aus der Zerstückelung ihre volle Wiedergeburt: wenige bleiben heilen Herzens. — Jeder tieflebende Mensch hat seine Zagreus-Jahre.

Christ und Heide. — Heiden können im Alter Christen werden; die Substanz zersetzt sich und der Rückstand ist: Funktion. Nie aber wird ein Christ zum Heiden bekehrt.

Zonen des Rausches. — Im Menschen mischen sich drei Substanzen: die animale, die vegetative und die elementare. Je nach der überwiegenden bestimmt sich für den einzelnen seine Zone des Rausches. Erst auf vegetativer und animaler Stufe ist Eros, die Schauer des Elements sind dämonisch. Nur wenige Wesen reichen bis in die Region der metallischen Stürme hinab. Aus ihr, in der Germanien heimisch war, emporzudringen in den Liebesglutring des Mikrokosmos, war Sinn des „Sonnenrittes" und dunkler Wille des Abendlandes.

Das Element ist bald tellurischer, bald siderischer Natur. In Stein und Muschelkalk und Scholle und Baum waltet das Erdall; in phosphorner Brandung erklirrt makrokosmische Seele: Element der Äonen und der nächtlichen Weltsysteme. — Eros ist Wille zum Untergang und Drang der Ergießung, Eros der Gott des flammenden Zusammensturzes.

Das Urall durchklimmt die Wesenleiter, weil nur in schauernder Umschlossenheit es Traum wird und Bild. Nur vor Nachtabgründen rollen die Feuerbälle, nur durch Finsternisse zucken Signale, nur wenn draußen der Zug der Stürme rast, erlodert zur Wollust im pfeifenden Kamine der Brand, wankt trunkener an Wänden der Flackerschein.

..In Todesfirmamente brechender Gondel entblitzt der Strahl — erhellender Nu verschlingt das All..

Vermählung will aller Eros. Sterndrang ist Wille des makrokosmischen Elements. All und Nacht und Feuer schlägt aus dem Dämon-Besessenen. Stürme enttragen ihn in die siderische Region. Orion schlürft ihn und der letzte Feuergürtel. Und wieder saugt Gaia in ihm das All hinab, und seine menschliche Liebe will das Dunkel sternfunkelnder Horizonte trinken. So wankt er raunend zwischen Sturm und Dächern hin.

Tier und Ferne. — Nie kann in Tiereszuckung sich erfüllen, was selbst in Sommernächten weich von Laub und Sternen trieft.

Regenwollust. — Im Schall des Regens ist die Hochzeit beider: des tellurischen und siderischen Elements.

Tagebuchblatt. — Wie schoben sich die Menschen zwischen mich und das All! Nun langsam weichen die Schemen und langsam taucht die ewige Ferne, weit hinter steinigen Öden langsam auf.

Eros und Chaos

Eros ohne Chaos — Menschenliebe.
Chaos ohne Eros — Dämonensturz.
Eros in Chaos — Dionysos.

Idole. — Die romanischen und östlichen Rassen sind mikrokosmischer als die Germanen, und zwar die Romanen animalischer, die

Morgenländer und unter ihnen am meisten die Hindus vegetativer. Nur Germanien barg makrokosmische Elementarsubstanz. Nicht unbildlicher, aber innerlicher war seine Wollust. Was in Sternzonen ragt, wird nicht in Tiergötter eingeschlossen und schauert jenseits aller Tempelwände. (So konnte es leichter vom bildlosen Juda betrogen werden!) — Die stärkere Neigung der südöstlichen Völker, zu idolisieren, verbürgt längeres Bestehen, beschleunigt aber auch die Verkalkung. Idole sind wie Zellen Bewahrstätten, aber auch bisweilen gleich den Mumien Petrefakte des Lebens. Was Wiege dem keimenden, wird Sarg dem absterbenden Leben! — Sch. will Reliquien neumachen, will archaische Symbole entzünden: aber nie wiederholt sich in gleichen Formen das Leben.

Dichterisches Miterlebnis. — Im Dichter atmet das All, und er horcht und lauscht auf den ewigen Wellenschlag; das ist seine immer überfließende Liebe. Überschwang ist sein ganzes Leben, und Überschwang ist tief charakterlos. Auch ist er sehr leichtgläubig, weil er unfest ist. — Die gleiche Teilhaberschaft wie am All gibt es auch an Persönlichkeiten. Voller Verwunderung findet der Dichter noch das fremdeste Ich in sich selber vor. Er scheint in der Sphäre des Andern aufzugehen, indes er nur tiefer in sich selbst hinablauscht: da brodelt das Chaos, dem auch diese Sphäre entrollte. — Dennoch bleibt es wahr, je mehr er dichtend einzelnes dichten muß, umso mehr ist er selbst ein einzelner, d. i. einer, in welchem der Lebensstoff schon zu erhärten begonnen hat. Der noch ganz rhythmische Dichter steigt zum Menschen immer nur hinab.

Liebe und Vampyrismus. — Menschenliebe ist Besessenheit und auf der Seite dessen, der sie herausfordert, Vampyrismus; aber nicht im Bewußtsein des Zuliebenden haust dieser Vampyr, nicht in seinem Wollen hat er seinen Sitz: es ist die Sphäre des Andern, der wir verfallen! Hier geschieht, was nicht im Bereich des mechanischen Geschehens liegt, daß Wirkungen entstehen ohne Aufwand von Kräften. Wir sind gebunden wie durch ein Versprechen oder wie durch ein magisches Wort. — Ähnlich liegt im tiefen Haß solche Besessenheit, und vielleicht ist dies die Urwurzel, wo Haß und Liebe eines sind; erst in Schichten des Ichs mag sich entscheiden, ob wir besessen hassen oder lieben müssen. Im Haß sträubt sich die Eigensphäre gegen Enteignung; härter sich zusammenballend zerdrückt sie in sich den Zug der fremden Sphäre. Wie der Haß sich nicht hingibt,

so nimmt er auch nicht in sich auf; sondern er löscht aus. In der Liebe enteignet sich die Sphäre als in der fremden gebunden. Magie hat das Band geknüpft, und nur Magie kann es lösen. Durch Zaubertrank, so weiß es die Mystik vieler Völker, verfallen wir der Leidenschaft, und nur ein neuer Zauber gibt uns die Freiheit zurück. Mächte, die trinken, ohne getrunken zu werden, das sind die Mächte der Liebe.

Ist das vielleicht der Sinn aller „schwarzen Kunst", die ja stets mit Nekromantie verbunden, und liegt im Seelen- und Ahnenkult die Spur, die zum Logos führt? Sind die Geister, die ins Leben zurückwollen, indem sie das Leben nehmen, sind mit andern Worten die Gespenster das Urbild des Jenseits, welches das Diesseits frißt? Und gab dem hineinragenden Wirken dieser Macht das Heidentum Tribut in Gespensterkult und Molochsdienst? Wäre schwarze Magie bannend ohne Gegenliebe, ohne Mischung und daher vampyrisch?

Eines bleibt gewiß: nur Ichwesen gegenüber gibt es unselige Besessenheit, mögen es Menschen oder Gespenster sein. Unselig besessen ist der Hypnotisierte, der durch „bösen Blick" Gefesselte wie der unglücklich Verliebte. Ob liebend, fürchtend oder hassend, unselig besessen sind wir, wo wir verfallen sind, ohne uns mischen zu können.

Christus und Dionysos. — Dionysos ist der lösende Gott: Eleutherios, Lysios. In ihm enteignen sich die Sphären durch Vermischung. Der Tod in ihm ist ewige Wiedergeburt und Sinn des Lebens. Hier löst sich jede Spannung, jeder Gegensatz wird geschmolzen: Dionysos das Zeichen des Wirbels, welcher das Chaos ist, wann es erglühend die Welt gebären will.

Im Zeichen des Ichgotts aber gibt es nur bindende „Wahrheit", nur Zweck (Sokrates) und Seelenschönheit, die nicht Körperschönheit ist (Kasteiung des Fleisches). Wie man Dionysos mit Recht den Löser nennt, so sollte Jesus Christus der Binder heißen; denn dies ist die Grenze seiner Macht, ob er gleich viele Völker eroberte und vielleicht alle erobern wird: er „gierig nach Liebe" (Schuler) kann nur binden, nie lösen. Er aber, der Bindende, nennt sich den Erlöser!

Äolische Klänge. — Nur ein Mal feierte Eros seine höchsten Feste, das war auf Lesbos. Hier taute die Nacht um klingende Leiber. Klagend und süß wob Seele des Südens ihr bebendes Goldnetz um Mädchen und sterndurchfunkelte Ulmen: Flamme des Alls im schweren

Düftestrom, sein Sturm im Kuß mondsickernder Nacht gelindert. In tiefere Schlünde dröhnt der Ruf des thrakischen Dionysos, aber Schönheitvolleres entrang sich nicht der Flur als wehmütig-wollüstiger Klagelaut der orphisch-äolischen Lyra.

Vom Eros zu Platon. — Mit dem Erwachen des Eros, des zweiten Weltschöpfers, ist auch eine neue Gefahr für das Leben erwacht. Erotisches Leben ist seelisches Leben, und wehreicher, todnäher ist alles Seelische als das im Chaos noch Unvereinzelte. Erst die urnisch umschlossene Glut wittert als leuchtender Flor um das erbebende Gefäß. Je seliger es erklingt, umso näher auch die Gefahr, daß seine Wandung allzu dünn dem inneren Andrang bricht. Dieser Bruch geschah in Hellas. Ein Strom führt vom thrakischen Dionysos zum orphischen Lesbos, aber von dort zu Platon gähnt die Kluft. Was ehemals Lösung war des Dämonischen aus Fesseln der Dinglichkeit, also der Ichheit, ist hier zur Befreiung geworden des transzendentalen Ichs aus Banden der Leiblichkeit. Niemand weiß es heute, daß, was im Sturm orgiastischer Verzücktheit abgeworfen wird, nicht der Leib ist, sondern grade der Geist, das Prinzip des Einzelseins. Nur im Geiste gibt es bewegte Körperhaft, der Trunkene ist Strom und allverwobener Untergang. — Ein andres ist der nächtliche Feuerherd, um den die Dämpfe wallen, ein andres das Licht der Mystiker, in dessen trinkender Sphäre sich die Dünste verzehren.

Abend des Heidentums. — Ahnend, bangend und drängend ist das Leben, von der Natur des Wetterleuchtens, des Zwielichts und der Mondnacht. Jedem Begreifen in rätselnde Ferne entrückt, wandelt Eros im Schauern äolischer Klänge. Nicht Läuterung des Körpers im Geiste, nicht harmonisierende Umspannung beider Prinzipien war das äolische Altertum, sondern die noch unzerspaltene Substanz als leuchtendes Blut in göttlichen Leibern. — Anders die Harmonie der olympischen Götter, Elysion, Apollon. Sie ziehen wie in einem durchsichtigen Dämmerblau, von dem aus Qual und Zwist und Lust und Grausen und alles, was ein Leben irr durchrann, in einer zarten, fernen, silbernen Glorie erscheint: äußerste Peripherie der heidnischen Sphäre, deren Kern die dionysischen Taumelräder. Das ist der Abend des Heidentums. Zu ihm strebten schon die orphischen Lehren, zu ihm alles, was wir von suchender Askese der frühen Griechen wissen. Platon aber ist ein Zwitter, in welchem sich die Kreise des asiatischen und des abendländischen Zentrums schneiden.

Feste. — Jedes Fest soll zwischen Fernen spielen.

Erinnerungsferne. — Ferne ist Erinnerung, ist zurückdurchmessene Vergangenheit. Wir müssen über Jahrtausende grauenhafter Selbstentfremdung die Brücke zurückspannen. Unsre Symbole entbehren der Klarheit, unser Glaube der Götter, unser Kult noch der Wunder. Aber die Ferne ist allhafter, das Zwielicht aufwühlender, das Wunder innerlicher geworden. Aus dem Heidentum des Leibes will in noch wilderen Scheinen das Heidentum der Seele brechen.

Erinnerung ist das Hineinragen der Urkindheit in das Heute. Ferne ist Urkindheitsgegenwart. Nur durch den tiefwarmen Flor der Kindeswollust wittert die Ferne. Jede Erinnerung nimmt den Weg durch die eigene dunkle Kindheit. — Die Vergangenheit als das Herdfeuer des Lebens. Jedes tief Lebendige ist groß durch seine Herkunft. — Heimat, Erdwüchsigkeit, Instinkt: Gebundenheit durch die rückwärtslaufende Kette der Herkunft.

Hellenismus. — Jede Einrichtung und Gepflogenheit mythischen Ursprungs. Irgendeine göttliche Begebenheit, die im Volksgedächtnis gegenwärtig, hat den herrschenden Zustand der Sitten und Verfassungen geschaffen und gleichsam als ein Denkmal hinterlassen. Jede Umgestaltung wird durch unmerklich allmähliche Hinzutat dem Zusammenhange eines urgegebenen Mythenschatzes eingefügt, wodurch sie als Erbe der Urzeit erscheint. Darum erschließt sich hier dem rückgewendeten Blicke keine Tiefe der Zeiten, sondern das Uralter ist stets wieder nah. Nur geahnt wird hie und da die Ferne: Äthiopen, Hyperboreer, Elysion, Ogygia, Scheria. Der Sternenhimmel nährt sich von den Dünsten der Erde und dem „Äther" Zeus raucht Opferbrand auf Bergaltären. Dies ist wenigstens die im Mutterlande vorherrschende Form des hellenischen Geistes, der keinen „Eros der Ferne" kennt.

Ekstase. — Was man heute über Ekstase weiß, ist für uns unbrauchbar. Die Bewußtseinserscheinungen der meisten Hypnotisierten, Somnambulen, religiös Ekstatischen sind krampfhafte Aufbäumungen zersetzter Kräfte und strahlen ins bildlos Leere. Mit ihnen verglichen ist selbst die erkrankte Seele, die anthropozentrische Sentimentalität, meist noch reicher und schwerer. Alle diese Jenseitsflüchtlinge des Gefühls wissen immer nur von dem neuen Selbst zu sagen, das leichter, unirdischer wurde. Es sind mittelpunktsflüchtige Dränge astraler Materien, nicht minder lebensbar und sinnenfeindlich wie die kalte Unersättlichkeit des stofflichen Ichs. — Demgegenüber gehen unsre

Lehren selbst noch über alles geschichtliche Heidentum hinaus. In den Geheimdiensten aller Art, sofern sie als Ausnahmezustände inmitten schon geistig gewordener Kulturen auftreten, erblicken wir die oft bereits von falschen Strömen gelockerten Inseln ehemals erdsicherer Lebenskontinente, die sich schroff aus zerstörender Umflutung sondern. Indem sie genötigt sind, sich gegen eine Fremdwelt abzugrenzen, tragen sie nur zu leicht die Züge furchterzwungener Heftigkeit und zuckenden Übermaßes. Weder die bakchischen Feste der Griechen noch die Kybelewunder der Asiaten können uns dauernd fesseln. Wir vergessen nicht, daß alle Orphik den Transzendentalweg ging.

Blutleuchte und Dämonismus. — Blutleuchte (Schuler) ist ununterbrochen tiefwühlender Schauer. Dunkle Fremde pocht und gärt in heimlicher Hütte. Wehwildes Jauchzen vermengt sich den Stößen des Sturms. Dämonisch redet das Sein und aus Zwielichtgrauen; aber ein glühend Winterabendrot umringt die Welt, und Feuerschein umsprüht die jagenden Gewalten. Wie vor dem Windzug die Flamme der Herdglut, so entlodert der Rauch in heiliger Nacht. — Blutleuchte ist Eros und Kind, ist goldene Einheit des Lebens, und durch das Kind blickt es in seine goldene Ferne zurück. (Ist das der Sinn des Spiegels im Korybantenring?) In ihm ist das Geheimnis offenbar des mütterlichen Alls.

Sinn der Götter. — Was Götter sind, weiß nur, wer ein Gott war. Götter glauben, heißt dessen gedenken. Alles andre ist Gleichnis fürs Volk.

Sinn der Zeiten. — Unaufhörlich sinkt der Augenblick in die Vergangenheit: der Tod dreht das Rad des Lebens. — Unaufhörlich wölkt Vergangenheit den Purpurdom des Augenblicks: aus der Hadesnacht drängt die Blume Persephoneia. — Rückwärts in die Bildertiefe des Vergangenen ist der Blick des Lebens gewendet, wie der Mond vor den Gorgofernen des Alls erblüht. —

Die Hochzeit des Nun mit dem Vergangenen ist der zeitlose Augenblick des Erglühens*. Auch die elementaren Schauer sind solche der Wiedergeburt; das Element in uns erinnert sich seiner Schrankenlosigkeit im planetarischen Strom, beide verschlingen sich wieder:

* F.d.H. — Wo immer in den Nachlaß-Aufzeichnungen das Wort „zeitlos" vorkommt, bedeutet es: entrückt der meßbaren (= gegenständlichen) Zeit. Vgl. die Fußnote auf S. 262.

Winde, Bäume, Sterne sprechen nun. Durch unermeßliche Zeitfernen der Tode und Geburten grüßt Menschenseele den schwankenden Halm, hört Menschenblut in dunkler Innennacht den Regen rauschen, der draußen um die Blätter trieft. Das ist die Allumschattung des Feuers.

Wirbel und Schauer. — Die Feldschlacht: Sturmflut metallischer Schauer. Ihre Alarmsignale zucken durch Jahrtausende heroischen Menschentums.

Das Fest: Zur glühenden Sphäre Eros ballt sich sternumfunkelte Finsternis. Ihr Fackelqualm und nährender Purpurbrodem wölbt die Kuppel über Jahrtausenden menschlicher Blutleuchte.

Das Opfer: Aus Dampf und Feuerzungen bricht das Grauen. Sein Raunen und Geisterklang durchrieselt Jahrtausende magischen Menschentums.

Polarität des Lebens. — Leben ist eine Polarität sich ballender und hinausfliehender Mächte: das ist der wahre Sinn des Schweifens und Haftens. Bald heißt es Kampf wie in den Fehden, die das amazonische mit dem mauergründend-mütterlichen Elemente focht. Bald ist es Ring in heiliger Trias; denn selbst die jagenden Elemente umspannt der glühende Welthorizont.

Kosmischer Kreislauf. — In mystischen Kreisläufen kehren alle Fliehenden immerdar in die Geburtsnacht zurück. Die Erde trinkt Regen aus wassergeborenen Wolken, und wie der Tropfen im Meere, so stirbt das taghelle Heute unaufhörlich im Dunkel der Vergangenheit. Wie die Welt im Gürtel der Midgardschlange, so ruht alles Geschehen im Wogenschlage des Allmeers, und was im Sturmflug um Schlot und Türme treibt, das nährt als Herdglut gebunden den schützenden Rauchfang. Urnisch umschränkt wird es Blutleuchte und Eros, der schon im Tiere dämmert und in Blüten träumt; entfesselt ist es dämonische Jagd. Aber auch die wird vom süßen Grauen jener wirrenden Ferne eingehüllt, wo wildes Dunkel sich mit weither lokkender Klage mischt. Gold und Finster als unentmischbares Zwielicht verschränkt: Eros der Ferne. So spielen wehende Ranken vor den Schlünden des Alls, und noch im Klirren sternfunkelnder Winternacht braut es als Silberrauch um die Wälderkette.

Der Raum. — Der Raum ist nur die Sichtbarkeit des Schweifens, die sich horizontisch umringende Raserei der Stürme.

Die Verhülltheit der Bilder. — Bilder tauchen aus geheimnisvollem Dunkel oder sie gleiten in Zauberferne. Nie sind sie nackt, nie von Dauer, nie derbem Griff erreichbar; ihr beglückender Schauer ist ein Auflodern und Versinken in Nacht. — In Eleusis flackern die Götterbilder in ungewissem Fackelschein — feierlich in schwere Gewandfalten hüllen sich die großen Mütter Isis, Hertha — das mystische Götterpaar der Kabiren wird nicht beim Namen genannt — die höchste Zauberformel kann dem Verderben bringen, der sie auszusprechen wagt — die Welt selbst ist der Schleier der Maja. Immer weben an ihm die Elemente; darum ist die Spindel mütterliches Symbol: Zeichen des Kreislaufs und der liebenden Umschattung, Zeichen des großen und des kleinen Dunkels.

Nacktheit des neunzehnten Jahrhunderts. — Das neunzehnte Jahrhundert hat wie keines vordem den Majaschleier zerrissen. Mit unheiliger Neugier nahte es allem: dem Dunkel der Schluchten, der Metallferne des Meeres, dem ziehenden Gesang der Lüfte, dem erhabenen Grauen der Tempel und Dome. Seine Wirklichkeit, die man tasten und verschlingen muß, um sie zu haben, ist nur der Lügenschild des Zerstörungstriebes. Was mit einfältigem Hohn die Wissenschaft als Wahrheit dem Dunkel der Traumumhüllung entgegenhält, ist der zersägte Leichnam des Lebens. Nackt und vom vergossenen Blute kindlicher Völker rauchend steht die „Groß-Stadt" auf dem Scherbenberge der Vorzeit. Selbst die Bilder königlicher Heiden hat sie entweiht im kalten Grau ihrer Sammelstätten: ihr Glanz erlischt vor den seelenlosen Blicken der Nüchternheit. Der Baum des Lebens hat all sein goldenes Laub verloren, und im morschen Geäst wimmelt mit schreiender Hast das widrige Geschlecht der Affen.

Oben und unten. — In Kleinstadt und Dorf bleibt länger vom Schlaf der Unbewußtheit behütet, was auf den heller bewegten und wacheren Höhen des Lebens zu schnell sich als Drang und Tat verbraust. Die Herrschenden und Wissenden sind stets an der Peripherie des Umschwungs, näher der Allnacht und den tötenden Schauern, aber auch ferner der nährenden Mitte und in größerer Gefahr, tangential zu entgleisen. Die Kälte dort zwingt das Leben zu heftigeren Bränden der Selbstverzehrung: der obere Äther trinkt am Blute, das dem Blau kosmischer Nächte opfert. Hier löst sich in verderblichen Wandlungen aus gelber Flamme das weiße Licht, aus kindlicher Gebundenheit herrisch-ruhmsüchtig der Geist. Um deswillen gingen solche Völker immer am Ende den Weg der Verneinung, in denen wir frühe schon einen starken Keim persönlichen Wollens finden, wie die Griechen, wie vielleicht auch die Germanen Deutschlands. Zwischen ihren chthonischen und ihren Lichtgöttern herrscht nie zu schlichtender Streit. Jene, vom denkenden Bewußtsein in bloße Mittler und Handlanger umgedeutet, fristen geheim eine oft standhaftere Unsterblichkeit in sinnvergessenen Festbräuchen seßhaft breiter Volksschichten oder in unterirdischen Mysterienkulten. — Was mit dem achtzehnten Jahrhundert ausklang, war Höhenlicht; was sich in uns entband, aber Feuer, das vielleicht Jahrtausende lang als aschenwarm umschränkte Herdglut in dörflicher Dumpfheit schlief. Wir sprachen aus, was beim Grillenzirpen, beim duftenden Brodem des Backofens, was beim Schollern des Rauchfangs in stürmischer Herbstnacht in pflügenden und säenden Urgroßvätern kaum als ein Kindsgefühl dämmerte. Gefühl und Drang ward in uns, was jenen ungewußt im Blute rollte. — Daß in Deutschland länger als anderswo die Masse des Volkes in geistiger und wirtschaftlicher Unterlänigkeit verblieb, war Ursache, weshalb es länger und tiefer die Schauer nähren konnte, die innersten Wesens Schauer der Kindheit sind.

Kein Ausweg. — Es gibt keine Befreiung durch Verneinen, sondern nur durch Vollenden. In Verzweiflung sein Leben zerbrechen, dies führt nicht zur Vermählung mit dem All: der neue Zustand würde nur ebenso unselig sein.

Zwei Arten der Erinnerung. — Es gibt zwei Arten leiblicher Erinnerung, die gespenstische und die Urerinnerung. Jene wird von einem ganz andern Grauen begleitet als diese. Aus ihr stammen vielleicht die Lehren von der Palingenesie. Die philosophische Deutung griff immer fehl oder ward nur der gespenstischen Wiedererinnerung gerecht. — Ein Wissen der Urerinnerung gab es vielleicht in den eleusinischen Mysterien, ihre volle Lebendigkeit sicher im Sepulkralkult der Urzeit. Nicht ein „Geist" wird wiedergeboren in ihr, sondern es berührt sich, was in uns von Ursubstanzen blutshaft gebunden ist, mit äußeren Schichten ihm verwandter Vorzeit. Vermöge der Blutsgebundenheit nimmt es seinen Weg durch die Ahnenreihe. Das Ahnenhafte selbst ist nur Symbol, geschlechterlange Bräuche und unberührte Herdstätten geben es weiter, heimatliche Penaten raunen aus ihm. — In der noch schlummernden Seele des kindlichen Alters ist diese Hochzeit vielleicht am innigsten und tiefsten, am festlich-

sten und wildesten aber in der überwallenden Jünglingszone des Lebens: die Seele selbst ist nun die verströmende Mitte im roten Kreis ihrer Blutleuchte. — Blutleuchte ist der Zustand der Hochzeit der inneren und der äußeren Essenz. Diese selbst bleibt immer zellar gebunden, auch wenn sie entlohend schweifende Dämonen nährt.

Urerinnerung. — Durch ungezählte Jahrtausende reicht die Nabelschnur des Urerinnerns, und wie der Wein mit dem Alter an Blume gewinnt, so steigt es umso dampfender herauf, je länger es in chthonischen Urnen schlief. Ja, die Rückflüge in den Schlund der Zeitennacht sind nicht an den Planeten und selbst nicht an die Stufe des Kosmos gebunden: siderische Leuchtstoffe rollen im Blut und die Glutdünste noch ungestalter Wirbel. Von unsrer Eigensphäre hängt es ab, mit welchen Mächten wir uns gatten können: ob mit schon symbolgeronnener, ob mit elementarer Lebensschicht — ob mit chthonischen oder siderischen Gewalten — ob mit haftender Tiefe oder schweifender Höhe — ob mit Eros, dem Gotte des kleinen und des großen Kosmos, oder den titanischen Regionen des ewigen Werdens. — Durch Vermählung im Blute geschieht die Entzündung des Urstoffs, und das ist der Sinn aller ewigen Augenblicke und ihr dreifaches Feuer. Glühend oder flammend tritt es in die Sichtbarkeit der Dinge, glühend als kosmisches Kind in umringter Mitte, flammend als Jagd in ziehende Weltfernen.

1903

Schweifen und Haften. — Das Schweifende ist Wellenschlag, nicht Insel; Pendelgang, nicht Schiff; Strang, der Bild auf Bild vorbeizieht, nicht selbst das Bild; durchbrausender Sturm, nicht die Hütte, welche durchbraust wird. Seine Stätte ist der Raum, seine Sinnfälligkeit ziehender Ton. Es baut nicht, aber unter seinem Wehen wächst und schwillt es wie nach dem Weiterzug der wilden Jagd.

Im Schweifenden ist amor fati; denn er selbst ist das Schicksal, das Weben des Alls. Er ist Teil der Brandung, die am Deiche wühlt, ist Flamme und ewige Ferne. — Dem entspricht im Menschlichen der Schauer, nicht die Vision; der betäubende Donner, nicht klargoldener Reigen der Sterne; der formenzerbrechende Weltbrand, nicht das nährende Herdfeuer. — Skala der Polaritäten: schweifend-haftend; Urschauer — Eidolon; Surtur — Herdfeuer; Weltbrand — Lampe; Innerlichkeit — Sinnlichkeit; Einsamkeit — Symbiotik; Nord — Süd.

Rom und Germanien. — In sich sein Gesetz trägt jedes Leben, das im Rhythmus schwingt. Das war Roms barbarischer Irrtum, daß es die rhythmische Gewalt Germaniens dem Imperium als dienende Funktion eingliedern wollte. Nur aber, wenn das haftende Prinzip Gleichgewicht des Saugens und Sichverströmens ist, bleibt es Pulsschlag des Alls. Man kann die Welle nicht ins Zimmer tragen, den Sturm nicht im Mantel fangen.

Sinn der Ratio. — In ihr ist Leben einunddasselbe mit Rechnen. Gott ist die größte Zahl. Der Wettlauf der Ringbahn ward „Konkurrenz". Die Zeit realisiert sich zur Linie des Fortschritts. Das „fressende Feuer" Jahwe tilgt den Augenblick. Gott ist das Verbum: das Prädikat ohne Subjekt.

Das Abendland. — Mit der größeren Idolatrie des Südens verbindet sich zugleich ein größerer Personenkult. Wie jedes „Bild", so kann auch die Person Sitz der Göttlichkeit sein, zumal der haftenden, isishaften. Der schweifende Norden dagegen hört die Götter: Sturm und ziehende Klänge künden sie an, verworrene Stimmen, Laute, die sich ahnungsvoll verlieren. Am ehesten noch als rasender Jäger, verflochten in eine Schar, die in „Saus und Braus" lebt, wird der lebendige Einzelne als dämonisch empfunden. Im ganzen aber besteht eine viel stärkere Neigung, die Götter nach außen in die Schauer der ungeformten Naturgewalten zu verlegen, und darin zugleich eine Abneigung gegen die Anerkennung gottbesessener Cäsaren und Despoten.

Das „Wort Gottes". — Das „Wort Gottes" oder der Logos ist das Werk Gottes, d. h. der „Sohn". Der Sinn dieser Symbolik kann nicht zweifelhaft sein. Die Welt gilt als erzeugt, aber so erzeugt, wie vom Geist der Gedanke erzeugt wird. Die Welt ist demgemäß der Gedanke Gottes. Was das nun in sich schließt, wird uns sofort klar, wenn wir ein einziges Wörtchen hinzusetzen: die Welt ist nur der Gedanke Gottes, sie ist ein Begriff Gottes. — Ursprünglich war sie sein Ebenbild, auch nach den Lehren der Bibel. Durch „Sündenfall" fiel der Mensch aus der Ebenbildschaft in die bloße Begriffsschaft. Das „Wort-Gottes"-Symbol bezeichnet eine Stufe des Prozesses der Schemenwerdung der Menschheit.

Aus einem Brief. — Das heilige Grauen schweigt. Wo verbarg es sich — wo lodern die Feuerzeichen — wo finde ich die Straße wieder,

die ins nächtliche All — wo den Strom, der zu „unbekannten Küsten" führt? „Verbotenes sank in irre Nacht." Nur die weißen drachenhaften Wolkenfetzen und Geisterschiffe, die zuweilen an den Mondhörnern vorüber das blaue All durchqueren, die sehen es wohl, wo am äußersten Saume rätselhafte Sterne aus fernen schwarzen Räumen flackern.

Wissenschaft und Wirklichkeit. — Wir besinnen uns, wie weit von der Wissenschaft die Betrachtungsweise des Kindes abliegt. Der Brunnen, um den es spielt, der Baum, der vor dem elterlichen Hause rauscht, der Kirchturm vielleicht, von dem, bald gern begrüßt, bald unerwünscht, der Schlag der Stunde dröhnt: es ist alles umschimmert vom dunklen Weh der Unwiederbringlichkeit. Wieviel Türme und Bäume und Brunnen die Erde noch bergen mag, es wäre ihrer keines mit dem einzigen Bilde vertauschbar. Hat die Wissenschaft je auch nur gefragt nach dieser Wirklichkeit? Kümmert sich der Botaniker um die Schönheit der Blume, deren Natur er erforschen will, und vollends, denkt er daran, daß ihr Leben unwiederholbar ist?

Opfernde. — Wir sind die Märtyrer des Heidentums, aber wie sie so noch niemals waren: wir sind Opfer Molochs. Unsre Seele stirbt am Geist, wird Formel, Begriff, damit die Seele, von diesen Formeln als von einem Wehr umronnen, lebe. Ein Opfer, das man heidnischen Göttern bringt, ist immer symbolisch: ein Opfer des Leibes. Das dem Moloch gebrachte Opfer ist mechanistisch: ein Opfer der Seele. Wie jener Römer sich selbst in den Erdschlund warf, so werfen wir unser Purpurinneres in den Schlund des Nichts.

Epoche. — In den neunziger Jahren verröchelte das arische Prinzip. Wo ein Leben verendet, da schlagen auch noch einmal seine Flammen. Die kosmische Substanz selbst brach wie nie zuvor in wenigen Auserkornen durch die todwunde Schale: sterbend durften wir überragenden Fernblick tun. Wir werden dessen nie zum zweiten Male teilhaftig, wir sind als Märtyrer versunkener Zeitalter, aber die Erinnerung an das dort abgründig Gelebte hat uns wissend gemacht. Ob die Urzeit stirbt, auch dieser Greuel der Verwesung, dem wir verfallen, ist nur das Zersplittern eines Tropfens an den Klippen des Allmeers.

Energetik des Schaffens. — Nicht das Werk verbraucht, sondern die Beseitigung der Hindernisse. Werke werden nicht fertig geboren, nur ihr Urkeim tritt unter Wehen eiartig ins Dasein. Das Werk selbst aber vollendet sich nur langsam und muß dabei beständig bewahrt und verteidigt werden gegen den Widerstand der mechanischen Welt. Bei diesem Ringen trübt sich der Urklang, unendliche Kraft des mütterlichen Organismus verströmt umsonst, und oft stirbt das halbfertige Gebilde wie ein allzu zartes Kind oder, was noch schlimmer, es vergröbert und wird ein abscheulicher Bastard aus Seele und Verstand.

Werk und Dauer. — Wenn wir uns nicht begnügen, das Werk zu schaffen, sondern es auch erhalten wissen wollen, so liegt die Ursache darin, daß es in der Zeit noch weiterwächst. Vergleichbar dem Wein gewinnt es mit dem Alter an Blume. Das gilt nicht nur von Werken der bildenden Kunst, es gilt ebenso von Dichtung und Gesang. Die „biotische Schicht" (Schuler) setzt sich auch hier an, obschon auf eine mir noch rätselhafte Weise. Das Idiom des Liedes, das Tongeschlecht der Klangdichtung wird mit den Jahrhunderten geheimnisvoller. Vielleicht, daß bis dahin das persönliche Leben der Worte und Tonverbindungen völlig erloschen ist. Erst durch Zeitfernen hindurch glühen die Gebilde im magischen Licht.

Rom und Germanien. — Der Römer umspann sich mit Wänden, der Germane mit tropfendem Regen und rauschenden Bäumen. Dazu singt, denkt, träumt es im Innern.

Funktion der Zeit. — Im Lebensringe ist Zeit gleich Ewigkeit. Nur das Einzelleben altert, das Essentialleben verjüngt sich in ihr.

Heidentum, Katholizismus und Vernunftkult. — Wie breit auch zwischen heidnischer und katholischer Welt der Abgrund klafft, jedermann weiß, daß erst die Bacone erfanden, was den Strom der Geschichte aus seinem Bette hob. Lärmend genug künden davon die erstaunlichen Maschinen, mit denen wir in kürzester Frist so Blitz als Flut zur Verrichtung widernatürlicher Arbeit zähmten. Man hat auch bemerkt, in welcher scheinbar winzigen Denkverschiebung dieser Bruch sich spiegelt. Naturforschung kannte das Altertum so gut wie wir; die Erscheinung der Neuzeit des Denkens aber knüpft sich an die Befreiung von Nötigungen der Sprache. Dahinter nun

liegt eine tiefere Emanzipation, die nicht mehr eine Frage der Methode ist. Keineswegs zufällig, sondern von scharfer Witterung geleitet, eröffnet der Herold des Empirismus sein „Novum organon scientiarum" mit dem Kampf wider die „Idole", unter denen an dritter Stelle die Täuschungen durch das Wort erscheinen. Daß vor den Dingen den sprachlich überlieferten Begriffen der Vorrang gebühre, glaubt, wie man weiß, mit Platon die Philosophie der kirchlichen Scholastik, sofern sie in dem Dogma gipfelt der universalia ante rem. Ihr tritt mit dem Baconismus nicht etwa heidnischer Naturgeist, sondern ein Profanbewußtsein entgegen, das selbst in den Künsten der Dialektik noch eine Form der Idolatrie erblickt. Man wird den Scharfsinn der Feindschaft bewundern müssen, durch den uns jeder „Idealismus" für entlarvt gelten darf als abstrakt gewordener Bilderdienst. Es ist aber folgerichtig die letzte Hälfte dieser Wesensbestimmung, gegen die sich die Spitze der naturalistischen Polemik kehrt. Sie wählt mit hörbarem Unterton von Verhöhnung für vermeintlich trügende Vorstellungen ein Wort, das im Mittelpunkt vorzeitlicher Kulte steht: das Wort Idol. Das läßt uns erkennen den entscheidenden Grund ihrer Gegnerschaft. Wer im Aufsuchen der Wahrheit dem Zug der Sprache folgt, der bleibt, ob noch so sehr in die farblose Höhe der „Universalien" strebend, dennoch Deuter uralter Glyphen. Die Sprache ist voll von heimlicher Göttergeschichte und dem feineren Ohr noch vernehmlicher Symbolik. Irgendwann einmal waren die Urlaute zugleich magische Zeichen, und der Geist, der sie gewaltsam in Begriffsmarken umzwingt, begann seine schädliche Wirksamkeit erst nach Jahrtausenden ihres ungestörten Wachstums. Auch der abstrakteste Dialektiker ist noch ein Stück heidnischer Theolog. Er schöpft mittelbar aus dem Born eines Erlebens, dem alles Wissen von den Göttern entstammt. Der herkunftslose Gehirnmensch haßt in der Sprache die Bewahrerin kultlicher Überlieferung und verhüllter Idolatrie. Sie scheint ihm den Bestand seiner nackten „Erfahrungen" in ein mystisch schillerndes Netz zu wirren und den Hohlraum der Nüchternheit mit den wolkenhaften Phantomen der Einbildung zu erfüllen.

1904

Unwissenheit des Heidentums. — Man kann Leben und Magie des Altertums nie zu hoch, sein Wissen kaum tief genug an-

schlagen. Das Leben kreist und glüht aus sich selbst. Im Menschen aber trübte sich der Urquell. Flamme wollte zur Seele erwachen und verwirrte sich. Turmbau zu Babel, Bruder- und Freundesmord, Neros Wahnsinn, die Selbstzerfleischung des römischen Imperiums, die ratlose Häufung der Mysteriendienste — das alles spricht dafür, daß man ohne Wissen war, daß ein unseliger Zufall das Wissen hintertrieb. — Vor dem aufzuckenden Lichte des Geistes geriet nun das heidnische Dunkel in eine Verwirrung wie der Nachtvögel und Insekten. Man flog gegen das Licht, man verbrannte im fressenden Feuer Jahwe. Und es verwirrte sich grauenvoll vor dem fremden Gleisch der Sinn der eigenen Zeichen. Die mütterlichen Symbole schienen zu drohen, man warf sie selber in den ätzenden Strahl. Man flüchtete vor dem inneren Tode schaudernd zu den Verheißungen einer falschen Unsterblichkeit. Sich mißverstehend schuf das Heidentum neben der christlichen seine eigene Heils- und Erlösungslehre und lockerte dergestalt den Boden für die Saat seines Feindes. Die heidnischen Jungfrauen hatten das Öl auf ihren Lampen vergessen. Das Altertum war ohne das Licht der Erkenntnis; so konnte es meuchlings geschlachtet werden.

Generationen. — Es war die Klippe der vorigen Generation, sich mit ihren sog. Idealen von der Wirklichkeit des Lebens dermaßen zu entfernen, daß nicht nur das Urteil getrübt, sondern auch jede Einwirkung verhindert wurde. Die höheren Geister blieben Sinnende, Träumende, Phantasten. Heute besteht die entgegengesetzte Gefahr. Unter der Sucht, zu „realisieren" und nur möglichst schnell in irgendeine „Praxis" zu übersetzen, leidet alles: die Schwungkraft des Innern, die Reinheit des Urbildes und am empfindlichsten die Reife. Dem heutigen Leben ist der Muttergrund geraubt: einer ruhelosen Aktivität fehlt es an Boden, an Substanz, an Form, als welche einzig im dunklen, keimeschweren Bereich der Passivität zu finden ist. Im Grenzenlosen schweben die Urbilder: nur der magische Schlüssel und sehnende Gewalt, nicht der Wille hebt den glühenden Dreifuß herauf, mit dem die Helena beschworen wird. — Sinn dieser Wandlung: ein schauendes wurde durch ein handelndes Menschentum, arischer von judaischem Geiste verdrängt. Unsre Aufgabe ist die entgegengesetzte wie unsrer Vorväter, nämlich das Wollen nicht gleich jenen zu lernen, sondern es zu verlernen. Unser Protest gegen den Geist dieses Zeitalters heißt Enthaltung von jeder Tat.

1905

Fragment. — Fernes Wellenschlagen träumt herauf — Schlaf und Sturm und spülende Nacht.

Aufgabe des Schaffenden. — Nie noch eilte ein Schaffender „seiner Zeit voraus". Eher hielt er sie an: in ihren Todesweg des „Fortschritts" das Netz bestrickenden Wahnsinns werfend.

Die Tat. — Nur eine Beziehung zur Zukunft ist real genug, um die Irrealität einer „Zukunft" zu rechtfertigen: die Tat, welche diese Zukunft schafft. Alles übrige sind „fromme Wünsche". -

„Geschichte". — Die Geschichte kennt keine Tragödien, sondern nur Erfolg und Mißerfolg. Die tragische Betrachtung geschichtlicher Ereignisse war ein Mißverständnis der Dichter.

Merkreim. — Das Bild, das in die Sinne fällt,
Das und nichts andres ist der Sinn der Welt.

Wille und Schauen. — Immer entseelt der Wille die Welt und läßt statt Leiber Dinge zurück; immer beseelt sie wieder der Schauende: was auch geschah, die Trümmer sinken in die Bildlichkeit, und die Abendsonne vergoldet noch das Blut der Schlachtfelder.

Sinn und Zweck. — Alles Bezweckte ist sinnlos, alles Sinnvolle zwecklos.

Wissen und Wirklichkeit. — Wenn eine Einsicht aufblitzt, so ist das in uns seinem Ende nah, was sie erhellt: Wissen vom Leben ist noch nicht Leben, Wissen vom Tode noch nicht Tod.

Eros und Christentum. — Leicht wohl finden wir Parteigenossen, selten aber Teil-Nehmende, an unsrer Glut sich Entzündende, Mitschwärmer! So aber will es das Leben: der Andre sei für uns nicht außer als ein in Eros Verbundener. Ihn mit uns selbst in einen Ring zu schlingen, war der Sinn des Opfers, des Festes, der Schlacht. Davon fällt der Widerschein in alle Freudentränen der Liebe, in jeden Massensturm der Begeisterung und in die törichten Freundschaftsüberschwänge der Jugend. — Durch den Fluch des Christentums aber wurde das Leben auf einen Punkt gedrängt: auf den

Punkt des Geschlechtstriebes. So stehen weite Räume seines ehemaligen Waltens leer und verlassen; und nur in den Zuckungen der Leiberverschlingung wohnt noch Wollust: verörtlichte Wollust, die kurzen Taumel, aber nicht Sternflug wirkt. — Das Leben ist schwer und eng und kalt geworden. Wer macht es uns leichter, wer flöge mit uns, wer gibt das dunkle Jauchzen der Freude uns zurück?

Herkunft des Jenseits. — An den heidnischen Entrückungsschauer knüpfen die christlichen Fälschungen an. „Goldenes Zeitalter" und „Insel der Seligen" werden im christlichen „Himmelreich" zum Ende und Abschluß aller Zeitläufe. Der heidnisch Entrückte träumt den Flug der Zeiten (Barbarossa im Kyffhäuser, Brunhild auf dem Hinderberg, Schneewittchen im Glassarg usw.); der ins christliche Jenseits Entrückte durchdauert ahasverisch die Unendlichkeit der Zeit. Auf dem unsäglichen Irrsinn dieses Gedankens ruht das ganze Schwindelsystem der christlichen Geistigkeit.

Die ewige Jungfrau. — Die ewige Jungfrau ist Symbol ewiger Taufrische, ewigen Morgens, nie endenden und nie alternden Anfangs, immerersten Heutes, nie minder strahlender Hoheit des zeitlos ersten Augenblicks.

1907

Die Erbschaft des Heidentums. — Die heidnische Urne zerbrach. Noch um ihre Scherben führte man Krieg und trug die Splitter in alle Winde. Da findet sie nun der Vampyr der Menschheit, der Jude. Er weiß nicht, was sie sind, und könnte die Urne nicht zusammenfügen, auch wenn er alle Stücke besäße. Aber das weiß er, daß sie die köstlichste Beute sind, die sich auf der ihm fremden Erde machen läßt. Und so räubert er davon, wessen er nur habhaft wird, und fügt die traurigschönen Trümmer bald da, bald dort in eine pomphaft freche Fassung, mit der sich Judenweiber brüsten gehen. —

Über Nacktheit. — Daß er die Unschuld des Leibes verlor, das macht den Durchschnittsmenschen so unerquicklich. Darum verbirgt er ihn auch und fordert „Sittlichkeit". Aber er sollte nicht weniger sein Gesicht verbergen; denn es enthüllt auf engem Raum die ganze Schmach seines Leibes, nämlich die bildlose Nacktheit seiner Triebe.

Zur Metaphysik der Renaissance. — Man nimmt die Renais-

sance gewöhnlich als Gegenschlag des Altertums gegen die Christlichkeit des Mittelalters. In Wahrheit ist sie seine Erfüllung. Das Leib und Seele trennende Scheidewasser des Geistes hatte im Mittelalter den Kontakt zu lösen zwischen dem Menschen und den chthonischen Mächten. Im Bunde mit den schweifenden Instinkten des Barbarentums riß es die Völker aus dem nährenden Brodem ihrer Haus-, Wald- und Fluridole und trug die Entrückungsschauer in die Welt seines Jenseits hinein, das deshalb wie aus einer Ferne des Raumes zu locken schien. So klärte sich aus Dunst und Glut der Ortsgebundenheit das verführende Wunder „überirdischer" Visionen. Das Sinnbild des Chthonismus, der Mauerring, verwandelte sich in die rätselhaft unerreichbare Gralsburg, deren Zinnen verdämmern auf einem noch kosmisch blauenden Hintergrunde. — Im Zeitalter der Renaissance nun ist dieser Riß und Schnitt vollendet. Der Paroxismus wurde einverleibt und bedarf nicht mehr der Obhut der Kirche, in deren Zucht er erstarkte. Ihre Zugkraft ist in dem Augenblick dahin, wo die zielsetzende Kraft zum Bestandteil der menschlichen Person geworden. Dem Pantarbei des Weltumschwungs entzogen tritt der Mensch in die ihm fremde Welt als Feind und Neuling. Jeder Blick seines Auges ist ein erstarrenmachender Medusenblick. Der Prozeß hat eine übermenschliche Folgerichtigkeit: erst „Kasteiung des Leibes" und gewaltsame Flucht aus einer noch dämonischen Sinnenwelt, wobei diese selbst wie nach heftigem Aderlaß bleicher, schwindender und zugleich überschwänglich lockender als Jenseits wieder aufblüht; dann Hinrichtung der Seele durch den nun starren und feuchtelosen Leib, Behausung allein des Ichpunktes, der nicht mehr schaut, sondern belauert, nicht mehr umarmt, sondern seziert.

Nun ist es aber das eigentümlich Schillernde der Renaissance, daß dieser Blick noch auf die Sinnenwelt gerichtet bleibt, auf eine Welt, die soeben gleich der frierenden Aphrodite Botticellis entkleidet aus dem schützenden Meer der Bilder taucht. Aufzuckende Erinnerungen aus dem Leben im All mischen sich sonderbar und quälend mit dem neugierigen Betasten der schon entseelten Oberflächen. Darum erscheint das Lächeln auf den Lippen Leonardoscher Frauenköpfe zugleich süß und teuflisch. — Und solches Wiederinnewerden der Weltnähe nach den krampfhaften Kasteiungsträumen des Mittelalters, die jeden Sinnenschein erst im verzehrenden Spiegelbrand des Jenseits sahen, solches Wiederinnewerden führte zum Glauben an eine größere Verwandtschaft mit dem Altertum, von dem man in Wahrheit noch weit entfernter war als in Zeiten der Gotik.

Judentum und Frechheit. — In der autochthonen Menschheit gibt es allein relative und bedingte Tatkraft. Nur widerstrebend und mit dem Anheimfall an die Lockung des Bildes kämpfend trennt sich der Faden gerichteten Wollens aus dem Gewebe der Allverschlungenheit des Schauens. Vorstöße des Handelns wechseln mit zauderndem Überlegen und die ganze Bewegung bleibt ein Schwanken zwischen Tat und Traum. Einzig der Jude sieht das Gewebe der Maja nicht, kennt keine tatgebärenden Träume und ist unbeschwert von der Bürde des Wissens. (Alles Wissen wuchs am Baume pathischer Geistigkeit. Der Jude täuscht es nur vor und bemäntelt damit. In Wirklichkeit hat er niemals Gründe, sondern immer nur einen Zweck!) In ihm begibt sich das Unvergleichliche, daß die Tat das erste ist, und darin besteht, was uns verblüfft, seine „Frechheit". („Am Anfang war die Tat" — typisches Judenwort!) Der Autochthone nämlich, es mit seinem tastenden Handeln vergleichend, sieht Leidenschaft, Spannung, Kraft, wo nur Bildlosigkeit der Triebe, Weltlosigkeit des Willens ist. Man halte daraufhin das Christentum neben den Sokratismus — und die ganze abendländische Philosophie ist, formal angesehen, Sokratismus —: hier Ringen um die Wahrheit, strauchelnmachender Rätselreichtum, Wandelbarkeit und Dialektik der Formeln — dort das nackte Hinstellen einer Gewißheit, die uns drohend frech „auf den Leib rückt": „Ich bin die Wahrheit und das Leben" — entweder du folgst mir oder du bist verflucht!

Stets kommt jüdische „Geistigkeit" dadurch zum Übergewicht, daß sie den Einzelfaden aus seinem Gewebe herausreißt. Indem sie für sich selbst derart ein Stück Beute heimbringt aus den ihr fremden Schätzen der Erde, entfacht sie zugleich die abstrakte Begierde darnach und läßt den Heiden seinen Reichtum vergessen. Im ganzen Christentum ist nicht ein Gedanke, den die heidnische Philosophie nicht vor ihm besaß; aber sie besaß ihn als einen unter vielen, als verklingende Farbe in ihrem Gemälde der Welt. Christus hingegen gibt den des Leidertragens für das Ganze aus, preßt den Strom des Lebens in das schmale Bett nur dieser Begierde und leiht ihr so die „weltüberwindende" Stärke. Und vor solchem Scheinsieg kapitulierte das Heidentum!

1908

Gedankenleere der Heutigen. — Vom Traum bis zum Gedanken ist nur ein Gradunterschied. So wandelt der tief Liebende in

einer Wolke von Träumen oder er gleitet auf einem Strom des Denkens. Das Element der Schwere und Tiefe des Instinkts wird zur Last des Gedankens. Der Gedankenvolle ist nahe verwandt dem „Schwermütigen". Wir sprechen mit Recht von der „Tiefe" und nicht von der Höhe des Denkens. Der Grübler, der brütend Versunkene, der Vertiefte, Insichgekehrte, Nachdenkliche — lauter vergeistigte Formen des Träumers. Der Gedanke ist das Medium der Philosophie, der Begleiter der Dichtung und der steigernde Hintergrund der Künste. Gedankenlos bestände ohne Schaden nur das Urbild. In ihm hat tiefere Glut die kalten Lichter der Betrachtung aufgetrunken. Die Bilder sind massivem Gold oder rotem Schmelzfluß vergleichbar, die Gedanken hingegen durchsichtigen Flammen oder blitzenden Reflexen. — Von alledem gibt es bei den Heutigen nichts mehr. Ihre Kunst ist ohne Hintergrund, luftlos nah und nüchtern, ihre Dichtung unkeimend, hart, trocken, nackt oder albern bunt, ihre Philosophie ein asthmatisches Kritisieren; und alles aus sich selbst bewegungslos, aber von außen ohne Sinn und Rhythmus umso heftiger durcheinandergestoßen.

1909

Ein „Umnachteter". — Dies ist der Sinn seiner Umnachtung, daß er die Leuchte hat, um die Nacht sichtbar zu machen. Jegliches wird geheimnisvoller und ungewisser unter seinem Blick. Ihm fliegt im hellsten Tage das Dunkel aus Dingen und Menschen zu, und noch die strahlendste Sonne läßt ihm ihr Angebinde des Nächtlichen. Er entdeckt vieles, nicht um der Größe seines Tiefsinns willen, als weil es Tiefen sind, die zu gewahren es der Lampe aus der Nacht der Hel bedarf. Er ist kein Sonnensohn, sondern ein Sohn der Hel, ein uralter Lebensball, der wiederkehrte ungelöst und nie zu lösen. Er weiß, was wir nie wüßten, die wir die Ströme des Lichtes trinken. Und sein Blick erblindet, taucht nach innen, weicht zurück in die stauende Flut des Gewesenen, wann ihn übermächtig der junge Tag berührt. Hinter ihm liegt in purpurner Glut die Welt der Vergangenheit, vor ihm ein aus Zweifeln, bösen Vorzeichen und toten Reflexen gewobenes Wahnbild.

Vorbildlichkeit. — Vorbildlich sind solche Menschen, die im andern sein eigenes Urbild wecken. Dies allein aber wäre wahre „Erziehung".

Dioskuren. — Das Dioskurische in der Menschheit: Held und Dichter. Jener lebt das Urbild, dieser schaut und offenbart es. Sie sind Söhne derselben Mutter: es gibt keine andre metaphysische Brüderschaft.

Zwei Urgeister. — Es gibt eine Finsternis, die nach außen strahlt; und es gibt das innere Licht, das nach außen dunkelt. Jene erhellt und erlöst, aber ist selber blind; dieses sieht und weiß, aber erleuchtet nicht. Jene begreift eine Welt, ohne sich selbst zu kennen; dieses weiß sich selbst, ohne die Welt zu kennen.

Zwei Entdecker. — Der Tiefsinnige: er kann den Ort nicht verlassen, hat aber das Rohr, das in alle Fernen reicht. — Der Weitblickende: er hat kein Rohr, aber er wandert.

Die „Zukunft" im Christentum. — Der Blick des Lebens geht immer nach rückwärts, und wo ihm der Gedanke voreilt, ist es der Gedanke der Wiederkunft des Gewesenen. Für die gesamte Legende des Heidentums liegt alles Größte, Schönste, Strahlendste in ferner Vorzeit: so das goldene Zeitalter und die heroischen Gründer der Herrschergeschlechter. Im neuen Testament dagegen ist der Blick ebenso ausschließlich nach vorwärts gerichtet. Der ganze Schwindelbau des Christentums bräche im Nu zusammen, wenn man ihm die absurde Fiktion des „jüngsten Tages" nähme. Es scheint, als ob der Geist sich nur in hysterischen Zuckungen und gleichsam mit kreischender Stimme den Weg bahnen konnte in die Welt der Heiden: dermaßen speit er im neuen Testament giftige Prophezeiungen aus! Eine schlimmere Verblendung ist nicht auszudenken, als sie dieser jüdische Sektierer und seine Apostel und Nachfolger anstiften. Aus Natur und Vergangenheit herausgerissen wird der Mensch vor die Wüste der „Zukunft" gestellt, aus der ihn der Schrecken des rächenden Judengottes anstarrt. Und vor diesem Larvenwahnwitz eines „kommenden Reiches", eines „jüngsten Gerichtes", einer „ewigen Vergeltung" mußten Helden und Götter „zu Kreuze kriechen"!

Dionysische Funktion der Erkenntnis. — An ihrem Lichte wächst und vertieft sich die Finsternis. Die Rätsel vervielfältigen sich, wie man Rätsel löst. Der Sinn der Welt, in Bildern verschwiegen, offenbar, wird im Strahl des Geistes zur quälenden und drohenden Frage. Wo immer statt des heimlichen Dämmers das Flackern der Ungewißheit auf der Landschaft der Seele liegt, wie oft bei Nietzsche,

ist Geist: aber im Weltraum verzuckender, an der Unendlichkeit aufbrandender, im Phosphor der Seele erglühender. Vor seinem Aufleuchten verschleiert sich dichter das Isisbild, ballen sich im siderischen Urdunst jene furchterregenden Idole, deren uns Babylon, Ägypten, Indien so gewaltige Beispiele hinterlassen hat. Eine ganze Welt vorgeschichtlicher Symbole des Grauens will aus diesem Gesichtspunkt verstanden sein.

1910

Vom Vergangenheitsbewußtsein. — Im Intellekt trennt den Menschen von der Natur das Existenzbewußtsein, von dem das Tier nur eine Vorform, die Pflanze garnichts besitzt — in der Seele aber trennt ihn jene Dimension des Erlebens, durch die sich schon vorgeschichtlich ein Menschentum kristallisierte: das ist die Gabe des Schauens. Das Tier hat die Fähigkeit der Wahrnehmung und der Witterung und kann sich mit ihr höchstenfalls zur Ahnung erheben. Für das Pulsen des Alls in Baum, Fels und Stern haben wir keinen Begriff: erst im Seelenblick des Menschen aber wird es Bild. — Bildhaft nun ist nur das Gewesene, und der Seelenblick kehrt sich notwendig nach rückwärts. Aus dem Zeitenabgrund bricht im Menschen als Blüte des Elementaren das Vergangenheitsbewußtsein auf. Dies allein macht den Unterschied in der Gewichtigkeit seines Todes gegen den von Pflanze und Tier. Der Baum stirbt nicht eigentlich, weil er niemals im All ein andres war, das Tier verliert sterbend sein Leben, mit jedem Menschen aber stirbt eine Vergangenheit. Wirklich verlieren kann der Mensch auch im Leben immer nur eines, nämlich Vorgeschichte. Mit jedem Verlust an Vergangenheitselementen mindert sich die Bildfähigkeit des Bewußtseins und mit ihr seine Würde, Tiefe und Schönheit. Dies ist der Sinn seiner Tragik, daß mit dem Menschen eine Welt des Gewesenen stirbt.

Vom Wert der Gefühle. — Gefühle sind der Reichtum des Menschen, aber die Armut der Götter.

Gedanke und Geist. — Der Geist ist stumm. Wann immer Begriffe im Worte Laut gewinnen — und es gibt keine lautlosen (oder denn zeichenlosen) Begriffe —, ist ihrem Geistigen ein Fremdes aus der Welt der Bilder gesellt. Nur als von Körpern zurückgeworfen tritt der Lichtstrahl in die Sichtbarkeit, und nur im Medium des Elementes wird der Geist Gedanke und endlich Begriff.

Zur Lebensweisheit. — Jedem fällt zu, was ihm gehört, und wir verlieren nur, was wir nicht mehr besitzen.

Vom Urwort. — Im Urwort ist Schauen und Wirken eines; hier gipfelt für das Schauen der Seele im Wortlaut die Woge des Alls.

Zur Psychologie der „alten Zeit". — Gemessen an der „Sekurität" der Gegenwart erscheint jede „alte Zeit" furchtbar und unerträglich. Wir vergessen bei solcher Schätzung jedoch, daß das Leben damals mehr als heute „Traum" war und daß selbst die Qual eines von Marterwerkzeugen zerfolterten Leibes umhüllter blieb vom Wehen des Weltstroms als das dürftige Behagen unsres Alltags. Hinter den Schmerzen und Wagnissen des „wirklichen" Lebens stand übergewaltig eine noch dämonische Natur, die durch den Menschen fortwirkend seine Wachheit umschmiedete zu jenen Wunderwerken der Architektur und Kleinkunst, die uns noch heute aus der Wirklichkeit der Dinge entrücken helfen. Unsre befestigte Sicherheit dagegen ist leer und los geworden. Mechanisch zwar geschützt wie nie zuvor durch mechanische Rüstung steht sie grauenvoll nackt und ohne Aura im entfremdeten All. Unaufgehalten von der Traumschicht des Lebens treffen die Stöße des Schicksals, die gleich kalt, verzweiflungsvoll, trostlos noch niemals empfunden wurden. Aus der ewigen Vergänglichkeit des Geschehens sanken wir hinab in die Verdammnis der Unsterblichkeit des Seins. „Nulla est redemptio ex infernis".

1911

Arten des Zornes. — Schwarz ist der Zorn des Asiaten, blau der des Germanen; jener erscheint unheimlicher, dieser gründlicher. Der asiatische Zorn wirkt stoßweise, lautlos oder gesammelt in unmenschliche Schreie; er dolcht, pfählt, nagelt ans Kreuz, ergießt sich in Grausamkeiten und martert, ehe er vernichtet. Der germanische gleicht einem Gewitter von Keulenschlägen, greift in heulendem Wüten um sich und ermattet erst, wenn alles ihm Erreichbare zertrümmert ist (vgl. Donar-Thor und seinen Hammer!).

Der Mensch und der Tod. — Der Mensch allein von allen Geschöpfen lebt dem Tode entgegen. Die Lehren aller Mystagogen zielen auf Entkräftung des Todes und gehen sämtlich fehl: statt den Untergang des Ichs fordern, dichten oder glauben sie die Verlängerung seines Daseins in die Unendlichkeit.

Bild und Vergangenheit. — Wir finden nicht dadurch die Jugend wieder, daß wir in die alte Heimat zurückkehren oder uns mit dem alten Hausrat umgeben. Die Jugend ist Bild, und Bilder verschmelzen nicht mit dem Dingraum unsres Alters. — Was in die Ewigkeit des Bildes eingehen soll, muß erst entdinglicht, muß „vergangen" sein. — Das ahnte Schiller, obwohl er es ideologisch mißverstand, als er die wehmütigen Verse niederschrieb:

Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn.

Der Dichter und die Sprache. — Dichter sprechen immer wörtlich. Der metaphorische Wortgebrauch ist nur eine Nachahmung des poetischen vonseiten der Nichtpoeten. Der Dichter hat geschaut (nicht freilich wahrgenommen), was er sagt. So errötet wirklich das Weltmeer und quillt der Fels bei Novalis; aber beides in der Wirklichkeit der Erscheinung. Die Ursprache ist Erscheinungssprache, die aus ihr hervorgegangene Sprache des Marktes und der Wissenschaft allerdings eine solche der Tatsachen.

Dionysisches. — Der Leib ist der Tagespol des Innenlebens oder Empfindungszentrum, die Seele der Nachtpol oder Zentrum des Schauens und der Erscheinung. Wann die Empfindung herrscht, muß das Traumbild verblassen. Nicht nur der Geist, sondern auch der Leib steht dem Freiwerden der Seele entgegen. Darum ist der Ausdruck dionysischer Ekstasis die Zerreißung des Leibes.

Die Pole der Seele. — Die Romantik unterschied zwischen Tages- und Nachtpol der Seele und meinte damit den Unterschied des träumenden vom wachen Bewußtsein. Im Nachtpol nämlich wurzelte Instinkt, Ahnung, Clairvoyance, Telepathie, Wahrsagerei, Traum, Poesie, Kunst, Magie; im Tagespol Denken und Wollen. Jenem entsprach Weib, links, Nacht, Mond, Ganglion, diesem Mann, rechts, Tag, Sonne, Gehirn. Was aber die Romantik nicht zur Klarheit brachte, ist die zentrale Fähigkeit des Nachtpols: die Gabe des Schauens, von der als einem Meer der Urflut jene Sonderströme des Wirkens und Empfangens ausgehen, um nach vollzogenem Kreislauf wieder darein zu münden. So konnte es geschehen, daß mit dem Schauen später verwechselt wurde das Wahrnehmen, als welches vielmehr die unterschiedliche Leistung des wachen Bewußtseins bildet. Erst Nietzsche begriff — und es war das seine größte Entdeckung —

den dionysischen Charakter des Schauens und seine funktionelle Einerleiheit mit dem Träumen. Aber auch er noch strauchelt, wenn er darin eine Transfiguration ins Apollinische sieht. — Auf Grund unsrer eigenen Entdeckungen sind wir imstande, den Sinn beider Pole genau zu bestimmen. Im Tagesbewußtsein empfinden wir, im Nachtbewußtsein schauen wir. Nur in jenes, nicht in dieses brach der außerweltliche Geist und schuf es um in das Bewußtsein, das wahrnimmt und erfährt.

1912

Liebe und Haß. — Wir lieben das Fremde, aber jenes Fremde, das wir einmal waren: in den entrücktesten Augenblicken der Jugend, in einem mehr als menschlichen, nämlich göttlichen Vorleben. Alle Liebe ist Eros der Ferne und erglühende Sehnsucht zum Gewesenen der eigenen Vergangenheit und durch sie hindurch einer fernen und immer ferneren Vorzeit. Liebe ist Heimweh der Seele, ihre Vollendung Untergang in abgründiger Ruhe oder flammendem Wirbel. Der ganz von ihr Umfangene hat die Schranken menschlichen Fühlens verlassen und feiert das Erwachen aus der schweren Betäubung des vom Lebensstrom abgetrennten Bewußtseins. Nicht die Toten, wir im Bewußtsein Seienden sind die wahrhaft „Abgeschiedenen". Liebe ist heimlicher Zug des Urlebens, ist Fest des Wiedererkennens einst inwendiger Göttlichkeit in zauberhaft entfremdetem Gegenbild. — Wie aller Liebe Quell das Leben ist, so allen Hasses das Sein, das sich vom Leben ausgeschlossen weiß. Das absolute Sein vermöchte nicht zu hassen, weil es das Leben nicht kennt; der Geist vermag es nicht, wenn er vom Leben sich abkehrt. Aber alles menschliche Sein ist mit dem Leben verbunden: sei es als sterbendes wie der sich zersetzenden Rassen, sei es als parasitäres wie das maskenhafte der Juden. Und darum hat es vom Leben genug, um das Leben neben sich wahrzunehmen, und muß es hassen, wenn es, ihm zugekehrt, es nicht mehr in sich aufnehmen kann.

Wunder, Werk und Tat. — Ehemals schrieb ich auf: Was nicht Tat sein konnte, will Werk werden. Jetzt weiß ich es besser! Was nicht Wunder sein konnte, will Werk werden; was nicht Werk sein konnte, will Tat werden: so lautet die Reihe!

Antike und Christentum. — Die Antike verschob die urzeitliche Ordnung der Dinge, indem sie die dämonische Welt des Mutter-

tums in Erdtiefen fesselte und statt ihrer die Tageswelt des männlichen Geistes zur Regierung erhob. Ihre drei Säulen sind die Tat, der Ruhm und die Erkenntnis, und sie trugen verbunden das Werk. Nicht aber rührte der Grieche befehdend oder auch nur spürend an die Welt des Blutes und der Nacht. Er schöpfte aus ihr seine Schönheit, er trank sich Schertum und Weisheit an den Quellen der Tiefe und er mied die Schluchten und mahnenden Stimmen der Vorzeit. Sein Tag verbarg nur, aber tötete nicht die Seele und das Wunder. — Erst das Christentum warf das beizende Gift der Transzendenz in die Brunnen der Unterwelt. Von scharf weckendem Strahl getroffen brachen nun aus noch unentdeckten Schichten die chthonischen Mächte ans Licht, aus Brodem, Barbarei und Finsternis in geisterhaften Tag emporgerissen. Der furchtbare Prozeß der Transzendentalisierung des Nachtpols der Seele, der Entleibung der Weibheit nahm seinen Anfang.

Hellas

Aus ferndurchsichtigem Firmament des Südens
An Felsen über seewindfeuchten Tälern
Kristallisierend Architrav und Säule:
Im Mittagslicht die Tempel Griechenlands.
Metallisch klingend steht der Horizont
Und trinkt den Glanz und spiegelt ihn zurück
Der Götterbilder, Friese und des Speers,
Von dessen Gold die schaumgekämmte Küste blitzt.

Christliche Liebe. — Der Christ blickt nach unten, denn er braucht, um sich selber lebenswürdig zu erscheinen, den Anblick des Jammers. Schönheit und Selbstbejahung wecken ihm das Bewußtsein seiner Nichtigkeit und ätzenden Haß. Wo aber gelitten wird, sei es Schmerz, sei es Seelenqual; wo insbesondere das Gift des Schuldgefühls und der Verworfenheit frißt, da tut sich auf und stärkt sich der Christ in seiner Erlöserrolle. Er ist ein psychischer Aasgeier: er füttert sein Selbstgefühl mit der Agonie der andern. Und diese Notdurft seelischen Leichenfraßes tauft er um in Hilfsbereitschaft, „Altruismus", Liebe!

Das geistige „Licht". — Das Nichts, der schwarze Punkt, wird zum grellstechenden Lichtpunkt „Gott", indem es die Strahlen der weltlichen Lichter an sich saugt. Im Gottesreich schöpft jeder auf

seiner Stufe und reicht nach oben, will sagen nach außen weiter. So auch in sich selbst: man übergibt sich Gott. Die chthonische Substanz wird vom saugenden Transzendentalpunkt verschlungen. Dies nennt sich auch „Himmelsleiter".

Vom Fliegen. — Daß die Seele fliege, sagt uns das Symbol des „Seelenvogels". Durch seine Luftverwandtschaft verkörpert er ihre Allfähigkeit, durch seine Schnelle ihre Fernbeziehung. Auf der Stufe der beiden andern Dichtigkeitsgrade kehrt er wieder als Fisch und Schlange. Der Vogel hat wesentlich kosmischen, die Schlange wesentlich chthonischen Charakter; bei jenem überwiegt der Todesakzent, bei dieser der (erotische) Ortsakzent. — Der ägyptische Seelenvogel wird schon im Altertum immer menschlicher, die Sirene immer mehr geflügeltes Weib. Im Hermes der Griechen ist der Mensch ganz über den Vogel Herr geworden, an den nur noch der Flügelschuh erinnert. In römischen Wandmalereien bereitet sich der christliche Engel vor. — Ein wichtiges Problem der Renaissancekunst ist es, menschliche Gestalten glaubwürdig fliegend zu malen, was keinem Künstler gelang. Hiermit beginnt die Mechanisierung des Seelenvogels. Hart und nüchtern geworden muß der Mensch das Element bekämpfen und die Ferne hassen. Es entstehen jene unheimlich schillernden Erscheinungen, die, wie Leonardo zwischen Magier und Mechaniker inmitten, aus dem noch nächtlichen Impulse der Fernbeziehung den Seelenvogel ahnen und ihn gleichwohl im Stoff verwirklichen wollen. Es beginnt das Ringen um das mechanische Flugproblem, mit dessen Lösung die Seele stirbt. — Die heutige Flugmaschine war Wodans Untergang.

Die Schaukel. — Der schaffende Künstler arbeitet, der dithyrambische Dichter aber begleitet mit beseligtem Staunen das Sichgebären des tönenden Wortes in ihm. Grade dichtend ist er am tiefsten ergriffen, und der Geist sinkt aus verzückter Wachheit immer wieder in die Nacht urbildlichen Geschehens zurück, im Wechsel von banger Beklommenheit und umhüllender Wollust dem jener sinnlichen Gefühle vergleichbar, die man als Kind in der Schaukel und unbewußter zuvor schon in der Wiege hatte. Das Schaukeln als Symbol des rhythmischen Pendelns zwischen Schlafen und Wachen, Dunkel und Helle ist Dichtertrieb.

Zur Metaphysik der Stile. — Aus dem schwarzen Nachthimmel der Wüste translunare Strahlen gerinnen in den Monumenten Ägyp-

tens. Griechenlands Tempel stehen im strahlendblauen Mittagslicht des Südens. Romanisches wie gotisches Mittelalter wächst aus dem Erdreich. Seine Erker, Türme und Zinnen tauchen aus Brodem, Qualm und Fackelschein in wolkendurchflatterte Mondnacht. Nur wann der Schleier zerreißt, geschieht hier bisweilen ein Aufblick in die Schluchten des Raumes. — Die Renaissance verliert den kosmischen Zusammenhang, findet ihn aber neu aus der in ihr mitschwingenden romantischen Welle. Durch Nebenbeziehungen teils zum Maurischen, teils zum Gotischen bricht sich in ihr ein neues Kosmisches Bahn. Es knospet gleichsam im malerischen Baustil des Barockpalastes und kommt zur Blüte im Rokoko. Wiederum gleich der Antike im Tageshimmel stehen die Sommerzelte der Rokokoschlösser; aber es ist ein blässerer nordischerer Himmel als der Griechenlands, nicht blau und golden, sondern grün vom Schein der Parke und waldumwobener Höhenzüge. Auch ist es ein kranker, leicht kulissenhaft getönter Himmel: Gegenbild eines Geistes, welcher der Erde entfremdet wurde und vom Leben nur noch die schattenflüchtige Maske trägt. Das Rokoko hat die virtuelle Realität des Spiegelbildes, der bloßen Erscheinung, und zeigt uns die im Widerschein aller Klänge, Düfte und Lichter der Landschaft flackernde Larve. Ähnlich wie aus den Satansbildern von Notre-Dame wandelt uns vor den gedrehten Nymphen, Faunen, Jägern der Rokokoparke ein Grauen des Todes an, zuckt es als Gespensterlächeln aus dem Blitzen der Glaslüster, Spiegel und silbernen Schnörkel. Der chinesische Stil ist phasmatisch auf Grund der ursprünglichen Zweidimensionalität* seiner Substanz, das Rokoko ist es, weil es durch den Transzendentalisierungsprozeß christlicher Weltabkehr hindurchgegangen. — Die ganz eigene Magie der Romantik aber besteht darin, daß sie mit dem rauschenden und flimmernden Dämonium der Wälderwildnis überblühend und verwirrend umfängt nicht nur Säulenknäufe der Antike, sondern auch die Maskenwelt des Rokoko. Der Romantiker verurbildet nicht sowohl Dinge als vielmehr Spiegelungen.

Donauländer. — Die Donauländer sind eine Welt der zurückgelassenen Völker. Hier wälzte sich der Stromrichtung entgegen die Wanderung von Ost nach West: Goten, Hunnen, Tataren. Es war ein Tal des ewigen Durchzugs; was aber blieb, das sank zurück. — In immer entschwindendere Fernen scheint die österreichische Donaulandschaft zu schauen, sehnend gefesselt, voll schluchzenden Verzichtes, ob selber hoffnungslos dem Untergang geweiht, doch weinend, winkend, horizontwärts Schicksalsklänge sendend: das bangirre Rufen eines Kindes, das die Genossen überholten, zurück nach der Heimat, die es verlor. Es wird zur schmerzhaften Innigkeit des Hauses im bodengebundenen Stifter, es entfesselt sich zum ruhelosen Rausch des Nomaden in Lenau. Er wie kein andrer ist der große Dichter des Schicksals der Donauvölker. Der gleiche Schauer macht so packend den zweiten Teil der Nibelungen, die Fahrt der Burgunden an den Hof des Hunnenkönigs. Und je mehr nach Osten, umso unabwendlicher vollzieht sich das Verhängnis, umso rascher fließt die Zeit rückwärts, hinab mit dem großen Strom ins — „Schwarze Meer"! — Der ostwärts weisende Dämon des Stromes wurde noch über sämtliche Völker Herr. Darum mischt sich über ihm Süßigkeit mit Todesbangen, liegt in seiner Luft die geheime Wüste, die Wüste des Kampfes, in welchem der westwärts sehnende Mensch dem Element erliegt. — (Sind auch andre Ostströme — Po, Ganges, Amazonenstrom — Unheilsströme?)

Vom Herrscher. — Der Herrscher hat die Macht, nicht strebt er darnach. Er hemmt die von ihm ausgehenden Ströme und teilt sie weise aus im Dienste des Lebens.

Dioskurisches. — Das Weib verkörpert das ruhende Innen, der Mann das bewegte Außen des Lebens; beide aber ergänzen sich, dem Suchen das Finden, dem Trieb die Stillung bringend. Ganz anders das Dioskurische! Von diesem Paar ist jedes das Ganze und beide steigern sich ins Dämonische. Beim Weibe wohnt der Mann, mit dem Dioskur aber wandert er. Das Weib ist seinem Drange das empfangend Empfindende, der Freund aber Mitkämpfer, Genoß, Schwärmer. Das dioskurische Paar zieht glühend durch glühende Bildernacht. Im Rausch der Vereinigung vergehen Mann und Weib, umfangen von Wollustdunkel. Aus ihm aber brechen flammend hervor die unvergänglichen Dioskuren. (Polarisierte Bildgeburt.) — Nur in Germanien trat auch das Weib dioskurisch als Walküre auf: auch zu ihr erstand der Krieger aus Todesnacht.

Aphorismen über China. — China ist das Land der tiefsten Weisheit und seine Weisheit lehrt: lerne das Leben ertragen, habe Geduld! Alle Weisheit ist unmystisch und will ein Gleichgewicht schaffen zwischen der Seele und dem Diesseits.

* F.d.H. — Vgl. Fußnote auf Seite 358.

Die Substanz Chinas ist feuchtelos und zweidimensional*, seine Kunst gleicht wundersamen, höchst vollkommenen, aber getrockneten Pflanzen, sein Wissen ist eine transzendentale Sachlichkeit.

Dem Abendländer fehlt in China die Luft. Wie der Fisch verendet am Trockenen, so wir, wenn herausversetzt aus unsrer Wirklichkeit des Raumes in diese des Spiegelscheins.

Das Leben als Rückblick. — Was im Einzelwesen lebt, ist auf die Ferne und das will sagen auf die Vergangenheit bezogen. Jeder Fernblick ist Rückblick, auch der in den Raum; denn was als Bild aus seiner Ferne taucht, ist schon verflossen: der Raum selbst ist die Erscheinungsform der Zeit. Nur scheinbar sprechen dagegen die rauschhaften Gefühle der Spannung, Erwartung, Sehnsucht, das jugendvolle Vorahnen kommender Lebensfülle, der Frühlingsrausch und die Glücksverheißung, die uns aus allem, was wir lieben, anglüht und anlächelt; kurz jene Schauer der Ferne, die Eichendorff in die leuchtenden Verse bannte:

Es redet trunken die Ferne
Wie von künftigem, großem Glück.

Das alles sind nämlich beginnende Ekstasen, sich vorbereitende Synthesen in der Richtung vom Jetzt zum Einst, mittelst deren die im Jetzt auflohende Vergangenheit das Denkgespenst der Zukunft verzehrt. In gewaltigem Zusammenklang mit dem Nun und Hier glüht und lockt jetzt als „Zukunft" die ins Leben tretende Vergangenheit. Es sind Augenblicke der Sprengung, in denen der raumentbundene Zeitstrahl ertrinkt, und es ist die Hochzeitsfeier des Alls mit dem Einzelwesen, das die Zeit als glühenden Ring um sich schloß. In Eichendorffs Versen flammt nicht irgendwo ein fernes Abendrot, sondern der ganze Horizont der Sternennacht! In Gestalt berauschter Vorgefühle bricht aus dem Jetzt und Hier der Funke entzündend ins Dort und Einst. So gebiert sich die Ekstase des Schweifenden.

1913

Verschweigen und veröffentlichen. — Beide sind ohne Unterschied entweder gleichgültig oder schädlich. Was man verschweigt, hat sich dem Bewußtsein schon mitgeteilt. Es vom gesprochenen Worte trennen, hätte nur dann einen Sinn, wofern man es zu anderweitiger Verwendung aufbehielte. In jedem andern Falle hieße es, den natürlichen Ausdruck unterdrücken. Denn ebenso wie sich die Mimik zum Gefühlston, so verhält sich die Mitteilung durch „Aussprache" zum Gedanken. Der Quell der Lehre vom Werte des Verschweigens ist die Furcht, also ein Affekt der Selbstverteidigung, kein solcher des Lebens. — Dagegen gehört dem Leben die Polarität des Schweigens und Offenbarens. Unter dem Schweigen ist zu verstehen das keimhafte Sichbereiten am weiblichen Lebenspol, unter dem Offenbaren das Zutagetreten des Vollendeten: die männliche Erfüllung. Schweigen im esoterischen Sinne heißt also Eintauchenkönnen in die vorgedankliche Einigkeit des Embryonischen; Offenbaren heißt Formen des Empfangenen. Keines ihrer beider bestände ohne das andre. Der Embryo stürbe, ließe man ihn immer im Mutterleibe, und wiederum gäbe es ohne ihn auch nicht den Organismus im Lichte. Das Schweigen entspricht der dunklen, das Offenbaren der hellen Seite des Lebens. — Dieses nun hat vielerlei Formen und mehrere Stufen. Auf der ursprünglichen sind Schauen und Schaffen eines im magisch wirkungsmächtigen Urgesang; die nächste, die symbolische, ist der geheimnisvolle Mittler zwischen jener und der folgenden, der gedanklichen oder bildnerischen, in der Anschauung und Gestaltung auseinandertreten.

Zur Lehre vom Leben. — Auf drei Säulen ruht die Metaphysik des Lebens. Das Leben ist ewige Ferne (Symbol des Rades) — es ist Pantarhei (Symbol des Stromes) — und es ist Bild (Symbol des Spiegels). Weil es Bild ist, hat es Anfang und Ende — um seiner Fernbeziehung willen steht das Bild zwischen zwei Fernen — und weil es fließt, so taucht Bild um Bild aus dem Zeitenabgrund. Eines und dasselbe ist Bild-Sein und Sichwandeln.

* F.d.H. — Vgl. dazu Fußnote auf Seite 358.

FÜNFTES BUCH

AUS DER WERKSTATT

1900—1915

Natur des Bewußtseins. — Im Objektwerden des Lebens besteht das Sterben. Wo es keine Betrachtung gibt, da gibt es auch keine Scheidung von tot und lebendig.

Natur des Bewußtseins. — In jedem Akt des wahrnehmenden Bewußtseins ist alles: Scheidung von Subjekt und Objekt, von Ich und Außerich, von Geist und Sache. — Unsre Gefühle sind meist nur Bewußtseinsgefühle. Wenn man den Rausch Gefühl nennen will, kann man ihn ebensogut ein Aufhören jedes Gefühls nennen. — Bewußtsein ist nicht heterosexuell, sondern asexuell. Warum es bislang vor allem der Virilität dienstbar wurde, ist eine andre Frage. — Das Bewußtsein kann dienen oder herrschen. Ersteres ist der natürliche Zustand, letzteres könnte man den Prozeß der Emanzipation des Gegenstandes nennen. — Die von uns erlebbare Einheit ist einzig die organische. Wir wissen von keinem andern Ganzen als dem beseelten. Wir erleben keine andre Abhängigkeit der Teile als die magische. Für das profane Erkenntnisstreben aber gibt es kein Ganzes, keine Einsicht außer der ursächlichen von aufeinander folgenden Sachen. Es zerstört den Organismus, den es begreifen will, und setzt an die Stelle den Mechanismus.

Dichterische Sprache. — In der Alltagssprache sind die Worte Zeichen für konkrete (Baum) oder abstrakte (Schönheit) Begriffe*. Außerdem haftet ihnen noch ein Affektwert an, dessen sich der Redner bedient, der Pädagoge, der Liebhaber. Auch philosophische Klarheit ist nur ein Fühlbares des Stils, beruhend auf dem Charakter der Wortverbindungsweisen. Nichts von alledem, was die Worte dergestalt immer enthalten, geht im dichterischen Spracherlebnis verloren. Es

* F.d.H. — Worte sind nicht Zeichen für Begriffe, sondern ursprünglich lautliche Sinnbilder erlebter Bedeutungseinheiten (= „wesendarstellende Zeichen"), aus denen spät erst Begriffe gewonnen werden durch Zergliederung und Abgrenzung. Die wichtige Unterscheidung von Bedeutungseinheit und Begriff war im Zeitraum der Nachlaß-Aufzeichnungen dem Verfasser indes noch nicht gelungen. In weitaus den meisten Fällen, wo von Begriff die Rede ist, müßte daher „Bedeutungseinheit" stehen. Wir begnügen uns nach dieser Fußnote damit, nur gelegentlich auf sie zurückzuverweisen. — Was es mit dem fraglichen Unterschiede auf sich hat, findet man unter anderem in „Der Geist als Widersacher der Seele", 3. Bd. S. 1015-1021 ferner in „Die Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck", 6. Aufl. S. 254-268

enthält dies alles und mehr noch, aber nicht als eine Verbundenheit disparater Elemente, sondern als ein organisch Neues, an dem unser Denken jene Elemente als besondere Seiten zwar aufzeigen, nicht aber als selbständige Bestandteile herauslösen kann.

Philosophisches Bewußtsein. — Letzte Tiefe ist naiv; ist unmittelbare Instinktgegenwärtigkeit. Der voll Lebende weiß sich nicht. Jedes Bewußtseinsmitleben ist Lebensabzug. Hat sich aber der Bruch einmal vollzogen, dann besteht ein unentrinnbarer Zwang, sich des Wertes seines Tuns bewußt zu werden. Der sich wissende Mensch kann nicht leben, ohne sein Leben an Zwecke zu knüpfen. Ein sich wissendes Leben steht in jedem Augenblick unter dem Einfluß einer obersten Wertidee. Jeder nicht naiv lebende Mensch ist insofern Philosoph. Philosophie ist unter anderem begriffliches Wissen eines höchsten Wertes, an dem nun alle einzelnen Lebensinhalte sich zu messen haben. — An seinen höchsten Wertideen aber erkennt man die Tiefe des philosophischen Lebenswissens und damit die Tiefe der Instinkte eines Denkers.

Christliche Philosophie. — Alle Werte christlich bedingter Systeme sind ethische oder logische, d. h. substanzlose Funktionswerte. Damit ist die christliche Philosophie gerichtet.

Heiligkeit. — Heiligkeit ist immer ein Leibesschaden. Der christliche Heilige: er hat den Blick des Magnetiseurs und den farblosen Schein um das Haupt!

Moralität. — Aktivität des Moralisten ist Reaktivität. Produktiv ist nur der Instinkt, der sich bewußt wurde. — Auch das Nichts (das Ich) hat Beharrungstrieb, hat „Willen zur Macht". Die Funktion selbst schließlich will alles zur Funktion machen: das Denken*.

Das Werk. — Was in uns Werk wurde, gehört uns nicht mehr an. Die Einsicht, das künstlerische Gebilde, die Tat, sie leben fortan für sich selbst.

* F.d.H.— Dies müßte heißen: das begriffliche Denken. Die Einsicht, daß „Denken" mit „begrifflichem Denken" nicht dasselbe sei, wird jedoch in den Nachlaß-Aufzeichnungen selbst schon vorbereitet, ja teilweise unverblümt ausgesprochen.

Unbegreiflichkeit des Lebens. — In jedem tiefen Menschenantlitz sehen wir den Zug von Bangen, Grausen und Schmerz. Die Heutigen reichen mit ihrem Begreifen genau so weit wie mit ihrem Erleben; darum ist ihr Leben ohne Tiefe und Furchtbarkeit und ihre Kunst leer. Kein tiefer Mensch vermöchte je sich selbst zu begreifen; das Leben ist mystisch und unbegreiflich.

Christentum und Selbsterhaltung. — Das Christentum zielt auf Erhaltung des Einzelichs und in seinem Dienste das heute verbreitete „Mitleid". Es ist lebensfeindlich, weil die Gesetze des Lebens nicht die des Ichs sind: daher Nietzsche mit Recht es verwarf. Das Heldentum, das er verkünden wollte, ist dagegen großartige Form der Preisgebung des Ichs und darum eine Erscheinung des Lebens. — Das christliche Mitleid hat jedoch in nordischen Landen die sympathischere Form angenommen eines Mitleids zugleich mit Tieren und Pflanzen. — Außer ihm gibt es aber noch ein kosmisches Mitleid (die erotische Zärtlichkeit), das eine positive Regung des Lebens ist und nicht verbannt werden darf.

Gefühl des Widerwillens. — Gefühle der Abneigung sind für den Menschen charakteristischer als seine Vorlieben. Hemmung als Bewußtsein erzeugend.

Gemüt und Heidentum. — Der Gemütsmensch lebt im andern Ich, ist „selbstlos" und darin pathisch, aber astralisiert; die Gipfel seines Wesens erreicht er durch Aufopferung, Entsagung, Duldung. Als Hingebung an ein Ich bleibt solche Art der Selbstlosigkeit innerhalb der Menschheit; wird nicht allartig, nicht ewig, sondern ist eine Phase der Menschheitsentwicklung. — Da für den Gemütsmenschen der Schwerpunkt im andern liegt, so steht und fällt er selbst mit dem andern. Hier erst wird die zeitliche Dauer der Liebe wesentlich, entsteht in diesem Sinne „Treue" und „Ehe": denn hier ist das Leben in der Beziehung und im Bündnis zweier Menschen.

Der dionysische Mensch liebt sein Traumbild. Aus ihm fällt ein Strahl in die Welt, und was durch diesen Strahl wandert, das leuchtet in seiner Liebe; und auf was sein Strahl — wenn er ein wandernder ist — fällt, das blüht dem Liebenden. Der dionysische Mensch ist immer schöpferisch, das Gemüt ist es nie, sondern macht zerfließen. Es schweigt und liebt und duldet aus Liebe (Cordelia!). — Wenn das Gemüt Gestalt gewinnt, so noch am ehesten musikali-

sche; Musik steht auch der Liebe zum Weibe näher; womit es zusammenhängt, daß der musikalische Mensch oft der schweigsamliebende ist. —

Der Gemütsmensch ist der werbende Mensch, weil er der „selbstlose" ist; Dionysos immer der umworbene. Nur für den Christen, nicht für den Heiden gibt es „unglückliche Liebe".

Die Gemütswelt ist auch die Welt des Ressentiment. Haß, Neid, Eifersucht, Eigenbeziehungswahn, Mißgunst, Eigensinn — das alles sind Gemütsattribute. Im Gemüt wurzelt das heutige Weib: es ist unsachlich und lebt für andre.

Christentum und Sexualität. — Christlichkeit häufig mit aktiver Geschlechtlichkeit verbunden. Auch im Juden finden wir Bock und Gemüt nebeneinander. — Die Verschärfung der geschlechtlichen Teilung, der Haß aus Nebenbuhlerschaft, die Liebe als persönliches Verhängnis — das alles zog mit dem Christentum ein, soweit es Gemütsreligion war oder wurde.

Das weinende Leben. — Zeichen der höchsten Entzückung: die Träne, die im Hervorbrechen zerdrückt wird; jene Träne, von der das Auge „überquillt".

Erzklänge. — Erzklänge in der Dämmerung: von den dionysischen Heiden halluziniert, später verwirklicht als christliche Glocken.

Asiatismus. — Der Spiritualismus ist asiatischer Herkunft, dort aber doppelten Ursprungs: aus der Empörung des Sklaven und aus dem Katzenjammer der Könige. Die grausame Willkür des Herrschertums und die unterwürfige Niedrigkeit des Sklaventums sind Symptome des einen Übermaßes, das die Natur in das asiatische Wesen hineingelegt hat.

Kennerschaft und Dichtertum. — Keine tiefere Kluft als zwischen Kennerschaft und Dichtertum. Was wir begriffen haben, erleben wir nicht mehr. Dies ist der Grund für die „Unwissenheit" der Dichter.

Das Abendland. — Licht und Schall als Gegenpole des Lebens. Im Schall wird Seele zu Leib, zerbricht Essenz den Widerstand der Massen.

Licht ist leiblose Seele, ewige Ruhe und zeitloses Sein: Nirwana. — Licht ist Asien, Schall ist Abendland.

Ein Mittleres aus beiden: Farbe und Glut; ein Mittleres auch Hellas und Rom.

Jean Paul. — Jean Paul ist ein Geflecht, kein Organismus.

Gehalt des Gedichtes. — Der Gehalt des Gedichtes liegt jenseits des Wortsinns. Das Gedicht wird in uns von Gefühlen begleitet, die nicht am Sinn der Sätze haften, aus denen es besteht. Man kann sie ihrem Sinn nach auflösen und in andrer Form mitteilen, der Gehalt aber verflüchtigt sich dabei. Und nicht nur Wortverbindungen, sondern die Worte selbst schon weisen einen Gehalt jenseits ihres Sinnes auf, wie sehr er sich auch der begrifflichen Bestimmung entziehen mag. In ihm ist lebendige Gegenwart die Geschichte der Sprache.

Christentum und Zeit. — Das Christentum erst macht aus der Zeit eine geschichtliche Einmaligkeit.

Natur des Bewußtseins. — Begreifen ist Unterscheiden, und es beginnt mit der Unterscheidung von Subjekt und Objekt. Aus dem erschütternden Staunen über diese Zweiheit erhebt sich die Philosophie: und dies ist der immer erneute Impuls alles Denkens.

Zwei Dualitäten. — Die eine Dualität ist die von Subjekt und Objekt. Die Zunahme der Emanzipation des Objekts knüpft sich an die wachsende Schwächung der Instinkte. — Ganz anders die Dualität von Leib und Seele. Ihr Entstehungspunkt liegt im Geschlechtlichen und sie wächst mit der Verschärfung des Geschlechtergegensatzes, der Halbierung des Menschentums. Ihr erstes Bewußtseinssymptom: daß der Mensch sich von seinen Geschlechtsorganen und damit höhere von niederen Trieben unterscheidet.

Das Abendland. — „Welch Getöse bringt das Licht!" Dies ist das abendländische Licht, ein Schauer von Lichtpfeilen, ein Strahlensturm.

Das Abendland. — Germanien blieb auf heroisch-kosmischer Stufe stehen. Aus Uranos wurde ihm nicht Eros. Es fand kein Gefäß seiner

Ergießungen. Statt kosmischer Urnen bot man ihm katholische Kelche. Sein Eros siechte dahin im Übermaß der ritterlichen Herrinnenverehrung.

Falsche Symbole. — Das ist ein hohles Gebaren, das All menschlich auslegen, unschöne Leiber mit gestohlenen Widerscheinen des Lebens schmücken zu wollen. Die ganze Symbolisterei ist eine Usurpation von Königsthronen durch Bankierssöhne. Man beginnt mit dem Ornamentalen, das naturgemäß das letzte ist. Erst baue man Häuser, ehe man Tapetenmuster erfinde. Dahin gehört auch George.

Orient. — Im Orient beginnt der Verfall mit dem Übermaß des saugenden Lebens. Die assimilierende Kraft setzt sich nicht in gleichwertige Expansionen um. Dem Übermaß in der Wollust hilft keine Entlastung durch Geburten ab und der Geist übersteigt sich in Willkür und Despotismus. Auf dieser Stufe ist der Orient ein traumschwüler Halbschlaf der Seelen, vergleichbar der übergestaltigen Verworrenheit tropischer Pflanzenpracht. — Es schreitet der Verfall aber fort zu einer Art von seelischer Schwindsucht. Die Essenz spaltet sich, das saugende Zentrum wird astral; Körpergier geht in Liebegier, Brahma in Buddha über. Auf dieser Stufe erst treffen wir die Überschätzung des Begrifflichen an und die ausschweifende Fron logozentrischen Philosophierens.

Hellenismus. — Das hellenische Maß und der hellenische Eros sind einunddasselbe.

Natur des Bewußtseins. — Mit der Selbstverständlichkeit des Besitzes wächst die Unwissenheit. Alles Denken geschieht aus Hemmung. Darum sind auch negative Entscheide, z. B. in Geschmackssachen, bezeichnender als positive. Was wir am lautesten im Munde führen, haben wir am wenigsten inne. Idee ist Drang, nicht Fluß. Die Rufer zum Kampf sind meist nicht die Krieger, Redner meist nicht Herrscher. Im Könner ist bewußtloser Strom, was im Kenner Wunsch und Idee.

Idealismus. — Idealismus ist die Armut der Reichen und der Reichtum der Armen.

Arten des Blickes. — 1. Der logozentrische Asket. Sein Blick kommt aus einem Punkt und richtet sich auf einen Punkt. Weder in sich findet er Farben noch außer sich Dinge. Er sieht nur strahlenschießende Punkte.

2. Der zellar-mikrokosmische Mensch. Er sieht in sich die Farben der Pflanzen und Tiere oder der Säulen und Wände und Ampeln. In sich verworren feiert er sein Fest im Purpurgewölbe seiner Seele.

3. Der makrokosmisch-heroische Mensch. Er ist ganz außer sich in Regen, Sonnenbrand, Wald, Meer und Ebene. Er kennt kein Insichselbstsein. Er lebt die Signale der Heldenschlacht, indes sein Blick mit dem Geloder im Kamine träumt. Der träumerische Blick ist der Blindheit am nächsten. Homer ist blind.

4. Der teleologische Mensch. Sein Blick kommt aus dem Ich und sieht das Ich. Er kontempliert nicht, er beobachtet.

Gefühl und Bildnertum. — Im bildnerischen Erleben begleitet das Gefühl, im unbildnerischen drängt es sich vor als einziger Gehalt. Der unbildnerische Mensch ist ohne deutliche Metaphysik des Gefühls. Seine Höhen sind ohne Zusammenhang: Oasen glücklicher Verlorenheit in der Wüste des Alltags. Die Lebenswelle hebt ihn nur aus seiner dinglichen Vereinzelung heraus, aber nicht in die dämonischen Feuerkreise hinein. Er lebt, fühlt, sehnt, vergißt sich; aber er kehrt nicht weiser in seine gewöhnliche Tätigkeit zurück. Aus seinen Sonnenblicken wird ihm keine Religion der Sonne und zu den Sternen fühlt er sich in eine weite Ferne entrückt. — Diese Gestaltlosigkeit der Weltnähe erscheint kunstmäßig als die Geistigkeit der Bloßen Farben und Töne (Jean Paul). Im Denken gibt sie den Grübler oder den weibhaft Verständigen, dem sich Mensch und Bild nicht durcheinanderweben. — Von hier führt die Brücke zum ‚Gemüt', zur Weibsliebe, zum Christen.

Sinn der Dialektik. — Die philosophische Dialektik lebt aus dem Antrieb der Überwindung des begrifflichen Denkens.

Mechanik und Metaphysik. — Mechanische Verwirklichung ist nie metaphysische. Wer mit einem Ballon in den Äther fliegt, vermählt sich nicht mit dem Element wie die Seele des Schweifenden, die mit Wolken streicht, indes der Bewußtseinskörper am Boden verharrt. — Hier liegt der Ansatzpunkt zum Verstehen des Geheimnisses: Ferne.

Substantielles Denken. — Die Verpönung des Denkens vonseiten der Asketen spricht für das Denken. Auch im Denken kann sich Substanz verwirklichen. Auch das denkende Erleben kann rütteln an den Pforten des Sonnenreichs und zittert noch um die Welt der Bilder. —

Funktion des Wissens in der Gegenwart. — Jedes eingeborene Leben ist Leben im All, Leben in der Selbstverständlichkeit seines Götterglaubens. Sollte darin, daß nicht jeder eingeweiht werden darf, vielleicht der Instinkt sich kundgeben, daß Wissen die Naivität des Besitzes stört? Und ist dies das Geheimnis allen Priestertums: stark genug zu sein im Überschwange des Erlebens, um unbeschadet wissen zu dürfen? Eingeweihte aber sind nötig, Schützer und Tempelhüter. — Nicht unfehlbarer stürzt man ein Volk, als indem man seine Götterbilder stürzt. Denn das heißt: sein Leben aus dem All des Lebens verstoßen. Heidnische Einzelzuckungen inmitten fremder Religion — sich selbst nicht verstehende Zuckungen — sind machtlos. — Der Priester, dem hieratischen Organismus seiner Kulte entrissen, wird Philosoph. Ungeweiht muß er von außen wissen lernen. So ringt er sich auf dem Wege der Analogien zum Symbol zurück. Gewöhnlich steht diese Art von Wissen im Untergangszeichen einer Hierarchie. Immer ist sie im Einzelnen das Widerspiel seines Kräfteverfalls.

Einzigkeit des Erlebens. — Nichts kehrt wieder. Einmal und einzig ist alles Erleben.

1901

Monismus des Geistes. — Der Geist ist monotheistisch selbst noch im Tun des Gelehrten, der alles einem Prinzip unterordnen möchte. Der Geist will Alleinherrschaft: er eint die Welt im Ich oder im Logos. Erst mit der Hegemonie des Geistes sind zwei Dinge in die Welt gekommen: der Fortschrittsgedanke auf der einen Seite, der religiöse Fanatismus auf der andern. Der Geist duldet gewalthaberisch nichts neben sich. Über die Welt der kämpfenden und gärenden Urkräfte stellt er die Tyrannei einer Formel: mag es nun die der sittlichen Autonomie des Individuums, mag es die Heiligkeitsidee des Katholizismus sein.

George. — In der Tiefe hat Nietzsche recht, daß die Kunst lebenbejahend sei. Auch der Asket als Bildner muß bei uns sein ganzes Material entleihen, denn dies stammt aus der Welt der Bilder. Umgekehrt ist alle Verkunstung zugleich eine Vergeistung jenes Materials. — Am Maß der Belebtheit, an der rhythmischen Zwanglosigkeit des Abfließens, an der Bewegtheit aus sich selbst ist die Essenz eines Werkes erkennbar. An dieser Eigenbewegtheit nun fehlt es bei George. Dafür tritt bei ihm ein gewaltsamer Kunstverstand in die Lücken und haut und reißt und bohrt so lange, bis der Schein der Einheit erzwungen ist. Man hört aus diesen Metren eine tiefe Bösartigkeit der menschlichen Instinkte heraus.

Urbild und Mechanismus. — Urbilder leben, heißt auch: stark genug sein, sich am Zufälligen der Gegenstände nicht stoßen; heißt, den Zufallsstoff mit Sonnenaugen verbrennen. — Stattdessen macht der Nihilismus der Vernunft die Begleitmerkmale der Erfassung des Urbildes zum Gehalt dieses Vorganges und behält statt des Bildes eine substanzlose Gestalt zurück.

Geschichtlicher Rückblick. — Mitte des 19. Jahrhunderts: Taumel des Bürgertums über die plumpe Taschenspielerei der „weltbezwingenden" Erfindungsepoche. — Siebziger Jahre: man ahnt, daß alles dies nur Folterwerkzeuge Molochs sind. Aus dem Glutschein der Hochöfen höhnt sein Feuerodem; aus dem drohenden Qualschrei der Fabrikpfeifen gellt die Notwut zertretenen Lebens: Naturalismus! — Jahrhundertwende: dies alles fern und gewohnt. Moloch siegte; das Menschenmaterial stumpf und verbraucht; die große Woge unbeseelt verebbt; über kaltnüchternem Alltag aus Rätselzonen seltene Schauerlichter.

Ursache der Bosheit. — Warum ist dieser Mensch so zänkisch und boshaft? Er füttert seinen Neid.

Bildung und Politik. — Politik treiben, das heißt in jedem Augenblick Opfer bringen können, oder es ist die dümmste Form der Wichtigtuerei mit Worten. Uns kennzeichnet die Herrschaft des Furchtegoismus, der Mangel an Opferwilligkeit, die hinter Wortiraden sich versteckende Gesinnungslosigkeit. — „Gebildet" heißen solche, die statt Mut oder Seele ein paar Bände schlechter Literatur im Leibe haben.

Genie. — Als Genie bezeichnen wir vor allem das Monomanische, das idiotisch Unerziehbare einer durch die Größe ihrer Wirkungen imponierenden Erscheinung. — Die Urzeit kennt keine Genies. Der „geniale Mensch" ist das Äußerste, das eigentlich Überredende und Zwingende, was der Individualismus auszuspielen hat. Der Geist gleichsam Person geworden in riesenhaften und immer unseligen Einzelwesen ist die schmerzenvolle Gegenleistung für den verlorenen Einklang der tellurisch-mütterlichen Urzeit. — Immer wollten solche Menschen in einem Ganzen weben und immer blieben sie tiefeinsam. Wissend um ihre Ausgestoßenheit aus dem unbewußten Kreislauf des Lebens siechen sie im Innersten an rettungsloser Trauer. — Es gibt keine Größe des Ganzen außer unter Preisgebung der Einzelgröße. Jenes nie wirkliche atmosphärische Ganze nach außen in das Traumreich des Werkes verlegt: der Schaffende. — In der Welt des Geistes leben die Leidenschaften von den Gesetzen regiert. In der Urzeit ist pflanzenhaftes Müssen und monotoner Taumel.

Handel und Sittlichkeit. — Mit der Organisierung des Raubes zum Tauschhandel beginnt die Sittlichkeit. Nietzsche, indem er im materiellen Schuldverhältnis den Ursprung jeder Art von Billigkeit vermutet, dürfte auf rechtem Wege sein. — Die Anerkennung des „Was dem einen recht, das ist dem andern billig" hat zur Voraussetzung ein Abstrahieren nicht nur von der augenblicklichen Gemütslage, sondern, was viel grundsätzlicher einschneidet, selbst vom Egoismus der Stammesinstinkte. Es ist der erste Schritt über die Stammessonderheit hinaus zur „Menschheit". — Dies ist ein noterzwungener Erhaltungsausweg des Instinkts, etwas, das zum Instinkt selbst in Gegensatz tritt, obschon es ihm zu dienen scheint. Es ist der erste Schritt zu einer Wirklichkeit, die von der seinigen völlig verschieden ist: zur Wirklichkeit der durch Hinausverlegung des Innenzentrums sich erbauenden „Objektivität". Bedeutsamerweise ist die Spaltung von subjektiv-instinktiver und objektiv-verstandesmäßiger Wahrhaftigkeit an die ursprünglichere von Krieger- und Händlertypus geknüpft.

Symbolität. — Das Leben hoher Augenblicke im Bilde gebannt, das ist Symbol. Durch Unterordnung des Sinnes unter das Sinnbild erreicht die Kunst die Einverseelung des Geistes. Es gibt eine geistige Kunst, welche Licht des Geistes in Blutströme trägt; die irdische aber läßt über Sonnengipfeln noch den Blutstrom rauschen.

— Bilder sind gleich Tempeln die Häuser der Götter. Dämonisches Leben gerinnt in ihnen. Wie es aber möglich sei, daß ein vom Menschen Erbildetes göttlichen Wesens ist und das Leben der Sümpfe und der Ströme birgt, dies Geheimnis symbolischer Identität trägt kein Denken über die Kluft zwischen Ding und Geist. Gewußt wird es nur aus einem Zustande, in welchem Denken und Gedachtes eines sind. Der Verstand behält davon immer nur ein Gleichnis übrig. Selbst die Verdeutschung des Wortes Symbol in Sinnbild enthält schon den Keim der platonisierend irreführenden Ansicht, als sei das Sinnbild die Darstellung von etwas Begrifflichem.

„Stoff und Form". — In „Stoff und Form" hat der Geist die Substanz zerfällt. Ursprünglich bildend war allein das Gebärende, die Hylä selbst, die Urmutter. Der Bildner aber sucht um beide Hälften der Dyas wieder ein Band zu schlingen. Von instinktivem Müssen ergriffen, strebt sein Geist in den Urschoß der Substanz zurück. Sein Wollen ist willkürwidrig, es stirbt beständig in der Notwendigkeit.

Leben als Spannungsform. — Innere Gespanntheit kosmisches Grundgefühl. Leben ist gemildertes Feuer der Erdtiefe, das sich ins All vergießt, indes zugleich der Gegendrang der Schwere ihm Umschränkung leiht. Am deutlichsten im vegetativen Leben: Bäume sind festgewordene Flammen. — Im Stufengange zu höherer Preisgebung nähert sich die Materie dem Gasförmigen: die Elementarseele ist feuriger Dunst. Die Zellen sind weich. Im Stufengang zu höherer Individuation wird die Materie härter: die Knochen der Tiere sind härter als das Holz der Bäume.

Soziale Frage. — Eine „soziale Frage" gibt es nicht. Was man so heißt, ist eine Frage des Taktes, also des Eros. Das Christentum als Ausgeburt des Neides hat mit dem Namen Liebe die Liebe zertreten. Es fehlt den Heutigen an Güte, und darum der Erfolg der jüdischen Gleichmacher. Das Volk hat im Grunde vor dem höheren Stande und vor höherer Geistigkeit Ehrfurcht.

Zwei Arten von Wissenschaft. — Es gibt ein Wissen, das tötet, und ein Wissen, das weckt. Jenes ist das Wortwissen des Gelehrten, dieses das dithyrambische der Dichter und Seher. Was mit ihm gesagt wird, lebt, ob es gleich dauert: es erneuert sich in beständiger

Wiedergeburt. Das andre dagegen ist Mumie des Feuers, Petrefakt des Lebendigen. Es hilft zu mechanischen Erfolgen, es macht Leichname gehend und sprechend, als ob sie lebend wären. Nur am Räderwerksgleichtakt der Bewegungen sieht man mit Entsetzen, daß sie Leben nur täuschen.

Das Doppelich. — Wer gewisse Züge seiner Natur vor Menschen zu verbergen gewohnt ist, lernt allmählich, von dem verschwiegenen Ich im Verkehr ganz abzusehen, bis er über gleiche Phänomene bei andern mit völligem Mangel an Beteiligung urteilt. Sein Ich hat sich geteilt: das für Menschen erlebt sich als mit dem geheimen nicht mehr identisch. So kann es geschehen, daß einer sich von Vorwürfen tatsächlich nicht getroffen fühlt, obschon sie ihn in erster Linie angingen, und daß darin garkeine Unehrlichkeit liegt. — So hat der Mensch der Zivilisation sein Alltags-Ich und sein Beamten-Ich, bzw. sein geschäftliches Ich. Der Priester kann Unzucht verfluchen als Priester, obwohl er als Mensch darin selber Meister ist, und doch keinen Widerspruch bemerken, weil diese beiden Iche sich völlig geschieden haben. — Jeder Mensch nun hat sein verstecktes Rausch-Ich, und meist ist es ein geschlechtlich-erotisches Ich, das seinem übrigen Menschen entfremdet ist. Tiefes Leben aber will Einheit, und tiefe Werke sind Ausgeburten der Einheit, im Sinne der sich selbst befruchtenden Empfänglichkeit, der Autogenese, und weil sie alle übrigen Halbheiten zerbrechen. — Dies nun ist ein Teil unsres Sagens und Wirkens, daß wir die Menschen vor ihr Rausch-Ich zwingen, daß wir ihnen aufnötigen zu glauben: auch das bist du, auch dieses Du ist dein Ich. — Das ist es im Grunde, was man den Weg der Selbstentdeckung heißen könnte: das Alltags-Ich bleibt staunend vor dem Rausch-Ich stehen, zum erstenmal mit der Frage beladen: welches von beiden bin ich denn nun? Welches hat recht und welchem muß ich unselig Zerspaltener das andre opfern? Ist diese Frage entschieden, dann ist auch der Lebensweg eines Menschen entschieden. Aber wie viele zerteilt noch immer die Zeit, ehe sie überhaupt vor die Frage der Entscheidung kamen! — Diese ganze Generation war des Doppel-Ichs schuldig und der Doppelwerte und suchte das übergeordnete Absolute, auf dem sich schlafen ließe.

Massigkeit als Wertmaßstab. — Nicht Umfang und Gestalt entscheidet, sondern Massigkeit. Das Undichtere wird von gleicher Kraft leichter aufgeblasen, es wächst ins Große, aber als hohler und

unmassiger. „Hohle Worte" tieftreffende Wendung. Ein Mensch kann ausgehöhlt werden. Das Kräftemaß ist mit der Person gegeben, die Dichte ist substantiell und wird mit der Auspumpung geringer. Es gibt entpurpurte Seelen. — Das Nichts ist ein Hohlraum, der nie voller wird, wieviel man auch hineinschüttet. — Seine „Gewichtigkeit" bezeichnet die Lebensfülle des Menschen.

Das Abendland. — Im Osten, Süden und im Altertum herrschte Farbe, Licht, „Gestalt", „Vision"; im abendländischen Germanismus Massigkeit, Geräusch, aromatischer Geruch. Der Dichtezustand der Wirklichkeit ist in höheren Breiten ein andrer. Die Essenz wird schwerer, härter, metallischer und darum das Werk eherner, geformter, dauernder. Die Härte des Nordens ist Metallhärte, d. i. biegsame Härte; der Südosten aber hat uns besiegt; wir haben noch nicht unsre Essenz geboren.

Arten des Bildnertums. — Dreifaches Bildnertum: das urzeitlich-schlafwandlerische aus einem Zustande, in welchem Entschluß und Wille Eines sind, genauer ein Drittes, worin beide noch ungeschieden; am besten vielleicht das Pflanzenhafte zu nennen. Zweitens das magische, an das Aufkommen des Priesters geknüpft. Drittens das mechanische als Tat, als Werk, als Wissenschaft.

Der Träumer. — Eros waltet nur in magischer Wirklichkeit. Durch ihn tritt das Weltbild in den zweiten Bewußtseinszustand, in dem keine Nähe mehr die Ferne stört. — Der nur träumende ist ein schon schwächerer Eros. In einer moralistischen Zivilisation wird der kosmische Mensch handgreiflicher Wirklichkeit entwöhnt. Weil sie an ihm „Anstoß nimmt", wird er in ihr ein „Träumer". — Wir sind den Dingen näher als die Romantik, darum ist unser Leid soviel herber.

Jean Paul. — Haftend und zerfließlich, darum unrhythmisch: eine zerflossene Zelle. Raumlos, unbildhaft, ohne Landschaft. — Seine kreisenden Himmel sind manchmal Theaterhimmel und mit Händen zu greifen. Morgen- und Abendröten und der ganze Sternenaufwand erhält durch eine zügellos schaltende Willkür ein wenig den Charakter von Kinderspielzeug. Es ist noch viel vom Pathos des Barock darin. Jean Paul ist 18. Jahrhundert in außergewöhnlichen Maßen. — Doch damit erschöpft man ihn nicht.

George. — Seine Seele wesentlich Empire; daher die Mittelbarkeit seiner Worte, das Erloschene und französisch Steife in ihm: ein später Epigone des 18. Jahrhunderts. — Sein Charakter intrigant, bösartig, meuchlerisch, eine Mischung aus Katholizismus und Renaissance. Eitelkeit als Besessenheit. Sein Charakter ist der Satz seiner Seele.

Bachofens Dualität. — Das matriarchale und das hetärische Prinzip. Jenes haftend, herdgebunden, gründend, mauernziehend — dieses schweifend, herdlos, allen Banden feind. Jenes eines mit der Notwendigkeit, ewig umfangendes Schicksal alles Geschehens — dieses eines mit dem Verhängnis, sprengender Todessturz alles Lebens. Die Auflösung des Gegensatzes in seine höhere Einheit kann als Kampf und Vernichtung in die Erscheinung treten. So kämpft das seßhaft-matriarchale mit dem schweifend-hetärischen Prinzip. — Der Übergang zur Moral geschieht stets leichter vom haftenden als vom schweifenden Prinzip.

Mechanische und magische Philosophie. — Von unsrer Philosophie die Praxis ist Magie, sie selbst Theorie der Magie. Die Philosophie der Schulen ist Theorie der Mechanik und ihre Praxis Mechanik. — Die magische Philosophie leugnet den Satz der Identität*, folglich Einheit, Ding, Dauer, Wiederholung, Mathematik; sie leugnet Begriffe und Ursächlichkeit, denn Ursächlichkeit ist die sachliche Parallele logischer Verknüpfung. — Sie arbeitet mit Bildern und Symbolen, und ihre Methode ist die Methode der Analogie. — Die ihr wichtigsten Namen sind: Element, Substanz, Prinzip, Dämon, Kosmos, Mikrokosmos, Makrokosmos, Essenz, Bild, Urbild, Wirbel, Knäuel, Feuer. — Ihre letzten Formeln sind Zaubersprüche und haben magische Gewalt.

Nähe und Ferne. — Die Ferne sei Nähe, ist der Wille des Magiers; die Nähe sei Ferne, der Wille des Erotikers. Nur was im Nahen fern und entrückt bleibt, das lebt. — Die Ferne ergreifen, heißt,

* F.d.H.— Das ist nicht wörtlich zu nehmen, sondern will zum Ausdruck bringen: sie leugnet, daß in der Wirklichkeit Identitäten vorkommen. — Nicht in Abrede gestellt wird das denkende Bezugnehmen auf die Wirklichkeit (ohne das von „Wirklichkeit" ja nicht einmal sinnvoll zu sprechen wäre), dagegen allerdings die Begreiflichkeit der Wirklichkeit.— Grade dieses Denkmotiv wird in den Schriften des Verfassers an den verschiedensten Stellen erprobt und durch seine Folgen befestigt.

sie ent-fernen, macht aus ihr fernelose Nähe. Solches nennt man auch Gewohnheit oder (begriffliche) Erkenntnis. Diese ist Entschleierung; sie nagt an der Wurzel des Lebensbaumes. — Mechanische Macht ist Berührungsmacht und fernelos; magische Macht ist Blick- und Wunschmacht, ist Macht der ewigen Ferne. — Die Telephoren der modernen Mechanik sind die Karikatur der Magie. — Da wir Ferneseher sind, so müssen wir vor den Dingen erblinden. Weil das materielle Bewußtsein der Wissenschaft uns die Dinge aufdrängte, so wurden wir Sehnsüchtige und unser Schweifen eine Flucht der Sehnenden. — In unsrer Philosophie will der Fernblick auch noch die Dinge überwältigen.

Rom und Germanien. — Es gibt im Substantiellen keinen Willen zur Macht. Was man fälschlich so nennt, ist Wachstumswille. Roms Wachstum war Wille zur Macht und insofern Egoismus und Eigennutz. Es konnte nicht anähneln, es trug nicht Rom hinaus, sondern alles nach Rom herein. Es unterjochte, darum mußte es scheitern. — Germanien kam zu spät, das ist das Schicksal des Abendlandes. Germanien, das allein nicht verneinte, traf auf eine schon fertige Welt.

Bedeutung des Blickes. — Physiognomisch zu deuten ist der stumpfe, scharfe, fixierende, bohrende, zielende, durchdringende, schmachtende, zehrende, träumerische, nüchterne, wollüstige, lüsterne, klare, lichte, helle, trübe, dunkle, düstere, finstere, treue, treuherzige, warme, gütige, kalte, böse, saugende, schmelzende, zum Teil auch der feuchte Blick; seelisch aber ist sein Glänzen, Funkeln, Blitzen, Leuchten, Schimmern, Strahlen, Flackern, Flammen, Gleißen, Glühen, Brennen, Sengen, Schweifen.

Begriff und Mitteilung. — Damit wir etwas begreifen, muß es uns auf-fallen. Was wir voll und hemmungslos sind, das beachten wir nicht. — Was uns nur begegnet, das nennen wir. — So haben wir bloß teil an dem, was wir mit-teilen.

Kraft des Wortes

„Der Regen strömt", sagt Peter frohverständig —
Erhoben, weil er unterm Dache haust.
Unahnend, daß im Wort verhüllt lebendig
Aus blödem Mund des Regens Seele braust.

Heraklit. — Daß für seine Wirklichkeit die Flamme Symbol, darin ist er Ekstatiker. Aber er ist zugleich der Repräsentant eines Bruches, der ihn uns wahlverwandt macht. Er war nicht mehr Magier, Prophet, Dichter, sondern dithyrambischer Denker. Es ist ein unüberschreitbares Gesetz, daß uns diejenige innere Tätigkeit das Leben bedeutet, die in uns selbst vom stärksten Lebensgefühl begleitet ist: das war für Heraklit ein noch rhythmisch bewegtes Denken. Darum tritt für ihn an der Flamme mehr ihre Zentrifugalbewegung und ihre Feuchtheitsfeindlichkeit als ihr Pulsendes und Glühendes hervor. Sie einseitig deutend mißverstand er das Meer, das wellenschlagende Feuchte, und den Vollrausch der Mänade, mißverstand er die von keinem Denken noch zerspaltene Trunkenheit des Elementarlebens. — Die Synthese wäre gewesen: ein flammenschlagendes Meer.

Stufen des Menschentums. — Der animalische Mensch lebt seine Instinkte bewußtlos; der auf magischer Stufe lebt sie in mythischer Bildlichkeit; der Geistmensch generalisiert sie zu Werturteilen.

Das Gewohnheitstier. — Gewohnheiten scheinen auf zweierlei Weise zu entstehen, einmal aus Wiederholung eines Zwanges, daher, wenn es Selbstzwang ist, aus „Charakter", zum andern aus wiederholter Nachgiebigkeit gegen eine Neigung, also aus Charakterlosigkeit. Hier muß aber „Neigung" als ein spezifisch Menschliches gefaßt werden, als Antrieb, der von Gedächtnis und Voraussicht begleitet ist. Der unbewußte Trieb, wie sehr auch in monotoner Wiederholung kreisend, bringt für sich genommen noch keine „Gewohnheiten" hervor: er folgt allein dem Schwanken des Leibes und bleibt pflanzenhaft, indes Gewohnheit die unterste Stufe von Geistgebundenheit bezeichnet. — Zwischen ihren beiden Arten besteht kein essentieller Unterschied. Ob nun flüchtiges Gelüsten oder weite Zielgewißheit vordenkt: Vordenklichkeit erst vergewaltigt den Trieb zur Geneigtheit oder Triebfeder, erhebt den Stromwirbel „Organismus" in die Berechenbarkeit des „Charakters". — Mag das Tier schon der Weg zum Ethos sein, so ist doch der Mensch erst das — Gewohnheitstier. Der Kampf zwischen Selbstbestimmung und Gewohnheit ist nur der zwischen mehr oder weniger vordenklicher Geneigtheit. Weil ferner die mehr vordenkliche Triebfeder, verglichen mit der gewohnteren, mehr Bewußtsein erfordert, so erscheint jener Kampf zugleich als ein solcher zwischen Bewußtheit und Automatismus. Die Charakterbildung erzählt uns die Geschichte der Bewußtheit. Der Weg zum höheren Ethos ist immer der zu vollkommenerer Ichheit.

Blondheit. — Der blonde Mensch: Mensch des Abgrunds, Mensch der Nacht.

Zum Problem der Plastik. — Im Plastischen wölkt und spannt sich die Kraft. Nicht Bilder, nur Kämpfe treten plastisch in die Sichtbarkeit. Niedergezwungen ist selbst noch im zartesten Pheidias ein Außerhalb. Plastik ist gewalttätige Kunst, tyrannischer Geist erscheint in ihr. — Jeder Bildner steht auf der Brücke zwischen Nus und Hylä, bald näher jenem, bald näher dieser, und ihn durchfließt der Strom zum Geiste oder zur Erde hin. Im Plastiker aber sind beide Richtungen, wenn auch mit wechselnder Stärke, als auseinanderstrebende vorhanden. Nicht den Fluß, sondern die Spannung erlebt er; nicht eine Bewegungsform, sondern ein Zustand vermittelt sich durch ihn. Als auf innerem Konflikte beruhend steht die Plastik dem Drama am nächsten. — Sie wächst gleich den Vulkanen an der Scheide aufeinanderstoßender Kulturen.

Der Plastiker ist kein Erotiker, sondern aktiv bis zum Sadismus. Mehr als in andern Bildnern verwebt sich in ihm das Künstlertum, weil eine Zuständlichkeit und nicht ein Durchfluß, mit seinem Charakter: er ist mehr ποιητής, mehr Mächer. (Wichtig: das Plastikervolk der Griechen mißverstand auch den Dichter als „Poeten".) Er paßt nicht in völlig reife Kulturen, die den Kampf hinter sich haben, und er schafft, wenigstens seiner Absicht nach, keine dienende Kunst, sondern gibt in seinem Werke, ein zweiter Demiurg, was ihm die Welt ist. Die Geste des plastischen Lebensgefühls gibt unvergleichlich Goethe in den Versen:

Als das All mit Machtgebärde
In die Wirklichkeiten brach.

Demgemäß ist der Plastiker mehr als andre Bildner der „Künstler an sich". Auch seine Androgynität ist weniger Richtung als Zustand, d.h. Konflikt. Er ist niemals zellarer Typus, sondern zwischen Mann und Weib geteilt. — Unter Menschen bleibt er ungesellig, schweigsam, jähzornig. Brächen seine Spannungen impulsiv hervor, so wäre er Täter. Aber er geht nicht aus sich heraus und bleibt gespannt; denn sein zweites Selbst schaut zu. Auch zwischen seinem Beschauertum

und seinem Tatendrange besteht dauernde Spannung. Der plastische Zustand ist angeschaute Explosionsbereitschaft.

Eigenes und fremdes Leben. — Es kann zur Stärke eines Menschen gehören, daß er nur sich erlebt; mit seinen Strahlen überschattet er die äußeren Lichter. Viel öfter aber ist es seine Grenze und Schwäche: eine Glut, die abgetrennt ist vom Ganzen oder nurmehr — Bewegungsvermögen. — Das All wie den einzelnen erleben können, das heißt: teilhaben an ihm, flüssig sein. Hier der Grund, warum solche Nebenerscheinungen wie Begeisterung, Wärme, Herzlichkeit, Liebe, Verehrung, Andacht, wenn auch bescheidene, Zeichen des Lebens sind. In ihnen bekundet sich irgendein Maß von Ergriffenheit und damit von Gelöstheit, Entbundenheit; in ihnen pulsiert zwischen Ich und Welt die Strömung, indes die bloßen Spannungseffekte im Wollen und in der Sehnsucht bleiben. —

Sinnlichkeit und Begierde. — Mit dem Zerfall der Zelle trennen sich Sinnlichkeit und Geistigkeit, wird jene lieblos, diese „geläutert" und werden beide vehementer. Wie der Leib vergeblicher um Wollust wirbt und in nie zu stillender Begierde Zuckung um Zuckung sucht, so tastet der Geist verachtend und sehnend zu immer leibloseren Regionen vor. Nebeneinander sind stets beide Prozesse: Entgeistung des Fleisches und Entleibung des Geistes. Dem Kreislauf der Wiedergeburt entrissen, streben beide in entgegengesetzter Richtung auseinander, der Leib in immer seelenloseres Grau mechanischen Stoffwechsels, der Geist in immer blutlosere Helle transperipheren Seins. Dem Leben entrissen ist jener zur Fron der Zwecke, dieser zu ewig traumloser Wachheit verdammt.

Die Begierde, die immer umsonst den Untergang suchende Spannung, wächst in dem Maße, als sich Geist und Körper entzweien: sie ist des Körpers Wahnsinn. Die Sehnsucht, des Geistes Wahnsinn, wächst mit der Begierde. Und nun zerfallen die Menschen in solche der Sehnsucht und solche der Begierde, und in den stärksten kämpft dies beides: ruhelos treibt ihre Sehnsucht sie fort, wenn ihre Begierde umsonst nach Stillung lechzt. Jetzt erst wird der Wahnsinn der Einzelliebe möglich: im Du will ertrinken, was ins All den Weg verloren hat. In der sich opfernden Hingebung an eine Seele soll wie im Todessturz die Kerkerwand erbersten; aber es gibt keine Brücke zwischen Mensch und Mensch.

Vollenden erst konnte sich die Spaltung, als der Geschlechtergegensatz sich jenem andern verschärfend unterschob. Zugleich damit geschah der letzte Schritt in der Verselbständigung des Virilismus: das Prinzip der Aktivität, herrschend geworden, zerspaltet nun das Leben bis in den Grund.

Sapphische Weisheit. — Sappho verbietet die Klage um den Untergang. Das verstehe ich so: sie verbietet die Hingebung an das Einzelne. Das Einzelne ist von der nämlichen abstrakten Realität wie das begrifflich Allgemeine. Nur im Augenblick ist schrankenlose Wirklichkeit.

Orakelsprache. — Nur in Bildern und Zeichen enthüllt sich die Zukunft. So nimmt auch der Schaffende bildernd sein Leben voraus. Aber Bilder und Zeichen sind immer vieldeutig, und oft hat man sie mißverstanden. Das Altertum ist voll von Beispielen falsch ausgelegter Orakel. — Von der Natur der Orakel ist tiefe Dichtung.

Römer und Barbaren. — Nur der Barbar (Germane, Araber, Tatar), nicht der antike Mensch kennt den Schlachtrausch. Wenn Römer oder Griechen mit Barbaren kämpfen, siegt stets die Klugheit über den Rausch.

Symbolik. — Die Lebenseinheit ist nicht individuell, sie ist göttlich. Götter werden erst in späten Zeiten als Individuen gedacht. Das sind gleichnishafte Ausdeutungen vonseiten eines schon teilweise mechanisierten Menschentums. Das mikrokosmische Ursymbol ist das Swastika. Mikrokosmisch sind auch die Tiersymbole, makrokosmisch aber Bäume, Monolithe, Pyramiden, Sphinxe, „Hünengräber".

Sünde und Heidentum. — Die Sünde war dem Heidentum fremd. Hier gibt es Götterhaß und Götterrache, aber Strafe nicht. Die antike Philosophie kennt zwar das Gute, aber sie meint damit nicht das Sündlose, sondern den Inbegriff aller Trefflichkeiten. Das Daimonion des Sokrates sieht allerdings verfänglich dem Gewissen ähnlich; aber wie harmlos und immer noch hellenisch bleibt es im Verhältnis zu den Lehren eines Paulus, indem es im Instinkt einen Irrtum, nicht aber ein Verbrechen erkennt. Es ist die griechische Form der Abkehr, den Weg der Dialektik und Erkenntnis zu gehen, indes der Christ fanatisch die Verderbtheit aller Freude lehrt und die Kreuzigung des Fleisches übt.

Polaritäten

Essentiell	— kosmisch
Tellurisch	— siderisch
Haftend	— schweifend
Mitte	— Ring
Zelle	— Element
Eros	— Wodan

Totenzeit. — Das Vorfrühjahr ist die Jahreszeit der Gespenster; nach dem Glauben der Griechen drängen alsdann die Toten wieder ans Licht.

Sonnenkindschaft. — Sonnenkinder haben keine Geschichte, das Kind hat keine Geschichte. Erst das Ich hat Geschichte, im einzelnen wie in der Menschheit: es altert.

1903

Idolatrie und Dämonismus. — Aus dem Gegensatz der Visionen und der Schauer folgt der des Anthropomorphismus und des Dämonismus. Die südliche Antike vermenschlicht, indem sie das siderische Pantarhei in die mikrokosmischen Symbole der Pflanze, des Tiers und des Menschen faßt. Ihr sind Idole Wesenheiten, und an dieser Idolatrie beteiligt sich mehr und mehr die bloße Aisthäsis des Apollinismus. So entsteht das Theater, so später der kirchliche Pomp, so der Bildner (Künstler, Täter, Philosoph). — Der südliche Mensch braucht Zeremoniell und symbolische Dinglichkeit, um zu glauben. Dies erscheint dem Nordländer an katholischen Bräuchen fremd und unernsthaft; denn nicht am menschengöttlichen Gebilde, sondern nur im Strom der Schauer entzündet sich sein Überschwang. Darum bleiben uns sogar noch die Eleusinien mehr oder minder unverständlich, indes wir mit den Sabostaumeln der Barbaren fühlen.

Der Weg zum Täter. — Solange sich die Menschheit im kosmischen Ring befand, waren ihre Bewegungen in gleicher Weise solche des Erdballs wie Sturm und Meeresstille. Ein allgemeiner Friede kann niemals gewesen sein: selbst die Pflanzen und Wälder wogen. Ruhe ist nur der Ausnahmezustand in einem ewigen Wellenschlagen. Die

feindlichen Erschütterungen und Zusammenstöße ganzer Stämme sind gleich Brandungen und Sturmfluten Erdphänomene gewesen, was die dichterische Neigung ahnt, wenn sie große Schicksalsentscheide vom Aufruhr der Elemente begleitet sein läßt. Indem nun im Orient die Politik von Astrologie geleitet wurde, begann sich ein Wissen der im Kern völlig unbewußten Zusammenstimmungen zu entfalten. Die Entwicklung der Magie ist innerhalb des Kosmischen die erste Wissensstufe und damit auch der erste vorbereitende Schritt des Zerfalls. Solange Taten nichts andres sind als die hochgeworfenen Schaumfetzen tellurischen Brandens, so lange ist der Täter vom Magier nicht verschieden. Die eigentliche Geschichte hat derartige Erscheinungen in völliger Reinheit nicht mehr aufzuweisen. Vielleicht die Völkerwanderung und zum Teil das Wikingertum ähneln elementaren Brandungen. Von großen Einzelnen wären immerhin noch zu nennen Alexander, Hannibal, Napoleon. Sie wirkten stets zugleich auch dämonisch. Ihre Geschichte ist eine Kette von Massenhypnosen. Sie befinden sich immer auf dem Wege der Selbstvergottung. Die Stelle ihres Ichbewußtseins nimmt in steigendem Maße das Gefühl der unbegrenzten, weil mit dem Schicksal identischen, Allgewalt ein. — Es ist im Volksinstinkt derselbe Zug, der Götter und unter Menschen stets nur den Helden ehrt. Denn ihm gegenüber ist alles sonstige Denken und Wirken ein nur spiegelndes; er allein ist die Substanz des Meeres, der Geist zuckt wie das Flackern eines Strahls darüber hin. — Der Sinn des Heldenschicksals ist Tragödie. Von Osiris und Prometheus bis Bonaparte besteht darin kein Unterschied. Aber die Tragödie ist eine andre, wenn ein Individualist zerschellt, eine andre, wenn der menschgewordene Dämon zurücktaucht ins All.

Mit der Mythologie der Sonnenhelden fängt der Individualismus an. Herakles, Theseus, z. T. Prometheus und selbst schon Achilleus und Siegfried sind beginnende Individualisten. Mit dem Heroentum, d. h. der Wollust des tragischen Unterganges, mischt sich hier bereits der schmerzhafte Zusammenbruch eines zügellosen Eigenwillens. — Den stärksten Schub in diese unheilvolle Entwicklung aber bringt die Teilung der weltlichen und geistlichen Gewalt. Wo der König und der oberste Priester zwei Prinzipe sind, da ist die Menschheit auf dem gefährlichen Wege zum Logos. Die „Religionsstifter" sind keine Urtäter und Helden mehr. In ihnen ist die dämonische Einheit in die magische und mechanische bereits zerfallen. Sie werden „mächtig", indem sie jene immer völliger von dieser trennen. Was sie in Wahrheit stiften, sind die Maximen zur Entleibung der Seele.

Beide Typen, der geistliche und der weltliche, zeigen auch bereits rechnende und vermännlichte Aktivität. Der wahre Cäsar wäre das Herz des Ganzen oder besser noch der Zellenkern, in welchem das Einzelwesen erlosch. Dagegen wächst im Zentrum der Propheten des Orients (Buddha, Christus, Mahomet) wie der Realpolitiker des Okzidents die Willkür des Ichs empor. — Das Wahrwort des Helden müßte lauten: Ich bin das Leben. So aber lauten die Aussprüche jener Herrscher, die am Tätertum krankten: Ludwig XIV.: „Der Staat, das bin ich"; Friedrich der Große: „Ich bin nur der erste Diener des Staates"; Napoleon: „Ich, ich bin die Revolution!"

Wesen des Raumes. — Das Ferngefühl der Romantik war ein Erwachen der Seele. Der Raum ist die Sichtbarkeit der verbindenden Ströme und ihres lebendigen Klingens; die Seele selbst ist das Tönen des Raumes. Das romantische Sehen in die Raumferne war eine Form des Hellsehens. Im magischen Schauen bleibt die Ferne auch in jeder Nähe erhalten.

Über Gedächtnis. — Die Gedächtnisspur ist flach oder tief, je nachdem das Erlebnis es war. Entschieden ausgesprochene Instinkte bewirken entsprechende Entschiedenheit des Erlebens; der so beschaffene Mensch wird das eine durchaus und bis in die Einzelheiten, das andre garnicht behalten. — Gesetzt hingegen, das Gedächtnis verhält sich relativ wahllos gegen den zu behaltenden Inhalt und ist somit bei übrigens hinreichender Anlage allgemein-umfangreich, so kann dies nur auf Grund verhältnismäßiger Blässe oder aber Vielfarbigkeit des Instinktlebens statthaben. Bloßes Gelehrtentum, indem es stets einen höheren Grad von objektivem Erinnerungsvermögen erfordert, setzt damit eine entsprechende Schwäche oder Vielfarbigkeit der Instinkte voraus. — Vielfarbige Instinkte finden wir häufig als ein Ergebnis von Rassenmischung; daher sich denn Mischtypen nicht selten durch starkes Gedächtnis auszeichnen. Damit stimmt es überein, daß Grenzvölker, z. B. Polen, Ungarn, Serben, oft über außerordentliches Sprachengedächtnis verfügen. — Abschwächung der Instinktkräfte überhaupt tritt in allen Fällen von Vergeistigung ein.

Das Geschwisterte. — Freundschaft ist gemeinsame Begeisterung, Liebe Verhängnis oder spielender Eros; was aber ist das Geschwisterte? Leichter läßt sich sagen, was es nicht ist: nämlich nicht kosmisch, nicht Flamme, nicht Glut, nicht Nacht, nicht schauernde

Fremdheit und Geheimnis; sondern milde Dämmerung, „abgeklärt", spätreif, stumpfe Farben. — Entstehung vermutlich die: innerlich oder äußerlich bedrohtes Leben organisiert sich zur Herde. Man wagt nicht mehr im eigenen Schauer, sondern nur „armverschlungen" und „ohne lechzende Begierde" den Gang ins Ungewisse. Dies ist der Sinn der Klösterlichkeit aller Zeiten und Völker. Erst der im All schon nicht mehr beheimatete Mensch erfindet sich die künstliche Heimat der „Bruderliebe". Er flüchtet, weil nicht mehr allverwoben, in den schwächlichen Trost der Seelenverwandtschaft. — Dahin gehört innerhalb des Heidentums der Pythagoräismus, teils die Eleusinien, mehr noch die orphische Sektirerei, überhaupt aber das Übermaß der geheimen Weihen und der beginnende Priesterdünkel. Aus der Orphik stammt auch das führende und recht eigentlich katholische Bild vom Hirten und seiner Herde. Der Seelenhirt, der gute Tröster ist das Zentralsymbol des Bruderschaftsgefühls, das im christlichen Einsiedlertum dann auch auf die Natur übertragen wurde: St. Franziskus. Die Mönche als Brüder, die Nonnen als Schwestern, der Papst als Hirt, die Menschen als seine Herde: das sind alles Manifestationen des Triebes zur Verschwisterung. Es gibt also einen Gefühlskatholizismus, ganz abgesehen vom Christentum, für dessen gewaltsamen Transzendentaldienst das Bruderschaftsbedürfnis nur den Nährboden bildete. Es bediente sich dessen der „Vater", um milder die Welt zu fressen.

Ausdrucksmittel Jahwes. — Das Ausdrucksmittel Jahwes ist die Geste. Ihrem Sinn nach sind alle Gesten, soweit sie metaphysische Bedeutung gewinnen, solche der immer tieferen Unterwerfung unter das immer höhere Prinzip: Weihung, Segnung usw. auf der einen, Buße, Zerknirschung, Anbetung auf der andern Seite. Die Religiosität des Semitismus ist nie etwas andres als der Schauer des Adorierens und Adoriertwerdens. Nun bezieht sich aber Anbetung immer nur auf Persönliches. Das Sinnbild des anbetenden Zustandes ist die Einzelperson. Allein schon darum neigen alle semitischen Religionen zum Eingottum. In der Adoration verwirklicht sich die außervernünftige Form des Ichbewußtseins. Heidnische Rationalität entglutet den Gott zum Ich; im semitischen „Gottesdienst" aber bricht der jenseitige Eine zerstörend in die Welt des „Scheins". Apollon ist gleichsam der sittlich gewordene Dionysos; er wirkt auf dem Boden der Blutsverdünnung. Jahwe ist das fressende Nichts selber, er wirkt auf dem Boden der Blutsvergiftung.

Der „Finger Gottes". — Im „Finger Gottes" und den Stigmata sehe ich die Perversion des daktylischen Prinzips der Urzeit.

Flauberts Salambo. — Ein Stück Theater, aber feuriger und wilder als nur irgendeines und z. B. voller flammend als Wagner, wo eine deklamierende Sentimentalität unnötigen Raum einnimmt. Was bei Flaubert in leider allzu gallischer Weise verarbeitet wird, sind tatsächlich teilweise Urschauer, wenn auch einseitig semitischer Färbung. Im Romanen steckt eben vom Geiste Molochs und der Tanit. Die beständige Bereitschaft zu lauten Expressionen, die Feierlichkeit schreckhafter Schwüre, Drohungen, Flüche, dieser ganze Zustand der Erhitztheit ist es, was das Gallische mit dem Semitischen gemein hat und von wo beide das Leben im Grunde als eine Lust am Schauspiel schätzen. Die grelle Buntheit des äußeren Lebens und die nie versagende Tropenfülle des Redeflusses verhüllen denn eine gewisse Bildarmut und kennzeichnen das in der Wurzel irgendwo kranke und verblutende Triebmenschentum. Aber die schwüle Treibhausluft, die über alles ihr Netz einer mystischen Wollust breitet, der Brodem, in welchem der molochitische Brand doch nur schwälen kann, und das dämonisch Drohende dieser Prunkgemächer und Tempelhöfe ist echtes Auge der Wüste. Dagegen fehlt wie im Semitismus überhaupt die Nacht der Vergangenheit und der Glanz der Ferne.

Politiker und Dichter. — Der Politiker hat zum Leben den Glauben an die Zukunft nötig und ist geschichtlich. Er hat den stofflichen Bautrieb, glaubt an die Wirklichkeit der Dinge und verkennt den symbolischen Charakter des Geschehens. Der heute gewiß nicht mehr seltene Typus des „Weibchens" ist fast nur noch politisch: hier bleibt bestenfalls die Winkelpolitik der Liebschaft, schlimmstenfalls die der Versorgungsehe. Norne und Zauberin blieb ein Traum der Vorzeit. — Unter Heiden trieb Politik großen Stils eigentlich nur Rom und ging wahrscheinlich daran zugrunde, indem es wie zuletzt noch jede Politik der Seuche Juda verfiel, welche die Politik auf Erden ist.

Der Dichter ist die geistige Form des Ekstatikers. Er durchbricht die Person und wird Bild. Durch ihn redet der wirkliche Charakter des Kosmos. Von ihm führt der Entartungsweg zum Metaphysiker. Der Begriff ist der Cäsar des Bildes und die Logik der Papismus der Seele. Den seltenen Typus eines Dichters der Politik stellt Nietzsche dar. Der Dichter wie Metaphysiker ist ungeschichtlich und ermangelt in der

Tiefe der Idee der Zweckmäßigkeit. Im echt metaphysischen Denken assimiliert die Seele den ungeheuren Stoff der mechanischen Wirklichkeit.

Der Politiker oder Täter ist immer Triebmensch und entartet zum Funktionsmenschen. Im Triebe steckt die tierische Vorform des Ichs. So bewegt sich der Täter als Naturpotenz auf der Ichlinie. — Der Metaphysiker ist zuletzt Mensch des Schauens oder Bildmensch und entartet zum Begriffsmenschen, zum Wissenschaftler, zum Gelehrten. — Taten im kosmischen Sinne kennt die Geschichte nicht; die Urzeit kannte sie als heroischen und magischen Rausch.

Wirken und Schauen. — Auch die Magie zerfällt in wirkende und schauende. Jene gehört mehr dem Orient, diese mehr dem Abendlande an. Von jener der Transzendentalweg heißt Jahwismus, von dieser Apollinismus und endlich Sokratismus. Dort entartet der Rhythmus zum Reigen, zur Gebärde, zur satanistischen Orgie, endlich zum judaischen Affentum; hier entartet er zur Betrachtung, zum Kennen, zur Prosa, schließlich zur Mechanistik täglicher Fronarbeit. — Auch die Mittel und Wege, um wieder in den Rhythmus zu kommen, werden darnach charakteristisch verschieden gewählt. Noch die vorige Generation zog den schauenden Weg vor: Naturgenuß, Betrachtung und Lektüre waren die Pforten zu den Festen der Seele. Heute stehen die wirkenden Reize im Vordergrunde: man will sich reden hören und handeln sehen. Die Jugend wird sportshaft, die Erwachsenen verbessern den Geschmack. So tritt denn scheinbar das Literarische wieder hinter dem Bildhaften, das nur Geistige hinter dem Körperhaften zurück: in Wahrheit wird das triebhaft wirkende über das substantiell schauende Menschentum Herr. Jeder Vorstoß Judas ist auch ein solcher des wirkenden gegen das schauende Prinzip.

Goethe und die Romantik. — Goethe war innerhalb der Kunst ein Repräsentant des wirkenden, die Romantik innerhalb des Lebens ein solcher des schauenden Geistes. Goethe wirkt im Bezirk des Schauens — denn alle Kunst ist Schauendes —, die Romantik schaut in allen Regionen des Wirkens. Goethes Dichtung kann man eine Tat, die Dokumente der Romantik müßte man entsprechend ein Wunder nennen. Ein Lebens ganzes steht hinter beiden: bei Goethe Apollon, der Gott der Vereinzelung und also auch der Materialisation; bei der Romantik das Traumnachbild des wilden Jägers, der noch vom Transzendentaltrunk taumelnde Schatten Odins. Auf Goethes Linie

gingen Platen und z. T. Mörike weiter, auf der Linie der Romantik die gesamte sonst mitzählende Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts.

Goethes Faust. — Goethe gibt in seinem Faust den Untergang des Geistes der Magie im neuzeitlichen Geist der Tat. Wie wahrscheinlich in jeder urgeborenen Dichtung ist Faust schon am Anfang, als was er endet: Gelehrter und Philantrop; nur daß er sich zuerst dagegen sträubt und den Selbstmord wählt. Aber diesen vollzieht er tiefer durch seine vergebliche Laufbahn. Die Eindämmung des Meeres oder vielmehr nur die Illusion davon, bei welcher der erblindete Faust in patriotische Schützenfestbegeisterung gerät, ist nur die Erfüllung des die Tragödie eröffnenden Gedankens der Lebensentwertung und Verneinung. Dazwischen liegt der Versuch der Umwendung und der Rückkehr zur Magie. Die wird von vornherein unter Mißkennung ihres Sinnes durch den Teufel vertreten; und Faust mißbraucht sie denn wirklich zu lauter außermagischen Zwecken: um sich ein Mädchen zu kirren oder einen bankerotten König vor dem Ruin zu retten. Vom Erdgeist mit Recht verworfen und nur von dessen Imitator und unfreiwilligem Narren, dem Teufel, begleitet, rast Faust als leerer Individualist durch die leeren Genüsse einer engmenschlichen Begierde, sieht vom Urreich das gespenstische Schattenspiel zuerst in der nordischen, dann in der südlichen Walpurgisnacht — beständig sündigend, weil er beständig bereut — und endet als magielos den Nutzen, die Arbeit, den sozialen Frondienst bejahender „Gehirnstrolch". Mit entsetzlicher Folgerichtigkeit brechen nach dem Tode des „Arbeiters" die Lemuren herein (Larven aus dem Reiche Jahwes!): erst noch mit der Schminke der Unterwelt angetan als wirkliche Lemuren, dann aber in der erst völlig larvenhaften Form widrig seraphischer Vampyre, die seine Seele in die vierte Dimension entführen. Dies war genau der Gang der „Weltgeschichte" im neunzehnten Jahrhundert. Selbst die homosexuelle Anwandlung des Teufels in der Schlußszene gibt einen deutsamen Fingerzeig für die ganze heutige Homosexualität. — Nicht durchaus mit Unrecht gründet die Gegenwart Goethebünde*.

* F.d.H. — Was der Verfasser zustimmend wie ablehnend über Goethe zu sagen hat, findet sich reichlich in seine Werke eingestreut und außerdem noch zusammengefaßt im Aufsatz „Bemerkungen über die Schranken des Goetheschen Menschen" (dem 4. von „Mensch und Erde") sowie in der selbständigen Schrift „Goethe als Seelenforscher". — Hier sei noch angefügt, daß ihm der erste

Wirken und Schauen. — Im Wirken hat alles aus sich seine Grenzen, im Schauen gibt sie ihm das All: daher die Ermeßbarkeit des zu Wirkenden, die „Unermeßlichkeit" des zu Schauenden. Was aus sich seine Grenze hat, ist letzten Endes Ziffer. Jahwe ist die größte Zahl, will sagen ein unbegrenzt Wirkendes; aber seine Wirkungen in der Welt sind immer nur endliche Zahlen! Substantiell ist nur das Grenzenlose und dieses ist Bild. Im Grenzenlosen ertrinkt als wesenlos auch das Unbegrenzte.

Über Mythen und Kulte. — Man glaubte, den Mythos verstehen zu dürfen als ein Stück Poesie. Der Mensch, so meinte man, sei stets geneigt, ein ihm ähnliches Wesen allen Dingen und Vorgängen einzubilden. Ihm genüge es nicht, die Wolken fliegen, den Regen das Land befruchten zu sehen; ihm scheine daraus ein planvoll ordnendes Wollen zu sprechen. Da er überdies an ein Fortleben der Seelen glaube, so verschmelze ihm auf doppelte Weise das Naturleben mit dem unsichtbaren Walten zweckbewußter Geister, deren Wunsch durch Zeichenschau zu lesen, deren Geneigtheit durch Gebet und Spende zu erkaufen sei. Aber solche Ansichten, die zum strengen Realismus der Urzeit nur wenig passen wollen — man prüfe auf Sachlichkeit selbst den schon späten Homer —, lassen unerklärt, was hier am meisten der Erklärung bedürfte: wie das dichtende Vermögen aus dem furchtbaren Ernst polytheistischer Frömmigkeit jemals zur Harmlosigkeit ästhetischen Spielens absinken konnte. Sie schüfen uns eine Vorwelt aus lauter Dichtern, nur nicht die wirkliche, wo dunklen Mächten Hekatomben und Menschen bluteten. Sie würden auch verlangen, daß zwischen „Aberglaube" und Phantasiereichtum eine Entsprechung bestehe, wovon im Leben einzelner wie der Völker eher das Gegenteil zu bemerken ist. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo man alle diese Versuche als leer verwerfen wird. Hier erinnern wir, daß sie ausnahmslos scheitern an denjenigen Vorstellungen, die als Urbesitz, wenn nicht der Menschheit, so doch großer Gruppen der Menschheit kenntlich werden, sobald man die bunten Hüllen weech-

Teil des Faust zu den obersten Gipfeln des Weltschrifttums zu gehören scheint, während er dem zweiten allerdings nur eine Mannigfaltigkeit heller und dunkler Weistümer in teilweise hochkünstlerischer Gestalt zubilligen könnte, ein dichterisch sinnvolles Ganze dagegen nicht darin zu erkennen vermöchte. — Demgegenüber betrifft obige Aufzeichnung den Zug in Goethes Wesen, dank welchem er keineswegs etwa nur zufällig, sondern aus Vorbestimmung — Hochgradmaurer zu werden vermochte

selnder Märchen ablöst. Oder will man uns sagen, warum in der Symbolik sehr zahlreicher Stämme für die verschiedensten Kombinationen die Zahl Drei vorherrscht — warum die Farbe Violett, die man früher Purpur hieß (sie steht an Leuchtkraft hinter gelb und rot zurück), unabhängig bei mehreren Völkern von entscheidender Bedeutung ist — warum das Isisschiff bei den Sueben wiederkehrt, die um Fastnacht ihre Erdgöttin mit bakchischem Taumel auf einem Nachen durch die Fluren zogen, und abermals als Bootssarg, den noch heute Dajaken über die Stätten ihrer Toten hängen? Hat man schon bis in den Grund den Sinn erfaßt der verbreiteten „Göttergräber" oder der fast allgemein heidnischen Schlangenanbetung oder der geheimen Weihen, die das ganze Altertum durchsetzen? Solange man aber da noch tastet, wo aus anekdotischer Umschalung der Kern erst hervorscheint, soll man nicht meinen, Urgeheimnisse entschleiert zu haben.

Wirken und Schauen. — Wirken und Schauen sind die Pole des ekstatischen Zustandes. Ihr Indifferenzpunkt im Einzelwesen heißt Magie. Eine Trennung beider ist nur insofern statthaft, als das magische Phänomen das einemal mehr als magisch bewirkt, das andremal mehr als magisch geschaut erscheint. Für den magisch Wirkenden tritt die seelische Spannung auf dem Wege der Magie in die Wirklichkeit, für den magisch Schauenden wird die Wirklichkeit auf dem Wege der Magie zum Bild. Man kann wirkend, d. i. räuchernd, Formeln sprechend, opfernd, schauen: nämlich die magische Erfüllung des inneren Wirkens; oder man kann schauend, d. i. im visionären Rausch gebunden, wirken: nämlich die Identität des inneren Bildes mit der Wirklichkeit des Erscheinungsablaufs. Das Handeln dagegen ist entartetes Wirken, das begriffliche Denken entartetes Schauen.

Die „Seele nach dem Tode". — Wiederholt trifft man in der okkulten Literatur der verschiedensten Zeiten und Völker (vgl. z. B. Agrippa) auf die Annahme, daß die Seele im Leben wie im Tode dort verweilen müsse, wohin sie mit heftigen Wünschen zielte. Mit diesem Gedanken hätte man zu einer Reihe wichtiger Erscheinungen den Schlüssel.

Ein Menschenleben kann ausklingen oder jäh und widerwillig zerreißen. Ausklang ist der späte Tod des Alters wie nicht minder jeglicher Opfertod. Jenen verschmähten, diesen bevorzugten die Germanen. Der Schlachttod als dämonisierende Seligkeit und schwert-

geweihte Vermählung mit dem All ist der letzte Sinn des heroischen Rausches. Bruch dagegen ist der noterzwungene Selbstmord, der Tod durch plötzliche Krankheit, durch jede Art von Zufall und durch den fremden Mörder. Das zerrissene Leben aber kann nicht ins All zurücktauchen, sondern bleibt phantomhaft an den Ort gefesselt, wo es starb. Es lechzt insbesondere nach dem Blute des Mörders oder es umschwebt die Stätte eigenen Verbrechens mit vampyrischem Spuk. Noch individualisiert verweilt es in einer schattenhaften, grauen, peinlichen Region, ähnlich dem Aides der Hellenen und der Astralzone der Spiritisten. Handelt es sich um einen Mord, so setzt überdies als Erinys die in ihrer Sphäre verletzte Themis ein. Der Mord stört das Gleichgewicht der Naturgewalten überhaupt, also z. B. auch der Pflanzen und Tiere. (Das Verzehren ihrer darf, streng genommen, nur im Sinn einer Opferhandlung statthaben, daher man den Göttern Trankopfer spendet und ihnen die besten Bissen in Flammen darbringt. Die alte Sitte, für Speise und Trank andächtig zu danken und jede Mahlzeit mit Gebet zu begleiten, ist davon ein später Rest. Jede Mahlzeit sollte mindestens eine Feier sein!) Wenn man Verbrechen in früher Zeit nicht sowohl durch Bestrafung als durch Lustrationen sühnte oder gar die Rache den Göttern überließ, so entspricht das einem esoterischen Naturgesetz. Das genaue Studium verschiedener Lustrationsgebräuche könnte hier zu tieferer Einsicht führen. Es werden unter ihnen solche der Abwehr vorherrschen und solche der Befriedigung der Gespenster. Unter diesen hat eine besondere Bedeutung das stellvertretende Sterben sowie das Schlafen mit der Leiche. (In großartiger Weise verwertet jenes Jordan im vierundzwanzigsten Gesang der Nibelunge: „Das Feuer entfessle — Die Seele vom Selbstschein — Und Rache bereit' ihm — Ewige Rast. — Dann zöge verzichtend — Auf höhere Hoffnung, — Doch besänftigt die Seele — Zum harmlosen Hain. — Doch erböte zur Buße — In Helas Behausung — Zugunsten des Gatten — Sich eine von euch: — So würde gen Walhall — Noch heute des Helden — Ewigem Urbild — Der Lichtpfad erlaubt".) Wie nämlich der selbstische Wunsch die Seele fesselt, so muß jeder das Selbst sprengende Wunsch zu ihrer Entfesselung („Erlösung") dienen. Opferwillige Liebe aber entselbstet. So wird jedes stellvertretende Opfer zum Symbol der Brechung des Einzelwillens und infolgedessen der Befreiung der Seele. Umgekehrt wirft der Eingriff in die fremde Sphäre, sofern er willkürlich und gewaltsam stattfindet, beide Träger ins Ich zurück, und nur bestimmte Bräuche der Reinigung oder Rache können sie der Sphäre

wiedergeben. Erst in der verletzten Sphäre wird die Ananke-Adrasteia rächende Erinys. Rache wie Lustration sind Rückschläge des sphärischen Prinzips.

In diesem Gedanken wurzelt zum Teil wohl auch das indische Karma. Es ist ein Symbol der Unversehrtheit des Lebens, der es alles opfert, zumal also das Einzelwesen. Wo immer der Einzelwille störend ins Leben greift, da wird das Karma rächend. Der Wille selbst ist verbrecherisch. Er verhärtet das Leben im Wollenden und er zerbricht den Rhythmus im Vergewaltigten. So schafft er auf zwiefache Weise Gespenster. — Untergang im Nirwana ist, recht verstanden, vielleicht nichts andres als das „bessere Leben nach dem Tode" der Eleusinier und das Einheriertum der Germanen. Nur für den nachdenkenden Verstand liegt überall die Gefahr der Verwechslung vor: nicht Ruhe, wie er zu glauben neigt, ist der endgewollte Zustand (die Teletä), sondern Tatlosigkeit oder, positiv gesagt, Entrücktheit. — Indem man das Karma zum Ethos fälscht und „Recht spricht", hat man die Grundidee auf den Kopf gestellt: der Einzelwille wird als bestehend angenommen, an ihm der Eingriff gemessen und er nach „Gesetzen" gerichtet und gerächt. Das „Recht" ist die Organisation des Einzelwillen.*

Im Lichte dieses Gedankens hellen sich ferner viele Sterbebräuche auf, sofern sie dahinzielen, dem Sterben die Unfreiwilligkeit zu nehmen und es zu verwandeln in ein Selbstopfer. Dahin gehört das Empfangen der Kommunion und der Letzten Ölung in der katholischen Kirche; dahin als ein besonders großartiges Mittel der Dämonisierung bei den Germanen die Neigung, sich auf dem Sterbelager mit der Lanze zu verwunden, um den „Strohtod" zu vermeiden. Man verhindert solcherart oder schwächt wenigstens die Gefahr der Transzendentalisierung des Ichs. Damit es nicht als Schattenleib in der Region der Schatten bleibe, sucht man noch im Augenblick des Sterbens die Ekstasis: die Seele soll dem Ich entrissen sein, ehe der Leib sich auflöst. — Darin liegt weiter begründet die essentialisierende Kraft der Schlacht (heroischer Rausch), des Kultes (magischer Rausch) und des Festes (erotischer Rausch). An solchen Orten wird

* F.d.H. — Der hier vorgelegte Deutungsversuch des indischen Karmabegriffs dürfte unhaltbar sein. Der Absatz wurde jedoch stehen gelassen, weil sein Schluß das Anfangsglied der Gedankenkette enthält, die sich unter den Aufschriften „Das Naturrecht und sein Freiheitsgedanke", „Das jus talionis" und „Urtümliche Frömmigkeit" ausgeführt findet im Hauptwerk „Der Geist als Widersacher der Seele" S. 1352-1370.

eine dämonenschwangere Schicht geschaffen. Sie bildet das Klima noch erdverbundener Völkervorzeit. In den Totenkulten des Heidentums war verwirklicht, was der Christ versprach, um für das Jenseits zu ködern: daß der Tod „seinen Stachel verlor".

Die beiden Kunststile. — Sehen wir ab von der fast noch dämonischen Urform der Kunst (bei Ägyptern, Assyrern, Azteken, Peruanern, sämtlichen sog. Naturvölkern usw.), so gibt es bisher nur zwei Kunststile (wenigstens im Abendlande): den apollinisch-antiken und den gotisch-germanischen. Jener bedeutet den Jenseitsweg des Schauens, dieser des Wirkens. — Die Renaissance war ein Abschluß und Ende oder richtiger die Verflachung des wirkenden Geistes. Das Rokoko aber ging hervor aus einer Vermählung des antik schauenden mit dem spätzeitlich wirkenden. Aus solcher Hochzeit beider Gegenpole des Gestaltens ergab sich sein ausgesprochen erotischer Charakter. — Auch die Literaturen lassen sich aus dem gleichen Gesichtspunkt betrachten. Eine bis heute fortwirkende Ausnahme bildet nur die Romantik, die, wenn in noch so sublimen Formen, ein Durchbruch der Urzeit war.

Hellenismus und Judaismus. — Hellenismus oder wie wir dafür auch sagen können Apollinismus ist der Name für die konstitutive Tätigkeit des metaphysischen Ichs. In ihm hat sich die Substanz in νοῦς und ὕλη, in Astrales und Materielles gespalten. Atom und Logos sind zwei Seiten derselben Sache, Materialismus und Spiritualismus gehören polar zueinander. Wie heftig auch stets mechanistisches und teleologisches Denken einander befehdeten, sie sind doch nur zwei Weisen der Betrachtung vonseiten des nämlichen Prinzips. Die Auffassung nach Zwecken ist das Gegenstück derer nach Gründen. Man kann beide Zersetzungsvorgänge der Substanz unter dem Begriff der Rationalisierung (d. i. des Vernunftkultes) zusammenfassen. Beide entfalten sich an der Welt der Bilder, die sie umzuwandeln trachten in eine Welt bloßer Gegenstände. Aus dem Blutverlust der Substanz erwächst dergestalt die spezifisch-menschliche Geistigkeit. Das essentielle, man könnte auch sagen chemische Denken der Urzeit wird durch das zahlenmäßige, das funktionalistische verdrängt. Auf dieser Linie entwickeln sich die Normen so des Fürwahrhaltens wie des Sollens, der Logik wie der Ethik. Insbesondere wird der Begriff der verkehrten und unerlaubten Handlung geläufig. Dagegen fehlt es an der klaren Vorstellung der Sünde, der Verderbnis, der angeborenen Verächtlichkeit. Solches bleibt der griechischen Linie des Geistes fremd.

Ganz anders nun der Jude (stets im Sinne des Judaisten verstanden). In ihm ist das Maßgebende nicht die Beziehung eines ordnenden Ichs zur Welt, sondern der nackte Wille zur Vernichtung. Dieser frißt, ohne anzuähneln; schlachtet, vergiftet, verpestet ohne Wiederersatz. Und zwar leistet er das durch die nur metaphysisch verständliche Praxis, sich sämtlicher Welt- und Bildungsformen, zersetzter wie unzersetzter, in einer gegen sie gerichteten Absicht zu bedienen. — Er bedient sich der Tat, um das Ergebnis der Tat zu vertilgen. So vertritt er den unendlichen Zweck, den ahasverischen „Fortschritt". So leitet und organisiert er, statt Werte zu schaffen, den Wertetausch. So unterstellt er der Ethik die Händlermoral. — Er bedient sich in der Wissenschaft der Kritik, um die Wissenschaft zu verneinen. Er vertritt nicht irgendein Wissen, sondern die wissensfeindliche Skepsis. — Er bedient sich in der Kunst einer abgelösten und darum nur scheinbaren Form, um den Gehalt zu verflüchtigen. Er erniedrigt die schöpferischen Schauer zum Theater, zur Dekoration. — Er bedient sich endlich auch der Magie und zumal des Opferbrauchs, um die Opferhandlung zu entweihen. — Auf jedem Gebiete ist es sein Bestreben, so schnell wie möglich innezuwerden, was dort gelte. Sobald er es heraushat, ahmt er es nach. Alles Menschliche ist dem Juden bloße Gebärde, ja, sein menschliches Gesicht selbst ist nur eine Maske. Er ist nicht etwa verlogen, sondern die Lüge selbst. Wir stehen also auf dem Punkte zu entdecken: der Jude ist überhaupt kein Mensch. Wir brauchen nicht hinzuzufügen, daß er natürlich auch kein Tier ist. Er lebt das Scheinleben einer Larve, die Moloch-Jahwe sich vorband, um auf dem Wege der Täuschung die Menschheit zu vernichten. Mittelst des Juden heuchelt die transmundane Macht der Vernichtung, daß sie Mensch sei. So fand sie den Weg zum tödlichen Vorstoß ins Leben der Erde.

Symbolik des Rades. — Im Radsymbol liegt einmal die Polarität des Lebens. Wir sehen es deutlich etwa am Ixionsrad, wo bald der Kopf oben ist, bald die Füße (Sinn des Radschlagens). Alles Leben nämlich ist polarisiert, hat Unten und Oben, eine schwarze und eine weiße Seite, Ende und Anfang. Es vollendet sich zwischen Aufgang und Niedergang, zwischen Geburt und Tod, zwischen Ballung und Verströmung. So enthüllt uns das Rad auch den Sinn der Tragödie und des kosmischen Eros. In diesem Auf und Nieder schließt es das Pendel ein. (Kreisen der Urtänze und Zirkelform des antiken Wettlaufs.) — Ferner aber bedeutet das Rad, daß jedes Ende in den Anfang verknotet ist. In seiner Drehung entfaltet sich die Ewigkeit zur Zeitlichkeit. Zwar kann das Rad auch dahinrollen; allein sein Lauf ist zuletzt wiederum ein Kreislauf: die Zeit als die Möglichkeit ungeheurer Rotationen des Raumes. — Die gerade Linie dagegen, die nicht zurückkehren kann, hat das Leben verlassen. Ihr entspricht unser „Fortschritt", unsre „Konkurrenz". — Im Zeichen des Rades gibt es keine endliche Richtung, kein Streben, kein persönliches Wirken. Die rotierende ist die willenlose Welt. Sich „unter die Räder werfen", das heißt, sich anheimgeben dem Schicksal. Der Inder kennt es als kultliche Handlung (Wagen des Dschaggernaut). — Wo immer wir das Rad fixiert finden, hat die Verdrehung des Symbols begonnen. Man vergleiche das Kreuzigen und Rädern als Hinrichtungsformen.

Zweiseitigkeit der Gefühle. — Jedes Gefühl schließt sein Gegenteil in sich. Wer z. B. zur Macht strebt, also das Gefühl der Übermacht genießen will, muß umgekehrt das des Unterworfenseins kennen, sonst könnte er auch die Macht nicht erleben. In jedem Gefühl ist ein Streben von etwas her zu etwas hin. An der Richtung aber hat beides teil, der Ausgangspunkt wie der Endpunkt.

1904

Das Bild im Zeugungsakt. — Im Geschehen ist das Bild der formende Anstoß. Ahnung, Gefühl, Divination begleiten sein Anpochen an das Bewußtsein. Was der Zeugungsakt weitergibt, ist das Bild: im Weibe des phallischen Prinzips, weshalb Eros der Sohn der Aphrodite; im Mann des weiblichen, woher die Vatertöchter. Lassen wir das Moment der persönlichen Leidenschaft beiseite, so wird das Kind das Geschlecht der sexuell schwächeren Potenz tragen. Anders stellt sich die Sache dar unter Mitberücksichtigung der persönlichen Leidenschaft. Der stärker Liebende von zweien ist der stärker vom Bilde des andern Gefesselte. Nun ist aber das in der Liebe wirkende Bild im Weibe das Männliche, das im Manne wirkende das Weibliche. So wird der leidenschaftlicher liebende Mann das Liebesurbild des Weibes fortpflanzen, das leidenschaftlicher liebende Weib das Liebesurbild des Mannes. Es wird mit andern Worten das Kind das Gegengeschlecht des leidenschaftlicher liebenden Teils tragen. Inbezug auf die Fortpflanzung hat also Liebesleidenschaft eine solche Wirkung, als ob sie die geschlechtliche Potenz des andern Teils verstärke. Es versteht sich, daß eine Vorausbestimmung des Geschlechts nach dieser Regel

nur in den Fällen klar ausgesprochener Unterschiede beider Teile möglich ist. — Die Fortpflanzung ist die animale Form der Bildübertragung, daneben aber gibt es die magische. Zwei träumen denselben Traum oder vermischen sich mit derselben Ferne wie Wind und Windsbraut. — Das Liebesurbild eines Menschen, für gewöhnlich verborgen, kann aufdämmern im Geheimnis des liebenden Blickes.

Tragische und untragische Größen. — Jeder bedeutende Mensch, der noch im Leben wurzelt, ist eine tragische Erscheinung. Sein Wollen ist fruchtlos und seine Seele zerbricht daran. Alexander, Diokletian, Julian, Friedrich der Einzige, Nietzsche sind solche tragischen Größen. — Der Sinn der Welt ist dionysisch und alles Dionysische ist Wollust des Unterganges. Daß die Sonne sinken, der Strom zu Tale, der Baum sich entblättern muß, das vergoldet am glühendsten den Wirbel des ewigen Umschwungs. Das ist nicht Trauer und Tod, nicht diese düstere Verlassenheit, die klagend oder stöhnend aus dem Ende aller Großen redet. Die entsteht erst, wo ein Wille ist. Die griechische Tragödie bezeichnet den Übergang: der Dämon wird tragischer Held. Jede Tat ist Tat des Geistes; so kann man mit Taten den Geist nicht zwingen. Zuletzt ebnet der Täter mit gewaltiger Hand immer nur den Boden, auf dem der Geist gedeihe. Jene Helden stehen noch im Zeichen des Rausches, aber sie wirken, und im Wirken verlieren sie eben das, um was sie kämpften. Sie sind Märtyrer des Heidentums: ihre Seele stritt und starb für die Inbrunst des Lebens. Aber an ihrem Leiden und Vergehen mästete sich der Geist. — Daneben nun gibt es untragische Größen, die auch ihr Vorbild haben schon in vorgeschichtlicher Zeit. Vergleiche Herakles! Es sind Machtwoller, Politiker, Heuchler. Mit der „Geschichte" erstarken sie, mit dem Christentum kommen sie zum Übergewicht. Aber schon zuvor stellen sie das Christentum des Charakters dar. Dahin gehört Konstantin, Karl der Große, Cromwell, um nur einige Hauptnamen zu nennen. Grundzüge: Falschheit des Blutes, Gehorsam und Gnade statt Haß und Liebe, Wirklichkeit der Zeremonie. Sie sind die Ausgestoßenen des Lebens, die Unseligen, Ohnmächtigen, die sich am Leben rächen müssen, Vollzieher Jahwes, im Innersten Verdammte, unheldische und darum untragische Täter.

„Vernunft" und „Sinnlichkeit". — Statt „Vernunft" und „Sinnlichkeit" sollten wir richtiger unterscheiden zwei verschiedene Sinnlichkeiten als die Unterlagen verschiedener Bewußtseinsarten.

Wir nennen sie die wirkende und die schauende oder die tätige und die pathische Sinnlichkeit. — Die unterschiedlich menschliche Sinnlichkeit ist vor allem eine Sinnlichkeit des Auges und des Ohres und ganz besonders des immer tätigen Auges. Der Grad seines Vorherrschens entspricht demjenigen des geistigen Auffassens über das seelische Empfangen der Wirklichkeit. — Sog. Naturvölker denken sich den Sänger blind, was so viel sagen will als beständig empfängnisbereit, in die Vorzeit des Geschehens hineinlauschend, Uraltes weitergebend. Der „Träumer" in deutschen Erzählungen ist ein mit offenen Augen Schlafender. Dem „Sonntagskind", das niemals sucht und trachtet, fällt jedes Glück auf wunderbare Weise in den Schoß. — Die frühzeitliche wie kindliche Überlegenheit des Schlafes über das Wachen bedeutet Überlegenheit der pathischen über die tätige Sinnlichkeit. — Vorzüglich auf dem Wege jener und daher mehr durchs Ohr als durchs Auge verbreiten sich epidemische Rauschzustände. Indem man die Seele der Sinnlichkeit des Ohres anheimgibt, entkräftet man die Energie der geistigen Tätigkeit und bereitet den Boden für den Trunkenheitszustand des Geistes. Daraus erklärt sich die außerordentliche Bedeutung der Klanginstrumente bei den Kultbräuchen aller Zeiten und Völker. — Aber nicht nur die kosmische Sinnlichkeit mit ihrer Neigung, Glut und Klang und Raum zu vermischen, sondern auch die tierische ist, verhältnismäßig gesprochen, pathisch. Der Jagdhund, der das Tier oder den gesuchten Gegenstand nicht etwa sieht, sondern wittert und von der Fährte gezogen wird, bleibt trotz seinem Eifer im pathischen Zustande, verglichen mit dem Menschen, der sehend bemerkt hat und auf Grund davon den Entschluß zum Handeln faßt. Daß der Unterschied im Charakter der Sinnlichkeit liegt, wird vollends deutlich, wenn wir an den rätselhaften Ortssinn vieler Pferde, der Zugvögel, der Brieftauben und zahlreicher Insekten denken, dem das Tagesbewußtsein des Menschen nichts Ähnliches mehr an die Seite zu stellen hat (wohl aber sein Nachtbewußtsein in gewissen Traumphänomenen und Somnambulismen). Solche Erscheinungen können uns belehren, daß nur die tätige Sinnlichkeit ortsentbunden und damit zugleich auch der Wirkung des Ortes entzogen, die pathische aber ortsgebunden und deshalb mit dem Orte fluidisch verwoben ist.

Schauen und Schaffen. — Alles Schauen ist Rückblick und lebt im Genuß des Bildes. Aus dem Rückblick wird in der Welt der Gegenstände Erinnerung. Erinnertes ist der Stoff des Schaffenden.

Die Glut seines Gedenkens schmilzt die Larven des Dinglichen und erniedrigt sie an den Ort, wohin sie gehören: zu dienenden Attributen des Urbildes. — Seelenkundlich angesehen ist das Schaffen der durch das Medium des Wollens geleitete Vorgang des Hineinschauens der Urbilder in die Tatsachenwelt. Der Schaffende zielt auf den Einklang zwischen außervernünftigen Bildimpulsen mit dem Stoff seines Vorstellens und Denkens. Das vollkommene Werk ist von solchem Einklang der Ausdruck.

„Weisheit" als Selbsterhaltung. — „Weisheit", ob sie mehr den Verstand oder wie der Yogin mehr „Astrales" übt, war stets und überall höhere Sorge und Lebensflucht. Ihr Lohn ist längeres Dasein oder größere Leidlosigkeit oder gar „Unsterblichkeit", und die Taten der Weisen bestehen in Prophezeiungen, in Warnungen, in Heilungen von Kranken usw., wogegen es gemeinhin für eine Angelegenheit bösen Zaubers gilt, sinnberückende Erscheinungen zu beschwören. Die Wunderkraft der Weisen ist nur um den Preis der Tugend und Enthaltsamkeit feil, somit um den Preis des Verzichtes auf die Unbewußtheit des Lebens. Das A und O ihrer Lehren ist immer wieder die Selbsterkenntnis. „Weisheit" und Priestertum entstehen erst auf erschüttertem Boden als ein Versuch der Selbsterhaltung des Verfalls.

Begriffliches und symbolisches Denken. — Was unterscheidet das begriffliche vom symbolischen Denken? Der heutige Gelehrte denkt ausgespanntere Gedanken als der Brahmane Altindiens. Seine Weltanschauung ist nicht mehr geozentrisch und die Fernsichten öffnen sich Lichtjahre weit in den Raum und äonentief in die Zeit hinab. Der Sternschnuppenfall als Regen zersplitterter Gestirne, ein Rückblick über geologische Epochen, ein Ausblick, der den künftigen Untergang des Planeten vorwegnimmt: das sind kosmisch weitere Gedankenwürfe, als deren irgendeine Vorzeit fähig war. Warum steht dennoch die Astronomie an Weltgehalt weit hinter chaldäischer Magie zurück? — Deshalb, weil unser Wort die symbolische Kraft verloren hat.

Wir errechnen Fixsternbahnen und erleben allenfalls dabei den Schreibtisch, an dem wir sitzen; für den Magier hingegen war im Wort das Gedachte sinnbildlich anwesend. Die Beschreibungen der Alten zeigen durchweg eine merkwürdige Nüchternheit, und sie durften es, weil bei ihnen das Gebrauchswort gewichtiger war,

als es für uns ein prunkender Aufwand farbiger Wendungen ist. Noch heute sehen wir diesen Unterschied, wenn wir vergleichen, wieviel stärker ein gewandter Redner auf den „gemeinen Mann" als auf den „Gebildeten" wirkt. Unsre „Bildung" hat uns in eben dem Maße gegen Worte abgestumpft, als sie uns empfänglicher machte für „Tatsachen". Wer die Sternbewegungen aussprechen könnte im Sinne eines Wissens, das erst die Astronomie ermöglicht, der spräche in der Tat Ungemeineres aus als mit dem dunkelsten Zauberspruch der Vorwelt. Aber was wirklich in physikalischen Lehrbüchern steht, ist vom Bilde der Welt unermeßlich entfernter als die zügellooseste Kosmogonie der Orphiker. Nur in statu nascendi wohnt denn der gelehrten Einsicht jener weckende und begeisternde Funke inne, der zum Sinnenbild überstrahlt. Alsbald aber ist sie für das Denken eine bildlose Formel geworden, deren Worte bloße Marken seelisch indifferenter Einheiten sind. Wo liegt der Keimpunkt des Unterschiedes?

Gegenstand begrifflicher wie symbolischer Deutung ist einunddieselbe Welt. Dieser Baum z. B. kann aufgefaßt, betrachtet, beobachtet werden und er kann auch Bildmittelpunkt meines Schauens sein; irgendein Selbiges seiner liegt im Bereich so der Magie als der Mechanik. Wäre dem anders, so gäbe es keine Wirkung aus der einen in die andre Welt. Aber damit nicht genug: das symbolische Denken umfaßt das begreifende und das Bild enthält in sich den Gegenstand. Nichts, was ich an dem nur aufgefaßten Baum unterschiede, geht mir am symbolischen verloren. Das hat wohl zu dem Irrtum verführt, beide fielen zusammen im Objekt der konkreten Sinnlichkeit und die Kunst sei um ihres nachbildenden Verfahrens willen symbolnäher als die mit Begriffen arbeitende Wissenschaft. Allein für den symbolischen Gehalt verschlägt es nichts, ob ich eine Sache sinnenmäßig vorstelle oder unsinnlich denke. Begrifflich ist ein Erfassen, sei es ästhetisch oder logisch, wenn der Akt über das Erlebnis, die unterscheidende „Nüchternheit" über das eindruckempfangende „Pathos" herrscht. Das sinnlich erfaßte Ding kann durchaus begrifflich sein, der abstrakteste Begriff wiederum völlig symbolisch werden: es gibt eine symbolische Geometrie und Algebra. Der Gabelungspunkt des begrifflichen und symbolischen Denkens liegt, kurz gesagt, schon im Wahrnehmen.

Beschreiben nun läßt sich das Erlebnis der symbolischen Wahrnehmung nicht, da jede Beschreibung als selber begrifflich das Wesen des Symbolischen umdeuten müßte. Wohl aber lassen sich charakte-

ristische Züge seiner Verschiedenheit vom gewöhnlichen Wahrnehmen anführen, aus denen die besondere Art des Denkens verständlicher wird, die es hervorbringt.

Alle Eigenschaften des Tagesbewußtseins kommen im schauenden oder Nachtbewußtsein wieder vor, aber bereichert um ein jenem ganz fremdes Element. Der Begriff der „Unendlichkeit", den aus solchem Impuls heraus die Romantik, oder der lichtvollere des Pantarhei, den Heraklit ausbildete, will nicht etwa andeuten, hier seien die Grenzen aufgehoben und flössen die Dinge ineinander; sondern er sucht dem Umstande gerecht zu werden, daß in jedem Objekt symbolischen Erlebens das All gegenwärtig ist. Was aber bedeutet All-Gegenwärtigkeit?

Zumal und vor allem Gegenwärtigkeit der Ferne des Raumes wie der Zeit. Daraus folgt für das Symbol das Zwiefache: daß es die Unermeßlichkeit beider umfasse und daß es, ob auch hier und jetzt zugegen, doch zugleich hinter der Ferne des Weltraums und im Abgrund der Zeiten ankert. Ganz Bild oder richtiger Zeichen des Bildes läßt es sich weder räumlich noch zeitlich noch ursächlich bestimmen. Seine metaphysische „Stelle" ist in der Ewigkeit des Augenblicks. So gilt von ihm in andrer Weise, was am entgegengesetzten Ende des Erlebens vom Begriffe gilt: daß es niemals dem Wandel dessen unterliegt, was von ihm bezeichnet wird. Das mag eine Mitursache der in der Philosophie so häufigen Verwechslung von Urbildern mit „Ideen" sein. Der Begriff aber, auch im Sinne von „Idee", bezieht sich unausweichlich auf Tatsachen, und die Tatsache wiederum erfordert, um als möglich gedacht zu werden, die Existenz des denkenden Subjekts. Die Unwandelbarkeit des Begrifflichen wurzelt in der Unwandelbarkeit des Ichs, dahingegen die Bilder von der Welt vielmehr ihren außerbegrifflichen Gehalt offenbaren, der keiner Bezüglichkeit auf eine Subjektität bedarf, sondern bleibt, was er ist, auch wenn er weder gefühlt noch gedacht noch angeschaut wird. — Weiter aber bedeutet All-Gegenwärtigkeit, daß der sie Erlebende sich selbst entrückt werde und, indem er die Bilder spiegelt, doch zugleich in ihnen untergehe. Er ist vom Geschehen der aufzuckende Blick eines Auges darin, zugleich schauend und mit dem Erschauten eines, dem Bilde beiwohnend und ihm im selbigen „Augenblick" innewohnend. Im Schauenden entreißt sich dem Weltwirbel der Blitz, der die wogende Finsternis aufhellt. Blitzlicht ist das Urlicht des ursprünglichen Wissens. Je mehr nun schon aus der Dämonie in die Menschlichkeit hinabgesunken, umso mehr wird der „Seher" dessen als einer „Besessenheit" inne. So spricht und verkündet aus dem Munde der Pythia der Gott.

Blicken wir zurück. — Was immer sich der gliedernden Betrachtung in der Tageswelt enthüllen konnte, hat auch sein Urbild und seine Symbolität. Aber während es begriffen eine Einzelheit bildet, ist es urbildlich das Weltganze selbst im jeweils einzigen und unwiederholbaren Augenblick. Wir können es nicht wiederum begreiflich machen, wieso der Kosmos wandellos dennoch durch eine unendliche Vielheit von Bildern wandelt, da die Möglichkeit des Begreifens den Akt der Scheidung und folglich die Verbesonderung voraussetzt. Wir können nur sagen, daß es hier nichts Einzelnes, ja überhaupt kein Sein gibt, sondern nur das immereine Geschehen, dessen Gegenwärtigkeitsform in jedem Augenblick die des Bildes ist.

Wie nun das gewöhnliche Wahrnehmen zum Denken und Begreifen weiterführt, so das Schauen zum magischen oder symbolischen Wissen. In beiden Fällen findet ein Denken, ein Abstrahieren statt, dort aber herrscht, hier dient es. Die intellektuelle Betrachtung vergleicht Gegenstand mit Gegenstand, die symbolische Bild mit Bild. Jene holt aus dem Bilde das Objekt heraus, diese trägt auch noch die Objekte ins Bild zurück. Jene vergleicht und gliedert auf Grund entweder der Werte oder der Eigenschaften, diese vergleicht und symbolisiert auf Grund einzig der außerpersönlichen Charaktere des Bildes. Jene trägt allgemeine und persönliche, objektive und subjektive Begriffe, gleichsehr Phantastik und launische Willkür wie strengste Sachlichkeit umfassend, bleibt aber immer ichabhängig; die selbst wieder bildhaften Ergebnisse dieser sind willkürlos und ichunabhängig. (Die Romantik, schon seit der Renaissance, war stets in Gefahr, mit der Freiheit vom Ich die Freiheit des Ichs, nämlich des persönlichen Ichs, von Banden der Sachlichkeit zu verwechseln und für urbildliches Schauen zu nehmen, was nur phantastisches Spiel der Vorstellungen war.)

Mit den Augen des Geistes gesehen, sind Bildcharaktere komplexe Ähnlichkeiten, d. i. Ähnlichkeiten zugleich der „Gegenstände" und der „Gefühle", die der Geist zwar nachdenken, aber nicht finden kann, da ihm das Gesetz ihrer Auswahl fehlt. Nur die Form, nicht die Sache ist ihm zugänglich in der Metapher, ein Grund mehr zur üblichen Verwechslung von dichterischem Gleichnis mit erschautem Symbol! — Vergegenwärtigen wir uns den Vorgang der Versinnbildung an einem Beispiel. Angenommen, die Vergleichung zwischen dem Bilde des ersten Mondviertels und dem Bilde der Sichel und endlich

dem Bilde des Schiffes sei auf Grund schauenden Erlebens geschehen, so bestände zwischen Mond, Sichel und Schiff in der ichunabhängigen Wirklichkeit der Bilder ein Zusammenhang, den wir etwa Seelenverwandtschaft nennen dürften. Nur im Bilde kann ja die Seele erscheinen, und Bildforschung ist eigentlichste Seelenforschung. Solche Verwandtschaft nun drückt die Symbolik aus, indem sie das schematische Abbild (die Rune) des einen wechselweis für das andre gebraucht. Der Mond ist urbildmäßig nun „Mondsichel" und wiederum Gondel und Isisschiff, und das Schiff anderseits trägt die Gottheit des Mondlichen. So enthielte denn das Symbol eine letzte Wahrheit schauenden Denkens. Die astronomische Lehre dagegen, wonach der Mond ein stofflicher Ball im Weltenraum, hätte nur relativen Wahrheitswert, da sie den ichbedingten Glauben an dingliche Unterlagen der Bilder voraussetzt. — Wie die Begriffe Marken des Wiedererkennens sind, so die Symbole Marken des Wiedererlebens. In wem die Auffassung des Symbols zu diesem verhelfen kann, der ist unter anderem jener magischen Wirkungen fähig, von denen uns der Bildzauber aller Zeiten und Völker berichtet.

Da im Bereich der Sinne das Bild den Gegenstand umschließt, so kann Bildforschung gelegentlich zu Ergebnissen führen, die auch dem begrifflichen Denken genugtun. Allein das bleibt ein Zufall; häufiger treffen die symbolischen Würfe weitab von jeder Mechanik. Umgekehrt kann das Mechanische wiederum Gegenstand symbolischen Erlebens werden. So finden wir an unsern Maschinen zu Sklaven des Zweckes erniedrigt die Ursymbole des Rades, des Pendels, der Kette und können versuchen, das ganze Werk in Symbole aufzulösen. Die Rückübertragung der begrifflichen Erkenntnis in Symbolik ist innerster Antrieb echter Metaphysik.

1905

Symbolik des Haares. — Das Scheren des Haares bedeutet den Fall in die Wirklichkeit des geteilten Sexus. Vergleiche Simson! So bringt der Puritanismus in England, die Revolution in Frankreich die kurzen Haare. Der Sansculotte nimmt an der Üppigkeit langer Haare wie schwerer Perücken Anstoß und der ihn beerbte, der Bourgeois, wird noch heute giftig, wenn er an Männern lange Haare sieht. — Dagegen ist die Tonsur des Geistlichen vom langwallenden Haar des Freien die Umkehrung und bezeichnet den Zölibatär, den Träger des transzendentalisierten Sexus.

Über Deutschtum. — Der Instinkt andrer Völker ist wach oder sie haben keinen; der Deutsche hat Instinkt, aber einen blinden. Deshalb wurde er der Mann der Wissenschaft, der Überzeugungstreue, der Prinzipienherrschaft und vor allem der Buchstabengläubige der Moral. Er muß seinem mangelhaften Wissen durch Studium, der Unsicherheit seines Willens durch Parteiung nachhelfen. Der beweglichen Tatkraft des instinktiven Intellekts setzt er den Eigensinn eines Glaubens entgegen. Kein antikes Volk und vielleicht noch heute keines außer den Deutschen nahm und nimmt völlig ernst, was es weder tasten noch hören noch schmecken kann: es traut seinen Sinnen zuletzt am meisten. Der Deutsche allein unter allen Stämmen traut seinen Sinnen durchaus am wenigsten. Er nur ist imstande, seine Augen zu überreden, daß schwarz nicht schwarz und weiß nicht weiß sei, wenn es das Ansehen Gottes erfordern sollte. Deutschland war stets die hohe Schule der Begriffshaarspalterei. — Infolge seines Mangels an sinnlicher Orientierung fehlt es dem Deutschen an Haltung, so im geistigen als insbesondere im geselligen Leben. Er ist schüchtern und linkisch und wirft sich gern in die Brust, um es zu verbergen. Die wichtigtuerische Ängstlichkeit ist unter Deutschen wie sonst nirgends zu Hause. Erfreulich ist er nur in der zwanglosen Herzlichkeit häuslichen Behagens, sogar imponierend aber, wenn ergriffen vom Pathos tragischer Entschlüsse. Letzter Grund: ein ursprünglich tiefstes Volk wurde seiner Götter beraubt. Sein „Ernst" streitet nun mit seiner wahren Wirklichkeit. Das ist der Zweifel und die Doppelseele im Herzen des Deutschtums. *

Über Wille und Tat. — Wille ist essentiell Mangel, Unerfülltheit, Hinausflucht; sein Ziel ein Effekt in der Zeit. In der Zeit aber gibt es kein Ende; darum verödet ihn das Vollbringen. Er scheitert am absoluten Siege. Erreichtes läßt ihn als sinnlos zurück.

Die Tat ist der Vollzug eines Willensaktes, also Bewegung, nicht Abschluß. Kein Schaubares hat die Eigenschaft, Zweck zu sein. Das Bild der Welt liegt jenseits aller Erzielbarkeit. Für den Willen ist es immer nur „Stoff".

---

* F.d.H. — Was hier vom Deutschen gesagt wird, gilt — wie übrigens stets in wissenschaftlichen und außerwissenschaftlichen „Völkerpsychologien" — von einer mehr oder minder großen Gruppe der Deutschen, die jedoch, wenn nicht alle Anzeichen trügen, seit etwa 1918 stark im Rückgang begriffen und seither zu einer schwachen Minderheit geworden ist.

Das Gegenständliche ist dem Willen ein Widerständliches. Pathos der Tat ist Haß, ihr Sinn Durchbruch, Zerstörung.

Es gibt keinen Willen des Geistes, sondern nur des persönlichen Geistes. Die Person aber ist form w i d r i g: die Tat zerreißt den Rhythmus.

Der Wille blickt v o r s i c h: ein Pfeil, der niemals zurückkehrt, hinausstrebend in die Leere der „Zukunft".

Täter ist der Mensch, sofern er nicht wünscht, sondern tut; Dichter, sofern er Erwünschtes träumt. Das Werk erfüllt den Wunsch, aber die Tat gehört nicht mehr dem Täter. „W a s er tut, das weiß kein Täter". Der Wille ist sein, nicht aber die Wirkung: denn sie verfällt der Unendlichkeit des Geschehens.

Der Wille ist ein Weg, kein Wegesende. Nur das Werk ist Ende und Vollendung der Welt, die Tat ist der Anfang des — Niederganges.

H a ß u n d V e r n e i n u n g. — Der Haß verneint. Verneinung mehrt den Unterschied zwischen dem Verneinenden und dem Verneinten. Sie ist die unerbittlichste Form des Glaubens an den Gegenstand. Kritik ist Haß im Intellekt. Bejahung hingegen mindert den Unterschied zwischen dem Bejahenden und dem Bejahten: sie assimiliert. Jede Einsicht ist bejahend.

Z u r P s y c h o l o g i e d e r D i s z i p l i n. — In sozialer Form wird der Selbsterhaltungstrieb Wille zur Einordnung, zur schützenden Regel, zur Disziplin: das Gesetz tritt an die Stelle des Rhythmus. Strömend ist das Leben Form und Fülle, verarmt erst bedarf es des Schutzwehrs der Zucht. — Athen war strömender als Sparta und um ebensoviel disziplinloser; Hellas überhaupt strömender und disziplinloser als Rom; das Barbarentum strömender und unpolitischer als die südliche Antike, und die ganze Vorwelt der Menschheit vollendeter und disziplinloser als die Gegenwart. — Heute nun scheint die Disziplin an die Stelle des Lebens selber zu treten; wir wohnen dem Übergang der ratio militans in eine ratio triumphans bei. Nicht genug, daß die Welt zur Folie des Willens wurde, sondern der tatende Wille selber noch wird zur Arabeske des Ichs. Aus der letzten Leerheit des Lebens reißt sich schleierlos nackt der absolute Wille.

G o e t h e s c h e s K ü n s t l e r t u m. — Goethe schafft nicht so sehr aus der Überfülle, wie es z. B. Nietzsche annimmt. Auch als Künstler bleibt er Sammler seiner selbst und Verpersönlicher des Geistes.

Gestaltend nimmt er wieder zurück, was er lebend an das Leben verlor. Goethes Schaffen ist beinah Goethes Hygiene der Makrobiotik. Hinreißung — von ihm fast nur in der Form leidenschaftlicher Geschlechtsliebe erlebt — empfindet er als eine Gefahr, der man das Handeln entgegensetzen müsse. Goethe war nie „außer sich"; höchstens ging einmal „der Selbstsinn tief in winterliche Grüfte".

E n t w i c k l u n g d e s P e r s o n a l i s m u s. — Wir sehen heute im Gesamtbereich der „Zivilisation" sich begeben, was sich ähnlich bereits in Hellas zutrug: die Personwerdung des Selbstsinnes. Der Egoismus hat die Phase verbrecherischen Ausschweifens hinter sich und gewinnt „Stil". Herzenskälte ist selbstverständliches Element der „Bildung" geworden. Das schöpferische Pathos verlor seinen Gegenstand: die Ferne entglitt ihm. Der Mensch hat Allwissenheit (Telephon), Allgegenwart (Automobil), Allmacht (Dynamit) erlangt. Vom Brodem der Urwelt ist die geistig trockene Atmosphäre ganz „gereinigt" und statt aus dem Mutterleibe als schmutziger Säugling wird der zukünftige Mensch als Homunkulus aus der Retorte steigen.

Die Vorstufen dieses Entwicklungsendes sind folgende. In der Vorzeit Kampf des Vatergeistes mit den Dämonen. Stets nur halber Sieg des Vaters und immer wiederholter Rückfall in „Sünde", Brunst und Nacht. Schwankendes Spiel der Antike. Roms rätselnd zweideutige Rolle.

In die schon tiefe Zerrüttung Einbruch der judaischen Larvenheere. Rom wird Weltspinne. — Nordische Gegenwoge zersplittert am höheren „Stil" des Südens.

Ekklesia militans: der disziplinierende Wille stellt sich dar in gewaltsamer Kasteiung, Askese, Umbiegung der Triebe nach innen — alles umschlossen vom Kerkergitterwerk der Orden und Klöster. Das bedrängte Element macht sich in visionären Ausbrüchen Luft, die Brunst „verklärt sich". Der Geist als Antiperson.

Renaissance: Abschluß des Prozesses, erreichter Sieg des Geistes, aber verfrühte Personwerdung. Die „Welt" schlägt bei gelockerter Disziplin in Einzelgeistern wieder durch. — Letzter und tödlichster Gegenschlag: Protestantismus. Die Ratio wird Privatangelegenheit, die Disziplin zu einer Seite des Instinkts. Der Verstand hat „Gedankenfreiheit", während der Wille in strengster Moralhaft liegt. Die Rauschwoge im B l u t e unschädlich gemacht, indem man ihr das G e h i r n zum unbegrenzten Tummelplatz gibt! So kehrt sich das weit harmlosere Credo des Katholizismus um, welcher dem Blute Freiheit

ließ, gesetzt nur, daß man sich zu einiger Enthaltung des Denkens bequemte, und an seine Stelle tritt die Unverbrüchlichkeit jenes kategorischen Imperativs, der keine Ausnahme duldet: Du sollst, magst du immerhin glauben, was du willst.

Gegenwart: Endgültige Freigabe der Person. Teils als Rückschlag dagegen, teils aus Gründen einer kosmischen Sturmwelle flammt in den neunziger Jahren Urfeuer auf und sprüht aus wenigen Einzelgeistern vermählende Funken in äonenferne Vergangenheit. Sternbilder entfachen sich und löschen jäh. Die Geisterwoge ebbt zurück — die Essenz entweicht.

Die Person stilisiert sich. Die Atmosphäre ist leer und kalt und hell geworden. Das Ende des religiösen Zeitalters der Menschheit steht nahe bevor.

Entartungswege. — Die Liebe wird abartend zur Kontemplation, die Leidenschaft zur Tat. Die Kontemplation entartet zur Wissenschaft, die Tat zur Schauspielerei.

„Geschichte". — Die sogenannte Weltgeschichte ist die dürrste aller Wüsten des Geistes. Es gibt in ihr keine Menschen, sondern nur Nationen, Körperschaften, Parteien — es gibt nicht Erz und Tier und Pflanze, sondern Wirtschaft — nicht Schiffe, Meer und Wetter, sondern Handel und Verkehr — nicht Fluren und Wälder, sondern Ackerlose — nicht Heldenschicksale, sondern Kriege und Verträge. Der Gang der Geschichte ist immer der vom Konkreten zum Abstrakten, von der Wirklichkeit des Hauses (domus, οἶκος) über den fragwürdigen Mittelzustand der Stadt (urbs, πόλις — Politik!) zum Begriff des Staates. Das Wirkende in der Geschichte war niemals der einzelne, sondern die Zivität und in ihr der absolute, d. i. ganz bildlose Geist. Staat, „allgemeines Wohl", „Öffentlichkeit" sind nur verschiedene Namen für die Exekutive des Geistes. *

Vom Staatsmann. — Wir haben aus der Geschichte kein sicheres Beispiel eines Täters, hinter dessen Taten ein Bild gestanden. Wohl gibt es tatende Schwärmer, in die Gegenständlichkeit verirrte Dichter, wie vielleicht Julian einer war und am Ende selbst Alexander; die wirklichen Tätergrößen aber wie etwa Cäsar sind nichts als der Person

* F.d.H. — Man wird den relativen Wahrheitsgehalt dieser Sätze würdigen, wenn man sich gegenwärtig hält, daß sie niedergeschrieben wurden im Jahre 1905.

gewordene Gesamtheitszweck. — Im Staatsmann vollendet sich die Idee des Täters. Er hat Willen, aber kein Pathos, hat den Intellekt, aber keine Seele. Dieses kann uns die Geschichte lehren: daß alle historisch bedeutenden Persönlichkeiten den Erfolg gewannen auf Grund nicht ihrer Leidenschaft, sondern ihres Intellekts. Größer von zwei Politikern ist unter allen Umständen der intelligentere. Den Staatsmann begreifen heißt, das Wesen des Intellekts begreifen. — Verstand und Vernunft sind Seiten der Persönlichkeit, der Intellekt aber ist die Persönlichkeit selbst als untrennbar gebunden an die Wirklichkeit der Tatsachen. Intellekt, dürfen wir auch sagen, ist absolute Wachheit des Instinkts. Nicht der Verstand, wohl aber der Intellekt funktioniert unbewußt. Er nimmt wahr, versteht, begreift, abstrahiert und gebraucht, ohne dazu eines Nachdenkens, einer Meditation zu bedürfen. Dem vollkommenen Intellekt verwandelt sich unbewußt alles und jedes sofort in ein Mittel seiner Zwecke. Und eben das kennzeichnet den großen Staatsmann. *

Leib und Seele. — „Entleiben" und „entseelen" werden mit Recht synonym gebraucht. Die Sprache gibt damit zu verstehen, daß der Leib die Seele sei oder zum mindesten ihre weibliche Hälfte.

1906

Hebbel. — Er dichtet im Schatten des Todes, der riesig und drohend als ein Gerippe hinter ihm steht. Er singt die uralte Majestät der chthonischen Seele, die den Körper des Weibes trägt; aber auch ihren unabwendlichen Untergang, nein, ihr grasses Zerschellen. Kaltfunkelnd dringt sein Blick aus einer Nacht der Hoffnungslosigkeit, in der es zuweilen aufblitzt von bleichen Bildern großer Vergangenheiten. Aber es sind bloße Reflexe, an die schwarze Wand der Finsternis geworfen, und wenn sie erlöschen, hellt sich ein kahles Gefilde voller Totengebeine.

* F.d.H. — Die hier vorgenommene Scheidung des sog. Intellekts von Verstand und Vernunft ist terminologisch unzweckmäßig und wurde deshalb vom Verfasser später fallen gelassen, nicht jedoch der Gedanke, dem sie Ausdruck verleihen wollte. Dieser hat sich als richtig und fruchtbar erwiesen, wofür anteilnehmende Leser in den Schriften des Verfassers nicht wenige Belege finden, so unter anderem in den „Grundlagen der Charakterkunde", 7.—8. Aufl. S. 97-102, ferner in der „Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck", 6. Aufl. S. 225-234.

Subjektität. — Nicht darin besteht Subjektität, daß man durch ein Gefühl geleitet werde, denn das geschieht immer; sondern daß man blind ward für den Affektionswert des Grundes. Damit aber hat man sich nicht nur vom Verstande, sondern gleicherweise auch vom Leben entfernt. Was nämlich für jenen der Grund, das ist im Leben das Bild. Der objektive Geist bleibt bildempfänglich, wenn auch im Medium des Verstandes; der subjektive hingegen hat die Fühlung mit dem Bilde verloren und folgt nurmehr der Triebfeder der Selbsterhaltung. In den Grund hat sich vom Bilde wenigstens ein blutleerer Anspruch gerettet, in der Triebfeder aber wird auch dieser befehdet aus der Souveränität des Ichs. Objektität verschmilzt leichter mit der Sinnlichkeit als Subjektität. Jene, nicht diese bezeichnet die größere Lebensnähe.

Fragment über Goethe. — Goethes Menschen gehören nach Bildung, Stil und Sittlichkeit dem Ausklang des achtzehnten Jahrhunderts an. Ihr Leben ist eine unablässige Selbsterziehung zum „guten Ton". Über wenige Dinge hat Goethe tiefer und origineller gedacht als über den Sinn der Umgangsformen. Er ist der Philosoph und Ethiker des Betragens, der rückschauende Lobredner der letzten „Gesellschaft", die es in Europa, die es vielleicht überhaupt gegeben hat, sofern man wenigstens „Gesellschaft" in ihrem ursprünglichen Sinne nimmt als Organisation der Erotik. Er hat die Einseitigkeit dieser Gesellschaft, zu der er selbst gehörte, soweit das für einen Zuschauer des Lebens möglich ist; aber in ihr allerdings die Totalität des Lebens: weswegen er allseitig, umfassend und vollkommen erscheint im Vergleich mit jener Art von Einseitigkeit, die uns allein noch geläufig ist, mit der Einseitigkeit des Gedankens. Was er davon besaß — es war ein Stück Sturm- und Drangideen — hat er schnell und gründlich ausgeschieden. Und er war seitdem nie mehr in Gefahr, einem Beruf, einer Wissenschaft oder einer Partei anheimzufallen.

Die sehnsuchtslose Selbstverständlichkeit in Art und Tonfall, gemeinhin „Naivität" genannt, rückt ihn wie keinen zweiten in die Nähe des literarischen Altertums. Sein Werk hat etwas von der fernelosen Gegenwärtigkeit der Herodot, Thukydides oder Homer und ist ohne jene Lücken, die der „Geist" notwendig lassen muß, wenn er zumal zu bilden wagt. Diese wundervolle Dichte, deren nicht nur Schiller, sondern meist auch die Romantik entbehrt, läßt allzu leicht übersehen, daß es der gestalthafte Leib des Rokoko ist, der hier teils

Dichtung, teils Wortkunst wurde. Goethes Menschen sind in der Tat mehr Gestalten als Leiber, vom Weltmeer des Lebens abgelöste Blumenweiher, dem Feuergrunde entrissene Lämpchen, in denen sich die Flamme einer leidenschaftlichen und schmerzhaften Erotik langsam, aber unaufhaltsam verzehrt. Und darum ist die Goethesche Welt häufig einem jähen Verblassen ausgesetzt, fällt es wie Mehltau und Reif des Todes plötzlich auf ihre mittaglichen Schäferspiele, daß ihre Gestalten sich in Schatten und Lemuren wandeln. Man erinnere sich, wie z. B. Wilhelm Meisters Lehrjahre zum Schluß hin immer hölzerner, magerer und frostiger werden, um mit dem schauerlichen Symbol der Einbalsamierung der toten Mignon abzuschließen. Man sehe in den Wanderjahren die gespenstischen Revenants aus dem ersten Teil, da denn selbst Philine dem Schicksal nicht entgeht, den Tod ihrer Jugend zu überleben. Man würdige zumal den zweiten Faust mit seinem Triumph des Gespensterhimmels, des hohlen Jenseits über die wenigstens doch farbige Hölle.

1907

Die Heutigen und das Bild. — Vergeblich kämpfen die Heutigen um das Bild der Welt. Sie glauben, zu ihm zu gelangen durch „Stilisierung", will sagen auf dem Wege der Abstraktion. Was sie geben, ist stets um einige Züge ärmer als der Gegenstand, während das Urbild, dessen Zeichen das Idol, ihn völlig in sich trägt, aber bereichert um die Dimension des Dämonischen.

Esoteriker und Philosoph. — Es ist das Mißgeschick alles bisherigen Wissens, daß die ursprünglichen, „intuitiven", „mystischen" Geister durchweg im Übermaß Haftende waren. Ihre Einsichten blieben ortsgebunden, wurden nicht Gedanke. Ihre Sprache blieb in geschichtlich gegebenen Symbolen befangen. Ihr Wissen vermochte die Fessel der Religion nicht abzustreifen und noch dazu der christlichen nicht, welche in der nachantiken Zeit der einzige Behälter mystischer Überlieferung war. So sind sie mit ihren hellsten, tiefsten und eigenartigsten Schätzen in dogmatische Irrtümer verstrickt und niemals ganz aus dem Bann priesterlicher Horizontverschränkung herausgekommen. Nur so erklärt es sich, daß der heutige Vernunftmensch alles, was ihm an mystischer Wissenschaft zu Händen kommt, in eine Art Poeterei und Ästhetik umfälscht.

Die webenden, schweifenden, schwärmenden Geister aber entbehrten fast immer tieferer Ursprünglichkeit. Ihre Spekulationen entarteten entweder zu bloßer Vernünftelei oder führten zu einem geistreich schillernden Spiel mit im Grunde nicht ernst gemeinten Phantasmen. Von Platon bis auf Hegel, das ganze Heer der sogenannten Philosophen besteht teils aus halbnüchternen und daher unkritischen Phantasten, teils aus anmaßenden Verstandesmenschen, das heißt aus solchen, welche flach genug sind, das Leben für rational zu halten.

Priester und Schulmeister. — Im Christentum siegte über die abendländische Menschheit der Priester, im Sokratismus der Schulmeister. Daß zumal Deutschland das Platonisieren nicht lassen kann, liegt in der Schulmeisterei begründet, die ihm tief im Geblüte steckt. Der Priester sammelt um sich die Geknechteten. Ihre Würde verkündend vergiftet er das Leben. Der Schulmeister versammelt die Lebensarmen, denen er als Ersatz die „Vernünftigkeit" schenkt: er entleert das Leben.

Platonismus. — Die ganze platonische Philosophie läßt sich in das Wort zusammenfassen: „Bessere dich!" Der lebensarme Durchschnittsmensch hat wie kein andrer den Ehrgeiz, von außen in sich aufzunehmen, was ihm innerlich fehlt. Beständig lernt er und ist sehr stolz auf sein Lernen. Er glaubt aber darum, auch jeden verachten zu dürfen, der das Lernen nicht nötig hat. Der ist ihm ein Ungelehrter, einer, dem es an „Erfahrung" gebricht — der Erfahrungskult ist nur ein Ausfluß des Lernkultes —, ein Ungebildeter. Aller Bildungsdünkel ist platonisch und in diesem Sinne klassisch. — Der Platoniker macht, wo er wirkt, stets „Schule", er tue nun, was er wolle; und dieses ist sein eigentlichstes Wirken. Als das spezifisch sokratische Gruppenferment muß das Lehren und Lernen folgerichtig auch den Eros ersetzen. An die Stelle des seelisch-leiblichen Ineinanderströmens aller Ursymbiose tritt im Schulmeisterstaat das geistige Kneten, das man gar hochtrabend „Erziehung" nennt. Auch das bezeichnet den entgliteten Menschen, daß er den Wert einer Erscheinung vorzüglich, ja allein als „erziehlichen" zu fassen vermag. Selbst Nietzsche erweist sich noch als im Platonismus befangen mit seinem „Schopenhauer als Erzieher". Und grade auf diesen Ton fiel das ganze Konzert der europäischen Flachköpfe ein. — Bewunderung, Anbetung, Inbrunst leer geworden, treibt Erziehung, macht Schule und dergleichen mehr.

Zellarität und Wille. — Biologisch angesehen beruht die Entwicklung von Wille und Verstand auf Zerfall und Verarmung. Statt daß die aber zu Schwächungen führten, wie ein volkstümliches Denken vermuten würde, haben sie die Kraft vielmehr sogar erheblich gesteigert, wenn anders Willensstärke einem nur impulsiven Streben energetisch überlegen ist. — Das willkürlose Leben der Zelle ist nur Knoten- und Wirbelpunkt vom ruhelosen Sichwandeln der Weltenergie. Es geht mit der ganzen Fülle der Allnacht schwanger als deren sternhaftes Aufleuchten und Wiederverlöschen. Hier kann man, streng genommen, überhaupt nicht von Energien, sondern nur von Intensitäten sprechen, zu vergleichen etwa einem magnetischen Felde, wo sich ein wirkender Mittelpunkt in unzähligen Kraftlinien verströmt. — Gleichläufig mit dem Zerfall aber geht die Allverwobenheit des magnetischen über in die durchbohrende Kraft des strahlenden Prinzips. An die Stelle des Feldes der Intensität tritt die Richtung der Kräfte. Was sich zuvor in alle Weiten verbreitete, wird auf den Punkt eines Zieles verengt: die Kraft nimmt zu im Maß des Verlustes an Intensität des Allsinns. Aus Gebärkraft sondert sich Scheidekraft, die als solche unabschlich stärker denn jene ist. Was Formen schuf, bewegt nun Massen. Das Quale verbraucht sich im Quantum. Das Grenzenlose zerfällt in die Vielzahl energetischer Einheiten. Aus dem ichlosen Allpunkt der Zelle schnürt sich heraus der allarme Ichpunkt des Einzelseins. So verstehen wir, wie das Verebben der Seele zur Steigerung der Kraft des Geistes führt, sei es nun Kraft vorwaltend des Wollens im engeren Sinne, sei es des Erkennens.

Wie die Geburt des Ichs ein Akt der Scheidung ist, so das Ich selber notwendig ein Abgeschiedenes. Das absolute Ich ist der den Scheidungsvorgang einleitende Anstoßpunkt, im bedingten Einzelich verwirklicht sich dieser Vorgang an einem Teil der Welt. Aus ihm entspringt gerichtete Tätigkeit, zwecksetzender Wille und die ihn vollziehende Einzeltat. Sie bildet die beständige Wiederholung der Urtat, aber jeweils an „Ort und Stelle": was auch ihr Stoff sei, ihre Funktion ist ausnahmslos Trennung, Analyse, Zerstörung.

Folgen des Zerfalls. — Je näher noch dem ursprünglichen Bruchpunkt, umso mehr bleibt das Einzelich an Qualitäten gebunden und darum in seinem Streben vielseitig oder gar universal. Es entsteht das der Frühzeit noch unbekannte Phänomen des „Genies", dessen Typus zuerst die Renaissance verwirklicht. Sie zeigt uns Menschen mit eben erst persongewordener Energie, die bald hierhin, bald dorthin ihre

Strahlen des Geistes schleudern. Der Renaissancetäter ist vielseitig, böse und zersplittert, wird aber zusammengehalten vom Pathos der Auflehnung gegen den Mutterschoß, der ihn an unsichtbarer Nabelschnur noch fesselt.

Von hier aus schreitet der Prozeß in doppelter Richtung vor: zur Scheidung der Sinnessphäre von der Geistigkeit und zur Scheidung der Lebenskreise innerhalb der Sinnessphäre selbst. Im Urbewußtsein ist Sinnlichkeit und Seele dasselbe und spielen die Sinne nur die Rolle verschiedener Erscheinungsweisen der einigen Lebenssphäre. Die Lust des Auges verschmilzt mit der Lust des Ohres und beide sind nicht weniger Wollust als die Lüste des Riechens, Schmeckens, Tastens. Jetzt aber sondert sich die sinnliche Posodynik als „niedere" von der geistig-seelischen als „höherer" und zerfällt gleichzeitig die Sinnessphäre mehr und mehr in optische, akustische, haptische usw. Sektoren, unter denen sich zum Träger der Geistigkeit der tätige Sinn des Auges erhebt. Der Eros verliert sein Licht und der Geist wird enterotisiert. Die Kunst, zuvor nur Aura des Lebens, tritt zu ihm in Gegensatz als ein vermeintliches Darüber-hinaus, und die Künste des Auges und Ohres stellen sich gleicherweise über die der sogenannt niederen Sinne. Erst aus der Vereinzelung und Gespaltenheit des Lebens erblüht das „Talent". Musikalische, plastische, malerische usw. Begabung, die der Renaissancemensch noch in einer Person zu vereinen trachtete, sind Zerfallsformen der lebendigen Wachstumseinheit.

1909

Geschlechtstrieb und Eros. — Geschlechtstrieb ist Begattungstrieb und sein Gegenstand ursprünglich das andre Geschlecht als solches. Eigentliche wie analogische Betätigung erregt Wollust, als welche der Schaumkamm auf der Woge des Lebens ist. Man hat sich nun gewöhnt, das Erregende mit dem Erregten, den Geschlechtsreiz mit der Wollust zu verwechseln, und übersieht, daß diese universal, jener im Verhältnis zu ihr nur eines aus unzähligen Mitteln ist, sie „auszulösen", dessen Verselbständigung Gefahren birgt. Wollust nämlich entsteht aus Sprengung der Schranken des Einzelseins. Sie ist „sternverwandt". Den Trieb darnach nennen wir Eros (daher folgerichtig auch umgekehrt der Eros aus dem Chaos die Formen schuf). Vom bloßen Geschlechtstrieb die Vollendung wäre Automatismus des Begattens (wie wir ihn bei manchen Haustieren wahrnehmen), vom Eros die Vollendung dauernder Somnambulismus. So sehr für den Eros, weil er des Bildes bedarf, der Leib Bedingung ist, so sehr auch kann er ihm Abweg werden, indem er ihn festbannt in Schranken der Dinglichkeit. Das bestätigt uns die Symbolik der Tatsachen. Der Geschlechtstrieb, indem er die Einzelform weitergibt, zielt auf Erhaltung, der Eros auf Wandlung im Wirbel des Unterganges. So steckt denn im Geschlechtstrieb der Zwiespalt von Wollustbegehren und Erhaltungssinn, und es gibt einen uralten Kampf des Eros mit ihm. Seine Etappen sind Stufen der „Weltgeschichte".

Bei den Naturvölkern und im Altertum herrschte die Sinnlichkeit, das ist der Eros. Mit der christlichen Phase begann die Herrschaft des Sexus und der zu ihm komplementären Askese. Die wachsende Spannung und Feindschaft trat nach außen z. B. als „Kampf der Geschlechter". (Nietzsches Psychologie des Weibes als eines Wesens, das man in Haft und Hut halten müsse, objektiviert nur den Willen zur Macht seines Eros über den Sexus!) Den Sieg der Geschlechtlichkeit vollendet der Jude, der keine Wollust, sondern nur Geilheit kennt und den Eros als bloße Beigabe geschlechtlicher Erregungen mißversteht.

Auf diesem Wege zum Untergang eine merkwürdige Zwischenform ist die geschlechtliche Liebe, d. i. der im Geschlechtstrieb gebundene Eros. Hier hat sich der Sexus in eigenartiger Weise verengt. Nicht mehr das andre Geschlecht, sondern allein und ausschließlich die bestimmte Person des andern Geschlechts ist sein Gegenstand, nur sie verhilft zum Erlebnis universaler Wollust. Typischer Fall: Tristan und Isolde. — Der Eros lebt in der Welt der Bilder; er reißt, was sein Feuer schmilzt, aus der Zeitlichkeit; verewigt und vergöttlicht es. Der Sexus lebt in der Welt der Sachen und, wenn vom Eros entzündet, so vergöttlicht er Gegenstände. Sein Gegenstand aber ist jetzt die Person. Und so treibt denn die Liebe Vergöttlichung der Person oder recht eigentlich „Abgötterei". An das Zeitliche verhaftet zu sein, als ob es das Ewige wäre, das ist die unabwendliche Tragik der Liebe.

Im „Jahre des Heils". — Die jüdisch unverschämteste Durchstreichung der Vorwelt tat der christliche Instinkt, indem er das Geburtsjahr seines Gründers zum Anfangsjahr der Zeit überhaupt machte.

Poesie und Vergangenheit. — Es gibt keine Poesie des Gegenwärtigen, sondern nur des Gewesenen, sei es der Vergangenheit des Lebens überhaupt, sei es der Geschichte derjenigen Gruppe, zu welcher der Dichter gehört.

Über den Roman. — Der Roman konnte erst entstehen, nachdem es dem Menschen gelungen war, Natur und Schicksal wesentlich kaltzustellen, ganz so wie die Romantik der Indianergeschichten erst aus den Trümmern der Urwelt Nordamerikas erblühte. Der Roman sieht vom Festlande geordneter Bürgerlichkeit auf das Leben als auf ein Meer der Abenteuer.

Monumentalität und Dichtung. — Monumentalität ist in der Dichtung unmöglich. Strenges und Starres läßt sich im Raume, nicht in der Zeit verwirklichen. Die Substanz der Dichtung strömt, hat keine Gegenwart und kein Sein. Als immer vergehend ist sie Erscheinungsform des Lebens der Vergangenheit. In der monumentalen Kunst dagegen steht das Gewesene als ein memento mori da: eine Todesklippe des Lebendigen, ein Riff, woran der Zeitstrom brande und zerbreche.

Zur Lebensweisheit. — Gebote sind immer erst die Folge von Verboten und zuletzt deren affirmative Einkleidung.

Vom Wiedererkennen. — Das Erlebnis des Wiedererkennens muß aufs strengste geschieden werden vom Urteil der Identifikation. Jenes hat auch das Tier, dieses fällt nur der Mensch. — Man kann eine Melodie wiedererkennen, deren man sich nicht im mindesten zu erinnern vermag. Die Erlebnisstützen des Wiedererkennens sind unbewußt. Was davon beim Versuch des Erinnerns ins Bewußtsein tritt, pflegt eine „Stimmung" zu sein. Der Stimmungston verknüpft miteinander Erlebnisse, deren Begriffliches ganz unvergleichlich ist: Töne mit Farben, Gerüche mit Landschaften, ethische Situationen mit Sinnesqualitäten; man vergleiche die lehrreichen Komposita „bitterböse", „bitterkalt", „blutjung", „bluternst", „steinalt", „steinreich" usw. Immer findet hier ein Wiedererlebnis, ja ein Wiedererkennungserlebnis statt, aber nicht durch Erinnerung, sondern vermöge des Lebensvorganges, der die Erkennung veranlaßt. In solchen

Wiedererkennungen wurzelt jede Idiosynkrasie, jeder instinktive Widerwille, aber auch daß wir uns grundlos von etwas „angeheimelt" fühlen, daß uns Dinge, Personen, Gegenden heimatlich und vertraut vorkommen. In allen derartigen Fällen bleibt die Erinnerung unbewußt und liegt das Wiedererkennen nur im Stimmungston des Erlebens. — Man muß dergleichen wissen, um Einblick zu gewinnen in den Bewußtseinszustand des frühen Kindesalters und zumal der Tierheit. Ähnlichkeit der Erregungszustände bildet die fast einzige Unterlage tierischen Wiedererkennens. Streng genommen nimmt das Tier nicht wahr, sondern erlebt Sichwiederholendes. Sein Empfinden bleibt noch untrennbar verknüpft mit dem Empfundenen und sein Gefühl des Hungers oder der Müdigkeit hat keinen wesentlich andern Realitätscharakter als die Wahrnehmung seines Herrn. *

Zeit und Urzeit. — Die Urzeit ist der von der gewöhnlichen Zeit verschiedene Strom des Urlebens. Was in ihn eintaucht, leuchtet in der Aura des Elementes und ist „ewig". Erst im Zeitstrahl des transzendenten Nichts, nicht im Urzeitstrom, von dem wir Heutigen getrennt sind, stirbt Urgeborenes. — Was Subjekt und Objekt, Leib und Seele schied, spaltete auch die Zeit. Der toten Hälfte unterschob es jene falsche Ewigkeit, die in Wahrheit außerzeitliches Immer ist, die lebendige riß es vom Raume los. So ward der Raum entseelt und die Zeit entleibt. — Urzeitschauer sind Durchblicke aus dem im Zeitstrahl gefesselten Sein auf das im Zeitstrom sich wandelnde Geschehen. In ihnen vermählt sich wieder der Raum mit der Zeit.

„Monismus". — Die ganze geschichtliche Menschheit ist auf „Monismus" gezüchtet. Der Glaube an Kausalität, ja an Gesetzlichkeit überhaupt, ist monistisch. Jeder Denkakt monisiert. Darum suchen wir uns umsonst der Tendenz zu entziehen, die uns Einfachheit der Gründe bevorzugen läßt. So soll es eine Ursache der Religionen, ein Unterscheidungsmerkmal der Menschheit, ein Gesetz des Träumens usw. geben. An diesem Irrsinn haben wir alle teil.

* F.d.H. — Obwohl diese Aufzeichnung, um vor jedem Mißverständnis beschützt zu sein, einer kleinen Retusche bedürfte, wurde sie unverändert aufgenommen, weil sie ein schönes Beispiel dafür gibt, daß die Keime aller Forschungsergebnisse des Verfassers dem fünften Jahrsiebent seines Lebens (oder wie hier äußerstenfalls der ersten Hälfte des sechsten) angehören, darunter beispielsweise auch diejenigen seiner später sehr ausgeführten Theorie des Wiedererkennens und Sicherinnerns, wofür man unter anderem vergleiche: Der Geist als Widersacher der Seele, S. 342—378.

Die Gemeinschaft der Iche. — Das Ich ist nicht Kraft, sondern Achse und exzentrischer Drehpunkt. — Bisher gab es noch kein Menschheitsich, sondern nur Gruppeniche: einmal weil noch Völker diesseits des Prozesses standen und stehen, sodann weil im Menschen noch zuviel „Erlebnis" steckt. Indes steht jedes Tagesbewußtsein in Verbindung mit der Achse des Gruppenichs, und unsre Konsonanz oder Dissonanz mit der Zeitgenossenschaft bemißt sich nach dem Winkel der Personalachse mit der Gruppenachse. Die jeweils gegenwärtige Orientierung („Zeitgeist") enthält alle früheren als Voraussetzung in sich: „Fortschritt" ist ruckweise statthabende Zunahme der Gleichrichtung der Gruppeniche bei gleichzeitig zunehmender Exzentrizität der Gesamtlage.

Die Richtungsgleichheit der Mehrzahl wirkt im Einzelbewußtsein als Druck und Widerstand. Plötzliche Lageveränderung durch Verkleinerung des Winkels zwischen persönlicher Achse und Zeitachse ergibt „Bekehrungen", „Erleuchtungen", christliche Eingebungen, jähe „Gegenwart Gottes", freimaurerische „Wiedergeburt". Und nicht nur das Bewußtsein wird durch Angleichung an das Nachbarbewußtsein entlastet, sondern auch sein Unterbau, der Körper. Bei verminderter Wachheit vollziehen sich ungestörter die Automatismen und kann der erleichterte Organismus von langen Übeln überraschend genesen, verliert aber im selben Verhältnis an Allsinn. Persönliches „Heil" wird nur mit einem äquivalenten Verlust an Substanz und Selb-ständigkeit, jede Existenzbefestigung nur um den Preis des Verzichtes auf Lebensfülle erkauft. (Für das Leben überhaupt erhandelt man folgerichtig das „ewige Leben", d. i. Außerzeitlichkeit des Existierens.) Der Körper wird widerstandsfähiger, existenter, toter, je unfluidaler und exzentrischer er geworden. — Die „Individualität" trennt zwar vom All, aber nur Individualitäten sind allfähig. Die wachsende Macht des Gruppengeistes muß zuletzt das Sonderbewußtsein entkräften und wird ihren Abschluß finden mit der Aufhebung jener Zwischenerscheinung überhaupt, die wir denkendes Bewußtsein nennen.

Herkunft der Erkenntnis. — Erkenntnis entsteht nicht aus dem Glauben, sondern aus dem Zweifel, dem Negativ des Glaubens. Obwohl der gleichen Achse als Gegenpol zugehörig, ist der Zweifel doch weltverwandter: er fragt, und der Fragende ist passiv, empfängnisbereit und wenigstens intellektuell preisgebungsfähig. Die Frage ist der Ausdruck der Weltnähe des Geistes, seines Dazwischenseins oder „Interesses", wogegen im Glauben er „sich selbst setzt", sich absolutiert, ins Leben hineinstößt. Glaube ist unmittelbarer, Zweifel aber vermittelter Geist und Erkenntnis stets das Wissen um Beziehungen.

Denken und Atmen. — Denken im eigentlichen Sinne ist willkürliches Denken, dieses aber inneres Sprechen. — Darum neigt der Vieldenkende zur Flach- und Kurzatmigkeit. Das gilt ganz besonders vom emotionalen Denken: es raubt den Atem.

Empfindung und Schauung. — Auch abgesehen vom Unterschied des Substantiellen und Funktionellen gibt es zwei Wirklichkeiten: die empfindbare und die erscheinende. Jene liegt der Wahrnehmung, diese der Schauung zugrunde. Wir müssen nämlich in der Empfindung auseinanderhalten den Zustand des Empfindenden und die Wirklichkeit des Empfundenen. Nur weil auch diese schon in der Empfindung steckt, kann sich mittelst ihrer der Geist auf Tatsachen beziehen. Das in der Empfindung liegende Wirklichkeitserlebnis ist das Vehikel aller „Tatsächlichkeit". — Die Empfindungswirklichkeit und nur sie hat das Merkmal leibhafter Gegenwärtigkeit, die Erscheinungswirklichkeit das der Fernheit. Tatsachen entdinglichen sich und werden Erscheinungen, je mehr sie in die Vergangenheit tauchen. Da zuletzt alles Wirkliche fließt, so verwandelt sich fort und fort Empfindungswirkliches in jenes dispositionell Erscheinungswirkliche, aus dem unser Erinnern, Phantasieren, Träumen schöpft und ohne das auch kein Wachbewußtsein bestehen könnte. — Jede Empfindung wird durch bloße Intensitätssteigerung zur schmerzlichen. In der Schmerzlichkeit verbesondert sich die Wirklichkeitskomponente des Empfindens. Das empfindbar Wirkliche ist ein schmerzlich Wirkliches: darauf beruht es, daß die Dinge, als welche wir auf Grund seiner denken, von uns unabhängig dastehen, uns zwingen, sich uns aufdrängen. Auch der Geist, so sehr nur er sie aus Empfindungsstoff erbildete, muß sie als Fessel spüren und hat sie nicht umsonst „Gegenstand", „Ursache", „Gesetz" getauft. Nicht im Empfindungswirklichen feiert er die Triumphe seiner Allmacht, sondern davon abgekehrt im Fürsichsein der Absolutheit. — In der Erscheinungswirklichkeit gibt es tiefstes, ja tötendes Leid, aber keine Schmerzlichkeit. Durch die Erinnerung hindurch packt die Reue, die Verzweiflung, die

Sehnsucht, das Heimweh; ins Zukünftige geworfene Phantasmen erregen die Sorge, die Angst, den Zweifel und beherrschen die Affekte der Eifersucht, des Schreckens, des Grausens; aber in solchen Emotionen liegt darum doch nicht die Unlust des leibhaft gegenwärtigen Schmerzes, und niemals begegnet sie uns im Traum. Umgekehrt bildet jedes Heraustreten aus dem Zustand der Schmerzfähigkeit auch schon die Brücke zum Übergang in die Wirklichkeit der Erscheinungen, worin die Vorliebe der gesamten Menschheit für die Narkotika wurzelt. Gewiß, sein Leid vergessen will der Mensch, aber in diesem Leid das Quälendste ist die Kette, welche die leidende Seele an die Wirklichkeit des Schmerzes schmiedet und in die Haft der Tatsächlichkeit bannt. Den Wirklichkeitsbann der Empfindung zu brechen: das ist der ungedachte Grundwunsch des Narkotikers. Hinter der versinkenden Welt der Tatsachen hebt sich mit überschwänglichen Leiden und Seligkeiten eine Welt des Traumes.

Falsche Narkotika. — Der Gott der Gegenwart ist der Mammon, sein Symbol das Papiergeld (Schein, also unwirklich; „Kapital", also entherzt!), sein Tempel die Börse, in seinen Dienst teilen sich Zwangsarbeit und Laster: beides Narkotika, aber unechte, perverse!

Bildende und abbildende Kunst. — Was man „bildende Kunst" nennt — die Architektur gehört nur uneigentlich dazu — hieße besser abbildende Kunst. Nicht nur ihr Stoff nämlich, sondern auch ihr Gegenstand entstammt der Erfahrungswelt. Sie wiederholt z. B. vom Baum, dessen Seele sie uns offenbaren soll, sein Wahrnehmungsbild. Als ihre vielleicht niemals völlig lösbare Aufgabe erscheint die Forderung, uns im Tatsachenabbild das Urbild zu zeigen. Sie befindet sich in der paradoxen Lage, Dinge idolisieren zu müssen. — Völlig anders die Poesie und mit ihr jede nicht abbildende, nicht reflektierende Kunst: sie gibt im Stoff der Dinge von den Urbildern Zeichen. Dichterische Sprache ist symbolische oder Ursprache. In ihr leibt die Urwelt auf eben die Weise wie die Erfahrungswelt in den Empfindungsinhalten.

Vom Verstehen. — Charaktere offenbaren sich uns nur nach Maßgabe unsres Teilhabens an ihrer Seinsform. Nur weil wir denken, erleben wir den Denkenden — weil wir wollen, den Wollenden — weil wir zweifeln, den Zweifelnden — weil wir glauben, den Gläubigen — weil wir Iche sind, den „Andern". Similia similibus rotantur. Nach unsrer Frage richtet sich die Antwort, die uns wird, wie nach unsrer Stimme sich das Echo richtet. Aber gleichwie das Echo als ein Fremdes zu uns kommt und sich daher besser der Betrachtung darbietet als der eigene Laut, so nehmen wir auch von den Möglichkeiten unsres Erlebens leichter Kenntnis, wenn wir auf andre als wenn wir nach innen blicken. Besser als das eigene Wesen pflegen wir zu verstehen und richtiger wissen wir zu beurteilen solche Züge, die uns davon zurückwirft das Wesen des andern. Das Kapital, aus dem wir schöpfen, ist allemal die Totalität des eigenen Wesens, zum denkenden Erfassen aber bedarf es der Differenzierung dieser Totalität und um deswillen des fremden Wesens, das uns eine neue Anordnung und Verteilung bringt. Der „Andre" ist gleichsam das Prisma, das unsern Geist zerlegt, indem es bald mehr, bald weniger von ihm verschluckt. — Was inbezug auf das Verstehen der Menschen untereinander gilt, das gilt nicht anders von unserm Verstehen der Welt. Als der Mensch noch nicht „Charakter", sondern vorherrschend Seele war, da trat ihm auch die ganze Natur als seelenvolle, will sagen als Bild gegenüber; seit vor Vernunft und Wille die Seele verblaßte, antwortet ihm aus seelenlosen Dingen nurmehr die Mechanik bloßer Kräfte. Die mechanische Welt ist der substanzlose Rest, der von der göttlichen für den Hirnmenschen übriggeblieben.

„Der Zweck heiligt die Mittel". — Daß der Zweck die Mittel heilige, ist eine Wahrheit, der sich nicht entrinnen läßt, wenn anders man nicht auf Zwecke überhaupt verzichtet. Das unvermeidliche Mittel jedes Zweckes nämlich, der Wille, ist böse, oder vielmehr er ist das Prinzip des Bösen. Wie das Tun des Hammers das Zerschlagen bleibt, auch wenn der Künstler mit ihm eine Bildsäule meißelt, so ist das Wollen an sich selbst zerstörerisch, weil auf Brechung von Widerständen gerichtet, mag das Ziel ethisch noch so vortrefflich sein. Unsre sittliche Beurteilung trifft weder die Tat, die ja aus den verschiedensten Beweggründen hervorgehen kann, noch den Willen, sondern einzig die Qualität des Impulses. Wer die als gut bewertete Tat aus schlechten Motiven ausführt, wird uns um ihretwillen nicht besser; wer sie nur deshalb unterläßt, weil er sie auszuführen nicht Kraft oder Mut besitzt, um seiner Unterlassung willen nicht schlechter. Wohl allerdings werfen wir einem solchen Schwäche vor und geben damit zu verstehen, daß wir es nicht für genügend halten, Taten zu erträumen, sondern daß sie wirklich getan sein wollen. Dazu nun ist Wille nötig, also widerstandbrechende Bösheit. Die gleiche Ethik, die

uns das Vortreffliche hinstellt, schließt auch das Böse als ein Mittel seiner Verwirklichung in sich. Und dies ist die innerste Falschheit unsrer Moral, ja ihr eigentlicher Wahnwitz, uns glauben zu machen an die Wünschbarkeit einer Ausmerzung des Bösen: einer „Läuterung", „Reinigung", „Sublimierung". Auf jede vermeintlich höhere Stufe, die wir erklimmen, nehmen wir das Böse der vorigen mit; denn sie wird nur erklommen durch den Willen, d. i. durch Bemächtigungs- oder Zerstörungstrieb. Ohne die Heiligung dieses Mittels wäre kein Zweck mehr erreichbar.

Über Erinnerung. — Zwei wesentlich verschiedene Fragen: Wie erinnere ich mich an den Gegenstand? Die Antwort lautet: Er wirkt noch jetzt; er hat einen „Eindruck" hinterlassen, auf Grund dessen sein Bild wiederentsteht. Die andre Frage: Warum erscheint eine Vorstellung als Erinnerung? Hier wird gefragt nach etwas, das man dort voraussetzte: nach dem Sinn der Vergangenheit, allgemeiner der Zeit. Erst mit der Antwort auf beide Fragen vollendet sich die Theorie der Erinnerung.

Positive und negative Affekte. — Ein Affekt ist umso positiver, je mehr er die Schärfe des Gefühls der Sonderexistenz zu mildern vermag; umso negativer, je mehr er das Existenzgefühl verschärft. Verehrung, Liebe, Bewunderung, Freude vermindern, Haß, Neid, Bosheit, Grausamkeit, Schadenfreude verschärfen das Existenzgefühl.

Affekt und Leben. — Das Leben einverleibt, das Ich entleibt den Affekt.

1912

Vom Wechselsinn der Gefühle. — Weil in jedem Gefühl auch das Bewußtsein der Ausgeschlossenheit des Ichs vom All enthalten ist, hat es der Möglichkeit nach Verneinungswunsch. Der Ichpol ist zugleich der Haßpol des Gefühls, der Allpol aber die Liebe. Jedes Gefühl spannt sich zwischen Sein und Leben, Ich und All, zwischen Haß und Liebe aus, und die Gefühlsgegensätze sind nur die Umkehrpunkte der gleichen Schwingung: in der Hoffnung liegt schon die Furcht, in der Furcht die Hoffnung; in der Liebe der Haß, im Haß die Liebe; in der Bewunderung Neid, im Neid Bewunderung; in der Teilnahme Widerwillen, im Widerwillen Teilnahme; in der Grausamkeit Mitleid, im Mitleid Grausamkeit; im Stolz Demut, in der Demut Stolz und so fort.

Von der Hysterie. — Wenn nicht gar jede Störung des Innenlebens, so sicherlich die hysterische beruht auf dem Getrenntsein von Leib und Seele, dem Nichtzusammenstimmen der Empfindungsfunktion mit der Traumfunktion. Der Hysteriker lebt in seinen Träumen, wachen oder nächtlichen, aber er ist ohnmächtig und lebensleer in seiner Wachheit. Davon eine besondere Form: sein Sexus wird, weil ohne Eros, von seinem Bewußtsein abgelehnt und erzeugt darum Störungen, und zwar auch des Leibes. Sein Leben, so kann man auch sagen, gehört empfindungsfremden Träumen, gehört bloßen Phantomen. Von ihnen will er „erlöst" sein, was auf doppelte Weise geschähe: durch Vernichtung seiner Traumwelt oder durch ihre Einführung in die Wirklichkeit. Die Erotik des Hysterikers zu realisieren, wäre die Aufgabe der Therapie. — Von der hysterischen Lebensform unterscheidet sich der hysterische Charakter. Er entsteht, wenn das Ich nicht sowohl an seiner Trennung vom Sexus leidet als vielmehr sie kompensieren will. Das nämlich geschieht durch instinktive Entwertung des Lebens am andern und im Vortäuschen des Lebens durch Nachahmung.

Passivität und Pathik. — Wir „leiden" unter anderem, sofern uns etwas widerfährt und letzten Endes sofern wir empfinden. Eine Art von Leiden ist das Grunderlebnis des Erfahrens, durch das wir Dinge finden. Im Erfahrungserlebnis nun sind wir zwar passiv, nicht aber pathisch-passiv. Wie das Subjekt zum Objekt und umgekehrt, so gehört die Aktivität zur Passivität. Nur indem ich Widerstände erfahre, strebe ich, und nur strebend erfahre ich Widerstände. Wir wüßten durchaus nichts vom Druck eines Körpers auf unsre Haut, wenn wir nicht unsrerseits gegen ihn Druck ausübten. Sichbewegen heißt: Hemmendes fortschieben; Unbeweglichsein heißt: Bewegungsantriebe durch Gegenantriebe aufheben. Wachheit ist immer Tätigkeit, von der ich bald jedoch die treibende, bald die hemmende Seite erlebe. — Anders im pathischen Erleiden: es ist aktivitätslos. Seine Bewegung ist kein Sichbewegen, sondern ein Geschehen. Der Pathiker geht auf in etwas und ist nicht einmal mehr „ergriffen", welches immer noch ein Übergangszustand aus dem Gefühl wäre; er ruht oder fließt. Pathisch sind der Schlaf und die Ekstase.

Erkenner und Bildner. — Innerhalb der Wachheit des Lebens steht dem Erkenner (Entdecker, Einsichtigen, Intuitiven) gegenüber der Bildner (Künstler, Philosoph). Die Einsicht kann nicht durch Denkarbeit gewonnen werden: sie fällt uns zu, wir stehen vor ihr und sehen sie. Typus des Erkennens ist das Wahrnehmen. Gleichwie wir wahrnehmend tendenzlos und ohne Trieb daneben stehen, so auch erkennend. Der große Entdecker hat das Leben verlassen und blickt nun auf das Leben hin. Er schaut nicht mehr, sondern sieht das „Bild" und besitzt darin von ihm, was sich vom Unbesitzbaren besitzen läßt. In ihm ging verloren nicht zwar das Bild, wohl aber zwischen Seele und Bild das Band. Seiner Gemütsart nach steht er der pathischen und haftenden Seele des Weibes nahe, seiner Substanz nach dem „Seher", Wahrsager, Orakelspender. — Der Bildner denkt und formt. Er findet nicht Einsichten, sondern benutzt sie. Typus des Bildens ist der Trieb. Im triebhaften Zustande aber sind wir blind. Der Bildner hat das Bild verloren, aber er hängt mit dem Leben zusammen durch das Band des leidenschaftlichen Interesses daran. Er ist der tätige Feind der Unvollkommenheit der Dinge. Wie im Dichter, dem Offenbarer, das Urbild selbst lebt, so im Bildner dessen Drang zu entstehen. Er ist gleichsam ganz geistiger Imperativ, aber gegen den Geist gekehrt. Seine Seele empfängt, nämlich die dunklen Ströme des Lebens, aber sein Geist ist männlich. Erst im Formen und Schaffen findet er, und so muß er schaffen. Er drängt die Dinge ins Bild zurück. Ebenso der Philosoph: sein „System" vernichtet die Urteile, Erkenntnisse, Einsichten, indem es sie auflöst in einer „Anschauung" der Welt.

Über Malerei. — Die eigentliche Malerei, die nur in Ostasien zur Vollendung kam, beruht auf der Gabe zweidimensionalen Erlebens*. Sie spiegelt eine scheinhafte, d. h. tiefenlose und lichtartige Welt. Klang, Raumtiefe und Strom geben im Bilde die Empfindungsschwere; Licht, Fläche und Regungslosigkeit den Charakter des Scheines. —

* F.d.H. — Mit der, wie sich versteht, unzutreffenden Wendung vom „zweidimensionalen Erleben" hat damals Verfasser die ersten zögernden Schritte getan zur Klärung des Unterschiedes von ostasiatischer und abendländischer Raumerscheinung. Den Anstoß dazu hatte die kurze, aber aufwühlende Besichtigung einer Ausstellung ostasiatischer Malerei in Berlin 1909 (oder gegen Ende 1908?) gegeben. Die ausgereiften Früchte bietet sein 1914 erschienenes Fragment „Vom Traumbewußtsein" (Zeitschrift für Pathopsychologie, III. Bd. 1. Heft. S. 1—38), dessen wichtigste Stücke mit einigen Ergänzungen aufgenommen wurden in sein Hauptwerk: Der Geist als Widersacher der Seele, S. 982-995.

Neben dieser brachte die nordwestliche Hälfte des Abendlandes eine poetische Malerei hervor, die sich bestrebt, auch das Urbild des Raumes wiederzugeben. Sie ist den Klängen, Düften und Temperaturen verwandt. In ihrem Dienst hat man die Perspektive ausgebildet und alle technischen Mittel zur Spiegelung der Charaktere des Körperlichen, will sagen des Feuchten, Dunstigen, Wolkigen, des Warmen oder Eisigen, Bewegten oder Starren, Leichten und Schweren und so fort. Ihre Aufgabe aber ist, daß sie uns Sachen als Träume vor Augen stelle oder wie aus einem Weiher zurückgeworfen, und ihre ganze Berechtigung gewinnt sie allein aus der Fähigkeit, uns von jedem Dinge im Spiegel zu offenbaren den Ferngehalt. Sie darf keinen Stil haben wollen, denn sie muß mehr als das, sie muß Rhythmus besitzen. Vielleicht ist ihr Vollkommenheit notwendig versagt.

Moor und See. — Moore und sumpfige Ebenen sind menschenfeindlich. Sie nehmen die Toten nicht auf wie die Walderde. Darum entsteht über bewohnten Tiefebenen leichter als auf Bergen, in Wäldern oder Wiesen eine Gespensterwelt, ein Zwischenreich, das auf die Natur zurückwirkt und sie mit Hadesrauch überzieht. Niederdeutschland krankt daran. Schon im Beowulf wirkt es; später in Droste, Hebbel, Storm, Jacobsen, selbst in Arnim, wohingegen niemals in Eichendorff, Stifter, Mörike. — Auch das Meer weist den Menschen zurück, daher die Küstenländer voller Spukgeschichten. (Vergleiche Ossian, Fiona Macleod, ferner den englischen Spleen.) Dahin gehört auch das Unheimliche der Wasserleiche. Im alten Germanien wurden arge Frevler ins Moor versenkt. Nur die Erde oder das Feuer entmischt den Menschen.

Über Goethe. — Goethe hatte einen durchaus weiblichen Intellekt: aufnehmend, anschauend, konkret, bewahrend, intuitiv, spiegelnd, erkennend. Er hätte auf Grund davon werden können ein vollkommener Weiser und als Wirkender unter Menschen ein Seelenführer, Erzieher, Ratgeber. Aber es kam zu seiner pflanzenhaft sich verbreitenden Harmonie hinzu ein Männliches, das nach außen bilden und formen wollte. So wurde er oder versuchte zu werden ein Künstler des Wortes, und zwar nicht nur des gesprochenen — er war, wie Gall richtig erfaßte, ein Rhetor — sondern auch des bleibenden, des geschriebenen. Aber wie bedeutend immer Goethes Begabung sei, so war es doch seine Bestimmung nicht, nach außen zu formen, und alle

seine Werke behalten darum einen leichten Beigeschmack des Persönlichen, des zum Behuf der Unterhaltung Ersonnenen, des nur Schmückenden, das seine volle Bedeutung erst von Goethes dahinter auftauchender menschlich liebenswürdiger und geistig umfassender Persönlichkeit erhält. Sein Werk ist und bleibt eine Seite seiner Person und insoweit unkünstlerisch, liebhaberisch, spielerisch.*

Fluß und Bewegung. — Der Fluß ist Bild des Geschehens, die Bewegung dessen Wahrnehmbarkeit.

Unverbrüchlichkeit der „Tatsache". — Es ist dem Tagesbewußtsein unmöglich, zu denken, daß Geschehenes nicht geschehen sei. Jedes lebendige Wesen und mit ihm jedes vorstellende Bewußtsein sterbe, wir sind nichtsdestoweniger außerstande zu denken, daß sie nie gewesen seien. Hiermit anerkennen wir die Unabhängigkeit der „Tatsache" vom Einzelbewußtsein, das Tatsachen „vorstellt", und wir anerkennen ferner, daß sich unser Tatsachenbewußtsein allein und ausschließlich auf Gewesenes bezieht. Gewesenes und nichts außerdem stellt unser tatsachenfindender Blick in die Zeitlosigkeit.

Symbolik und Nachahmungstrieb. — Seit unvordenklichen Zeiten verschlingen sich in den Künsten zwei wurzelhaft verschiedene Triebe: der symbolische und der imitatorische. Jener trägt Bilder in die Wirklichkeit, dieser gibt Abbilder der Dinge; in jenem entfaltet sich nach außen das Nachtbewußtsein, mit diesem antwortet auf Eindrücke das Tagesbewußtsein; aus jenem speisen sich Tonkunst und Architektur, Anheimfall an diesen ist die beständige Gefahr von Malerei und Plastik, die darum an einem inneren Widerspruch leiden. Der nachahmende Antrieb bindet den Künstler an das Wahrnehmungsding, der symbolisierende treibt ihn davon weg, es sprengend und verwerfend. Nur Elementargeister (wie z. B. Böcklin) werden darüber Herr. Die kleineren verfallen dem Realismus oder dem Ornamentalismus.

Über Schopenhauer. — „Die Welt meine Vorstellung!" Aber wie fing ich es an, aus meinen Vorstellungen zu schaffen, was der Philosoph mit soviel Aufwand von Gründen mir erst hinwegbeweisen muß: die Welt?!

* F.d.H. — Vgl. hierzu die Fußnote auf Seite 324.

Begriff, Name, Sache. — Am Anfang des Denkens steht nicht unsre Dyas: Begriff* und Sache, sondern die Trias: Begriff, Name, Sache. In ihr ist der Name das Ganze, Begriff und Sache aber sind seine Pole. Daraus erklärt sich die magische Wirkung des Wortes für ein noch symbolfähiges Bewußtsein.

1913

Wachheit, Traum und Fülle. — Den Traum unterscheidet vom Wachen zumal der Fortfall der Polspannung. Die Lebensentzweiung mindert sich; das Pendel geht rascher, aber mit geringeren Ausschlägen; der Seinscharakter der Welt verblaßt. Dies aber bedeutet nicht, daß nun die Fülle einströme. Es gibt Fülle und Mangel so gut im Träumen wie im Wachen. Fülle ist Macht der Urbildlichkeit, Mangel Ohnmacht der Urbildlichkeit. Die Fülle des Träumens heißt seherische Kraft — die Fülle des Traumwachens symbolischer Tiefblick — die Fülle der Wachheit Größe der Gestaltungskraft oder Stärke der Tat. Der Mangel des Träumens liegt in seiner Schattenhaftigkeit und Phasmatik — der Mangel des Traumwachens in seiner Lebenentbundenheit — der Mangel der Wachheit in seiner Entweihtheit und Gespaltenheit. Der Träumer ist stark durch sein Inmittensein, schwach durch die Wirklichkeitsblässe der Traumwelt — der Seher ist stark durch sein Darübersein, schwach durch die Unteilhaftigkeit — Bildner und Täter sind stark durch ihr Fürsichsein, schwach durch ihre Lebensgegnerschaft und die Wirklichkeitsschärfe der Sachwelt. Der Träumer vollendet sich im Dichter und entartet zum Illusionisten — der Seher vollendet sich zum Schicksalsmunde und entartet zum seelenlosen Spiegelschein — Bildner und Täter vollenden sich zu Demiurgen, zu Baumeistern der Synthese und entarten zu Nihilisten. Nur auf der Stufe der Wachheit ist Lebensfeindschaft möglich, auf den Stufen des Traumes aber nur Lebensverlust.

Dichten und Denken. — Im ursprünglichen Dichten wird die Seele tönender Laut (Ursprung der Sprache), im späteren hält der Dichter mit seiner Seele Zwiesprach (Genius). Das Denken dagegen ist seiner Natur nach Zwiegespräch zwischen dem Ich und dem „An-

* F.d.H. — Hier müßte wiederum statt des Wortes Begriff das Wort Bedeutungseinheit stehen. Man vergleiche dazu die Fußnote auf Seite 299.

dern". Es setzt voraus, daß zwischen „mir" und der Welt der Zusammenhang aufgehoben sei und daß ich ihn neu gewinne durch das Band der Erkenntnis. Jeder Fortschritt des Gedankens knüpft sich an das Lautwerden von Gedanken, also an den Fortschritt der Sprache und des Sichaussprechens. Mit dem Denken antwortet der Geist auf die Not der Entzweitheit.

Zur Psychologie des Strebens. — Man erstrebt nur, was man hat, und man erstrebt auch wiederum nur, was man nicht hat. Das will sagen: man erstrebt, wovon man nicht genug hat. Animales Bedürfnis und menschlicher Wunsch stimmen darin überein, daß beide ein Erlebnis der Getrenntheit sind auf Grund eines Zusammenhanges. In die Polspannung zwischen innen und außen, als welche wir das animale Bedürfnis zu betrachten haben, schiebt sich beim menschlichen Wünschen der Keil des geistigen Aktes ein. Der Wunsch beruht stets auf dem Unterschiede zwischen dem vorgestellten und dem wirklichen Haben.

Über Kant. — Kants Unterscheidung des äußeren von einem inneren Sinn ist irrtümlich. Sie würde erst möglich in einer räumlichen Welt, wo sich das erlebende Individuum vom Erlebnisinhalt geschieden hätte. Nimmt man dagegen, wie Kant es tut, den Raum (und mit ihm die Zeit) fort, so bleiben nur qualitativ verschiedene Inhalte übrig wie: rot, süß, Sorge, hart, Schmerz, Klang, Hoffnung usw., und es besteht keine Möglichkeit, Inhalte des äußeren Sinnes von Inhalten des inneren Sinnes zu unterscheiden. Wie kämen wir auch dazu, den einen den Raum und die Zeit, den andern nur die Zeit überzustülpen!

Entdecken und Beobachten. — Man macht nicht Entdeckungen durch Beobachtung, sondern man bestätigt Entdeckungen durch Beobachtung.

„Monismus". — Jeder sogenannte Monismus verwechselt Einheit und Zusammenhang. Er scheitert am Extensiven, an Raum und Zeit.

Zur Lebensweisheit. — Nur der Mangelhafte bemängelt. Aber es gibt ein Bemängeln aus der Sehnsucht nach dem Vollkommenen und ein andres aus dem Triebe zur Verneinung. Mit jenem ist bewundernde Anerkennung des Vortrefflichen vereinbar und gibt mit ihm zusammen das (kritische) Wissen, dieses vergreift sich unfehlbar, wo es bejaht. Es stimmt stets einem Schlechten bei und, wenn dem Guten, so aus schlechten Gründen. (Beachte im Gegensatz: etwas aus „guten Gründen" tun!)

Vom Willen. — In allem, was der Wille überwindet, kehrt eines immer wieder: das Raumphantasma. Damit überhaupt ein Wollen möglich werde, muß ich unter anderem mich räumlich getrennt wissen von einer nur „vorgestellten" Wirklichkeit. Grade weil sie vorgestellt ist, wirkt sie nicht in mir, wie z. B. im Jagdinstinkt des Hundes das Wild wirkt. Der Wollende fühlt sich nicht nur bedürftig wie wer in die Strömung eines Triebes gerät, sondern er fühlt sich überdies vom Ziele, das er ja vor sich hin stellt, räumlich abgetrennt. So erst geschieht es, daß er nun darauf abzielt und daß in solchem Zielen die vitale Bewegung den Charakter des raumdurchbohrenden Kraftstrahls gewinnt. Um deswillen wurde denn auch zum vitalen Vehikel des Willens allein die Bewegung und gewann es den Anschein, als ob der Wille selber bewege, obwohl er in Wahrheit Bewegungen nur richtet. Man könnte sagen, der Akt des Wahrnehmens schaffe den raumlosen Punkt, der Akt des Wollens zwischen ihm und dem Ichpunkt die verbindende Gerade. Wie jeder Lebensimpuls zum Ausgangspunkte zurückkehrt, so führt der Willensimpuls den Lebensstrom aus dem Raume hinaus. Nur auf der vitalen Seite ist das „Sichsammeln" möglich, der Wille dagegen verschleudert.

1914

Verstand und Wille. — Der Verstand ist das Aussichherausgehen des Geistes, der Wille das Insichzurückkehren. Als begreifender, verstehender, erklärender verliert sich der Geist an die Welt, wird den Bildern „gerecht", ist also zentrifugal. Wollend dagegen nimmt er sie in sich zurück, bringt sie als Beute ein, ist also zentripetal. — Beweise kann man widerlegen, nicht aber Zwecke.

Christliche Umwertungen sakraler Namen. — Magisches Räucherwerk wurde zum „blauen Dunst", das Isisschiff zum „Narrenschiff", die der genannten Göttin verbundene Katze zur „falschen

Katze", die heilige Gans zur „dummen Gans", der chthonische Esel (Midas!) zum „dummen Esel", die noch im Märchen glückbringende Kröte zur „giftigen Kröte", das sakrale Idol zum „Götzenbild" (samt „Ölgötze"), der Dreiweg, Ort der Hekate und des Zaubers, zur „Trivialität", der Zauber selbst zum „faulen Zauber". Die Imago, Erscheinungsform der Welt für das bildabhängige Bewußtsein, dient heute zur Kennzeichnung des „Imaginären". Von den Bedeutungen des lat. fingere, das in erster Linie „sich ein Bild machen" heißt, ist in „Fiktion" und „fiktiv" nur das Trugbild übriggeblieben. Binsen, ein Sinnbild tellurischer Gottheiten, sind zur Bagatelle herabgewertet in „Binsenwahrheit". Der Vogel, weitverbreitetes Seelensymbol, meint lächerlich wirkende Arten des Irreseins in der Wendung „er hat einen Vogel"; ebenso ist das Spinnen und Weben der Weltmütter ins Verrücktsein verkehrt mit der mundartlichen Wendung „er spinnt". Aus der mütterlichen Dreifaltigkeit der Chimaira ist das „Chimärische" gebildet. Schwindel als Taumel der Sinne hat, wenn auch spät erst von England her, im Schwindel des „Schwindlers" den Nebensinn von betrügerischen Machenschaften erhalten. Vom Einfluß des Mondes, der dem Heiden ein Ort der Seelen und mütterlicher Geborgenheit war, leitet der Christ jene Mißgeburten her, die er „Mondkälber" nennt.

Vom sog. synthetischen Denken. — Alle sogenannte Synthese des Denkens entstammt dem Impuls, die Unterschiede, welche die Analyse gesetzt hat, wiederaufzuheben, und dies wieder ist der Ausdruck der monistischen Tendenz, die Vielheit zurückzuziehen in die Einheit des Geistigen. Wo immer nämlich scheinbar synthetische Denkantriebe zur Wirkung kommen, da besteht die Einflüsterung: ich, der Geist, hebe die Unterschiede wieder auf; sie sind ja doch nur Schein; ich bin das einzig Wirkliche. Das Anstößigste ist dem Geiste das Bild, das Nächstanstößige die Vielheit: denn in ihr hat er immer noch an jenes ein unvermeidliches Zugeständnis gemacht.

1915

Urbild und Abbild. — Urbilder sind Bilder im Nimbus, deshalb immerfern, konturenlos und durch nie endende Erscheinungsformen fließend. Problem der Malerei: wie kann man nicht nur das Bild, sondern im Abbild auch seinen Nimbus geben? Es scheint unmöglich;

denn jedes Abbild bietet festen Umriß, der Nimbus aber ist das ihn wolkenhaft Wandelnde. Im Grunde ist der Illustrator immer zum Scheitern verurteilt; aber nicht, weil er seine Bilder an die Stelle derer des Lesers schöbe, sondern weil der Nimbus keine Fixierung verträgt. Auch umfängt er uns, während das Gemälde vor uns steht. — Umgekehrt gilt: je mehr ein Gemälde uns in sich hineinzieht, umso urbildlicher ist es.

Erinnerung. — Unser Erinnern ist stets auch ein Im-Gedächtnishaben, nämlich der gegenständlichen Zeit: so scheidet es den Gedenkenden ab vom Gedachten, auf das zugleich es ihn bezieht. Urbildliches Erinnern ist gedächtnisloses Wiederinnewerden der Vergangenheit des Augenblicks oder schauender Rückflug in die Zeitenferne.

Von der Aura der Worte. — Auf der im Wort mitenthaltenen Aura des Begriffs beruht es, daß aus Begriffen Götter werden können (vgl. Nemesis, Dike, Ananke) und daß jedes Zeitalter, jeder Denker, Dichter, Redner usw., schließlich jeder sprechende Mensch Lieblingsworte hat, die sich nur ihm erschließen, die sein ganzes Denken führen und irreführen, die andern Altern und Persönlichkeiten ungeachtet der breitesten Hinterlassenschaft von Definitionen ihren außerbegrifflichen Nimbus nicht preisgeben und welche darum nie mehr völlig verstanden werden. — Was trug z. B. an Gehalt, den wir heute nicht mehr herausholen, das Wort „Wille" für Schopenhauer, das „Absolute" und „Unendliche" für Schelling, das „Apriori" für Kant, das „Pneuma" für die Gnostiker! Streng genommen, ist Philosophie so wenig aus ihrer Sprache und Zeit übertragbar wie Dichtung; und dies ist das bittere Mühen und die schwere Kunst auch des philosophischen Stilisten, den im seherischen Augenblick miterfaßten außerbegrifflichen Bedeutungsgehalt des Wortes in den Zauber der Wendungen zu retten. Philosophieren ist Deutungsversuch der Wortmagie.

Symbolische Akte. — Der geistige Akt, im Ruhepunkt der Pendelbewegung aufblitzend, erfaßt die Tatsache im Begriff; aufblitzend aber im Augenblick des höchsten Bewegtseins erfaßt er: gleichzeitig Objekt und Subjekt — Erlebtes und Erleben — das Ding, aber als Träger der Seele (Idol) — die Seele, aber als Gestalt des Seins (Frawaschi, Genius, „Idee") — er erfaßt, dürfte man paradox sagen, das Unerfaßliche, das Urbild, sofern es erfaßbar wäre. Er schaut es nicht,

denn dieses wäre seine Selbstaufgabe, aber er nimmt wahr im Dinge das Bild, im eigenen Selbst das All. Er sieht sich im Blitzlicht seines Geistes zerklüftet — Hier und Dort, Jetzt und Einst, Subjekt und Objekt — und er sieht auch zugleich, was im Abgrund die zerklüfteten Wände bindet. Er blickt in die Tiefe eines Erlebens, wo das unvereinbar Getrennte zusammenhängt. Die Darstellung dessen reißt die Hälften wieder zueinander im „Symbol".

Der geistige Akt ist immer instantan, macht immer erstarren und hat als solcher immer keinen Ausdruck. Verschieden aber ist an ihm, einmal ob er das Wirken oder das Schauen spaltet, sodann, an welchem Punkt der Lebensbewegung er statthat. Vollzieht er sich im Umkehrpunkte, so ist er wollender o d e r erfassender Akt und auf Sachen, eingerechnet Personen, bezogen; wenn im Lotpunkt, so ist er wollender u n d erfassender Akt und auf den einenden Hintergrund alles Sachlichen bezogen. Jener ist beliebig oft wiederholbar, dieser der Willkür entrückt, weil unwiederbringlich einmalig (daher als Eingebung, Erleuchtung, Inspiration erlebt); jener ist fast lichtlos oder doch nur kalter Tagesschein, dieser recht eigentlich blitzartige Aufhellung einer unbekannten Welt. Alle diese Unterschiede sind begründet im Elementaren.

Im Symbol, um es kurz zu sagen, hat der hellseherische Akt zusammengeworfen und zusammengeknotet Seele und Leib. Das Symbol ist darstellendes Zeichen eines Sachverhalts gleichzeitig des äußeren wie des inneren Geschehens.

H o m o s e x u e l l e C h a r a k t e r e. — Periphere Eigenschaften: Gesinnungslosigkeit und Fähigkeit sich einzuschmeicheln. Schon zentraler: Eigenbezüglichkeit und Personalismus in einem viel extremeren Grade als der Frauen. Der Homosexuelle kennt die Sache und Sachliches überhaupt nicht. Noch zentraler: geschlechtliche Färbung des gesamten Vorstellens und Fühlens. Zentralst: eigenartiger Größenwahn. — Er nur glaubt um die Liebe zu wissen, während er die zwischen Mann und Weib als bloßen Fortpflanzungstrieb verachtet. Er nimmt sich ideell als Mittelpunkt einer Welt, die ihm tatsächlich jedoch zusammenfällt mit seiner jeweiligen Umgebung. Sein Haus, sein Garten, sein menschlicher Verkehr ist ihm durchaus die „Welt". Er kann nicht von seinem Neigungsspielraum absehen, weshalb sein Gesichtskreis selbst bei großen Geistesgaben irgendwie eng bleibt. Sein Mangel an Abstraktionsvermögen weist auf eine haftende Seelenbeschaffenheit, worin er mit dem weiblichen Charakter übereinstimmt. Allein er

bringt eben hinzu die Geneigtheit, seine Kleinwelt mit der Welt schlechthin zu verwechseln. Noch besser vielleicht: er glaubt instinktmäßig überhaupt nicht an eine Außenwelt, sondern an eine Welt, die bloß ein Teil seiner selbst und sozusagen sein Eigentum ist. Er hat dem Nebenmenschen gegenüber die Haltung des Protektorischen, will ihnen Vater oder Herr oder Autorität sein und erlebt diese Art des Sich-darüber-denkens als erotisch befriedigend. Spielarten: Jüngertum und Platonismus. — Als häufigste Nebeneigenschaften kommen in Frage: Sensitivität, Witterungsvermögen, Politik, Menschenkenntnis, Mangel unmittelbarer Beziehung zur Natur; stattdessen Ästhetizismus, Kultur, Kunst, Dichtung, Philosophie, Vorliebe für Blumen, Tiere, Parke usw., nie für die Elemente. — Erklärungsversuch: Grundlage bildet eine vitale Ausgeschlossenheit oder Abgeschnürtheit. Er steht immer draußen, aber nicht im Sinne des Judaismus, sondern im Sinne etwa des Paranoikers, der zwar Leben b i r g t, aber nicht dem allgemeinen Lebensstrome a n g e s c h l o s s e n ist, daher bei tatsächlicher Liebesunfähigkeit doch die Liebens w e r t h e i t des Lebens erfahrend. Dadurch erlebt er jede tiefere Beziehung zu andern Personen im Grunde als eine Art der Selbstliebe, nämlich als ob es eine Beziehung zu einer Seite seines eigenen Wesens wäre; und anderseits wiederum bedarf er der Scheinbeziehungen zu Personen und Dingen, um seine Selbstliebe zu realisieren. („Süffisance" aller Homosexuellen.) — Während die judaische Ausgeschlossenheit zum Lebensneid führt und Zersetzungstrieb, so die homosexuelle zum Verengungstrieb. Wie sie in sich selbst eine Kleinwelt trägt, so möchte sie überall Horizonte s c h l i e ß e n, „Kreise" bilden und an die Stelle der Unendlichkeit der Welt die Endlichkeit ihrer Kleinwelt setzen. Dieser Trieb beherrscht den römischen Cäsarismus wie den katholischen Papalismus.

S o g. u n b e w u ß t e D e n k l e i s t u n g e n. — Man hat viel Aufhebens davon gemacht, daß der Mensch auch im Traume „denken" könne, und zur Bestätigung auf gewisse Beobachtungen hingewiesen, wonach jemand für ein Problem, woran er sich tagsüber umsonst versuchte, im Traum die Lösung fand oder wohl gar im schlafwachen Zustande eine Rechnung zu Ende führte, die er später zu seinem Erstaunen als von eigener Hand beendigt auf seinem Schreibtisch fand. Setzen wir die Richtigkeit der Fälle voraus, da sie zu bezweifeln allerdings kein Grund vorläge, so müßten wir doch in Abrede stellen, daß es Denkakte waren, durch welche die fraglichen Leistungen ermöglicht wurden. Denn es ist das Eigentümliche alles Gedachten, sich un-

serm „Gedächtnis" einzuprägen, weit länger darin verharrend als bloß passiv Erlebtes, und es erschiene unverträglich mit der Anstrengung des Denkens, daß was sie mühsam erreichte zusamt der Mühe selbst schon nach wenigen Stunden daraus entflohen wäre. — Vielmehr werden Begriffe und Urteile beständig vitalisiert oder „eingebildet", sinken also fortwährend ins sog. Unbewußte, während dieses in seinen Vorgängen eine vernunftmäßige Regelung erfährt, derzufolge es zweckmäßig auf Erfahrungsgegenstände und Begriffe reagiert, ohne der Begleitung des Bewußtseins zu bedürfen. Hierhin gehört jegliche Übung, erst recht jede Gewohnheit. So denn rechnet es bisweilen auch im Schlaf in uns weiter.

Ding und Bild. — Dinge werden durch den Raum getrennt. Der Grad ihrer Getrenntheit bemißt sich nach der Größe des dazwischen befindlichen Raumes; und sie werden, absolut genommen, schon durch den allerkleinsten Raum getrennt. Zum Ersatz sind sie wirkungsfähig. Ihre sog. Eigenschaften sind nichts andres als lauter Wirkungsfähigkeiten in der Latenz. Dinge sind also Inbegriffe von Kräften oder gleich den Ichen sowohl Existenzen als auch Tätigkeitsmittelpunkte. Demgegenüber werden Bilder durch den Raum verbunden. Der Raum ist das Element, der Muttergrund, das Medium aller Bildlichkeit. Dinge werden umso mehr Bild, je weiter sie in die Ferne rücken. Die äußerste Ferne des Raumes oder das All ist für die Bilder das absolut Einende. Jedes Bild umfaßt das All, darum hat jedes Abbild sein eigenes.

Vermöge des raumschauenden Blickes bin ich auch dort, wohin mein Blick „fliegt", vermöge des wahrnehmenden Aktes trennt mich, den dinglich Begrenzten, von jedem Dort der schauend durchflogene Raum als gegenständliche Distanz.

Genuß und Mißvergnügen. — Wir müssen unterscheiden primäre Gefühle, die in den Urteilsakt münden, und sekundäre, die aus ihm entspringen. Die primären haben, wie sich versteht, irgendwelche unmittelbaren Anlässe, bald mehr innere, bald mehr äußere. Die sekundären dagegen sind Reflexe schon vorhandener Gefühle. Beispiele: ich freue mich — ich weiß, daß ich mich freue — ich freue mich darüber, daß ich mich freue = ich „genieße" meine Freude. Oder: ich ärgere mich — ich weiß, daß ich mich ärgere — ich ärgere mich über meinen Ärger = ich verabscheue meinen Ärger. Sekundäre Gefühle gehen demnach immer durch das Medium des

Selbstgefühls. — Das angenehme, schöne, erhabene, tiefe, fortreißende usw. Gefühl bereichert mich, ist gleichsam ein mir zuteil gewordenes Geschenk, läßt mich mindestens vorübergehend mir selbst wertvoller erscheinen, und dies führt nun zu einem neuen positiven Gefühl, nämlich des Genusses. Das ist der Sinn alles Genießens überhaupt, dessen daher ausschließlich der Mensch fähig ist. Genau umgekehrt wirkt das negative Gefühl durch eine bewußte oder uneingestandene Selbstverabscheuung hindurch. Auch dessen ist natürlich nur der Mensch fähig.

SECHSTES BUCH

FRAGMENTE UND VERSE

1903—1905

HESTIA

ENTWURF DER METAPHYSIK DES HEIDENTUMS*

1903

Bruchstück der Einleitung

Was wir mit folgendem niederlegen, ist nicht Philosophie, wie man heute das Wort versteht: nämlich als haarspalterische Bearbeitung lebensfremder Schulbegriffe oder Tiefsinn vortäuschendes Rätseln mit unvollkommener Poesie. Ebensowenig will es dem verglichen sein, was sich für Wissenschaft hält und noch in seinen gelungensten Leistungen bloße Kenntnisnahme blieb von vielleicht nützlichen, aber für das Leben bedeutungslosen Zusammenhängen. Sondern wir tragen eine Entdeckung vor, die, indem sie zu den Wurzeln hinabsteigt, eine vollere Innerlichkeit voraussetzt als diejenige ist, welche mindestens fünf Jahrhunderte hindurch fast sämtlichen Bemühungen des Verstandes zugrundelag.

Der Born, aus dem wir schöpfen, sind gewisse innere Erlebnisse nachweislich zunächst weniger Zeitgenossen und ihrer unmittelbaren Vorläufer. Die für uns wichtigsten Persönlichkeiten machen wir am Ende dieser Einleitung namhaft. Wir werden zugleich auf eine bisher unbeachtete Flutwelle des Lebens innerhalb der europäischen Menschheit hinweisen, die um 1880 zu steigen begann, um 1890 ihren Hochstand erreichte und im folgenden Jahrzehnt langsam verebbte. Von ihr mitgetragen haben wir den Schlüssel gefunden zu einer Wissenschaft, die über dem Lärm der Versuche und Rechenkünste abhanden kam, und sind infolgedessen imstande, ein Weltbild zu entrollen, für das die Augen der Zeitgenossen erblindeten.

Der Bewußtseinszustand, der den Erlebnissen zugrunde liegt, um deren Deutung unser Buch sich bemüht, kündet sich an durch Erschütterungen, die mit Gemütsbewegungen kaum noch Ähnlichkeit

* F.d.H. — Abgesehen von den am Schluß des Baches unter „Die Flucht der Götter" abgedruckten Gedichten enthalten die „Fragmente" (also „Hestia" und „Von Goethe bis Nietzsche") ausschließlich Bruchstücke der Weltanschauung des Verfassers. Da diese Bruchstücke, wenn auch mit Auslassungen, wörtlich geboten werden, konnte Berichtigung von etwa mit unterlaufenen Irrtümern aus der weitgehend verwerteten Mythenkunde nicht in Frage kommen.

haben, und steht als Wetterschein über Gegenden, die nicht der Welt des Tages angehören. Er teilt sich mit in Zeichen und Bildern, die der Zerlegung durch den Verstand widerstehen, er verwirklicht sich in Taten nicht des praktischen Wollens, sondern einer magischen Notwendigkeit. Er scheint somit dem Bereich begrifflicher Darlegung entzogen zu sein, und wenn wir dennoch aus ihm ein Wissen herleiten, so ist nicht er selbst, sondern nur sein Widerschein darin. Wir versuchen, wenigstens im Abbild zu bannen, was vielleicht für viele Generationen, wenn nicht für immer, dem Gedächtnis der Menschheit entrückt sein wird.

Bevor wir zu wenigstens äußerlicher Kennzeichnung dieses Zustandes übergehen, fragen wir uns, ob er auch ohne Dazwischenkunft des Denkens sprachliche Form annimmt. Das ist nun ohne Zweifel der Fall. Es gibt immer noch Namen und Wendungen, die man unter gewissen Umständen auszusprechen scheut, weil sie ein Verhängnis herbeizurufen scheinen. Es erhebt die Stimme feierlicher und fühlt die Worte in sich selbst lebendig werden, wer aus heißem Wunsche segnet oder flucht; und vollends im Gebet, in den kirchlichen Responsorien, beim Rhapsodieren klangvoller Verse erwacht zuweilen jener geheimnisvolle Schauer, der einst aus kargen Silben magische Sprüche wob. Was hier in Klang und Tonfall nachhallt, muß früher einmal der eigenste Sinn des Wortes gewesen sein, wenn wir der sonst unfaßlichen Wirkung glauben, die es nach dem Zeugnis aller Völker zu üben vermochte. — Vergleichbar den Idolen, Krypten, Talismanen, Heiligenschreinen, versiegelten Flaschen scheint es einen Dämon zu bergen, der losgebunden unberechenbare Kräfte entfaltet. Indem man es ausspricht, weckt man die geheim in ihm schlummernde Göttlichkeit, und ein gütiges oder furchtbares Schicksal nimmt seinen Lauf. — Solches Wort aber will nicht für sich, sondern als eine Masche verstanden sein im lebendigen Netz noch unbegriffener Symbolik, in das wir jede Vorzeit verschlungen sehen. Wie alles hieratische Leben webt es mit Baumrauschen und Quellenmurmeln am Schleier der Welt. Was in ihm tönt, ist unmittelbar ein Teil von den Stimmen der Erde, und wer es vernehmen kann, der entwirrt auch den Sinn der Klänge, die aus Bächen und Lüften wehen. Es ist einunddersselbe Geist, der solche Rede wirkt und der aus Flüssen und Wipfeln die Zukunft weiß. Wir, die wir dem Alleben uns entfremdeten, haben im Geben wie im Empfangen die Magie des Lautes eingebüßt für begriffliche Deutlichkeit. Wir haben unzweideutige Formeln geschaffen zur Bezeichnung des mindesten Wun-

sches, der leisesten Regung. Mit scharfem Begriffslicht haben wir jedes schöpferische Dunkel hüllenlos, jede lockend blaue Ferne nah gemacht. Aber das Leben ist vor unserm Scharfsinn zurückgewichen und die Bücher unsrer Gelehrsamkeit haben nur seinen Leichnam zergliedert. Mit der ganzen Prahlerei unsres Wissens sind wir gleichwohl unwissender, als es die Menschheit je noch war. Unter dem Ballast unteilnehmender Tatsachen und bildloser Begriffe, dem wir Ausdruck liehen, sind unsre Ohren stumpf geworden für den lebendigen Gesang der Seele, der mächtig einst aus menschlichen Lauten drang. Ein Hauch nur hat sich von ihm in den Rhythmus gerettet, von dem allein wir erwarten dürfen, daß er die Begriffsstarrheit des Wortes gelegentlich zurückverwandle in ein offenbarendes Fließen.

Inzwischen gilt es, einer nahverwandten Art des Innewerdens zu gedenken, die minder durch die Gabe der Übertragung als durch die meist plötzliche Gewißheit hervorragt, die sie dem von ihr Erfüllten verbürgt. In ihr hat sich zwar der Geist aus dem Meer der Erscheinungen erhoben, aber nur wie die Wolke, die aus seiner Feuchtigkeit gebildet und durch eine Dampfsäule mit ihm verbunden in schattenhafter Form das Meer wiederholt. Es ist ein Anschauen des Dämonischen ohne Verschmelzung damit. Die Griechen nannten es Manteia und wußten, daß der Traumschlaf in Tempeln und gewissen Erdhöhlen es eingab. Während im ungebrochenen Elementarzustande der Geist unter dem Aufglühen innerer Bilder ganz erlischt, bleibt er hier zwar wach, aber nur in der Art eines Flackerns, das in jedem Augenblick aus der Tiefe des Allschlafs gewaltsam und wetterleuchtend hervorbricht. In dem unter Zigeunern noch heute traditionellen „Weissagen" ist etwa eine Handvoll Schlacken geworden, was in frühester Vergangenheit als Lavastrom aus dem Boden des Völkerlebens brach. Wir denken hier nicht so sehr an den apokalyptischen Geist der monotheistischen Religionen als an bezeugte Worte der Pythien, Bakiden und Sibyllen, an die kosmogonischen Bruchstücke der orphischen Theologen, an die, wenn auch trümmerhaft erhaltene, Kunde der Wala: dies nie auszudeutende Denkmal seherischen Wissens, das als eternelles Nordlicht über dem Erdball steht. Man hat dergleichen gern mit Dichtung oder Allegorie verwechselt, obschon die Sprache hier unverkennbar noch andrer als künstlerischer oder belehrender Absicht dient. Überall haben wir die aus bloßem Verstand unfaßliche Wortwahl, die alogische und dennoch bindende Abfolge, den bald stammelnden, bald stoßenden Tonfall und jenes scheinbar vieldeutige Helldunkel, das z. B. auch im delphischen Orakel keines-

wegs nur priesterlicher Schlauheit entsprang. Unter deutschen Dichtern trifft das seherische Pathos am stärksten Hölderlin. — Es gibt mehrere Phasen in der Geschichte, wo das wache Denken wieder dem Zwange innerer Schauer folgt und den Weg der Dialektik zurückdurchmißt. Nur eine esoterisch unwissende Geschichtsschreibung konnte mit denselben Mitteln einen Pythagoras wie einen Aristoteles begreifen wollen, nicht ahnend, daß die hylozoistische Philosophie der Griechen als kaum erst kultgelöste Mystik diskursives Denken nur eben zu Hilfe nahm, um Formeln zu erläutern, welche der Inspirationsmantik angehören. Heraklit wollte seine Sätze ausdrücklich nicht anders angesehen wissen als die Verkündungen des delphischen Gottes, und von Empedokles hören wir, daß er beiläufig philosophierte, übrigens aber Wunder tat. Alle Persönlichkeiten, die je in gesteigerten Augenblicken dieser Art des Erkennens teilhaft wurden, haben das so Empfangene in ganz anderm Sinne für Wahrheit genommen wie die Leistungen ihres Scharfsinns. Sie alle spürten das Hereinbrechen geistfremder Lebenswellen und sahen den Schleier vor irgendeiner sonst verhüllten Tiefe reißen. Ob sie aus Stimmen oder Bildern erfuhren, was war und sein wird: nur in solchen Augenblicken wuchs die dem Zweifel ganz entrückte Gewißheit, die gewöhnlichen Erkenntniskräften unersteiglich ist. Durch Worte, im Augenblick der Erleuchtung empfangen, wird das Wesen nicht sowohl bezeichnet als vielmehr verlautbart, und die Begriffe, dem geheimen Zug der Laute folgend, treten in seltsam umspinnende Verknüpfungen ein.

Wir wollen nun deutlicher scheiden. Durchweg ist der Begriff das Ergebnis einer, wenn auch noch so schnellen und unbewußten, Vergleichung. In Fällen von „Erleuchtung" aber geschieht es, daß zugleich mit der inneren Wahrnehmung das Wort erscheint, das ihren Sinn birgt. Solches bleibt wie das Leben selbst, mit dem es symbolisch eines ist, unergründlich; aber als auch dem Geiste eigen, kann es die Richtung geben, in der das Denken sich fortbewege, wenn es auf seine Weise vom Weltgeheimnis reden will.

Wir haben damit das Fundament umschrieben, auf dem wir bauen. Mantische und folglich absolute Aussprüche bilden die Grundlage unsres auslegenden Denkens. Sie belehren uns über das Dasein dämonischer Lebensmächte, über gewisse Bedingungen ihres Eingehens in den Menschen und über seelische Begleitumstände ihres innerlichen Waltens. Bis dahin ist kein Irrtum möglich. Die uns wichtige Entdeckung jedoch liegt einen Schritt weiter, liegt im Bereich der Reflexion: die Entdeckung, daß diese Dämonen als die wahre Essenz aller weltbildenden Kräfte von den Meteorilien an bis in den ursprünglichen Menschen hinein wirksam waren; daß aber die uns geläufige „Weltgeschichte" der Prozeß einer etwa fünftausendjährigen Entartung ist: geplant von akosmischen Transzendentalgewalten und fortgeleitet von einer immer rascher um sich greifenden Blutsvergiftung...

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß uns erst allmählich aus vielen Einzelfunden die Auffassung des immereinen Bewußtseinsgrundes und mit ihr das Bild einer in sich abgeschlossenen Welt erwuchs, von der die verschiedensten Phänomene Glieder oder Strahlen sind. Der Weg unsrer Darlegung kann daher nicht derjenige der Entdeckung sein. Unser erstes Bestreben ist, den zentralen Bewußtseinszustand als ein Urgegebenes und aus eigenen Impulsen Lebendiges gegen die ihm fremde Welt bloß mechanischer Bewegung abzugrenzen. Wir sind dabei nicht an seine zwar heftigen, aber spärlichen Verwirklichungen aus jüngster Vergangenheit gebunden, die uns Verständnispforten waren. Wir werden ihm nachspüren durch Zeiten und Völker und zunächst an den uns erreichbar äußerlichsten Denkmalen sein Walten erläutern. Erst wenn wir seine Mitwirksamkeit am Baum ganzer Kulte erwiesen haben, schreiten wir zu seinen innerlicheren und geheimeren Ausgeburten vor, unter denen sich einige unmittelbarste, aber auch schwierigste der Gegenwart befinden. Liegt aber dieser Mittelpunkt erst einmal fest, so wird das unvermeidliche Nacheinander fortan nicht die Gestalt der Linie, sondern eher eines Systems konzentrischer Kreise haben. Unsre Gedanken folgen sich wie die Wasserringe von dem Orte aus, wo das Lot hinabgetaucht. Zuletzt ist es nicht eine Kette von Schlüssen, an der das Bewußtsein entlang gleite, sondern ein schwebender Ball unmittelbaren Wissens, den wir in Sicht bringen wollen.

Indem wir nun die ersten Schritte tun zu unerläßlicher Namengebung, müssen wir sofort einem verbreiteten Trugschluß entgegentreten. Man hat den Sinn des uns bedeutsamen Wortes „Ursprünglichkeit" zwar nicht vergessen, aber verdreht. Man pflegt in den Entwicklungsbahnen geistiger, organischer und selbst siderischer Gebilde das Ursprüngliche unwillkürlich als ein Zeitliches zu sehen: als das Anfängliche mehr und mehr sich davon entfernender Reihen. Diese Meinung hat selbst nur teilweise recht für die karge Frist so-

genannter Weltgeschichte, zu deren Früchten sie gehört. Sie hat unrecht so für Pflanze, Stein und Tier wie für alle noch heute vorhandenen Naturvölker. Wir werden alsbald genauer dartun, was hier nur Erwähnung finde, daß Naturvorgänge bloße Selbstverwandlungen der Urkraft sind, die wie das Wasser des Springbrunnens immer wieder zum Quellpunkt zurückkehren. Die Eichen, die wir kennen, blieben durch Tode und Geburten ganzer Wälder noch dieselben und sind darum nicht minder ursprünglich als die, welche Pelasger zu Dodona oder im Norden vorgeschichtliche Germanen rauschen hörten. Der heutige Europäer freilich ist kein Pelasger mehr. „Ursprünglich" verdienen nicht erste oder frühe, sondern solche Phänomene zu heißen, die, ohne an eine Epoche gebunden zu sein, schöpferische Kräfte in ungebrochener Reinheit zeigen: nicht getrübt oder verändert durch dazwischengeschobene Medien. — Wir rühren damit zugleich an die Kluft zwischen Mensch und Urmensch. Jener hat zur Zeit die Führung, dieser ist im Aussterben begriffen. Von Kulturrassen ist nur China in verhältnismäßig geschichteloser Ursprünglichkeit verblieben, und es steht in Zweifel, ob es vor jenem „Fortschritt", der z. B. große und tapfere Indianerstämme gleichsam nebenher vertilgte, anders beharren wird als um den Preis seiner Eigenart. Einst aber ist der Urmensch die formende Hälfte der Menschheit gewesen und hat uns ingestalt von Mythen und Symbolen Dokumente hinterlassen der ihm ursprünglich eigenen Bewußtseinsart. Wenn wir daher grade die zeitlich entlegenen Gebilde mythischen Denkens am häufigsten als Beweismittel herbeiziehen, so wolle man nicht vergessen, daß die Geheimnisse, die früh in Pyramiden oder Katakomben flohen, für uns von jenen eternellen Mächten ein Teil sind, die bedrängt, doch nicht zerstört in verborgenen Zuckungen weiterleben.

Wir vertreten die Anschauung, daß die mythischen Vorstellungen auf wirklichkeitshaltigen Erlebnissen von heute außerordentlicher Beschaffenheit beruhen, die zwar je nach Stammesart bald mehr, bald weniger vom dichterischen Bewußtsein ergriffen wurden, im Grunde aber dieselben sind für die ganze heidnische Welt. In diesen Erlebnissen schwingt die Seele auf eine uns kaum mehr zugängliche Weise mit dem All zusammen und wird empfänglich für seinen Charakter des Dämonischen. Der aber ist so sehr Wirklichkeit wie nur irgendeine physikalische Kräftegattung und die Mythen sind, was Aristoteles ahnte: „Trümmer uralter untergegangener Weisheit". Um über unsre Auffassung keinen Zweifel zu lassen, geben wir ein Beispiel. Wenn wir mannigfach schillernde Sagen in vollkommener

Übereinstimmung mit bildlichen Darstellungen berichten hören von einem Wesen, das auf dem Menschenleib den Stierkopf trug, so nehmen wir an, daß dergleichen wirklich gesehen wurde: wobei vorerst die Frage offen bleibe, in welcher Art an solchen Visionen derjenige Kräfteherd beteiligt war, den wir heute als äußere oder Welt der Sachen vom Subjekt abgelöst. So sehr wir damit abweichen von den Gelehrten, umso mehr haben wir auf unsrer Seite das natürlichere Gefühl des Volkes, dem immer noch die Ahnin in Märchen und Geschichten an außermenschliche Wesen den Glauben lebendig hält. Wer zwar jemals ohne deutelnde Verständigkeit die schwarzen Reihen ibis- und sperberköpfiger Götter des Nillands durchschreitet, kann, ob noch so ungläubig, ein Gefühl belauschen, daß dies nicht Erzeugnisse der Phantasie, sondern Larven verschollener Gewalten sind, die einst in Menschenhäuptern Bild geworden. Bis in unsre Tage hat denn der Mensch nicht aufgehört, hinter Sphinx und Greif geheimnisvollen Sinn zu vermuten. Weiter als grüblerische Spekulation drang zuweilen die Poesie und wir werden sie nicht selten zum Zeugen rufen. Im ganzen aber hat grade sie ungewollt mitgeholfen, den Pfad zu verbauen. Wir können unsre Meinung vielleicht nicht besser deutlich machen, als indem wir schon hier ein Streiflicht werfen auf die gefährliche Fälschung, die an den Urtatsachen künstlerische Weltauffassungen vollzogen haben.

Dabei sondern wir ab jene Frist der Menschheit, wo alles Geistige nur als Duftflor über Purpurgründen des Blutes wob. Von ihr reden Bauten und Bildsäulen Indiens, Persiens, Assyriens, Babylons, Ägyptens, der amerikanischen Urvölker und zum Teil der mykenischen Epoche. Sie stehen mit dem Boden, der sie trägt, so sehr in vegetativem Zusammenhange, daß wir den Geist, der sie erschuf, nicht in seiner Einzelheit, sondern als Durchgang für tellurische Ströme empfinden. Darin eines mit Urwäldern, Wüsten, Raubtieren sind sie nicht einmal von Rassen, geschweige von Personen, sondern von Klimaten der Ausdruck.

Mit der klassischen Antike erst beginnt die Wende zur Kunst als Kunst. Sie ist gebunden an den Beginn eines inneren Zerfalls, dessen volles Verständnis uns hier noch verschlossen bleibt. Die Urbewegungen lösen sich von den Bewegungen des Geistes. An die Stelle der plastischen Kraft des allgemeinen Wachstums tritt im Menschen mit zunehmendem Übergewicht das begriffliche Prinzip des *νοῦς*, das den Fluß des Geschehens in Dinge zerschneidet und das Schicksal zur Abfolge mechanischer Wirkungen erniedrigt. Visionäres Schauen

weicht dem zergliedernden Bemerken, alltrunkener Lebenswirbel teilbedingten Gefühlen, eigenlos überquellendes Müssen einem sich selbst bewahrenden Wollen. Wir werden erst später untersuchen, woher die verderbliche Strömung kommt, die fortan die Menschheit nicht mehr losläßt, und als was sie in Wahrheit zu betrachten ist; hier beschäftigt uns der besondere Sinn der Kunst, die zwischen den feindlichen Regionen wie eine verbindende Brücke spannt. Im Bildnerwillen mischen sich die geschiedenen Wesenshälften zum Drange der Wiedergeburt. Von ihrem Kampf die sichtbare Frucht ist das vollendete Werk. So ganz und ursprünglich es erscheinen mag: es ist stets eine heftig verschmolzene Zweiheit. Teil hat an ihm der bildschaffende Rhythmus, der Bäume und Felsen wirkt, teil auch der mechanisierende Wille, durch den es ins Dasein tritt. Werke sind Träume, aber nicht Träume allein, sondern auch Leistungen. Die Kraft, die durch magischen Wink erschüfe oder durch tausend unwissende Hände Tempel wie göttliche Kristalle fügt, ist längst erloschen, wann aus Einzelwesen das Weh der Entzweiung wenigstens im Anblick ungeschiedener Vollkommenheit entschlummern will. Was hier als letztes erreicht wird, ist Gleichgewicht und bestrickender Schein der Versöhnung: in der nach Jahrtausenden messenden Geschichte der Kunst ward diese stolzeste Erfüllung selbst nur wenigen unter den Größten beschert. Sie setzt voraus, daß der Wille ganz versenkt sei in die Flut des Rausches und dennoch unverwirrt er selber bleibe wie im stärksten Wehen die melodisch sich neigende Pappel. Häufiger begab sich und es ward zum Abweg der Kunst, daß wachsende Willkür die Urimpulse knechtete. Damit aber geschah Schlimmeres als für sich allein der Logos je vermochte. Der Nacktheit seines lebensaugenden Nichtseins ward zur Verführung der Sinne ein Kleid gewirkt aus gestohlenen Fetzen des Alls. — Das Griechentum ist mit verhängnisvoller Folgerichtigkeit diese abschüssige Bahn gegangen. Es durchmißt im Zeitraum weniger Jahrhunderte die ganze Skala der Möglichkeiten vom Kult jenes Ebenmaßes, das nur dem Menschentum, nicht mehr dem All gehört, bis zum Glauben an die verwundende Geste der Leidenschaft, welche die schmerzliche Wahrheit der Geschlechter ist. Deutlicher aber und mit einer das ganze Altertum befassenden Symbolik spiegelt sich der Abweg in dem Verhängnis, daß die flammende Welle Dionysos zur apollinischen Tragödie verebbte, die vom nie mehr erreichten Äschylos über Sophokles fortwirkend zuletzt in euripideische Schaulust mündet. Von Horizonten dichterischer Phantasie umspiegelt, gewöhnt sich der

Grieche und mit ihm die gesamte Antike, für die volle Wahrhaftigkeit hieratischen Lebens ein Schau-Spiel einzusetzen und die Gluten dämonischer Ursprünglichkeit in bloßen Spielen zu versprühen, welche der Hoffart des Geistes schmeicheln. Wir wollen nicht hier schon enthüllen, wie dieser Prozeß den Boden lockerte für die weit bösere Saat des Christentums, auch nicht, wie er, häufig unterbrochen und umgebogen, im ganzen dennoch weitergeht und in der Schule Platons arischen Herrengeist semitischem Gift gefügig macht. Hier genüge es zu sagen, daß die dichterische Weltauffassung ihrer Urbestimmung sich bis zur Unkenntlichkeit entfremdete. Was die wissenschaftliche Zergliederungslust nicht erreichte, daß auch in schöpferisch umdunkelte Augenblicke Selbstgefühl, „der finstere Despot", sich dränge, das hat der schönwortige Hochmut erreicht, der uns in Wind und Bach und Blume die Folie personhafter Affekte zeigt.

Ausgeführtes Bruchstück über das Wesen der Wissenschaft

Die Wissenschaft gibt vor, vom Menschen die Beschaffenheit etwa einer spiegelnden Fläche zu verlangen. Wie diese zu ihren Bildern des außerhalb sich Ereignenden benötigt, so müsse auch die Seele eigener Regungen ledig sein, wenn sie vom Geschehen die reine Tatsächlichkeit erfassen wolle. Die Vollkommenheit des begreifenden Bewußtseins wäre also ein völlig rauschloser Zustand, dessen Gehalt mit seinem intellectualis amor dei zuerst Spinoza gekennzeichnet hat. Er trüge in sich höchstens das zweifelhafte Pathos einer unabsehbaren Grenzbefreiung des Geistes mit dem Ausblick auf schließlich bewegungslose Allwissenheit. Ehe wir uns fragen, ob dergleichen möglich sei, darf uns billig die Selbstverständlichkeit wundernehmen, mit der man die Erlangung der Wahrheit an eine überaus gewaltsame Verfassung des Betrachters knüpft. Nicht das Tier allein, auch der Mensch ist mit dem Zirkel des eigenen in die größeren des allgemeinen Geschehens tiefer verflochten als durch ein trieblos wiederholendes Gewahren. Sein Schauen der Welt wird in die wählerische Parteilichkeit der Impulse verstrickt, die es gleich innerlich zuleitenden Adern speisen. Die Wissenschaft aber fordert als Grundlage angemes-

sener Einsicht, daß die abbildende Tätigkeit der Seele der instinktiv wertenden entzogen sei, also jedenfalls ohne Liebe geschehe. Die Wahrheit, die sie einem höheren Bezirke zuweist, ist ihr unverträglich mit den Regungen der Anteilnahme. Sie zerlegt damit das ursprüngliche Ganze des Menschen in zwei einander fremde, ja sich befehdende Hälften. Das sollte uns mißtrauisch stimmen gegen den Anschein der Interesselosigkeit ihres Beginnens. Wir erinnern uns, daß auch das Christentum sich emporbaut über der Feindschaft zwischen den sinnlichen Begehrungen der „Glieder" und den Befehlen eines höheren „Gesetzes". Wir könnten das heilige Wort mit der Wissenschaft verbunden glauben, wenn wir hören, daß es mit der Schärfe des zweischneidigen Schwertes Seele und Geist zu trennen habe. Als die treibende Kraft dieses verwunderlichen Vorganges gilt der apostolischen Fürsprache die „Liebe zu Gott", welchen Ausdruck, wie bemerkt, mit unerheblichem Zusatz der Denker Spinoza wählt, um sowohl Beweggrund als Erfüllung des Strebens zu nennen, das ganz der Erkenntnis gehört.

Wenn wir bewährtem Grundsatz zufolge von den Früchten uns Aufschluß erholen über das eigentliche Ziel einer Strömung und ihre verborgene Absicht, so erstaunen wir, in der „Liebe zur Wahrheit" einem Geist von nicht minder fanatischer Willkür zu begegnen. Die Erde des Altertums war mit heiligen Seen, Bäumen, Gipfeln überzogen, Stätten unterirdischer Einwirkung und leuchtender Visionen, denen nur die Hymnen der Beter nahten. Hier machte selbst die Zerstörungslust der Eroberer halt, um wieviel mehr die Wißbegier tiftelnder Frager. Die Wissenschaft nahm deren Schauer als ebenso sachlich gegebene wie Farbe, Massigkeit oder sonstwie bekundbare Eigenschaften der Dinge. Das Nämliche finden wir noch heute vor unter einfachen Völkern: auf dem schimmernden Eiskulm des Mustaghata liegt nach der Meinung der Kirgisen in steter Sommerbläue die unnahbare Stätte mächtiger Heroen. Ehrfürchtige Scheu, gegründet auf die sinnliche Gegenwärtigkeit dämonischer Anhauche, die von seinen Gletschern und aus seinen Schluchten streichen, verböte, auch wenn er bestiegen, diesen Berg zu betreten. Wäre wirklich der Verstand, wofür man ihn ausgibt, ein passiv nur deutendes Vermögen, so würde er aus innerem Zwang Gebiete meiden, die uralte Gewohnheit intuitiven Bezeugens als unantastbar jedem Zweifel enthoben. Wofern aber selbst dahin sein Forschen zielen sollte, so könnte auch ihm nicht das Auge fehlen für Schauer von solcher Mächtigkeit, daß sie mit gläubiger Inbrunst die Seelen sogar nomadenhafter Völker erfüllen. Hier aber zeigt sich der Spürsinn als mit schwärzester Blindheit geschlagen, und wir entdecken den schon vermuteten Zusammenhang, daß, was den Frevel zügelloser Neugier nicht nur billigt, sondern sogar ihn umlügt in adelnde Tapferkeit, die unverhoffte Waffe eines Triebes ist, der mit den Schauern der Urzeit streitet. Weit mehr noch erscheint das Begreifen im Lichte tendenziöser Absichtlichkeit, wenn wir prüfen, zu welcherart Funden es seinerseits den Zugang öffnet.

Vergleichen wir nämlich sein Denkbild der Welt mit dem Material auch nur des profanen Erlebens, so stoßen wir auf einen Unterschied nicht so der Fülle und der Tiefe als der Individuen und Zusammenhänge. Mit peinlichster Skepsis gegen die Annahme schöpferischer Würfe ausgerüstet, hat man leider übersehen, daß die eigene Überzeugung von der Möglichkeit, die Vorgänge nach Ursache und Wirkung zu verknüpfen, das Dogma eines Glaubens ist, der sich bewährt erst an den Trümmern der Erscheinungswelt. Die Tatsachen, für deren Ablauf es seine Gültigkeit als bewiesen erachtet, sind von den wirklichen Ereignissen nicht etwa Spiegelungen oder lückenhafte Schattenrisse, sondern stehen zu ihnen im Verhältnis eigenartiger Konstruktionen, die aus dem Bereich lebendigen Erfassens hinausführen. — Wir erleben an dieser Fichte die Einzigkeit ihres Wuchses, den Ort, wo sie steht, die Stunde, da wir sie zum ersten Male trafen; wir begreifen von ihr, was in solchem Erlebnis garnicht enthalten ist, die Holzfaser etwa, also ein Ding, das nicht betroffen wird von der Vernichtung aller Züge, durch die sie uns lieb oder überhaupt nur bemerklich wurde. Auch ohne zu fragen, mit welchem Recht das geschieht, erhalten wir Einblick in die Natur des verdeckt dazu treibenden Wunsches. Für das Bewußtsein des in ihm Befangenen auf unverbrüchliche Gewißheit gerichtet, erzielt er jedenfalls ein Begriffsgefüge, an welchem gemessen die Unmittelbarkeit des Erlebens zur störenden, wenn nicht täuschenden, Zutat verblaßt. Die Wahrheit, die der Verstand zu bieten behauptet, ist um den Preis der Verleugnung des Innenlebens feil: sie bewältigt es, indem sie es entwertet. Nicht bloß vorbei an den Erlebnissen, sondern mit grausamer Zerstörung sie durchquerend führt der Weg des begrifflichen Erkennens. Wir lernen auf ihm, uns gleichsam totzustellen gegen den Widerhall, womit uns die Erscheinungswelt als geschwisterlicher Reigen umwarb. Um die Mächte zu finden, die am Webstuhl der Dinge eine götterlose Ratio beteiligt wähnt, muß die Blume gerodet, das Tier zerstückelt werden, muß jedes pulsende Leben unter scharfer

Schneide veratmen. Es ist derselbe allwidrig uns knechtende Antrieb, der die Schauer der Urzeit, weil unbetastbar, verneint und die natürlichen Gebilde unter dem Vorwand der Wahrheitsliebe tötet. Vorgeblich der unbeteiligte Zuschauer hat tatsächlich auf andre Weise der Verstand vollendet, womit das Christentum begann: vom Geist die Seele zu scheiden und die Ader der Liebe zu unterbinden, die bis dahin mit Sternen und Wetterstürmen den Menschen in eine Kette innigster Gemeinschaft schloß. So hat man denn nicht um des Wissens willen die Lüste, sondern den Eros dem heimatlosen Triumph der Macht geopfert.

Indem wir einen Augenblick innehalten, um uns zurückzuwenden zu einem Zustand der Seele, dem dieser Abweg noch fremd war, so fesselt uns der rätselhafte Schauer, der jedes Bild aus der Morgenfrühe des Lebens in die Duftflöre der Wehmut hüllt. Mag das Haus, in welchem wir aufwuchsen, reizlos dürftig gewesen sein, wir betreten seine dämmrigen Stiegen, als ob sie lebten, und jedes Fenster war die geheimnisvolle Pforte, in der aus Raumtiefen die unsichtbaren Schächte der Ferne mündeten, ob aus dem einen auch der Blick über graue Nachbargiebel in den Wolkenhimmel flog, aus dem andern am dunklen Geäst naher Bäume erlahmte. Wie haben wir damals erbebend das Rollen ferner Züge vernommen oder das Plätschern und Klirren in den Dachrinnen und das Schollern im Kamin, wann der Herbstwind über die Länder fegte. Und wie zogen an Winterabenden die geraden Laternenzeilen im ungewissen Schneegestöber! — Es gibt Menschen, die solchem Bann nie völlig entrinnen. Wie sehr auch Gewöhnung und Nüchternheit die Spuren verwehten, sie lauschen Stimmen, folgen aufzuckenden Lichtern, welche aus der harten Dinglichkeit des Seins hinwegzuführen scheinen in die wundersam umsponnene Wärme der Kindheit. Dichtung, sofern sie mehr ist als Aufputz der Eitelkeit, schöpft immer aus diesem Brunnen, obschon oft es verbergend. Man lese Jean Paul, den unverhülltesten Sänger des Heimwehs, um die Seele auf der Suche zu finden nicht nach dem Orte früher Erinnerungen, auch nicht nach der Einfalt der Wiegenjahre, sondern nach einer volleren Welt, die überall mit ringendem Odem unter dem Larvenleib des Tages brütet. Es wäre unmöglich, sie mit Worten zu beschreiben; nur das von ihr durchtränkte Wort erweckt sie. Das fließt aus selber kindlichem Munde als Märchen: da schüttelt es auf alle Wesen die uns fremd gewordene Lebendigkeit, und die Blume, vielleicht achtlos am Wiesenrande zertreten, spinnt ebenso folgenschwer am Faden der Begebenheiten wie in der „Weltgeschichte" etwa

eine verschmähte Königstochter. Es schwillt zur Reife vollster Bewußtheit in der Sprache der Mythen, diesen zertrümmerten Urnen mystischen Vorzeitwissens. Aber es entgleitet schaumgleich der logisch spaltenden Verständigkeit und läßt dem Scharfsinn nur die leere Haut zurück.

Nicht um zu enthüllen, was innersten Wesens selbst die Hülle ist — die aus ewiger Flucht lodernder Bilder des Vergehens und Werdens gewobene —, haben wir am Strahl des Heimwehs den Rückblick entzündet in den Traumhimmel der Kindheit, sondern weil nur unter ihm noch auch entgöttertes Menschentum von Entscheiden erfährt, die unbegriffen, ja unbegreiflich, dennoch die Bürgschaft der Gewißheit geben. Einzig an ihnen läßt sich die Größe und zum Teil schon der Sinn der Entartung bemessen, die das Leben zum bloßen Objekt erniedrigt. Wie die Blutwoge, die vom Herzen durch den Körper rollt, solange er leben soll, keinen Augenblick stocken darf, so ist im Ringe der Ursprünglichkeit jedes Erfassen vom lebendigen Feuer der weit sich öffnende Augen-Blick. Nicht als leichenhafter Zuschauer herzlos beobachtend und dennoch saugend wie die Vampyre und Gespenster nimmt das umringte Einzelwesen wahr. Was wir so nennen, ist dort das Sichkreuzen zweier Lebensströme, die voll unendlicher Vergangenheit an diesem Punkt befruchtend ihre allgegenwärtigen Wasser mischen. Dieser Baum vor dem elterlichen Hause hat in Wahrheit nicht seinesgleichen. Er ist die unwiederholbare Gegenwärtigkeit tausendfältig zusammenschießender Fernen. Aus seinem Wipfel spült die Geschichte der Stürme und Regengüsse, in seinem dichtverschränkten Sommerschatten webt heimliches Grauen geschlechterlang verklungener Menschlichkeit, auf der Borkenrinde seines Stammes leben in verwitterten Charakteren verschollene Jahresreigen und mehr noch und immer reichere Bilder tauchten empor, je tiefer in seinem Anblick die Seele ertränke. Erst wenn die Glut in uns erloschen wäre, sodaß wir, wandelnde Schemen, gleichwie von draußen in die Welt hineinsähen, -hörten, -tasteten, ohne an ihrem Umschwung fürder teilzuhaben, so könnten wir den Wächter des Hauses aus seiner Zeit und Stätte lösen, ja selbst aus seiner Form und einzigen Sichtbarkeit, und immer noch ihn zu zerklauben wähnen im Larvennachbild botanischer Gelehrsamkeit. Solange wir aber in dem lebendigen lebend wären, würden wir uns vom bloßen „Begriff" seines Wesens schaudernd abkehren als einer stumpfen Säge, die von Heimat und Schicksal, von Neigung und Weh, vom schweren Glück nachtverlorener Erinnerung jedes Gebilde abzutrennen die Bestimmung hat.

Wer ahnungslos, obschon mit reifem Bewußtsein, dennoch mit dem Blick des Kindes mäße, der müßte nicht nur diesen oder jenen Fund der Wissenschaft, er müßte als lieblos, ja grausam die verallgemeinernde Art des Erlebens selbst verwerfen. Wir haben mit der Reife diesen Blick verloren und nur in kargen Momenten des Heimwehs die wunde Sehnsucht nach ihm zurückbehalten. Wir haben damit die Liebe überhaupt verloren. Hier ist der Punkt, wo die Bedeutung des Widerstreits schärfer zutage tritt. Sie war im Menschen als der Drang eines Überströmens in jede Form: davon zeugt der Theriomorphismus der heidnischen Götterwelt und dies Durcheinander der Räume und Arten, das, die Erde mit dämonischen Mischlingen übersäend, jedem Wesen die heimliche Seele des Vogels lieh, der mit wollüstigem Schwingenschlag durch Höhen und Tiefen tauchte. Sie flüchtete sich hartbedrängt von den entsetzlichen Verfluchungen des Christentums in einen Trieb der Anbetung einzig des Menschen. Die große Leidenschaft, ein der Urzeit unbekanntes Phänomen, entstand, der marternde Glaube, nur das Geliebte hege alle Schauer und Lüste des Alls, sei allein von allen Lebenden zündende Flamme, weihender Stern, berauschender Trank und ohne es die Welt entseelter Staub. Aber auch auf den Höhen dieser Trunkenheit blühte immer zuletzt das alte Glück. Wer irgend nur ein Ahnen bewahrte an die Frühlingsstürme erster Liebe, der weiß, wie sie mit klingendem Wehen alle Gebilde füllten, sodaß er wie zum erstenmal das Funkeln des nächtlichen Firmaments erblickte und aus trunkenem Stimmengewirr warmsausender Zweige ein dunkelmahnendes Erinnern zu vernehmen glaubte. Es ist nicht Zufall, daß die Zeit, die unter inneren Stößen, wenn auch vergebens und schrecklich scheiternd, aus den Kasteiungen übersinnlicher Gottesbrautschaft sich losringen wollte zur Wiederkehr des irdischen Eros, daß die Renaissance je mehr in der Passion erstarkend, umso öfter und inniger am Bilde der Mutter mit dem göttlichen Kinde hing. Die Zuckungen der Leidenschaft sind nur die vehementeren Erhebungen des uralten Heimwehs, das erfüllt zuletzt den wiedergefundenen Sohn der Erde als ewiges Kind in den Schoß der Mutter legt: den liebend Verklärten mit dem leuchtenden Auge der Sternenabkunft. Das hat sich noch manchmal in Zeiten versuchter Rückkehr begeben: der erfüllteste Hang zum einzelnen Wesen brach mit feurigen Schwingen immer ins All. Jenes und dieses ist eines. Der Eros ist unbegrenzt und schleudert seine Fackel bis zum fernsten Horizont. Der Wille zum Untergang in diesem Sein ist Wille zum Untergang überhaupt und muß entkerkert alle Wesen überschwemmen. Wer ihn hier oder dort verböte, der verböte ihn ganz. Was die Seele aus dem Ringe der Kreaturen reißt, dasselbe trennt sie von ihrer eigenen Form: auf der Flucht aus dem All ins körperlose Nichts ist Menschenliebe nur eine Stufe sehnenden Rückblicks. Was dem Liebenden die verhängnisvolle Einzigkeit, die mit elektrisch knisterndem Liebreiz den Rhythmenfluß nur dieser einen Gestalt umschlingt, das ist ungelöster Kindschaft jener schmerzlich süße Flor, der auf Blatt und Weiher und Felsenwand als heiligende Glorie zittert. So wenig diesen der Verstand begriffe, so wenig begreift er den Glauben unbelehrbarer Leidenschaft, daß Unvergleichliches nur das Geliebte umschließe. Aus dem Dilemma ist kein Entrinnen möglich: entweder die Realität der Begriffe ist eine erfundene oder jede Regung krönender Liebe Fieberwahnsinn.

Unausgeführte Bruchstücke über das Wesen der Wissenschaft

Uns scheint es natürlich, ja lobenswert zu sein, wenn wir zur Vermehrung eines gleichgültigen Wissens die Blume zerstücken, den Kristall zerschlagen und in den Gedärmen der Tiere wühlen. Wir empfinden nicht mehr, wieviel unfeine Selbstsucht dazu gehört, um das Leben zum bloßen Objekt zu erniedrigen. Ein götterloser Spürsinn reißt uns fort, der keine Schönheit und nicht die Weihe des zeugenden Dunkels kennt. Aber dieser Zustand scheinbarer Interesselosigkeit, mit dem wir in Wahrheit am Leben unaufhörliche Morde begehen, ist das Ergebnis einer widernatürlichen Züchtung, die uns nicht nur vom Tiere, sondern auch von der ursprünglichen Menschheit trennt. Es gibt auch in uns noch Stimmen, die der Zersetzungslogik vernehmlich widersprechen. Man könnte sie den spärlichen Oasen in einer Wüste vergleichen, wo der Giftwind Skelette dörrt. Die Gespensterkarawanen der Erkenntnis ziehen vorbei an ihnen, da es sich kaum mehr lohnt, sie zu widerlegen. Dazu gehört der unbestimmte, aber starke Schauer, der in seinen schmerzlichsten Formen Heimweh heißt. Er taucht uns den Turm, der in den Morgen unsres Lebens die Stunden rief, die Wiese, die mit Faltern und Düften ins Ferne zog, den Baum, der mit klingendem Rauschen das Kind umwob, er taucht jedes Bild der Jugend in den wehmütigen Schimmer der Unwieder-

bringlichkeit. Man kennt das Verwundern des erwachsen Zurückkehrenden, daß nur dürftig und gewöhnlich sei, woran er mit nagender Sehnsucht hing, und nicht zu vergleichen mit den Gärten seltenerer Pracht, die er friedlos durchwandert hat. Aber er löscht nicht die quälende Gewißheit aus, hier gingen dennoch die Geister unsichtbarer Träume um, wenn auch ihm der Schlüssel verloren sei, sie aus mahnenden Verließen zu lösen; und er beredet sich nicht, im Splitter der häuslichen Schwelle nur den gewöhnlichen Stein zu sehen.

Indem wir das gelehrte am Schauen des Kindes maßen, wollten wir den Pfad ebnen in eine ursprünglichere Region des Erfahrens, die zur wissenschaftlichen den heute beinahe vergessenen Gegensatz bildet. Während diese ihr Objekt aller Züge entblößt, mit denen es die Unbefangenheit umspinnt, wird von jener zur Erzielung des Wissens eine der erotischen ähnliche Innigkeit der Versenkung verlangt. Wie der Pfad, so ist auch das Ergebnis verschieden. Die Wissenschaft anerkennt keine andre Form des Beweises als die begriffliche, das ursprüngliche Bewußtsein weiß nur von der Wirklichkeit der Bilder. Als die Praxis des Irrationalen kann uns leichter, als selbst der Mythos es vermöchte, Magie sein führendes Prinzip erläutern. Der Verstand wird ein Stück Metall nicht deshalb für außergewöhnlich beschaffen nehmen, weil es die Form des Kreuzes hat, und in der Reliquie stets nur die so oder so geartete Materie sehen. Sein Bemühen ist umso mehr von Erfolg gekrönt, je völliger es die Einzelheit aus dem Bilde löst, in das Natur oder Herkunft sie stellte. Demgegenüber ruht die Zauberpraxis aller Völker und Zeiten auf dem Erfassen grade der bildhaften Züge des Seins. Um die Hexensalbe zu bereiten, ist Pulver aus Knochen nicht sowohl des Menschen als eines Erhängten nötig, bedarf es nicht so der Kröte als der mit Hostie gefütterten. Der Zaubertrank muß, um zu wirken, etwa in einem kupfernen Kessel gebraut, die Haselstaude, die als Wünschelrute dienen soll, grade in der Christnacht geschnitten, der wahrsagende Ring während der Konjunktion eines bestimmten Planeten gegossen sein. Hier haben wir zum schattenhaften Idealismus Platons die volle Wirklichkeit: das essentielle Bild, das allein die Seele birgt.

Nichts wesentlich andres nun meint das Wort Idol, das erst im Munde des Profanen den Sinn eines bloßen Trugbildes der Phantasie bekommt. Für die Urstufe des Bewußtseins ist es die Form jeder wirkenden Kraft. Der Fetisch als sein Bild ist auch der Geist des

Dämons; das Eidolon im lebendigen Odem treibend ist die bewegliche Seele des Menschen, und wer es nachahmt in Wachs oder Lehm, der hat im Abbild von der Essenz seines Wesens genug, um durch symbolische Akte fernwirkenden Zauber zu üben. Nach altiranischer Lehre hat jedes Gebilde seinen Frawaschi oder bildhaften Doppelgänger, der sein Wesen bedeutet. Das erläutert nur in fast dogmatischer Weise das der Urzeit gemeinsame Wirklichkeitsgefühl, dem das Wahrnehmbare bloßer Stoff ist für eine Welt des Traumes. Wir berühren damit ein Mysterium des Heidentums, das völlig hier noch nicht aufgedeckt werden kann. Wir machen an dieser Stelle nur seine Anwendung auf den Sinn und die Mittel des Erkennens. Wie Traumbilder erst dann mit voller Deutlichkeit erwachen, wenn das unterscheidende Bewußtsein der äußeren Sinne im Schlaf ertrank...

Es ist für den Wissenden ein fast erheiterndes Schauspiel, die Forschung staunen zu hören über die Verschwiegenheit heidnischer Mysten, die den Sinn der Geheimkulte für uns in hoffnungslose Nacht begrabe. Nach übereinstimmenden Berichten mußte der Adept, um beglückender Gewißheit teilhaftig zu werden, in den willenlosen Zustand des παθεῖν versinken. Nicht Lehren empfing er, sondern Gesichte. Was sie am wirksamsten tötet, neugierige Nüchternheit, damit hofft man ihre Geheimnisse zu enträtseln. Besser noch weiß es die Lehre der Kirche, der höchste Einsicht als eine docta ignorantia gilt, gewonnen durch mystische Vereinigung mit Gott. — Obwohl der Geist der Mysterien in verschwenderisch hinterlassenen Symbolen zutage liegt, bemüht sich die Gelehrsamkeit umsonst, weil von der einseitigen Voraussetzung geleitet, daß er begreifbar sei.

Nicht vom Schauen des Kindes wollten wir Methoden der Erkenntnis holen, unser Beispiel ruft nur zurück, was der spürende Scharfsinn zu vergessen pflegt, daß je weiter er vordringt, umso mehr er auch abirrt vom Bilde der Welt. Das Zeugnis der Sinne, das er scheinbar zum Ausgang nimmt, ist zuletzt die Klippe, an welcher er scheitert. Der von soviel Leichtgläubigen beschrittene Pfad der Wissenschaft führt gerader als die erdflüchtigste Dialektik zum Nichts. Sie scheint zugunsten des Objekts „Gefühle" zu streichen, sie tut es in Wahrheit aus einem Antrieb, für den im Raum keine Stätte ist. Die ganze Vorsicht ihrer Methoden steht im Zeichen des

Wahns, daß die Welt „begreifbar" sei, ein Mechanismus sich bedingender Teile. Wie das Kind seine Heimat vergessen müßte, um im Splitter der häuslichen Schwelle nur den gewöhnlichen Stein zu sehen, so ist Wissenschaft erst möglich, nachdem das Auge der Seele für das Leben erblindete, das mit schaffendem Puls das Sein umschlingt. Jedermann weiß, daß der Baum nicht das nämliche bleibt, wenn man ihn umhieb. Genau so ist im lebendigen Ganzen nichts Einzelnes da, das sich selber gleicht. Unwiederholbar hängt ein jedes als Glied in der Formenkette des Alls. In diese Wirklichkeit nie sich erschöpfender Bilder dringt die Wissenschaft mit dem weihelosen Blick der Neugier ein, künstliche Fetzen unter künstlichen Lupen prüfend. Sie rühmt sich parteiloser Sachlichkeit, wenn sie der Welt die zeugenden Schauer nimmt; aber sie widerlegt sich mit dem eigenen Erfolg. Denn Täuschung gleich ihnen, nur unentrinnbar, wird Farbe, Wärme, Dichte, Duft und Klang; aus zahlverschiedenen Stößen qualitätloser Punkte durch Trug der Sinne gefälscht! Für das Bild, das uns in tausend Poren dringt, reicht sie als Wahrheit das Hirnphantom der Zahl.

Es brauchte keines besseren Beweises, daß menschliche Klugheit nur ein blinder Ball in der Faust dämonischer Gewalten ist. Folgeweise ihr Objekt aller sinnlichen Qualitäten beraubend wähnt sie gutwillig, grade diesen gerecht zu sein. Bemerke man doch, daß wir der List einer heimlichen Tendenz erliegen, wenn wir mehr als der Erscheinung der Realität der Stoffe glauben. Das Hufeisen, weil als „Eisen" in der Folterkammer des Experiments erprobt, wäre darum, was es war, bevor man es bog — der im Ganzen verlorene Raum noch der nämliche, wenn ihn das Haus umwölbt — das Götterbild, das unter dem schaffenden Meißel wuchs, nur ein Klumpen Marmor — der Wind noch derselbe, wann er sich in wogender Saat verfing — und die zu Kuppeln und schimmernden Bergen gewölbten Wolken nur Wasserdampf. Rufen nicht unsre Sinne tausendmal nein und gäbe es bessere Gründe des Beweises als sie?! Welcher Wahnsinn heißt uns für wahrer nehmen die Zuckungen, unter denen ein Wesen in tausend künstlichen Versuchen verendet, als seine sinnfällig zwingende Gegenwart!

Es gibt einen Fall, der für diesen Einwand zwar keine Antwort, aber etwas wie eine Wolke böser Bedenken birgt. Was auch heute tiefere Freuden in den Alltag wirft, sind die Wellen der Liebe und der

Freundschaft. Wer aber liebt, der weiß, daß dem Geliebten nichts an Schönheit, Güte oder königlicher Würde gleicht. Sein Urteilen, sein Handeln gehorcht der Stimme des Affekts. Wird er sich bezwingen, wissenschaftlich einzusehen, daß der Geliebte nur ein Mensch unter zehntausend ähnlichen ist, oder wird er den Mut haben, die Wissenschaft Lügen zu strafen? — Wir können der Wolke auch den Blitz verleihen, der für den Wahlverwandten mit einem Schlag erhellt, was im weiteren Verlauf selbst dem Kurzsichtigen unsre Gründe beleuchten dürften. Die Alternative ist zur praktischen Entscheidung gekommen. Die „Weltgeschichte" hat dargetan, daß die abstrakte zur sinnlichen Lebendigkeit im Verhältnis jener Feindschaft steht, die nur mit dem Tod der einen ihr Ende findet. Am Lob des „Nächsten" zerschellte der Stammesstolz heidnischen Herrentums. Der blutlose Begriff der „Menschenliebe" war ein Nagel am Kreuz, an das man den blühenden Leib des Eros schlug.

Von den Symbolen des Kreislaufs

(Zusammenhängend, aber größtenteils unausgeführt)

Wir haben nun genügend vorbereitet, um die Umrißlinien jener Welt zu zeichnen, in die wir eine Wegstrecke weit hineingedrungen. Das soll zunächst von einem so fernen Standort geschehen, daß sie zusammengefaßt einem Globus gleiche, auf dem ein Blick Kontinente und Ozeane ermißt. Erst nachdem wir uns solcherart orientiert, können wir zum Behuf genauerer Forschung diese Sphäre betreten, ohne fürchten zu müssen, daß wir zwischen erloschenen Vulkanen und noch lebendigen Feuern, die eine fremde Pracht umflackern, völlig den Pfad verlieren.

> Des Rades Drehen bringt die eine Felge erst
> Und wechselweise nun die andre auch herauf.

Das antike Schrifttum ist voll von Stellen, die ähnliches sagen wie diese Worte des alten Dichters, und die Lebensweisheit aller Zeiten singt in Spruch und Reim elegische Klage, daß alles Lebendige ewiger Vergänglichkeit anheimfallen müsse.

Gleichwie die Blätter im Walde so sind die Geschlechter der Menschen.
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wann neu auflebet der Frühling.
So der Menschen Geschlecht: dies wächst und jenes verschwindet.

Von diesen gewaltigen Rhythmen Homers, welche die Menschengeschlechter mit den beständig aufsprossenden und ebenso unaufhaltsam wieder hinsinkenden Blättern des Baumes vergleichen, bis zum träumerischen deutschen Volkslied:

Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond —

schwingt einunddieselbe Melodie im Herzen der Völker. Und das ist zu verwundern; denn alles wache Streben der Menschen geht seit Jahrtausenden dahin, teilhaft zu werden eines Daseins, das für immer solchem Wechsel enthoben sei. Der Grieche, der seine Olympier unsterblich preist — der Perser, der den schließlichen Triumph Ahuramazdas bekennt — der Buddhagläubige, der aus der farbigen Vielheit der Sinnendinge der schattenlosen Einheit des Nirwana zubegehrt — der Christ, für den ein „jüngster Tag" und ein „ewiges Leben" den Strom der Stunden trinkt — der Rationalist, dem ein Werk, ein Wille, eine Zukunft erst das Leben adelt — sie alle sind vom selben Zug erfaßt: an ein Gestade zu flüchten, vor welchem der Wellenschlag des Entstehens und Vergehens zerbreche. Und weil das Leben mit den Jahreszeiten steigt und sinkt und wieder steigt, so sehen wir schon bis in die frühesten Systeme hinein den Geist mit ihm in Fehde liegen. Ob es als „Himmel und Erde", „Licht und Finsternis", „Götter und Menschen" streitet oder als „Nus und Hylä", „Einheit und Vielheit", „Form und Stoff" oder als „Gut und Böse", „Pflicht und Trieb", „Mensch und Natur", es sind nur Stufen und Wandlungsformen jener ältesten Kriegserklärung, mit der aus dem Menschen heraus eine allfremde Macht den Kreislauf von Tod und Geburt verwirft. Daß die Befreiung aus ihm der Sinn der „Humanität" und das Wesen der „Geschichte" sei, darüber sind alle größten Philosophen einig, mögen ihre Ansichten Gestalt und Verlauf des Prozesses noch so verschieden deuten. Es bildet einen Teil unsrer Aufgabe, diesen Gegensatz auf seine bis heute unentdeckte Wurzel zurückzuführen. Vorerst sei der Versuch unternommen, wunschlos hinabzutauchen in die Tiefen eines Lebensgefühls, das in wehmütiger Lust mit dem

Monde wächst und schwindet: vielleicht daß uns auf seinem Grunde eine vollere Ewigkeit entgegenblühe, als sie das geistige Licht höheren Wollens jemals zu bieten hatte.

„Der unaufhörlich fließende Strom der Entstehung wird nie stille stehen so wenig als der ihm entgegenfließende Strom des Unterganges..."

Fügen wir diese Worte des Plutarch, eines Eingeweihten, obigen Versen hinzu, so haben wir für das vorgeistige Lebensgefühl seine vier wesentlichen Symbole: Rad, Baum, Mond, Fluß. Denn was hier in Vers und Seherwort vom Blätterfall, vom drehenden Rad, vom Strom und vom Wechsel des Mondes Gleichnisse borgt, ist Erinnerung des schon erwachten Geistes an einen Traum, der ihm in früher Nacht als einzige Wirklichkeit umspann. — Es gibt nun keines unter allen Symbolen, das nicht von der ganzen Unermeßlichkeit des Lebens kündete, und wenn wir das Licht der Deutung jetzt auf die vier Sinnbilder des Kreislaufs werfen, so unterfangen wir uns nicht, ihren Gehalt zu erschöpfen. Genug, wenn je nur eine Seite ihres Wesens lebendig wird.

Der Baum

Uralt ist der bei allen Völkern verbreitete Glaube, daß der ursprüngliche Mensch gleich der Vegetation aus der Erde emporgewachsen sei. Erst in viel späterer Phase tritt an die Stelle solcher Geburt die Schöpfung durch einen göttlichen Bildner. Denn die Götter selbst sind gleich dem Menschen Kinder einer Mutter, wovon griechischer Glaube spät noch Kunde bringt.

ὡς ὁμόθεν γεγάασι θεοὶ θνητοί τ' ἄνθρωποι (Hes.)

ἓν ανδρῶν ἓν θεῶν γένος, ἐκ μιᾶς δὲ πνέομεν μαιτρὸς ἀμφότεροι (Pind.)

Aus Esche und Ulme schafft die nordische Göttertrias das erste Menschenpaar. Von den Eschen stammt das eherne Geschlecht Hesiods. Dem nilentwachsenen Lotos enttaucht der ägyptische Horus, der als wiedergeborener Osiris der wesenbildnerische Eros ist. Baumgleich, δενδροφυεῖς, schießen unter Regenströmen die Korybanten aus dem Erdreich hervor, die gewaltigen Dämonen der Erdmutter Kybele, die selbst als schwarzer Meteorstein von den Phrygern verehrt ward. Der

berstenden Rinde des Myrrhenbaumes entwächst Adonis. Schnell verströmt Attis, der Sohn des Mandelbaums, indes seine Seele aus veilchenschwerem Rausch als Fichte steigt, um die alljährlich seine Priester in wollüstigen Krämpfen bluten. Nur schlecht bezwungen lebt vom Taumelfest der großen Mutter ein Hauch in den Maifeiern der katholischen Kirche, wo widerstrebend genug vor den Portalen gotischer Dome die Birke prangt. — In unzähligen Bräuchen, Formen, Bildern sagt die mythische Weisheit immer nur eines: daß der Gott im Menschen erdgeboren und daß die Erde sternhaft ist.

Wir müssen zurückversinken in frühe Kindheit oder in dämmerndes Traumgespinst, um ahnend zu wissen, wie anders in diesem Ring das Leben rollt. Schon Hesiod, dessen Zeitalter ihm um Jahrtausende näher steht, blickt mit fassungslosem Verwundern auf jene vollkommenste Verwirklichung vegetativen Menschentums, die als „silbernes Geschlecht" überliefert ist. Auch alternd noch unmündig und in nie endender Sohnschaft befangen, scheinen ihm diese Menschen aller Vernunft und Würde zu ermangeln. Nach dem Ausdruck Späterer sind sie ähnlich den Blumen, die nur ihre Köpfe über dem Boden haben, indes die Wurzeln fest im Grunde haften. Aber das wird Tadel erst im Munde einer Zeit, die — selbst entartet — das Schicksal nicht versteht, welches dunstend über schwarzer Scholle webt oder herber im Abendwinde aus Geröll und Schluchten streicht. Wir nennen jene töricht und knechtisch und sind selbst weit schlimmere Sklaven eines Willens, der die Gesetze des Leibes verachtet und kostbarstes Blut für sinnlos mörderischen Frondienst opfert. — Kampflos sind jene Wesen dahingeschwunden. Die Erde, die sie gebar, nahm sie in ihren Leib zurück: als *ὑποχθόνιοι* ruhen sie in verschütteten Gräbern, deren einige unsre Gier ans Licht geschürft. Dreimal versuchte die schwarze Mutter ihre Neugeburt: sie trieb aus kupfernen Schauern die drakontische und, als diese in gigantischen Zermalmungen verendete, die mildere heroische Rasse empor, die eigenem Zwist und der Überzahl der heraufkommenden „Mühebeladenen" erlag. Sie wagte auf die erstarkende Feste des Lichtes den letzten Ansturm mit korybantischen Taumelrädern und bakchischer Ekstase; und als der Judengott mit fressendem Feuer die Völker dörrte, rettete sie von ihrer Funkensaat an geheime Altäre: noch harren wir der Wiederkunft des Dionysos.

Wie weit wir auch abgetrieben vom verwitternden Ringe heiliger Idole, es ahnt wohl noch von feuchtgenährten Urgewalten den kreiseflechtenden Schauer, wem je auf brütender Mittagshalde oder unter

sprühendem Firmament tieferer Traum die Seele hüllt. Da schwankt wohl die Ähre in sonderbarer Verwandlung; der Stein, den unser Fuß beiseite schob, strömt lebendiges Naß, und im Rieseln hochwipfelnder Bäume wollen vergessene Stimmen murmeln. Das ist wehmütiger Nachhall vorzeitlichen Lebens, das einst im brausenden Zusammenklang immerwährende Wirklichkeiten schuf, die wechselnden Bilder der im Urmenschen glühender träumenden Erde. Da ist nicht, was wir „Lust und Unlust" nennen, satter oder hungernder Wille: wie die Erde sich dreht, wie Nacht und Tag, wie Winter und Sommer, wie die magnetischen Ströme wechseln, so steigt und fällt, so wandert und schläft die eine niezusagende Schauerflut. Sie atmet aufblühend dem Lichte entgegen, sie sinkt in rötlich scheidender Glut hinab. Sie wühlt mit dem Sturm titanische Wogen auf, sie löst sie wieder in schwerem Blütenflor. Im Evoejauchzen lodert ihr Wahnsinn der Werdelust, im Adonisschrei fällt glühend die Träne ewigem Untergang. Ob im eisigen Winterwind, ob im brennenden Sommerrauch — ein Rhythmus schlingt um Baum und Stein und Tier und Mensch sein Sternenkleid. — Die Überlieferung, welche Götter und Menschen als *γηγενεῖς* bezeichnet, ist nicht bildlich, sondern buchstäblich zu nehmen. Sie sagt uns von Kräften, die noch immer strömen, für die aber die Menschheit fast aufnahmeunfähig wurde. Auch wir zwar, indem wir atmen, trinken, speisen, Wärme und Spannungen tauschen, schaffen beständig Erde in Blutleib um, wie wir umgekehrt beständig von ihm wieder ans Außerbewußte verlieren. Nicht davon aber spricht in Gleichnissen der Mythos, und nie würden wir uns versucht fühlen, um dessentwillen an die Verwandelbarkeit des Menschen in Pflanze oder Stein zu glauben. Die materielle Einheit, die unsre Naturgelehrten entdeckten, gehört einer völlig andern Wirklichkeit als jene des mythischen Dämonismus. Die Aneignungsvorgänge, durch die wir in körperlicher Form auf der Erde beharren, ziehen losgelöst aus dem Kreislauf der Urzeit die vereisende Kruste über den magischen Fluß. Was dort die Mutterfeuchte zu Gebilden ballte, war der nämliche Wirbel, der Stern um Sterne reißt; was gewaltsam in uns Materien bändigt, ist die Transzendentalkraft der Vereinzelung, die im Ichbewußtsein zum Erwachen kommt. Traumlos wach vor die Dinge tretend, stellen wir künstliche Fragen und empfangen Antworten, die nur der Widerhall unsrer Willkür sind. Als Unterjocher die Erde stampfend sind wir nicht Teil ihres webenden Schleiers mehr. Darum können wir wohl fesseln und umbringen, nicht aber lebendig machen und lösen.

Wir haben versucht, in großen Umrissen dem Gefühl jenen pflanzenhaften Zustand näherzubringen, für den allen Wandel der Menschen mit dem Gang der Jahreszeiten das einige Leben zusammenschließt. Was wir als unterscheidenden Vorzug des Menschen rühmen, den wollenden Geist, ihm setzt er entgegen das selige Preisgegebensein, aus dem sich zu lösen blasphemischer Frevel wäre. Im Bilde des Lebensbaumes wächst der gleiche Urgedanke zum Himmel und Erde verknüpfenden Symbol des Kosmos. Das Weltall selbst wird zur sternhohen Esche am Bronnen der Urd und in ihren nie ruhenden Zweigen weidet Wodan sein Roß. — Wie im Baum nur ewiges Rieseln und Atmen, nicht aber wägende Klugheit und zerteilendes Denken ist, so kennt allgeborenes Leben kein äußeres Erfahren, sondern nur das innere Quellen und Drängen. In jeder Wipfelblüte ist noch die Wurzel, in jeder aufbrechenden Knospe der ganze Baum. Wesen, die gleich den Blättermassen eines alldurchschattenden Wipfels aus einer Wurzel des Lebens springen, die leben kein Ich und Du, kein Hier und Dort, kein Innen und Außen. Jedes hat an jedem teil: im Menschen ist Schlange, Fisch und Sumpf und Nacht; in Nacht und Sumpf und Schlange und Fisch ist Mensch. Und wenn es sein Nachtauge öffnet im Laut, so vernehmen wir: „Ich bin die Glut, ich bin das Leben, ich bin Gott". Hier gibt es nicht Taten, sondern Geburten, hier nicht Gefühle, sondern Wehen, hier nicht Wahrheiten, sondern Bilder, die aus der dampfenden Höhle des Schauens brechen. Hier ist kein Zwang, denn hier ist nicht Willkür, sondern ewiges Wachstum des einen Ganzen in jedem seiner klingenden Organe. Unter Mondesfeuchte in unerschöpflichen Wehen schwillt und strahlt der wesenwandelnde Lebensbaum.

Das Rad

Wir verlassen jetzt das Baumsymbol und wenden uns dem bewegteren Rade zu, das nach seinem heidnischen Tode zur Fensterrose unsrer Dome erstarrte. — Wenn ein Rhythmus im Blut und in den Sternen schwingt, dann müssen beide ohne Unterschied das sphärische Gesetz erfüllen. Von ihm bringt uns das Rad die eine Notwendigkeit: den Wechsel der Pole. Die eben oben war, die Speiche ist unten schon, indes die untere nun oben ist. Aus dem Dunkel ins Lichte tauchend und aus dem Lichten ewig ins Dunkel zurücksinkend, so schließt sich der Ring des unablässigen Werdens. Nicht von äußeren Gegensätzen ist die Rede, sondern vom Pendelschlag des Essentiellen, der gleichen Ganges Menschen und Sterne treibt. Auch die Naturforschung freilich kennt Wechselspiele der Kräfte und Abfolgen, und es liegen Versuche vor, die ganze Erfahrungswissenschaft in das Schema einer Polaritätslehre zu spannen. In ihnen mag ein Urantrieb aus dichterischen Geistern zurückverlangen nach dem, was unter frechem Griff in Scherben ging. Ob diese Hoffnung erfüllbar, bleibe dahingestellt; gewiß ist nur, daß ein Gelingen das Ende der Physik bedeuten würde. In ihren Gesetzen und Einheiten nämlich spiegelt sich nicht das All, sondern es zwingt sich mit ihnen, wie wir gesehen, diesem der Logos auf, indem er es zerbricht und die Trümmer zur Maschine verbindet. Hier aber sind wir sphärischem Bewußtsein zugekehrt, das, ob auch dem tierischen Urleib innewohnend, doch nur ein Wachen tellurischer Ströme ist. Wie unser Leib in beständiger Woge des Blutes und Odems pulst, so rollt von Nacht zu Tag, von Frost zu Glut, von Aphel zu Perihel jedes kosmische Sein. Daß es sich ballt zu leuchtender Bildlichkeit, heißt uns Geburt; daß es berstend sich wieder dem Dunkel mischt, nennen wir Tod. Heute braucht es schon der erschütternden Kraft des tiefsten Schmerzes oder der höchsten Freude, damit vorübergehend der Begriffslärm im Haupte verstumme und die Seele wieder auf Stimmen der Tiefe horche. Dann weicht wohl sekundenlang der Eisenreif der Selbsterhaltung; die Todesangst, die an jedem Haben, Halten und Erreichen würgt, sinkt in sich selbst erstaunend ab. Durch Flucht und Fall, Triumph und Schmach, durch Tod um Tod fühlt entkettet die Brust das eine Leben spülen, und wer sich ganz hinzugeben vermöchte, der würde im dunklen Wirbel des Rausches der Urzeit inne. Was nun erblüht, ist kein Einzelnes mehr, dem immerwandelnde Welle den Schein des Daseins lieh, es ist die unfaßliche Seele des Alls, die durch Tode und Geburten unerschüttert weiterrollt. — Was das Baumsymbol in vegetativer Ruhe, das gibt uns das Rad in entfesselter Lebendigkeit. Es zeigt den Doppelzwang des Werdens und Vergehens, dem alles Entstandene verfallen ist, als eines Umschwungs wechselndes Hälftenpaar. Dauer ist Tod, Verwandlung der Sinn des Lebens.

Wir rühren an ein Mysterium des Heidentums, das vernunftmäßiger Auslegung für immer entzogen ist. Rätselndes Zwielicht zittert um die Idole und göttlichen Begebenheiten. Sie tragen alle das Janusantlitz täuschenden Doppelsinns. Dieselbe Kraft, die in die Sichtbarkeit des Lebens ruft, führt auch wieder in hüllende Finsternis. Die Seele des Seins trägt die Züge der Gorgo, deren Blut so tödliches Gift als erwek-

kender Balsam ist. Der Tod dreht das Rad des Lebens. — Schon frühe hat der Geist vor solchem Wunder haltgemacht und in zwei Farben gebrochen, was doch nur eines Herzens ruheloser Pulsschlag war. In nie zu schlichtender Fehde kämpft um den lebendigen Augenblick ein feindliches Paar. So ringt mit dem finsteren Loki allabendlich Heimdall auf tropfendem Singastein um das funkelnde Brisingam, und jeder Baldur gehört im Jahresumschwung halb der Tiefe zu. Aber hinter Kampf und Wechsel steht geheime Einigkeit, die zuweilen aufblitzt wie in Pausen der Schlacht wollüstig eratmende Gewißheit, unzerstörbar ein Faden zu sein im blutdampfenden Nornengewebe: so wenn Loki und Wodan sich plötzlich erinnern vorzeitlicher Blutsbrüderschaft, oder wenn Isis selber Typhons Bande löst, von neuem den Brand der Zerstörung fachend, oder wenn wie von rätselhaftem Vergessen unnachtet die leuchtende Nanna den Mörder ihres Gemahls umarmt. Das gibt den Festen und Bräuchen der Vorzeit mystischen Doppelglanz und umspielt sie mit scheinbarem Widersinn. Klagen des Unterganges umkreisen das neugeborene Kind, Bilder der Zeugebrunst aber starren von den Wänden der Grabgemächer; den Seelen der Toten bringt man bei Hochzeiten Spendeguß und wiederum läßt sich zu blutiger Opferung todeswillig der Schönste führen. Was am weitesten entrückt, die Massenschauer der Antike von den geheimen Begehungen nächtlicher Eleusinien bis zum strahlenden Jubel der Agone, sie haben sich alle am Sterben heldischer oder göttlicher Wesen entfacht. Wir blicken wie durch die Spalten eines Vorhangs in die Innerlichkeit eines Bewußtseins, das im Einzelleib noch den Kerker ahnt alldurchrauschender Lebensströme. Aus Licht und Finster ist ein jedes untrennbar gemischt, zweifarbig sein Wesen und seine Gewandung. Die im Totensturm über nächtliche Geister herrscht, Hekate spendet Heilung und Zeugungskraft. Der jedes Leben in die Umschattung des Todes reißt, Hades wirkt Reichtum und schwellende Fruchtbarkeit. Halb schwarz, halb weiß ist der Hut des Hermes, der als Herold des Todes wie des Lebens kommt. Was sich hier oben unter Sternen wölbt, ist brauender Tiefe hyazinthne Ausgeburt.

Das Altertum hat frühe die Region ganz ungeteilter Göttlichkeit verlassen, aber es hat niemals aufgehört, zur goldenen Vorzeit den Rückweg zu suchen. Als der Geist herrisch-ruhmsüchtig im Olympischen seine höhere Ordnung zu errichten begann, da flüchtete das Urwissen in den Kult der chthonischen Götter, die uns bis in späteste Zeit den echten Charakter des ursprünglichen Dämonismus bewahren. Längst ehe Dionysos von neuem den Olymp erstürmt, lebt in

unterirdischen Weihen die Urzeit fort. Unter ihren Symbolen ist das zweifarbige Ei der Orphiker und das geflügelte Rad. Mit Blumen umwunden wird die rota volubilis dem Besucher ägyptischer Tempel gereicht: aus chthonischen Schauern webt sich der heilige Ring sphärischer Unsterblichkeit.

Blicken wir jetzt auf jene Verse zurück, die den Wechsel der Speichen und Fall der Blätter als schwermütiges Gleichnis irdischer Vergänglichkeit besingen, so bemerken wir, daß sich eine Wende vollzog. Symbole, die dem Initiierten Verheißung der Wiedergeburt, spiegeln sich im Ausdruck des Gefühls melancholischer Ergebenheit in das unvermeidliche Los der Sterblichen. Dennoch atmen sie noch die schmerzliche Entzückung derer, die sich widerstandslos preisgegeben wissen der unerbittlichen Ananke des sphärischen Kreislaufs. Wir dürfen in der elegischen Klage nicht die heimliche Wollust, im Rausch der Allverlorenheit nicht das heimliche Weh übersehen. Wie aus Tag und Nacht, aus Flucht und Hemmung, aus Feuer und Nässe die Welterscheinung gewoben ist, so mischt sich Wollust und Qual und fließt zusammen in e i n e Trunkenheit, welches die Trunkenheit der Flüsse, Bäume, Berge ist. Sie hat ihre Gipfel des Erwachens, ihre Täler der Schlafumwobenheit; aber sie ist in beiden e i n unzerteilbarer Zustand, dessen Möglichkeit wir im unbewußten Blick des Kindes ahnen.

Wir haben schon angedeutet, daß die dionysische Religion ein verhältnismäßig später Versuch zu gewaltsamer Umbiegung der „Geschichte" ist. Er fällt bei verschiedenen Völkergruppen in verschiedene Zeiten, die jedoch darin übereinstimmen, daß aus ursprünglicher Kindlichkeit schon der Staat zu kristallisieren begonnen hat. Solche Bande zu brechen und wieder zu lösen, branden nun gebäumte Schauer, wie sie die Urzeit nie gekannt, um alle Festen. In dieser Zwischenfrist treibt der Mythos fabelhafte Blüten, die von der sphärischen Polarität berauschend gefährliche Visionen zeigen. Die dioskurisch verbundene Doppelkraft zerlegt sich in ein sich befehdendes Dämonenpaar. Die Nacht wird zum drakontischen Ungetüm, das den leuchtenden Gott mit entsetzlicher Wut zerfleischt. Statt des Eros, der im Kern die Pole bindet, hat sich zerkeilend zwischen sie schon der Logos geschoben, und wir erleben das drohend schöne Spiel, daß die Entzweiten sich nurmehr im Kampfe vereinigen. So fällt Baldur durch Hödur, Osiris durch Set, Adonis durch den tellurischen Eber, Dionysos selbst durch die lauernde Titanenschar. In immer flagellierenderen Totenklagen gewinnt ein schon der Selbstheit verfallenes Gefühl zu berstender Exaltation die Kraft zurück. Die feuchte Dun-

kelheit der chthonischen Schwangerschaft wird als grauser Tartaros mißverstanden, darin typhonische Gewalten brüten. Halb schon dem Boden entrissen liegen die Wurzeln des Weltbaums bloß, und die falschen Mittler Horus, Apollon, Herakles haben es leicht, den Ring zu zerstören. In ihnen wirft jener, der später „der Schlange den Kopf zertritt", seinen Schatten voraus.

Wir wollen hier noch nicht einen Prozeß verfolgen, der überall zum gleichen Ende führt, daß an Stelle der chthonischen Götter ein Vatergott die geistige Wiedergeburt vollzieht. Nur wie der Schicksalsgedanke seine Farbe tauscht, sei angedeutet. In dem „ave et vale" noch von geheimer Erdlust zitternd, bereitet sich schon das Abendblau des Abschieds vor. Aus dem mütterlichen Weltkreis der Ananke wird eine rächerisch alles Leben auf geflügeltem Rade ereilende Nemesis-Adrasteia. Die Erde selbst nimmt eumenidische Züge an. Ihr Auf und Nieder von Geburt und Tod erscheint als Fluch vorzeitlichen Wechselmords, der in nie endender Kette von Untat und Vergeltung Söhne und Enkel tilgt. Was sich in Macht und Fülle hebt, dem droht ein immerwacher Neid der Götter. In den Bußen der Unterwelt finden wir höhnische Spiegelungen des sphärischen Kreislaufs als einer sinnlos vergeblichen Mühelast. So wälzt Sisyphos den stets wieder niederrollenden Block, füllen die Danaiden umsonst in durchlöcherte Fässer, flicht Oknos das Seil, das um gleichviel die Eselin abnagt. Hier begegnet uns auch das sich drehende Rad, aber als eine Stätte der Qual: von Zeus daran gefesselt, wird Ixion in rasender Umkreisung fortgeschleudert. Es scheint, als wäre die Zeit schon angebrochen, die sich desselben Symbols als scheußlicher Marter bedient: wir denken an die mittelalterliche Sitte, den Verbrecher zu rädern.

Der Fluß

Wir sind nun genügend gerüstet, um etwas tiefer das dritte Symbol, den in sich selbst zurücklaufenden Fluß, zu verstehen: von ihm rührt das heilige Wasser her, das zusamt dem mystischen Schlangengott mit jedem Lebensbaum in geheimnisvoller Verbindung steht. Man hat es zum Taufwasser für Christen entglutet, aber in den Bräuchen des Volkes lebt es fort, immer noch im Dämmer der Neujahrsnacht seine schicksalspendende Gewalt bewährend. Wir müssen von ihm ein Murmeln oder Schimmern erhaschen, ehe wir seinen Lauf in welttiefer Strömung ahnen können.

Wir brauchen wohl kaum zu wiederholen, daß nicht das materielle Wasser der Physik gemeint ist. Ein ganzer Abschnitt dieses Buches wird die Beziehung aufdecken zwischen Dinglichkeit und Substanzialität. Mit jener allein hat es die Wissenschaft, mit dieser das Leben zu tun. Wir haben bereits gesehen, daß Gegenstand des Begreifens nie die Welt ist, sondern was von ihr eingeht in das Bewußtsein des Ich, und daß dabei die Essenz notwendig verflüchtigt wird. Hier fahren wir fort, erst im Gefühl die vollere Realität zu wecken, für die wir später nach bestimmenden Formen suchen. —

Wenn auf luftlosen Sternen der Äther Seelen schüfe und sie vorübergehend in den tönenden Dunstkreis des Atmosphärischen entließe, dann möchten sie wohl kein größeres Wunder erleben als den Anblick des Flüssigen. Sie sähen die geschliffene Platte des wälderspiegelnden Sees in plötzlichen Kräuselungen zerbrechen und sofort zum blanken Stahl geglättet; sie sähen den Strom ein Wankendes und immer neu Sichwölbendes vorüberwälzen; sie sähen im Sturz ein Element zu Splittern stäuben und dennoch unverwundet kristalldicht weitergleiten. Nur der rissigen Starrheit und kantigen Schärfe des Festen gewohnt, würden sie von schwellendem Bangen bis ins Mark erbeben, wann zum erstenmal ihr eigener Fuß in das metallkühl umschmiegende Blinken tauchte. Sie würden fühlen, daß die rastlose Seele dieses unter Wolken brütenden Planeten lindernd und gewaltig von ihnen Besitz ergriffe. — Aber es bedarf nicht solcher Wesen des Weltraums, um das zu erfahren. Die Urzeit erfuhr es beständig, und das dem dunklen Ringe nähere Kind erfährt es noch heute. In ein Menschentum gestellt, welches den Schauer ehrfürchtiger Fremdheit geflissentlich entfeuchten will, mag es freilich die Wallungen seiner Morgenfrühe schnell verleugnen und dann vergessen. So geht es wieder als Einzelnes den Weg der Menschheit, die mit falschem Sonnenehrgeiz erst die eigene Wassernatur bekriegte, bis schließlich nur von sumpfentstiegenen Ungeheuern Kunde blieb.

Im Flüssigen verdichtet sich zu blinkender und strahlender Materialität, wovon Baum und Rad erstarrte Bilder sind. Man versuche ein Fluktuierendes zu denken, um mit ehrfürchtigem Erschrecken innezuwerden, daß seine Möglichkeit ein mehr vernunftwidriges Geheimnis ist als alle Künste magischer Willenskraft. Zu jedem Sprung und Bruch mag der Verstand die Pforte finden; er versagt, wo das Wirkliche die zeitlos wechselnde Gestalt der Woge hat. Daß ein Geformtes vom Sichbewegen nie ruhenden Elements die dauerlose Sichtbarkeit,

dies Unbegreifliche in jeder Wasserwelle ist es sinnlich offenbar. Man erkenne, daß die Seele des Urlebens ozeanischer Gestalt und Herkunft ist und von immerflutender Beschaffenheit — und man wird zu tausend Rätseln den Schlüssel haben.

Die Chemie bewahrt aus gläubigerer Zeit den alten Satz: corpora non agunt nisi fluida, was sinngemäß übertragen lautet: die Körper mischen sich nur im Zustand des Flüssigen. Da Mischung der Urtrieb des Lebendigen, so heißt das, tiefer gefaßt, die Körper leben nur, wenn sie flüssig sind. Wo nun allein das Leben Form gewinnt, da ist Körperlichkeit bloßer Wirbel und Wellenschlag im unzerteilbar Strömenden.

Wir nennen damit den ursprünglichen Zustand alles Tellurismus. Nicht nur, daß die Organismen von feuchtweicher Festigkeit, auch der härteste Block ist unaufhörlich in langsam fluktuierender Entmischung begriffen, die kein Abheben noch so atomistischer Stäubchen jemals begreifen wird. Bis zu den Grenzen seiner Bewohnbarkeit und weit darüber hinaus ist dieser Stern von einem Element durchsäuert, das die Lücken, welche geformte Massen zwischeneinander notwendig lassen müßten, zu lebendigen Wasserbecken und zu Bezirken immerwährender Vermischung macht. Wie Gewürm und Wurzeln in ein sickerndes Erdreich, so sind wir Oberirdischen bis zur Region der Adler in das Luftmeer hineinversenkt, dessen Wellenkämme hoch über uns als Wolken ziehen. Von dem brausenden Pantarhei Heraklits, das alle Erdenwesen durcheinandertreibt, ist das wirkliche Wasser die symbolische Erscheinung.

Würden auch nicht so mannigfach Mythos und Brauch die Wassernatur des Urlebens bezeugen, sie läge genügend verbürgt im Grundbegriff heidnischen Göttertums, das nirgends eine proteische Wandelbarkeit verhehlt. Was unser Begreifen durch widernatürliche Linien trennte, es löst die Haft: weder Grenzen des Leibes noch der Gattung können die flutenden Schauer engen. Das Vermögen, die Form zu tauschen, ist jenes Geheimnis des Dämonischen, das sich am zähesten in Sage und Aberglauben erhielt. Es macht die Gebilde orientalischer Phantasie den Dünsten gleich, wie denn riesenhafte Dschins aus dem Rauch gerinnen, der einer geöffneten Flasche entsteigt. Es scheint deutsche Märchen mit dem Waldbach zu durchrieseln, der hier unter Blüten schwindet, dort angeschwollen mit bärenhafter Plumpheit stapft. Im Dienste des Geistes ist es Magie, die ein Bewußtsein atlantischer Herkunft in ihren Drachenzeichen und Schlangen bewahrt.

Wer die Schwelle des Heidentums zu überschreiten wagt, hat je-

des Festland verlassen und tritt in den fließenden Ring wallender Bilder ein und schöpferischer Panmixie. Nun ist der Sternenhimmel mit den Dünsten der Fluren, jeder Unsterbliche mit Schlange, Kuh und Roß vermählt, und die Erde füllt sich mit dämonischen Zwittern. Das mythische Denken sagt mit zwingender Einstimmigkeit, daß es Artunterschiede nicht als Schranken der Vermischung anerkennt. Es gibt keine noch so scheußliche Tiergestalt, in der nicht bei Gelegenheit ein Gott Begattung heischt, und alle Zonen wimmeln von geflügelten Pferden, menschenköpfigen Vögeln, gehörnten und bocksfüßigen Menschen. Wir sind im wahren Grenzenlosen, das sich zu schäumender Bewegtheit durcheinanderwühlt.

Von solchem Leben die letzte geschichtlich erreichbare Stufe ist das Pelasgertum. Am Skamandros, in den Flußtälern Thessaliens, um den See von Dodona, an der sumpfigen Mündung des Po und am heiligen Nil war seine Stätte; dem in unzähligen Strömen die Erde nässenden Urwasser Acheloos galt sein Kult. In ihm rollt die zeugende Seele der Gaia, die aus Schlammgründen in vegetativen Geburten hervordringt. Was ihre Tiefe verschweigt, das wölbt zur Höhe im Rauschen flutgenährter Eichen. Mit den Tieren der Moräste und Gewässer weiß sich diese Lebensstufe eines: Storch, Reiher, Schlange, Krokodil und Krebs sind unter ihren Göttern. Von ihr her tränkt der mystische Quell das ganze Altertum. In poseidonischer Zeugungslust durchquillt er den Mutterleib der Stoffe, aus dem die Oberwelt der Gestirne und Helden steigt. In stygischer Silberflut bringt er unterirdischer Nacht und ihrer hephästisch umschmelzenden Glut zurück, was je im Lichtgewand der Formen gestrahlt. Bei diesem Wasser erbeben selbst höchste Olympier: sie ahnen den immerschaffenden Muttergrund, der von jeder Wesenheit so Grab als Wiege ist. Allein was doppelt schien, ist nur ein Atmen der ozeanischen Urnacht. Ob sie als Midgardschlange im peitschenden Ringe Welten oder als Schlange des Sumpfes den menschenhaften Gott erwürgt, sie nimmt zurück, was sie gebar: sphärischem Schicksal kann kein Gewordenes entrinnen. Aber wer im Horchen ertrinkt, wenn bei wachsender Flut metallisch die Küste klirrt, wo im ewigen Wettlauf Woge auf Woge vergeblich den Strand erklimmt, wird die Torenfrage der Verneinung nicht mehr fragen, warum ziellos die Welle rollt und alles Leben gleich den Schaumfetzen und Möwen verloren über der Brandung taumelt. Er wird verschmelzen auch mit der dunkeljauchzenden Wollust, die bittersten Schmerz und wilde Freude einend aus abendrötlich herschimmernder Ferne kocht.

Zeremonien und Symbole, die dem Weihelosen wunderlicher Aberglaube, verbinden antikes Menschentum bis in späteste Zeit mit dem pelasgischen Wasserkult. Man hielt die großen Ströme jedes Landes für seine Könige und heiligen Urväter, die mit Kampfspielen und blutigen Opfern zu ehren seien. Mit klarem Wasser verrichtet man Wunder der Heilkunst, begleitet mit Besprengungen verwünschenden Zauberspruch, wäscht vom Mörder den Fluch des Erschlagenen, trinkt wie am feurigsten Wein weissagende Begeisterung, und wenn fromme Überlieferung das Kapitol vor drohendem Untergange durch Gänse gerettet sieht, so lebt darin der Glaube an die schützende Mütterlichkeit des heiligen Junotiers. — Wir können nun auch nicht mehr zweifeln, was die Wasserweihe und das Baden heiliger Bilder will, das wir in sämtlichen Kulten finden. Von essentieller Feuchte gerührt, wird jedes Ding zur Welle im tellurischen Fluß, der alles durchgleitend in tiefste wie oberste Ringe des Geschaffenen entführen kann. Sakral gefaßt bedeutet es Tod des Ichs und Wiedergeburt in den Strömen der Erde. Darum wird der ägyptische Myste von zwei sich kreuzenden Wassern berührt, wird Isis als von zwei Schlangen umwunden gedacht; darum soll Euripides am Gabelpunkt zweier Ströme ruhen, deren einer Tod, deren andrer Leben bringt. Nicht Reinigung ist der Sinn, wenn man alljährlich das Nerthusbild in den geweihten Sumpfsee taucht, sondern Untergang im zeugenden Naß und erneuerte Ausgeburt. Wir schaudern vielleicht bei dem Bericht des Tacitus, daß die Germanen ihre Gefangenen teils in Morästen ersticken, teils an winddurchrauschten Bäumen erhängen. Da aber Opferung nur stellvertretende Form der eigenen Entmischung ist, so haben wir in solchen Bräuchen großartige Akte der Hingebung an die fluidale Dämonie der Urwelt. Symbolisch die gleiche Handlung vollzieht Achill, wenn er sein Haupthaar dem Stromgott Spercheios weiht.

Wir wollen schon hier auf noch tieferes Geheimnis weisen. Wenn im Urstrom der Tagesblick des Bewußtseins schloß, wird aus Einzelwesen die Allnacht s e h e n d. Jede Vorwelt hat eine Phase durchmessen, wo ihr das Wort eine Frucht planetarischer Vermischung war und aller Geist nur „der Geist über den Wassern". Aus Kaskaden der Flüsse, aus Brunnen und Wirbeln drangen Stimmen des Schicksals; in Höhlen geben Geweihte sich Schlangen der Tiefe preis, so werden sie Auge der Erde und jedes Loses kundig. Wodan selbst muß vom Borne Mimirs trinken, damit er die Zukunft der Götter sehe. Nur wer entselbstet mit unterirdischer Flut verschmilzt, weiß in Bildern den Sinn des Seins: das ist die Lehre ozeanischer Vorwelt.

Erwägen wir nun, daß wir im sphärischen Bewußtsein stehen, wo auch das Menschliche dem Pendelgang der Elemente folgt, so durchschauen wir leicht eine rational unfaßliche Beziehung. Die fluidale Kraft der allgemeinen Mischung ist dieselbe, ob sie Stern und Wolke oder Leiber der Tiere drängt. Hier wird sie als Wollust gefühlt und im Beischlaf übertragen: der geschlechtliche Eros ist a n i m a l i s c h e Form ihrer Weihe. Darum entsteigen der Urfeuchte die Planetengeister als Idole pandemischer Verschmelzung wie seherischer Weisheit. So wälzt der Nil in geheimnisvoller Lade den großen Osiris, der ein phallischer Gott und Spender der Mysterien ist. In Fischgestalt bringt der chaldäische Ea, der phönikische Dagon so Wissen als Fruchtbarkeit. Wir zwar, Abkömmlinge einer entarteten Sinnlichkeit, mögen kaum mehr begreifen, wie jede menschliche Passion mit den Bildern feierlicher Ekstase aus gleichem Born des ewig unteilbaren Lebens quillt: die Vorwelt erfuhr es mit somnambuler Gewißheit. Diejenigen, welche gar die phallischen Weihen mit den Blicken fortpflanzungsfroher Moral bemessen, ahnen wohl nicht, wie sehr sie buchstäblich von allen Göttern verlassen sind. Aber selbst die asketische Wende indischer und mittelalterlicher Systeme heißt schwächliche Flucht, verglichen mit einer Lebensfülle, die in jeder Preisgebung Untergang im Pantarhei erlebt und Traumerwachen aus der Nacht des Allschlafs.

Deutlicher, weil in heftigeren Formen, tritt auch dieser Zusammenhang im Dämon der antiken Renaissance, in Dionysos hervor. Als Zagreus stammt er von Zeus und seiner Tochter Persephone, die sich in Schlangengestalt umarmen. Der dunkle Efeu umschattet, regenbringende Hyaden säugen ihn. Ausgesetzt spült er bei Prasiae in heiliger Ciste geborgen ans Land. Als λιμνογενῆς und κύριος τῆς ὑγρᾶς φύσεως ruft man den Gott, den der schwermütige Laut der Frösche preist. Im lernäischen Morast ragt sein phallisches Idol. Vor überstarker Verfolgung stürzt er ins Meer: aber Thetis empfängt ihn und wiedergeboren kehrt er zurück. Von sinnverwirrendem Zauber umschwankt ist er unwiderstehlich: die Töchter des Minyas werden in Vögel, feindliche Seeräuber in Delphine verwandelt. Vogel, Schlange und Fisch aber sind theriomorphe Symbole des Ozeanismus, jedes die beweglich gleitende Tiergestalt atmosphärischer, feuchter, erdiger Verschmelzungslust. Sie beherrschen die Auguralien und die Hieroglyphik aller Geheimdienste. Der wellenhafte Delphin zumal ist als Zeichen bakchischer Unsterblichkeit häufige Figur auf römischen Grablampen, auf Sarkophagen, an den Wänden der Nekropolen. Pis-

ciculi nennen sich aus gleichem Antrieb die frühen Nazarener. — Wohl nie hat ein Gott auf solche Art den Erdkreis erobert wie dieser Spätling der Vorwelt. Nicht Schwert und Brand begleiten seine Züge: er kommt in regnenden Wolken, im Brausen alles überschwemmender Bäche. Wo sein Thyrsos die Felsen rührt, da triefen Wasser oder Reben schießen empor, die den nächtlichen Born zur Traube sammeln. Es ist, als ob der Boden zu wanken, alles Steinige zu rieseln beginne, alles Formerstarrte im tropfenden Rankengewirr zerschmölze. Mit Purpurdunst und Zimbellärm bedeckt er die Länder. Ihn selber trinken im Wein die Mysten. So werden sie ἔνθεοι: im Blute vermählt dem Pantarhei. Was die Urzeit mit dem feierlichen Ernst noch ungebrochener Kindschaft, das leistet Dionysos im peitschenden Taumel seiner Orgien. Er heißt σωτῆρ und ἐλευθέριος, d. i. Befreier aus Banden der Materie. Wilder muß die Umschlingung sein, wenn erhärtetes Ich erst zerschellen soll, schmerzhafter die Wollust, gewaltsamer die Wehen. Als brüllender Stier unter dröhnenden Erzklängen entsteigt er der See: mänadische Wut zerstückt ihn. So birst der Leib, eh er berauscht die Flutnacht der Gaia trinkt. Aus tiefster Zermalmung aber wächst nun dämonisches Wissen: die Schleier der Tagestäuschung zerreißen. Nahes und Fernes verschmilzt: durch Äonen flieht der Blick des Entrückten hin. Vom Zwange des Dämons ergriffen haftet er selbst im Kern des Seins, wo keine Zeit mehr und kein Sterben ist. Im wirren Tonfall seiner stammelnden Rede murmelt die Erde, und was in ihm als bewußtloser Wunsch sich regt, das geschieht, weil es nur die Wachheit des Schicksals ist. — Man weiß, daß der Einbruch des Dionysos in Hellas die Begeisterungsmantik und jede Art korybantischer Kathartik nach sich zog, die Aristoteles scharfsinnig als das Wesen der Tragödie erkannte. So speiste der unterweltliche Strom selbst apollinisches Schauen und spendete glühenden Nebel bis in die Geisterhöhe des Olymps.

Wie lange auch symbolische Sprache diese Wahrheiten festhielt und zum Teil hinübertrug in die Riten des Christentums, das Bewußtsein davon ist früh erloschen. Nur die älteste Philosophie der Griechen hat es unversehrt bewahrt. Aber schon im Parmenides meldet sich jener Dualismus, der den Geist der sog. Blütezeit dem Galiläertum entgegenführt. Das mystische Wasser zersetzt sich: ein dunkler, kalter, schwerer Niederschlag von toter Materie hat Belebung erst von einem dünnen, leichten, oberen Lichtelement zu erwarten. Der sphärischen Region des Werdens tritt die des wandellosen Seins, des ignis non urens überirdischer Helle entgegen. Aus Nässe und Luft

sind nach Anaxagoras die Pflanzen, Tiere und Menschen aber durch höhere Ätherbesamung entstanden. Vollendet ist der Prozeß in Platon, der aus dem ἄπειρον des materiellen „Nichtseins" die Welt der Formen als sehnsüchtiges Erinnern an die Vorexistenz in einer unleiblich schattenlosen Ewigkeit erträumt. Demgegenüber sagt die mystische Wissenschaft, daß Festes und Feuriges selbst nur Weisen des immer Strömenden sind. Wir müssen diesem Punkt Beachtung schenken, wenn sich der irdische zum Weltstrom erweitern soll.

Daß der Stein dämonische Substanzen birgt, blieb dem Altertum bewußt. Statt des göttlichen Kindes wird von Kronos ein Stein verschlungen, womit die Sage zu erkennen gibt, daß der chthonische Zeus ursprünglich Stein ist. Die „Gebeine der Mutter", die Steine, hinter sich werfend bringen Deukalion und Pyrrha ein neues Geschlecht hervor. Als Amulett trug man „Schlangensteine", die durch pfeifende Laute Orakel gaben, und der schwarze Aërolith war geheimnisvolles Idol der verschiedensten Kulte. Wir erinnern ferner an die Steinhaufen der Kreuzwege, die man mit Öl salbte und mit Bändern bekränzte, an die phallischen Hermen, tönenden Säulen, redenden Grabsteine, von denen das Altertum voll ist, schließlich an jenes stärkste Symbol des lebendigen Steins, das die Römer in ihrer meta sudans schufen. Der Myste weiß auch, welches Element im Felsen lebt. Als Hermes auf nächtlichem Raubzuge die fünfzig tellurischen Kühe stiehlt, wird er allein von einem uralten Mann bemerkt, der noch um diese Stunde in seinem Weinberg schafft. Zur Strafe dafür, daß er ihn verrät, verwandelt ihn der Gott in einen Felsen, der fortan mit seinem vielstimmigen Echo als des „Schwätzers Warte" ragt. Dieser Alte ist gleich dem hundertäugigen Argos, der dem nämlichen Gott erliegt, die im Weltraum sternhaft augende Erde. Vor dem Glanz der Olympier erblindet sie zu Stein, aber in windigen Nächten redet sie im Murmeln luftumspülter Klippe. Dasselbe Schicksal trifft von den Strahlenpfeilen Apolls die erdstolze Enkelin der Atlantier, Niobe; trifft im nordischen Mythos Zwerge und Riesen, die beim Tagesgrauen versteinen und deren Sprache das Echo ist. Obschon hier durch jüngere Mächte ein älterer Tellurismus überwältigt wird, so sind die Verwandlungsberichte wiederum mißdeutende Umschreibungen des wesentlichen Zustandes. Weil im menschlicheren Erdentage der Stein für die totere Form des Lebens gilt, erscheint als Kerker, was in Wahrheit das Haus uralter Mächte ist. Mögen sie jetzt im Panzer starrer Blöcke schlafen, sie haben vormals in voller Wachheit waltend die Erde mit einem Leben erfüllt, das an Größe und Wildheit

alle späteren Götter übertrifft. Uranos, der Dämon des Sternengewölbes, führt den Beinamen Akmon, was Stein oder Ambos heißt. Dasselbe Wort açman kehrt im gleichen Doppelsinn der Bedeutung wieder im Zend, so den Himmel als das Eherne bezeichnend. Wir brauchen nicht weitere Anhaltspunkte, um zu wissen, daß aus einer Masse der irdische Fels und der sternige Weltraum gemodelt sind. Vom Allstoff des Uranos ist mit seinen Schluchten und Erzgängen das Gebirge, χάλκεος und σιδήρεος heißt umgekehrt das Firmament. Was im Urkalk hart und drohend in eine Welt gelinderer Bewegung ragt, ist die Substanz des kosmischen Chaos. Sie hat den Planeten beherrscht, als er in fahler Finsternis ungelichteter Wälder und riesenhafter Ozeane dämmernd das typhonische Geschlecht der Atlantier trug. Von ihm künden die 11 000 Monolithe von Carnac, die Dolmen, Menhirs und Riesengräber, die den ganzen Erdball bedecken. Kronos, Rhea, Japetos, Prometheus, Atlas sind späte Traumspiegelungen ihrer Könige und Führer. Der Dämonie des Felsigen verwandt ist diese Rasse nach ihrem Untergange selbst zu Stein geworden, was der Mythos durch viele sinnverwandte Züge im Schicksal der Titanen malt. Nur in wüster Sturmnacht wird sie lebendig; dann singen „steinalte" Male und rühren sich zu gigantischen Tänzen: im Morgenschein liegt alles wieder regungslos.

Mit dieser Erkenntnis wissen wir zugleich den großen Strom, der in ewig umschmelzender Glut auch das Felsenmark der Erde trägt. Weit entfernt, am Feuchten zu verlöschen, ist das Feuer vielmehr im kosmischen Strombett die lebendige Flut. Pyriphlegeton heißt in Wahrheit der unsterbliche Born, der mit zeugender Glut auch Acheloos speist. Vulkanischer Brodem umraucht die Welt des Titanismus. Gewaltige Schmiede sind sie alle: Wieland im Norden, Hephäst mit seinen Kyklopen und Hekatoncheiren im Süden. Wie sehr auch zurückgedrängt in erzummauerten Tartaros, es ist dennoch allein ihr Feuerodem, der die erkaltende Erde wärmt. Er hat die Blockmauern der pelasgischen Städte gefügt, die heilige Flamme entzündet und aus unwegsamen Klüften die Metalle geschürft. Phosphorn wie das nächtlich aufleuchtende Meer ist die Substanz des Alls, feuerbringend und darum promethidisch das Geschlecht des Uranos, der glühende Erzfluß sein lebendigstes Bild. — Im Pelasgertum verästelt sich in schon zartere Wesen die noch ungeteilte Glut des Titanismus. Darum bleibt für diese Epoche das Metall die über alles heilige Materie, das gezückte Schwert ihr heroisches Symbol. Von selbst tönt die eherne Pforte zu Memphis, tönen die Erzbecken zu Dodona. Dröhnender Erzklang wölbt

in der Dämmerung die Kuppel, die — ein zweites All — die Erdgeburt des kretischen Zeus umhüllt. Wie im Zwielicht des ozeanischen Westens, wo Atlas die Wucht des Himmels trägt und aus Finsternissen das Grauen der Gorgo raucht, mit ihren goldenen Äpfeln die Hesperideninsel, so wächst aus der Urflut des Alls die pelasgische Erde: ehern wie jenes und dennoch schimmernd in herdgeborgener Heimlichkeit.

Aber auch neben der Göttlichkeit des wärmelosen Glanzes lebt in geheimen Kulten dieser Glaube fort. Bald ist es der feurige Wirbel, bald das umgürtende Meer, bald der nährende Herdbrand, an dem theologische Mystik vorzeitliches Leben weiterspinnt. In den Korybanten, Kureten, dii magni, Penaten, Idäen, Daktylen, Kabiren feiert die Ursynthese aus Feuer und Wasser vielfältige Neugeburt. Auf Vulkanen scheint die Welt des Altertums erbaut, wo aus der Tiefe noch die ehernen Hämmer pochen und zuweilen der Boden von unterirdischer Woge schwankt. Seine Mysterientempel gleichen den halberloschenen Kratern, die drohend und lockend zugleich die üppigste Last der Traube reifen. Früh verschmilzt mit der pelasgischen die Symbolsprache der wesensverwandten chthonischen und dionysischen Weihen: ein wahres Mythendickicht aus verstrickten Erinnerungsfäden umwirrt die großen Erd- und Allmütter, zu denen das sinkende Altertum, von den Olympiern betrogen, seine Zuflucht nimmt. Aber es ist der eine Fruchtkern pelasgischer Vorwelt, der bis zuletzt in immer neuen Blüten quillt. Mit orgiastischen Tänzen feiert man zu Lemnos das Feuerfest der wogenverbündeten Kabiren. Unter Lichterglanz spiegelt sich der Iakchoszug in der nächtlichen Bucht von Eleusis. Der glühende Kien und der vulkanische Schwefel sind dionysische Katharmata. An den Bakchanalien kommt eine ins Wasser getauchte Fackel brennend hervor, zum Zeichen, daß auch das Licht demselben Strom entsprüht, der mit zeugender Nässe den Leib der Erde schwängert. Wie aus brauenden Dünsten der elektrische Funke springt, so wird Dionysos unter Donner und Blitz geboren. Was pelasgischer Stufe das feuergeronnene Erz und das metallähnliche Wasser, das ist dionysischer der erregendere Wein: Symbol der Synthese aus Flamme und Fluß.

Erkrankte Geister erst, denen im Raum keine Heimat mehr, usurpierten das ungebrochene Licht als Hülle für die nagende Wachheit des entkörperten Gedankens. In Höhen unbewölkten Äthers träumten sie Lockbilder leidloser Göttlichkeit, zu der nur unberauschte Vernunft den Zugang finde. So ward die Klarheit zum Symbol des νοῦς, der sich vom σῶμα als dem Bezirk unreiner Mischungen schei-

det, und die gegen die Sterne gerichtete Zentrifugalbewegung Brücke zu einem Sein, das, wie wir sehen werden, nicht dem Raum gehört und auf die Vernichtung des Weltalls zielt. Der Zweck ist furchtbare Realität, die Mittel aber sind Trug. Es gibt kein Licht, das nicht dünnerer Abglanz wäre derselben Glut, die zusammengeballt als schmelzende Lava quillt. Vom Feuer des Erdkerns nur müderer Schein ist jede Klarheit ausrastenden Sinnens, jede Ruhe geweihter Betrachtung. So steht das Abendrot lindernd über der schon stilleren Landschaft. Der „Weg nach oben" ist in unerschütterlichem Gleichgewicht mit dem „Weg nach unten". Nur im ewigen Doppelgang des Sichsammelns und Verströmens wirft die Nacht des Alls lebendige Funken aus. Der Atemzug, der in Äonen Welträume zu Sonnen ballt und zerstäuben läßt, derselbe pulst rascher durch die Sekundenfrist des kaum geboren schon wieder berstenden Zellenleibs. Es gibt eine Kulmination des kosmischen Erwachens, wie es eine unterste Tiefe des kosmischen Schlafes gibt. Von jener ist die Flamme, von dieser die transperiphere Nacht Symbol. Aus beiden aber synthetisch vermengt birgt die farbige Planetendämmerung von sternweit geschiedenen Zonen des Seins den brütenden Keimeherd, und was in ihrem spülenden Luftmeer wacht, das eint zum Auge die Pole des Alls. Darum ziemt kein Suchen und streitendes Sehnen uns, die wir als Herzen des Weltalls pulsen, von wo in Tiefen und Höhen die besamende Woge rollt. Solches wissend lehrten die Thales, Anaximander, Anaximenes, daß die Sonne und alle Gestirne nur feurige Wolken seien, von aufsteigenden Dünsten der Erde gespeist.

> „Der unaufhörlich fließende Strom der Entstehung wird nie stille stehen so wenig als der ihm entgegenfließende Strom des Unterganges..."

Wir öffnen noch einmal zum fluidalen Bewußtsein der Urwelt die Pforte. Wie die Woge nicht einen Augenblick in unveränderter Form beharrt, so wird im Umkreis des Raumes nichts gefunden, was Dauer hätte und Grenzen der Dinglichkeit. Ein farbiger Rauch schwankt alles vorbei. Wonach wir greifen, wir halten es nicht; es gleitet uns zwischen den Fingern durch, triefend in immer neu sich formender Entmischung. Die Flamme steigt und strebt, die Woge wandert, der Sturm erwacht und veratmet schon. Und wir selbst sind nach dem Worte Pindars des „Schattens Traum", das schaumgleich unaufhörlich aufblitzende Erwachen. Scheinhaft ist die Welt und trügend wie

die wandelbaren Dämonen der See; aber dieser Schein und Trug ist nichts als Selbstberauschung der schöpferisch lodernden Weltessenz. Überall finden wir die Allmütter spinnend oder webend an einem Gewande, das niemals fertig wird. So wirken den Todesfaden, der alles wieder zerstören muß, ins Lebensgespinst die Parzen; nachts zertrennt, was sie des Tages gewebt, Penelope; und am Seil, das Oknos unablässig dreht, nagt ebenso schnell die zerklaubende Eselin. Es gibt kein Haben und Beharren, wie es nicht Ding und Dauer gibt. Das Wasser des Lebens ist auch der Quell der Lethe, der mit dem Kiesel am Ufer die Taten der Sonnensöhne in lichtlos undurchdringliche Nacht begräbt. Wer es nicht erfuhr, dem ist es nicht mit Worten, nicht einmal im Gleichnis zu sagen, daß dieser Ring der brausenden Vergänglichkeit der Horizont des Allbewußtseins ist, über den hinaus kein Wunsch, kein begehrliches Vermuten tastet. Den Schleier der Maja, weil er durch unstäte Bilder täuscht, verwerfen kann erst ein Blut, das siech oder giftig nicht mehr die Wollust kennt der ungewiß ziehenden Ferne und des jauchzenden Unterganges. Tiefste Fremdheit nur reißt ins labyrinthische Gewirr der Welt — zuckender Rätselglanz umsäumt die halkyonische Ferne des Meers, in dem die Stürme schlafen — und jede Preisgebung ist auch zerschellender Sturz vom leukadischen Riff. Wenn doch die, welche in ängstlicher Selbstbewahrung die unsichtbare Erhabenheit des Geistes hüten und ihre Ohnmacht in Pflichten höherer Erkenntnis hüllen, wenn sie doch einmal den Trank der Apate, des dionysischen Trugs, zu schlürfen die Kraft besäßen, den Trank der schöpferischen Todeslust; sie würden fortan die hochmütige Erbärmlichkeit eines Lebens richten, das sich mühsam aus Stunden und Jahren auf einen kümmerlichen Restgewinn zusammenzählt. Nichts andres aber tun sämtliche monotheistischen Religionen und ihnen nacheifernd die gepriesenen Weisen aus Ost und West seit über zweitausend Jahren. Und noch schlimmer tut es der verbohrte Materialismus mit seiner Behauptung, daß erst die Nützlichkeit niedrigsten Herdendienstes ein Leben berechtigt mache. Scheint es nicht wie der verwirrende Hohn der Götter selbst auf feig hinkriechendes Gewürm, wenn die Griechen im Apaturienfest den Sieg des Truges über die Wahrheit, der durch Traumgluten wandelnden Finsternis über die Helle des Greifens und Begreifens feiern! Hier versagen ganz die umdeutenden Lügen, die in jeder heidnischen Bejahung irgendwo die Hintertür zum Nichts erwittern. Wissend, daß die Welt durch vergängliche Masken lockt und den in ihren Reiz Verstrickten mit plötzlicher Vernichtung trifft, und dennoch ihrem

flammenden Trug ergeben sein: so will es der Geist dionysisch sich opfernder Trunkenheit. Vor ihm verblaßt als würdelos, was Sklavensinn vom Leben erhandeln will: die Gewohnheit mechanischen Fortbestehens. Selbst der Ehrgeiz des Wollens, der mit Taten die Blätter der „Geschichte" füllt, wird toter Lärm gespenstischer Emsigkeit. Wie aus Sternfunken purpurne Nacht so wölbt sich aus Augenblicken des Verloderns der Tempel des Blutes, das die Zeit nicht kennt und im „ave et vale" den weltdurchpulsenden Eros weiß.

> „Der unaufhörlich fließende Strom der Entstehung wird nie stille stehen so wenig als der ihm entgegenfließende Strom des Unterganges..."

Denken wir uns nun auf der Brücke, die nur die Verzückung des Schers betritt, auf der Brücke über dem Strom der unaufhörlichen Entstehung. Wo immer sie ihn überwölbt, da ist Gegenwart. Der obere Lauf, der von der Quelle kommt, bringt die noch Ungeborenen, was aber abwärts fließt, das verliert sich schon in immer fernere Vergangenheit. Wir sehen, was sich nie begreifen läßt, daß dieser Strom des Entstehens selbst der Strom des Vergehens ist. Weil ein Strom nie stille steht, kann es kein Verweilen geben unter dem Tor des Augenblicks. Ob auch immer neue Wasser das unerschöpfliche Felsenmaul zutage speit, sie alle enteilen unhemmbaren Ganges, bis wo sie das Weltmeer trinkt. Es ist das Schöpfen in die Danaidenfässer, es ist der Stein des Sisyphos, es ist die nieerfüllte Gier des Tantalos wie des Seilflechters sinnlos wiederholtes Werk. Und wie wir länger lauschen auf die dunkel immer entgleitende Welle, da packt uns der Schauer des tragischen Weltenloses, der Schauer unentrinnbarer Sterblichkeit. Die Liebe, die mit weinender Innigkeit diese Lüfte preist, diese Wälder und Sterne, die mit betender Glut in den Blick der Liebe taucht, sie möchte die furchtbare Strömung hemmen, möchte zu seligem Genügen duftende Ufer gründen, möchte hohe schützende Dächer wölben und die Lampe zünden inbrünstiger Ewigkeit. Aber im Grunde dieses Stromes haftet kein Anker und diese Ufer betritt nicht der Fuß der Sterblichen. Weiter zieht das Boot auf der schwankenden Welle. Vergebens neigen, um es zu halten, ihre sehnenden Wipfel blühende und brausende Wälder: es zieht und zieht zwischen breiteren Wassern fort. Ist dies der Nachen des finsteren Fährmanns? Die Ufer erweitern sich — verhallend die Wälder: ozeanische Ferne tut sich verschlingend auf. Der Strom, der das Boot des Lebens trug, war Acheron.

Und nun wird uns lebendiger vernehmlich das Stimmengewirr aus dem Strom der Tiefe, bis Schluchzen und Stöhnen aus allen wehenden Forsten, Jammern aus allen klirrenden Quellen, wundes Klagen aus jedem Zug der Lüfte bricht. Schwarze Sturmvögel, acherontische Todesgeier, streichen verfinsternd über den murmelnden Abgrund her und die schäumende Woge da unten wird ein nie endender Katarakt des Unterganges, der durch die Unermeßlichkeit des Raumes stürzt. So gießt in der sipylischen Wildnis der niobidische Felsen Bäche des Weinens um den Tod der blühenden Kinder aus — so quillt aus trauerndem Heliadenzug der Pappeln die goldene Träne des Harzes um den zu früh zerschellten Sonnensohn, den längst Eridanos in westlicher Flut begrub — so rauscht einförmigen Wellenschlag gewaltiger der melancholische Gesang der Okeaniden her. Der Regen selbst, mit dem sich der Himmel über die Erde neigt, wird zum unermeßlichen Weinen und das uralte Meer, das in salziger Tiefe die Trümmer der Äonen birgt, zur unversieglichen Träne des Zeitengottes.

Und da wilder das Weh und in wolkenhaften Dämpfen emporschwillt, so wankt die Brücke der scherischen Ekstasis: der Geist will schmerzlich trunken niedertauchen aus seiner wissenden Einsamkeit. Aber er beharre noch, den unverwandten Blick der medusischen Grotte zugekehrt, die immer neu die silberne Welle schüttet. Aus welcher Finsternis gebärt sich das junge Naß? Ist der Fels, der es aus Rätselgründen speist, nicht verwittert vom Geißelhieb unzähliger Jahre, ein Gräenangesicht? Welchem Nachtverließe entspringt das tatenkühne Schäumen? In der Tiefe umwuchert es mit tauschwerem Dickicht den Stein, der hier oben zwischen Eis und Vorzeitnebel kaltblitzende Jungkraft sprüht. Tiefatmendes Grauen rührt den Sinnenden. Dies Gebirge, das mit seinen Wurzeln bis zum Boden des Meeres reicht, es ist wie jenes die Gruft der Zeit, nur in gorgonischer Starrheit drohend, und seine Quelle, die den ewigen Morgen bringt, vom selben Wasser, das vor Jahrtausenden im Meer entschlief. Der Strom des Vergehens läuft in sich selbst zurück. Wie die Midgardschlange hält er im peitschenden Ringe die Welt. Uralt ist jung und jung ist von Äonen bleich. Was im Osten in die Helle steigt, der neue Tag, er ward millionenmal im Schoß der Nacht begraben. Im Greisenhaupt des Felsens zuckt der Kindesblick, aus feuchtem Kindesauge dunkelt die Nacht, die war, ehe die Erde stand. Das Grab, das Leben um Leben schlingt, es ist die Wiege auch, der Weidenkorb, auf schwanker Welle den neugeborenen Knaben schaukelnd. Aber hier rauscht dichter der Nebel um dieses letzte Geheimnis her..

VON GOETHE BIS NIETZSCHE*

1903

Ausgeführter Anfang

Zwei Ströme schlingen sich — um den Besitz der Menschheit kämpfend — durch die Jahrtausende. Der eine ist den wirklichen Strömen ähnlich, er quillt wie diese aus dem Mutterboden der Erde. Wälder und Blütenträume umrauschen ihn und von seinen Dünsten nähren sich die Gestirne. Hier spiegelt er metallisch gleitend Wolken, Felsen, schimmernde Säulen, dort stürzt er sich im Opferrausch zur Tiefe und zerschellt unter wollüstigem Grauen in einen Regen von Schaumdiamanten. Mit ihm vermengt als Welle zu gleiten wie im Luftzug die Vögel, im Erdreich die Schlangen, im Weltmeer singende Delphine oder ihn zu bergen in urnischer Umschlossenheit, ist Glück und Schauer der Erdgeborenen. Wer jemals auch nur einen Zug aus diesem Becher aller Fülle tat, der durchmißt fortan mit verändertem Auge die zudringliche Nüchternheit der Dinge. Was in den Bäumen dort der Sturm, was am Ufer verrieselnd die Welle, was in seiner dunklen Feuchte der Blick des Kindes offenbaren will: ihm weht es verloren aus heimatlicher Welt herüber und nach ihm ein Suchen wird nun sein Leben. Zu Schemen verblassen ihm die weihelosen Wünsche der Emsigen, ihre untragischen Nöte und was man als Fortschritt der Gesittung rühmt. Erst hinter Einöde und Finsternis oder

* Vorbemerkung des Herausgebers. — Vergebens würde der Leser nach einem Zusammenhang fahnden zwischen der Aufschrift und dem Text, der in andrer Form und mit andern Mitteln, als es in den Bruchstücken der „Hestia" geschehen, gewissermaßen deren Programm entwickelt und, obwohl gleichfalls fragmentarisch, doch abgerundeter als diese ist. Mit der Aufschrift aber hat es folgende Bewandtnis. Nach Abbruch der „Hestia", deren Ausführung, wie bemerkt, durch widrige Geschicke verhindert wurde, plante der Verfasser eine „Anthologie" ganz eigenen Charakters. Sie sollte aus dem deutschen Schrifttum des Zeitraums von Goethe bis Nietzsche Gedichte, Strophen, Einzelverse, Prosaabschnitte, Sätze umfassen, denen nach der Meinung des Verfassers die Bedeutung von Dokumenten eines unvermischt heidnischen Lebensgefühls zukam. Zur Erklärung einer derart vorbildlosen Auslese war eine weltanschauliche Einleitung erforderlich,und die nun ist es, die im folgenden, soweit sie gediehen war, vorliegt. Die Auslese selbst ist unterblieben.

im Rollen des Meeres muß ihr falscher Lärm begraben sein, ehe er mit heiligem Raunen verschüttete Glut bespricht.

Der Strom, den wir meinen, hat früher einmal ganze Völker und Kulturen getragen. Gewaltige Blöcke hat seine Welle geschliffen und geheimnisvolle Charaktere in uralte Wände geschrieben. Die Pyramiden, Krypten, Felsengräber, die Monolithe, Obelisken, runischen Male, die Sphinxe, Greife und Idole, sie alle ragen rätselnd aus dem Zwielicht einer Zeit herüber, die ganz in ihn verschlungen war. Wir dürfen sie nicht zerlegen und ergründen wollen: vom Grauen geführt und den Blick nach innen gekehrt — so mögen wir erhorchen, was sie vernehmlich umwittert. Dann entwirrt sich wohl wie aus sausender Ferne ein Laut: so verfängt sich in Schluchten der Wind — so stöhnt es nächtlich über die Ebene — so wölkt zwischen schwarzen Felsen Nebelrauch — so beugen sich und wogen, während unsichtbare Räder durch die Wipfel rollen, brandende Wälder — so kreiselt vor verfinsterter Ferne blendender Staub, wenn in die grellere Landschaft vorahnend elektrische Stöße zucken. Firmamentisch sind diese Stimmen und doch aus dem Herzen des Planeten pochend. Die Nacht ist ihr Element, der Regen, die Finsternis. Wo die Gebilde in tropischen Dünsten gären, die Moräste und qualmenden Niederungen, die brodelnden Wiegestätten alles Werdenden: sie rühren sich in dämonischer Lebendigkeit und aus dem erglühenden Dampf funkeln die Augen des Schlangengottes. Und wo über dem Brodem der Erdennähe gorgonische Gestirne spannen, taut drohend ihr unentrinnbarer Widerhall. Als Isis-Hekate zieht es im Sichelkahn des Mondes und webt sein Zaubernetz der Notwendigkeit durch alle Räume des Alls. —

Wir scheinen in Gleichnissen zu sprechen, ja für manchen vielleicht in völligen Rätseln. Wir nennen in Wahrheit beim Namen, was man heute gern in zögernden Begriffen wägt. Wir könnten deutlicher werden für die Klugheit der Verständigen; aber wir entfernten uns damit von einer Wirklichkeit, die nur aus der Glut des ungespaltenen Lebens quillt.

So sei denn erinnert an diejenigen Erscheinungen der Erde, die der heutige Mensch als unter sich befindlich erachtet: an die Pflanzen, Tiere, Gesteine, Atmosphärilien. Unsre Wissenschaft hat ermittelt, daß sie nach gewissen Gesetzen kommen und gehen — daß sie aus beständiger Auflösung sich ebenso unaufhörlich erneuern — daß offenbar erst der „ordnende Menschengeist" hinzutrete, um diesem

Spiel „mechanischer Kräfte" Bedeutung und Sinn zu geben. Ganz anders urteilt die Vorzeit, deren Geschichte uns die Mythen bewahren. Da war der Mensch nur eine Masche im Netz des planetarischen Schicksals. Da redeten Quellen, weissagten Klippen, murmelten prophetisch die Haine: alles lockte, tönte, warnte und schwoll zum lebendigen Brausen des sternhohen Windbaumes, an welchem die Menschheit so ein keimend-verwehendes Blatt war wie im Sumpf die Kröte, wie am Sommerhimmel die Wolke, wie in der bewegteren Krone die Gestirne. Vom gleichen Erleben einen verspäteten Rest finden wir noch heute bei den sog. Naturvölkern und den knospenden Ansatz dazu in jedem Kinde: es sieht sich in eine Furcht und Liebe eingeschlossen mit dem Haustier, der Gartenblume, ja dem Kiesel, den es sammelt, und jedem Dinge seiner täglichen Spiele. Dort wie hier, wenn auch aus verschiedenen Gründen, verharrt solches Bewußtsein auf der Dämmerstufe etwa des Märchenglaubens. Es wächst sich nicht aus zur vollen Reife wissender Allempfindung. Es bleibt ein Zwiegespräch aus noch unentsiegelten Lippen. Es entflammt nicht am Funken des Eros. Aber es teilt mit dem Glauben der Urwelt das Gefühl der schöpferischen Lebenseinheit, von der alle Wesen und Dinge gleich den Kindern einer unbekannten, darum nicht weniger nährenden Mutter die niemals endenden Geburten sind.

Und es sei ferner erinnert an die göttliche Inbrunst aller ursprünglichen Lüste. Wie steht die verunglimpft und selbst satanisch gewordenen neben dem Dasein der Heutigen und wie war sie früher einmal das heilige Feuer, um das sich in purpurner Wut gebärerische Ringe schlossen! Aus der zerfließenden Unermeßlichkeit der Räume brach einend innigster Vermischungsdrang. Nicht der Befehl eines körperlosen Gottes, der Altäre vernichtet und Bilder stürzt: ein schrankenloser Eros schuf die Welt und schmilzt die zerfallende neu in jener Flamme, die Vernichtung und Überschwang zum Rausch der Wollust knotet. Keine „Vernunft", die „Gesetze" erfindet, nachdem sie zuvor mit falscher Schneide trennte: Eros allein ist weltordnender Baumeister und heiligster Zwang. Ihm widerstreben, wäre verbrecherisch; ihm nicht dienen, greisenhafte Entartung. Und nicht Ideen, Begriffe, Kräfte und wie sonst die lemurischen Formeln lauten, verbergen sich im bestrickenden Sinnenschein; sondern Eros leibt und begehrt aus ihm. Mit seinem Öle sind sie alle gesalbt und bekränzt mit der weihenden Binde ihm zum Opfer. Unter seinem Stahl verströmen sie alle ihr Blut, an seinem Blutrank nur schlürfen sie „ewige Wiederkunft". Ob Phanes, Dionysos oder Osiris genannt,

ob Astarte, Kybele, Aphrodite, ob Adonis, Balder, Siegfried: sprengend und umarmend, eine Gottheit der Wollust ist, was aus dem Chaos den Reigen lebendiger Träume bildnert. Vor ihrem Wehen entgären dem Feuerdampf die Bahnen der Sterne, runden sich in brauender Feuchte mikrokosmische Zellen. Ihr verdichteter Anhauch gebärt den ursprünglichen Menschen und wölkt wissender aus ihm zu Kuppeln und Tempelwänden. Symbole der Zeugebrunst in der Ciste der Schwangerschaft sind unter zahllosen Formeln, Zeichen, Idolen die Sakramente der Urwelt: bald nackt in den Schutz des mütterlichen Alls entragend, bald in heiligsten Räumen als innerste Wahrheit gehütet. — Man wird niemals von diesen ältesten Geheimnissen der Menschheit das Siegel lösen, es sei denn, daß man selber noch in ihrem Stern geboren ist. Was wir Tag und Nacht, Entstehen und Vergehen, Wachen und Schlaf, Bewegung und Ruhe, Mann und Weib benennen, sind die Zersetzungshälften des in sich selbst sich befruchtenden Ureinen: des zweifarbigen Welteis nach der Sprache der Orphiker, das im Dotter den lösendbindenden Eros birgt. Wie jedes zeugt, so ist jedes empfängnisdurstig, und wie es empfängt, so strömt es wieder besamende Schauer aus. Wir sehen Kulte unerhörtester Wollust blühen. Da ist Mann mit Mann, Weib mit Weib, Mensch mit Blume, Wasser, Tier, Gestein vermengt. Da füllt sich die Erde mit Zwittern und dämonischen Vielgestalten. Da gibt es bocksfüßige, gehörnte, fischschwänzige Menschenleiber, Vögel, Stiere, Schlangen mit Menschenköpfen — da wesen Dämonen, die aus einem Knäuel von Geschöpfen geboren scheinen und für welche unsre Sprache vergebens nach Worten ringt. Ja, weit hinaus über die Grenzen mechanischer Vermittlung lodert die Feuerzunge dieser Wollust. Nicht Fernen des Raumes und nicht Tiefen der Zeit sind Schranken mehr. So begattet der Mond die heilige Kuh, die den Ägyptern den Apisstier gebären soll. So umarmt er als Weib den Träumer Endymion. So schwängert der Blitz die begnadete Semele, und die Erde selbst, die runzlige Alte Anna Perenna, gibt sich dem Werbenden in jungfräulich knospender Erstheit hin. Was man längst begrub, was in Flammen zerflackerte: es lädt aus unterirdischen Höhlen zu mystischer Umschlingung ein, es gießt im Odinsturm zermalmende Fruchtbarkeit auf die ächzenden Hütten der Lebenden. — Und schließlich war dies der Sinn aller hieratischen Überlieferung. Aus geheimer Vermählung und gottverflochtener Entrücktheit blühte die Mantik, blühten Zauberbräuche und Beschwörungen und nicht minder die im Laut sich wiegenden Orgien begeisternder Gesänge. Man weiß, daß dieser

Schauer aus äußersten Kasteiungen noch einmal hervorbrach als Hexenzauber: auch hier Entrückung, seherischer Vorblick und Teilhaberschaft an den Essenzen des Lebens um den Preis der Hingebung, aber als schon vom Fluch zerbüßter Leiber vergiftet und umdunkelt von den Schatten des Zusammenbruches. Im Hexenwesen sehen wir die Agonie der mänadischen Ekstasis und ihr Umschlagen in die Greuel des Satanismus. Nach diesem Verröcheln starb sie ganz, und die Menschheit vergaß den Eros ihrer Vorzeit. Die Geschlechtsliebe, völlig in den Dienst der Vermehrung geknechtet, trennt vom Sexus den Eros. Die in sich selber zwecklosen Lüste aber, durch Jahrtausende gelästert, sind, wo nicht ganz verderbt vom Beigeschmack der Verbotenheit, zum wenigsten süßlich und leer geworden, und jener tiefste Zusammenklang mit Räumen und Sternen ist zu Gefühlen vermagert, wie sie hysterischen Weibchen und verseschmiedenden Narren ziemen mögen.

Wir erinnern zum Schluß an den völlig anders gearteten Realismus jenes Alters. Wir glauben an die Wirklichkeit nicht sowohl unsres Erlebens als vielmehr dessen, was wir betasten. So verbleichen uns denn zuerst die umspinnenden Schauer und mit ihnen die Wunder und mythischen Flackerungen. Es verbleichen in der Folge auch die sinnlichen Oberflächen zu freilich gesetzmäßigen Täuschungen, die der Geist erst herstellt aus einer qualitätlosen Mathematik der Atome. Von diesem Zustand das völlige Widerspiel ist das Wirklichkeitsbewußtsein planetarischer Urwelt. Statt schamlos spürender Beutegier treffen wir dort die passiv aus sich selber schöpfende Versunkenheit, an der die Welt vorüberfließt wie uns nur im Schlaf noch der Schattenzug der Träume. Denn der draußen schicksalhaft die Wesen treibt, derselbe Strom wühlt innerweltlich mächtiger im Blut. Und so geschieht es, daß, wenn der Leib im Schlummer liegt, nun erst recht die magnetische Kette geschlossen ist, die das Einzelsein den Rotationen des Alls verbindet. Freier tauschen und rollen in ihm die εἴδωλα: die entfesselten Boten der bildertrunkenen Weltessenz. Was das Licht und die Zeit in trügerische Grenzen schloß, es blüht gelöst im Schatten der Träume auf. Die Gewesenen erscheinen und die Kommenden, und die Äonen sind das Niederfluten nur eines Augenblicks. Vor solchen Wundern ist als von kurzerhand der Anspruch auf Wahrheit verwirkt, den mit andrängender Dinglichkeit der Tag uns aufzwingt. Er wird zum flüchtigen Sohn des allmächtigen Dunkels, zweifach begrenzt von violetten Flören ungewisser Dämmerung. Erst, wenn die „schwärmerische", „die Fremdlingin unter den Menschen", wenn mit dem Funkeln der Gestirne die Nacht heraufglänzt, dann rauschen die Brunnen der Tiefe, sprühen vom Zellenherd die Brände schweifender Gedanken. Was wir ahnend und in schnell verzuckenden Träumen berühren, ist wie durch enge Spalte der Durchblick in eine nachtblaue Wirklichkeit, zu der dem nie erlahmenden Somnambulismus der Urwelt die Pforten entriegelt waren. Ihm waltet herrschend die Nacht als die Göttin, die mit mütterlicher Hand den wallenden Schleier aller Geschicke webt und auf die „bewußtlos Umweiften" „aus dem Bündel Mohn" die Träume und Gesichte schüttet. Von Träumen ist diese Welt horizontisch umringt. Träume entscheiden über Völkerkampf und Frieden. Traumorakel enthüllen dem Kranken die Genesungsmittel. Von den Sternen läuft zum Neugeborenen der Schicksalsfaden und um nächtliche Flammen kreisen die Orgien. Der Träumespendende, der Mond teilt unter tausend Namen Erlöschen und Liebe aus. Er ist Aphrodite, Semele, Helena — er Diana, Artemis — er Kore-Persephoneia — er Gorgo, Medusa, Hekate — er Isis-Osiris — er Astarte, Mylitta, Tanit — er Freia, Hel, Iduna. In eins geflochten mit dem Grauen des Todes ist in seinem Zeichen die Wollust der Werdeglut. Wie er rastlos zwischen Sterben und Entstehung pendelt, so kreist alles Leben in unaufhaltsamem Wechsel um die Meten von Sieg und Untergang. Wir befinden uns in der sublunaren Region der berauschten Vergänglichkeit. „Traum eines Schattens" ist nach den Worten Pindars der Mensch: aufzuckender Fackelschein in der Nacht eines unhemmbaren Verfließens. Jedes Einzelne geht im Umschwung dieses Rades der Ananke unter und der Ehrgeiz des Wollens wäre sinnloser Frevel. Noch einmal wenden wir uns zur Analogie der Kindschaft. Auch dem Kinde ist der Schlaf die vollere Hälfte des Lebens und zwischen Wachen und Traum kein schroffer Unterschied. Auch durch seine Seele ziehen nur Bilder, nicht Begriffe. Den Kindern vergleicht schon Hesiod das frühe Alter silbernen Menschentums, in welchem Gleichnis der Mythos die Erinnerung birgt an das Mondgeschlecht der pelasgischen Vorzeit. Schon Hesiod mißdeutet als blöde Unreife dessen führenden Schauer willkürloser Preisgebung. Aber das war umspinnendste Wärme dieser Schicksalgeweihten, die nur eines mit dem befangenen Sinn des Kindes teilt: daß sie zwischen Tod und Tod für die erbärmliche Spanne des Wachseins sich in den Ring der Vergänglichkeit gebettet wußten wie in die dunklen Arme einer mild in den Schlaf hinübersingenden Mutter. Sie allein war unsterblich: ihrem Schoß entquollen, in ihm versanken Götter wie Menschen. — —

Mit diesem Strom, in dem zwar Bewegung, aber kein Fortschritt ist — er kreist beständig in sich selbst zurück —, streitet ein andrer, der solchen Namen nur metaphorisch verdient. Genauer wäre er einem gerade hinschießenden Pfeil oder dem Lichtstrahl zu vergleichen, der von irgendwo entspringend ohne die Möglichkeit der Rückkehr hinausstrebt. Schon im frühen Dämmer nicht mehr zu entwirrender Historien wird der Geist der verschiedensten Völker da und dort von diesem Strahl ergriffen; es hat in besonders von ihm erleuchteten Persönlichkeiten ein neues verwundertes Erwachen statt. Gewisse Helden, Priester, Könige entreißen sich unter mörderischen Stößen eines fremdartigen Wollens dem uralten Zwange der Erdgewalten und die lange ahnungsvolle Nacht beginnt sich auf sonderbare Weise zu lichten. Der Mythos spiegelt diesen Hergang in den Taten später gefeierter Halbgötter. Statt Beispiele zu häufen, erinnern wir an die prototypische Gestalt des griechischen Herakles. — Schon in der Wiege erwürgt er den Agathodaimon, die Schlange. Dann entscheidet er sich für den Weg der Mühe, der Arbeit, des Wollens mit verächtlicher Abkehr vom Pflanzenglück der träumend Müßigen. Pallas Athene, die mutterlose Vatertochter, rüstet ihn, und nun beginnt seine Bahn bluttriefenden Ruhmes. Vor seinen Pfeilen und Keulenschlägen verenden nicht Ungetüme, wie pragmatisierend die Sage meint, sondern in beklemmend lückenloser Reihe alle stärksten Geburten der Gaia. Sein Siegeszug symbolisiert den Schritt für Schritt geschehenden Untergang der tellurischen Götterwelt. Er hilft den Olympiern im Gigantenkampf, der nur durch ihn zu ihren Gunsten entschieden wird, tötet den nemäischen Löwen, das lebendige Zeichen der Urglut, vernichtet in der Schlange des lernäischen Sumpfes den chthonischen Muttergrund, aus dem das zellare Leben emporquillt; ereilt und lähmt die schnellfüßige Hirschkuh, das Tier der Artemis: das ehrwürdige Symbol einer überall nährenden Gegenwart; fängt den Eber, den Geist des Dickichts, worin ein schöpferisches Dunkel wohnt; verursacht den Tod erdgeborener Kentauren: verjagt die stymphalidischen Kraniche, die ehernen Stimmen des sphärischen Luftzugs; bändigt im kretischen Stier den Dämon dionysischer Sinnlichkeit; besiegt die Amazonen, das kriegerische Heer der Urnacht; erstickt, indem er ihn vom Boden in die nackte Luft emporhebt, das Bild der zeugenden Schollennähe, den durch Erdberührung unbesieglichen Antaios; verwundet die mütterliche Hera; erobert Troja, die Feste des Matriarchalismus; raubt durch List das innerste Symbol urnischer Fruchtbarkeit, die goldenen Hesperidenäpfel; entreißt dem Tod seine Beute, die Gattin Admets; überwindet im Acheloos den ursprünglichen Zeus, den Gott der schwängernden Tiefe, und bricht symbolisch die Macht der Unterwelt, indem er den dreiköpfigen Wächter ins grelle Licht des oberen Tages hinaufzerrt. Was den Erdensöhnen Traum und heilige Wiege war, der Isisschleier umarmender Bilderglut, wird ihm, dem Olympier, zum sengenden Qualenhemd: von einer eifernden Deïaneira gereicht und bestimmt, in der läuternden Buße unermeßlicher Beschwerden den Leib zu vertilgen. Aus dem Brande aber hebt sich — nun ein Unsterblicher — der neue Herakles in die höhere Region olympischer Ewigkeit. Wir haben in ihm die völlig vorgebildete Prägung der christlichen Weltidee: den Geist, der vielfältig der Schlange den Kopf zertritt; der in einem Leben voller Marter und Anfechtung die Symbole des Kosmos — der späteren Hölle — zertrümmert; der dem Tod seinen Stachel raubt und schließlich eingeht in ein unsichtbares Reich, das die Welt der Bilder als bloßen Selbstbetrug niederer Begehrungen zurückläßt. Die Geschichte des Herakles versammelt auf ein Haupt den durch Jahrtausende gedehnten Kampf und endlichen Sieg dieses Reiches — von den Griechen das olympische genannt —, dessen wahrster Vertreter nicht Zeus ist, sondern Apollon, der Pythontöter. Wie dessen Tempel erst aus dem Grabe der erlegten Schlange wächst, so muß uralte Satzung der Erdgeborenen vernichtet sein, wo das Recht des Geistes und der Taten blüht. Unter den Vorkämpfern des Apollinismus ist Herakles nur einer, wenn auch der gewichtigste. Die Zwölfzahl seiner Leistungen entspricht den zwölf Zeichen des Tierkreises und ist überall der Sonne heilig. In diesem Gewande aber tritt auch sonst das „höhere Licht" in die Geschichte ein. Von ihm getragen steigt Herakles empor.

Was ist dieses Licht? Schon die hellenische Philosophie hat auf solche Frage eine Antwort. Vom apollinischen „Kenne dich selbst" urteilt der Initiierte: zu erfassen vermöge das Denken immer nur Bleibendes, nicht aber was gleich den sterblichen Bewohnern der Erde zwischen Ursprung und Untergang immerfließend sich wandle. Ein derart Vergängliches sei gar nicht eigentlich, es werde nur immer, und es entgleite der Betrachtung, je schärfer sie den Blick darauf hinwende. Wenn nun der Gott uns gemahne, uns selbst zu erkennen, so verlange er von uns, was im Grunde nur ihm, dem Unsterblichen, möglich sei. — Ein letztes Wissen verhüllt der scheinbar spielende Gedanke des großen Plutarch: das Wissen um die heillose Kluft, die sich auftut zwischen Wesen und Ziel, wenn der

Mensch das Leben an der ihm fremden Idee einer unveränderlichen Wahrheit mißt. Sich selbst zu kennen vermag nur, wer ein Kennbares ist, das will sagen im Werden ein Sein, ein wandellos Eines im vielgestaltig Strömenden. Die Gesichte der Seele mischen und verändern sich. Der Umkreis des Sinnenalls bietet nichts Dauerndes und wir selbst sind von ihm nur ein Wellenschlagen. „Kenne dich" aber fordert: verneine dein Vergängliches — entreiße dich dem Kreislauf der Geburten — werde heimatlos im All, dieser Stätte kaum entstanden schon zerrinnender Gebilde — bekunde die Nichtigkeit alles Wandels vor mir, dem Seienden! Wer ist dieser Seiende? Auch darauf die Antwort gibt der Schwellenspruch seines Tempels. Wir sahen die Urnacht in Augen als Bild gespiegelt und von sich selbst umhüllt im Schleier schöpferischen Unterganges. Aber wir sahen kein Hier und Dort, kein Innen und Außen, kein Damals und Nun. Wir fanden kein Leibendes, das getrennt sich verschieden wußte vom Gewebe des Ganzen. Auf diesen Ring und Umschwung fällt erst von außenher der Gedanke der Vergänglichkeit als der Widerschein des andern: daß etwas sei. Und dessen Ursprung und innerster Sitz ist das Bewußtsein: ich bin. Plutarchs Entscheide umspielen wetterleuchtend das fragwürdigste Geheimnis der Weltgeschichte: die Entstehung des begrifflichen Denkens. Es schwebt in der Mühsal unmöglichen Überbrückens inmitten eines Abgrundes, den nichts verschließen kann, des Abgrundes zwischen dem Gefühl des „ich selbst" und des „außer mir". Das Grunderlebnis des Begreifens ist im Strom der schenkenden Ekstasis der plötzliche Einhalt: ich bin. Es ist im Drang sich vergessender Betäubungen der furchtbare Bruch und Widerstand: dazusein in unentmischbarer Selbstheit. Es ist im Branden traumschwangerer Lust der Riß eines freudlosen Daneben, das diesem Taumel der Naturen wie erwachend zuschaut. Und in solchem Grunderlebnis ist alles beschlossen bis hinauf zu den Taten der Täter und bis in die letzten Erkundungen der Wissenschaft. Nun erst ist auch, was ich nicht bin: es wird hart wie ich selbst, ein Ding, an dem die Zeit nagt. Nun stehe ich ein Seiendes neben Seiendem und sehe Verfall, wo Panmixie, und sehe Tod, wo nie alterndes Gebären ist. Nun schaudert vor der Unbeharrlichkeit der Leiber dem, der sie mißt am Wahnziel seines Dauerns und dessen eigener Körper als die Hülle dieses raumlosen Punktes „ich bin" nun langsam der Auflösung entgegenbröckelt. Jeder Schritt meines Fußes widerlegt mir im Bilde des Schreitenden, daß es Dauer gibt — jeder Atemzug frißt

an meinem Glauben des Wechsellosen, und dennoch muß ich im Widerspruch mit dem Zeugnis der Sinne Dauer wollen: denn ein Etwas in mir, mein Selbst, mein Irrgefühl, daß ich sei, widerstrebt dem Zwange der Vernichtung. So wird der Denkende zum Wollenden, zum Dauer-Bewirkenden. Er zerreißt die Bilder und ihr symbolisches Abbild, die Götter, und nagelt die Fetzen ans starre Kreuz der Begriffe. Er zwingt, als was er sich selbst zu erscheinen gezwungen ist, diesen Ichpunkt dem Gewebe der Träume ein und zerfasert es zum Mechanismus der Kräfte und Stoffe. Er sagt dem Wirbel seiner Lüste ab und macht den Augenblick zum Sklaven eines Zweckes. Das Erwachen des Selbstbewußtseins ist die Kriegserklärung eines allfeindlichen Gottes gegen das Leben. Mit ihm trennt sich der Mensch für immer von Stern und Wetter. Das All zerschellt in ihm und über die Trümmer schreitet ein geblähtes „ich bin". — Die Erkenntnis, die der Delphier befiehlt, ist Erkenntnis überhaupt, auch diejenige der Blumen und Steine: es ist der Aufruf zum begrifflichen Denken. Sein Wort enthüllt den untersten Antrieb und das letzte Ziel dieses Denkens. Erkenntnis ist der Prozeß, durch den das Ich sich deutend hineinträgt in den ihm fremden Fluß des Geschehens. Die Wahrheit, die der Verstand zu finden glaubt, ist nur das Machwerk seiner Willkür. „Kenne dich selbst", das heißt: erstarre zu dem, was einzig ist, zum Ich; erwähle das Ich zum Maß aller Dinge und bezwinge mit ihm die Vergänglichkeit der Bilder; erwache aus der Nacht deines purpurn träumenden Entzückens in die nüchterne Helle der Welt des wollenden Ichs.

Kein harmloser Spruch stand über dem Eingang des Delphischen Tempels: es war der Spruch des kommenden Jenseitsglaubens. Das griechische Leben hat sich von ihm leiten lassen, und das pelasgische Wissen ist an ihm zerbrochen.

Inzwischen vergessen wir nicht, daß dies ein langsames Verenden war. Der Strom, der hinaustreibt, hat seine näheren und ferneren Ruhepunkte. Der Weg vom Herzen der Sphaira bis in die blassen Höhen des ganz entgluteten Gespensterreichs ist weit und voller Hindernisse. Noch in den Jahrhunderten des siegenden Christentums wußten die Gnostiker, daß die Seele auf der Bahn ins Übersinnliche den gefährlichen Bezirk der kosmischen Mächte durchquere, die wie mit Schlingen und Haken angetan die gern verführte immer wieder halten wollen. Die Himmelsleiter ist schauerlich hoch, und bis zur obersten Sprosse mag man oftmals straucheln. Ein Pur-

gatorium ward nötig, um die immer noch sinnenverflochtene allmählich zu entkörpern. So gewiß Apollon die Richtung ins Jenseits der Bilder weist, so wenig vermag er allein schon den Weg zu vollenden. Die Ruhepunkte aber waren: die griechische Schönheit, die griechische Wahrheit und das griechische Ethos, drei hochgepriesene Phänomene und drei Phänomene dennoch der Zersetzung, bei denen wir einen Augenblick Umschau halten.

Unausgeführte Bruchstücke

Vorsokratiker

Die griechische Wachheit nahm einen Anlauf wie keine weder vorher noch nachher, auch nicht die der heute modischen Philosophen des Ostens. Wir müssen, was sie erblickte, aus dürftigen Bruchstükken ahnen und bleiben sicherlich weit zurück hinter dem wirklich Erreichten. Ihr Anfang ist vom Stoff der Traumdeutung und Orakel, ein rhythmisches Sicherinnern wie in den Reden der Bakiden und Sibyllen. Ihre Worte sind erhellte Symbole und ihre Systeme verwirrende Netze vielfältig aufblitzender Vergleichung. Sie sucht und erfindet nicht, sondern blüht aus überstark bewegter Innenwelt als geistig versprühender Überschwang. Sie weiß noch nichts von der Erfahrungswelt, vom Dinglichen, sondern kennt nur die erscheinende, die aus der Nacht und aus der Feuchte troff. Sie glaubt in den Sternen das tiefste Göttliche und im Menschen ein Abbild siderischer Zyklen. Sie holt von dort Gesetze des Verhaltens her: niemals gewordene, nie sich erschöpfende. Sie ahnt kein Endziel, keine Menschheit, kein „höheres" Wollen. Das Leben ist ihr unendlicher Pendelgang zwischen Lösung und Bindung, ein in sich selbst Erfülltes, und jedes Ende läuft in den Anfang zurück. Die Elemente selber rollen in den Worten dieser Seher, ihr träumendes Sinnen erschwillt bis zum wissenden Lob und wundermächtig zügelt sich die Flamme im schicksalsvollen Menschenblick. Der Dreimalgrößte, der Gott des Schlangenstabes, der Mittler von Hades und

Oberwelt, Hermes, nicht Apoll, war der Führer dieser Mystiker. Dahin sind zu rechnen: Thales, Empedokles, Herakleitos und z. T. noch die Orphiker und Pythagoräer.*

Sokrates

Er entwürdigt die Stimme des Blutes durch den beschämenden Vorwurf, daß sie dumm sei. An die Stelle der Gebundenheit im Schauer der Lüste setzt er, was der einzige Inhalt aller Moralen ist, die Norm, die Selbstbewahrung. Er erfindet einen neuen, nämlich den sittlichen Menschen: ein Wesen, das aufpaßt und vom Wechsel seiner Brünste unbetroffen kalt es selber bleibt; ein Wesen, das opfernder Liebe bar sich überredet, daß es Tugend heiße, sie zu knechten; ein Wesen, das an der Flamme des Lebens einen allgemeinen Nutzen kocht. Wir hören, daß Sokrates häßlich war, impotent und niemals trunken, und erkennen daran, wie der Boden beschaffen sei, wo der Glaube an den Wert des Ich gedeihen könne. Im Blute muß der Bruch vollzogen sein, ehe im Geiste die feindliche Norm ersteht. Mit der „Freiheit des Ichs" vergilt am Leben der von ihm Verworfene die marternde Entbehrung: nun soll glücklos jedes wie er zum Wollenden erstarren und das Blut gerinnen in der Fron der Vernünftigkeit. Aus Sokrates, dem Entdecker des Gewissens, sprach der Neid, die Ohnmacht und der Haß. Es stand die Armut auf gegen die Fülle und über die unersättliche Vergeudung des Lebens erhob sich die noch unersättlichere Selbsterhaltung.

Sokrates war in sich ohne Widerspruch. Kein Wert der Abkunft stritt in ihm mit dem Emporkömmlingswert des strebenden Einzelseins. Er war Plebejer und ohne Heimat des Blutes. Er hat auch niemals geliebäugelt mit den großen Bildern des sphärischen Umlaufs. Ihm blieben Strom, Stern und Wolke gleichgültige Sachen.

---

* F.d.H. — Obwohl mit vorstehenden und den folgenden Äußerungen über griechische Philosophie das Motiv gegeben ist, das sich auswirkt auch in allen späteren Werturteilen des Verfassers über den unvergleichlichen Anhub kosmischer Besinnung im Abendlande, so muß doch auf das einschlägige Kapitel im „Geist als Widersacher der Seele" (S. 850 — 873) jeder Leser verwiesen werden, der Kenntnis nehmen möchte von der ergänzenden und teilweise berichtigenden Ausführung dessen, was sich in dieen äußerst summarischen Bruchstücken nur eben angedeutet findet.

Platon

Platon, der vornehmere und mächtigere mit noch stärkerem Einschlag arischen Geblüts, fand andre Mittel der Verführung aus. Er zuerst unternimmt es, den Geist der Selbstheit zum Universum zu erweitern. Er verkuppelt ihn mit der Schönheit und fälscht ihm spitzfindig die Liebe ein. Er entschuldigt den Eros als den noch unvollendeten Erkenntnistrieb und die Zweisamkeit der Verliebten als ein Mittel des Aufschwungs in die höhere Zone der Wahrheitsschau. Er verfährt nach dem Triebe der Priesterschlauheit: die Lüste nicht verbietend, aber als höherer Weihe bedürftig vergiftend. Er verrät den sinkenden Hellenismus an die kommende Seuche Juda.

Der Weg des Unheils

Die hellenische Wachheit geht den Weg Apollons, ein Weg ausschließlich der Menschheit, der immer weiter abführt von den Phänomenen des Universums. Davon hat denn die spätere Wissenschaft Zeugnis gegeben: wohin sie kam, ward die tropische Pracht ursprünglicher Völker, wurde Wald, Fels und Tier wie von dolchbesetzten Rädern zerschlissen. Die Erde starb und in tempellosen Großstädten lärmt hohlängige Hast unfriedsam feilschender Krämer. Das ist das Ende des Weges, der mit dem verführerischen Weisheitsrasen bekränzter Griechenjünglinge begann.

Wir können ihn heute beim Namen nennen. Die Zweifarbigkeit alles Umschwungs: sein Heraus und Zurück, sein Erglühen und Erdunkeln, sein Schweifen und Ruhen ist wie das Pulsen und Atmen unsres Leibes der Lebensrhythmus des ungeteilt Ureinen. Die Magie aller Zeiten gibt jedem Idol die Kraft, was es schuf, auch wieder zu zerstören. Das Blut der Gorgo bringt Tod wie Leben, der Ring des Gyges macht sichtbar und unsichtbar. Dieselbe alogische Weisheit wird durch die hervorragende Bedeutung ausgedrückt, die jedes ursprüngliche Volk der Trias einräumt. Das mittlere Dritte verknüpft zu Polen des Sphärisch-Einen die Gegensätze. Das ist der Sinn z. B. der Chimaira, die den Löwen des besamenden Feuers mit dem Drachen der weiblich empfangenden Tiefe im Kern der mütterlichen Ziege bindet. Nicht zufällig nennt ein allentfremdetes Geschlecht das ihm völlig Unfaßliche mit Vorliebe „chimärisch“: so beschimpft es als töricht, was es Unersetzliches verlor, den „goldenen

Ball“ weltschwangerer Einheit, vor dem die Dichotomien nur begreifenden Erlebens ein frostiger Irrtum sind. —

Einmal erniedrigt aber zur vergänglichen Hülle des unsterblichen Ichs wird der Mensch gleichwie dem begrifflosen Dämonismus der Steine und Pflanzen so auch der Wirklichkeit seines Leibes entrissen. Das Gesetz der Ananke, das im Blute redet, zerschellt vor den Geboten einer körperlosen Pflicht. Das tellarische Reich lebendiger Mischungen verbleicht vor solchem „Schein“ des vermeintlich oberen und verwandelt sich in eine Zone danaidisch trüben Ringens. Mit der unteren tritt die höhere Welt in Kampf und solcher Kampf ist nur das Vorspiel des endlichen Sieges dieser. Derselbe Riß durchklafft nun das Denkbild des Alls. Ein Bewegendes wird vom Bewegten, der νοῦς von der ὕλη, ahasverisch schlummerlose „Kraft“ von ewig toter „Materie“ geschieden. Der alle Höhen und Tiefen vermischende Einklang weicht dem Streit unschlichtbarer Widersprüche, das Müssen sternverwobener Allheit dem knechtischen Soll nie zu vollendender Hälften. Die Welt starrt von spitzfindigen Lügen und stromhemmenden Begriffsbasteien. Wir sehen den Kampf zwischen zwei Lagern entbrennen, von denen das eine die Materie durch den Geist vertilgen, das andre umgekehrt den Geist zum Schatten der Materie verflüchtigen will. Beide wirken ungeachtet noch so grimmiger Fehde am nämlichen Ziel: den Urkeim zu vernichten durch Zerspaltung. Ob man den Leib entseelt oder die Seele entleibt, der Erfolg ist der gleiche: Tod der Urglut im bildlosen Punkt des wollenden Ichs. Ob Asket und Büßer oder im Joch des Nutzens vom Wahn der großen Zahl gepeitscht, das Leben ist dort wie hier entflohen. Der entbilderte „actus purus“ des Gottesdieners ist ebensowenig imstande, auch nur den Schimmer zu gebären, den die Abendsonne in den letzten Winkel seiner Zelle wirft, wie umgekehrt das „Atom“ des Gehirnlings sich fähig erweist zur Zeugung auch nur der schwächsten Regung ahnenden Vorgefühls, das die Keimlust des Frühlings selbst ihm noch schenken mag. Die Hestia, um die in unerklärtem Schwung die goldenen Zirkel rollen, ist erloschen im Menschen, der nurmehr Gegenstände und Zwecke weiß. Der Synthesis entrissen jagt er — ein abgeschossener Pfeil — statt im sphärischen Fluge auf der rückkehrlosen Bahn des Fortschritts hin: im Geist entkörpert, im Fleisch entgeistigt und beidemal im Ich des Alls entleert. Der Weg der Menschheit ist seit nahezu dreitausend Jahren ein Weg der inneren Zersetzung, und womit sie als ihrem „Fortschritt“ diesen Erdstern heimsucht, ist der verpestende Niederschlag einer immer schneller um sich greifenden Fäulnis.

DIE FLUCHT DER GÖTTER

1900–1905

Die Lampe schwält schon trüber –
Irr schlägt die Nacht herein.
Millionen Jahre vorüber ...

1900

Schicksalsflug

Wir hörten des Schicksals dunklen Flügelschlag.
Aus Urwaldstiefen rauschte sein Ton uns zu
Und Nebelschollen zogen im Morgenmeer.
Wir sahn der Erde purpurne Veste glühn.
Erstrahlend bäumte die Woge des Lebens auf.
Um Weltallstiefen zitterte goldener Schein.
Und ehern nahte rollender Speichen Klang.
Wir lagen und bebten.

Bild

Windige Abendwolken auf hastigen Schwingen kreisen hinter den fahl verbleichenden Türmen und bläulichen Dachschroffen hinab. Klirrende Laternenzeilen entfachen sich. Zwischen wetterschiefen Giebeln der alten Häuser und hoch emporgeschobenen Profilkanten neuer Steilwände zieht lärmender flackernde Stadtnacht. Aber dämpfend schiebt Finsternis hinter hängenden Firsten und zwischen schlotigen Höfen hervor schwarze Keile in die Bahnen der Wesen. Die Blitze der Lichtaugen durchschneiden hart das immer schwerere Dunkel und das Klingeln der erleuchteten Wagen scheint mit dem entweichenden Strahl in fester verwobenen Gespinsten zu erlöschen. Wie im sternlosen Grau sich dehnender Ebene fern pilgernde Pappeln trennen sich Straßen, Torbögen, mattblinkende Fenster — irrt schwimmende Stadt aus sinkendem Küstenzug.

Strandung

Zwischen den Wogen trunken bäumte dein Boot.
Um die Klippen schwankte dein Möwenflug.
Aber die Brandung spie dich Verlorenen aus.
Über dem Lahmen wirbelt der Hütte Rauch.
Fernes Pochen stört aus dem Herdbrand nur
Träumende Funken.

Fremde Stimmen, klagende Stimmen wehn.
Nebelstürme hüllten das weite Land.
Tiefer lauscht erbebend die Seele nun.
Wildere Weisen zucken um First und Schlot.
Durch die Dämmerung, die dein Sterben birgt,
Hämmert der Regen.

Reise

Wie weit über triefendes Ackerland —
Bis wo steil die Pappel im Nebelwind
Wetterverhangenen Fernen naht?
Du auf der Scholle, mantelumweht —
Strauchelnd tastet durch Lachen und See
Zum regnenden Horizont dein Stab.
Am Hügelsaum im schüttelnden Naß
Neigt Baum um Baum ein frierender Zug.
Wie weit über Bruch, wie leer die Bahn ...

1901

Weltwende

Schwarze Öden, sausende Öden fliehn.
Drohend hängt im Schicksalsrauche die Nacht.
Hinter Zeitfernen wittert verworrene Glut:
Sturmfeuer der Heide.

Tauende Stürme

Wie man mich hob und trug, verhüllt ein Kind,
Dem draußen nur des Lebens Lärm,
Tiefdunkler Strom vorüberklang...

Laternen wanken aus sausender Dickichtnacht.
Gewühl von Stimmen flattert mir wirr vorbei.
Nun finstert die Wildnis. Stöhnend jagt der Zug.
Aus Fernen dringen Signale kalt und blau.

Und Regen sank verschleiernd über die Wälder...

Nimm, Mutter, dein Kind,
Dein frierend-weinendes Kind..

Eine Flamme zuckt..

Eine Flamme zuckt und steigt im Winde schwankend und schlummert unter Regenströmen und lodert im Sturm um die tönende Weltharfe. Meine Worte aber sind losgerissene Flammenfetzen, in dunkler Höhe sterngleich schwindend. Meine Worte sind Windlichter, aus Fernen wie Signale rufend. Und Eisschollen sind meine Worte, schmelzend im breiten Strom, der zu unbekannten Küsten treibt.

Indien

Schwerüppig verschlungene Urwaldspracht, kochend in brennender Tropensonne. Palmkronen ragen wie eben dem Boden entschossen starr in die immer nahe Bläue. Duftbetäubungen dunsten um die Lianenschlangen, die an Baumschäften niederzüngeln. Hier ist zeitloses Nun, stehender Brand, siedende Umschlungenheit. Furchtbar heizend rollt dicht im Zenith die sengende Glutkugel. Aus Milliarden Poren der Brunst dampft dem Gotte die empfangend gebärende Erde. Nur zuweilen verrät ein Erzittern im Krampf ihres brütenden Rausches drohende Wildheit. Und wie weißrot zischendes Eisen klaffen aus Rissen ihre glühenden Eingeweide.

Das Abendland

Aus Rätselzonen in die Welt verirrt —
Vor nachtblauen Fernen schauernder Wolkenzug —
Ein Rauch zum Horizont verwehender —
Und weit auf dunkler See
Im fliegenden Strahl das Schiff —
Ewig entrückt ihr, jeder Nähe Hohn —
Von eurem Fluch der Einsamkeit umgürtet —
Verlodernd ihr in gläserner Eisnacht —
Wann gellt euer Schrei des brennenden Sturms, wann sinkt
Ihr Schattenreiter in trunkene Feuer hin!

Runen

Wir aber suchen nicht die Menschenerde —
Wir rollen wetterschwer im dröhnenden All.

Aus Wildenroth

Pfadlos rauschend eine Feuerzunge
Bist du angefacht über finsterem Urstrom.
Dunkle Falterflügel in schwerer Traumnacht
Trinken schattend lohende Flammenseele,
Tauchen hinunter mit dem wälzenden Strom.
Golden blüht und bebt auf gurgelnder Tiefe
Purpurschaum um drohende Schemen spendend
Groß und wild dein heiliger Glutenwirbel.
Aber hebt sich schwarzer Wellenzug
Oder beugt schon Todesmüdigkeit
Dich hinab? Die gleißenden Wasser sprühn.
Flackernd treibt die langsam Löschende —
Nebelnd nun in hohle Nacht versenkt
Stromwärts bald zum sternumflorten Meer.

Runen

Kahle Bäume im regnenden Abend: dunkle Erdflammen vor löschendem Strahlenhorizont.

Aus Wildenroth

O Wald, du Dunst der Erde,
Wie sog ich dich trunken ein.
Im Taugefunkel duftend
Umtroff mich Knospenblut.

Zur moosbespannten Schwärze
Des dunklen Bodens drängt
Der Seele wildes Pochen.
Wer scheuchte ihr schleiernde Nacht?

Aus warmer Urwaldswiege
Wer hob sie in schneidenden Glanz?
Wer würgt die Wurzel der Schlünde
In hohler Tageshaft?

O Sumpfgewässer der Erde,
O triefender Föhrenforst —
In saugenden Nebelporen
Ertränkt verlöschende Glut!

Runen

Sturmharfen hängen in ziehender Luft. Aus schwarzen Wäldern spült Nässe, stoßen triefende Schauer. Oh dunkles Schwellen, oh ahnendes Grausen, oh pochende Not!

Schicksalsnacht

Wälder umringen dich wild. Vom löschenden Rande der Erde Strahlt die Schwärze des Sturms. Zur Finsterniswölbung bäumen Drohende Stämme. Es ruft, es irrt um die rasselnden Kronen. Nächtliche Schwingen des Wahns, sie rauschen. Zu oberen Zügen

Reißt Zerschellenden dich ein Stahlklang pfeifender Wirbel.
Ströme von Strömen gedrängt sie brechen durch Schlünde der All-
Bis wo die Küste klirrt vom Phosphorsturze der Brandung. [nacht,
Lodernde Zirkel taumeln hinab. Ihre Gluten erdunkeln.

Runen

I

Im leeren Hause rührt der Wind die Türen an.
Verblichner Schein fällt kahl und irr vom Fensterkreuz.
Was wimmert noch und späht mit Kindesblick hinaus,
Wo fremd im Abendblau die Wälderkette blinkt
Und rätselferne Kuppelglut? — Staubschleier graut..
Die Dämmrung schleift durch öde Zimmerflucht.

II.

Letzte Stimme der Not, vom Hügelsaume verloren,
Ruft dem Verhängten nicht mehr. In weglos sausende Weiten
Fiebernd tastet sein Fuß. Aus grünlicher Ferne zucken
Fahle Gestirne. Sie sprühn um blaue Todessignale.
Flackernde Öde hinab ... Es trinken, es funkeln die Zeichen.

Tagebuchblatt

Traurig und müd ist meine Seele und ihre Flügel hängen schwer und tief. Sie streifen im Fluge den schwarzen Strom und taumeln mit den Schollen ins Ungewisse. — Dichter hängt Dunkel am Pfade des Schweifenden. Nässende Stöße wehen und Bäume sausen am finsteren Rande der Ebene. — Niedriger Wolkenflug lichtlos gedehnt und lange Stimmen aus unsichtbaren Geisterzügen...

Hymne

Erde, schwarzrollende Mutter der Nacht,
Du stürmeumringter steinerner Ball,
Du Gorgo und alldurchfurchender Irrkahn,
In immer hohlere Schlünde du jagendes Schiff —
Wann zucken hinter den Sternenklippen, wann wehen
Signale aus Feuer und Eis — wann trinkt
Sich selbst in berstender Nacht
Entsiedende lohende Flamme.

Die Geburt

(Höhenroth 10. XII. 01)

Düstere Nacht —
Wölbende Nacht —
Was wühlt im winterästigen Baum?
Durch des Himmels Bucht
Jagende Flucht.
Fällt von wiehernden Rossen Schaum?

Klaffende Nacht —
Leuchtende Schlacht —
Um schwarze Hügel blendet ein Schein.
Flackernd schlingt
— Kalt zerblinkt —
Splitternden Stern die Sturmnacht ein.

Stunde rollt.
Dröhnend grollt
Wetter um Klippe und Regenwald.
Bis zum Geierhorst
Aus qualmendem Forst
Wimmernder Ruf verhallt.

Der Tanz

(11. XII. 01)

Feuer der Wildnis rot entfacht —
Glutdurchbrandete Runden —
Dumpfer Tänze züngelnde Jagd —
Raunende Wipfel in finsterer Wacht
Schauerndem All verbunden.

Klagender Hall —
Heulender Schall —
Rasende Leiber ziehn und lohn.
Taumel singt
Blutumringt.
Schlünde der Ferne drohn...

Strömend Eisesschauer wehn und fallen.
Weitergoßne Donner widerhallen.
Fahl enttaucht dem Horizont die See.
Stumpfe Helle wittert um die Kronen
Morgengrau gedehnte Dämmerzonen
Fügen sich aus Öden, Fels und Schnee.

1902

Fragment

Im Moder ist Geruch des Lebens. — Gewitterodem spült über blinkende Lachen her.

Brach mein Flug...

(Ende April)

Brach mein Flug, der mit den Stürmen stritt —
Brach auf zitternder Halde irr mein Flug,
Wo vom Hügelrande ein Flimmern siedet?
Trank mit Schauernähe dein Odem mich?
Riefest du im Entgleiten..?

Weh mir — gläsern wacht die Ferne — klar
Flieht im bodenlosen Blau der Wind — —
Dir ins Leere schwindet's — wehe — wehe —

Runen

Wind über die dunklen Saaten rollt..

Der Gram zieht seine Furche durch das All..

Kalt rieselt der Wind in den dünnen Pappelkronen..

An Wänden brandet Geisterlohe auf
Und lischt im jagenden Flug der Finsternis..

1903

Lubochin

(Mai)

Was spült um die Tagesscheide
Aus murrender Wipfel Born?
Was rollt im knisternden Korn?
Was wühlt in den Ruten der Weide?

Scholle schwer und dumpf
Braut im Abendschein.
Windige Wolkenreihn
Schleppen über den Sumpf.

Fahler die Dächer versinken —
Fröstelnder Saum erlischt —
Tropfendes Brausen mischt
Stimmen, die tosend ertrinken.

Nun klirren die Bäume und dunkeln —
In Wogen treibt die Saat.
Ins Ferne blinkt der Pfad —
Die Wassergleise funkeln.

Von träumender Glut..

(Juli)

Von träumender Glut wie bist du verweht —
In Qualm und Rauch die Ferne steht
Aus türmenden Säumen funkelnd.
Oh marternde Not! Wann bespült dein Haar,
Was von Sternen peitschende Woge war
Durch tropfende Wipfel dunkelnd?
Nun wühlt es sausender — biegt den Baum
In die Wetternacht. Blitzender Schaum
Weit hinter rollenden Hügeln!
Die Ferne schwillt, ein Blauen zieht —
Oh lechzender Schrei, oh dürstendes Lied —
Morsches Laub
Schüttet der Sturm. Der Donner schlägt.
Über Wald und löschende Steppe fegt
Ein Geisterheer auf Schattenflügeln.

Vermutlich 1905

Fragment

Hier auf der Wetterscheide zweier Welten
Vom ungewissen Strahl umringt —
In welche Schlünde schaudernd stürzt dein Blick!

Von dort, wo zwischen Qualm und Untergang
Die Klippen sturmgeschwollnen Segeln gleich
Von ozeanischer Wut zerzackt und schiefgeneigt —
Wo brennender aus seegepeitschtem Dunst

Mit spiegelnden Häfen blaut und flammenden Kuppeln –
Von dort erstöhnend im Flug der Jahrtausende
Bricht das Murren der Klüfte, zückt der Schrei
Zerschellender Kaskaden. Wolkenhoch
Flattert feuriger Rauch. Um Glut und Schatten
Pfeift und braut es. Ewiges Zwielicht sickert..

Kolosse flackern höhnender Götterferne —
Wo hinter glühend stürmender Finsternis
In wehenden Lücken drohend die Mitternacht
Auch ihr verwirkt. — Die gellende Woge schwillt.
Aus Sturm und Moder speit sie den Gischt empor.
Der Felsen wankt — es wankt die Wetterscheide.
Aufbrüllender Sturm zerspaltet neben dir,
Zerreißt den Baum. Die Blätter entwirbeln weit.
Die Göttermale, die Riffe, die Küsten selbst
Gleich taumelnden Schiffen erschüttert die Brandung sie.
Um brechende Bilder dröhnt und steigt
Aus Dampf und wilder Schlacht das Element.
Wie Wolkenfetzen, die der Wind zerbläst,
Entflattert fern und flieht ein gespenstischer Zug.
Nun prasselt es feucht. Metallische Welle blinkt.
Kalt stößt der Wind dich — bist du selbst der Wind?
Rollend fährst du über die weite See..

SIEBENTES BUCH

ENTWÜRFE UND BRIEFE

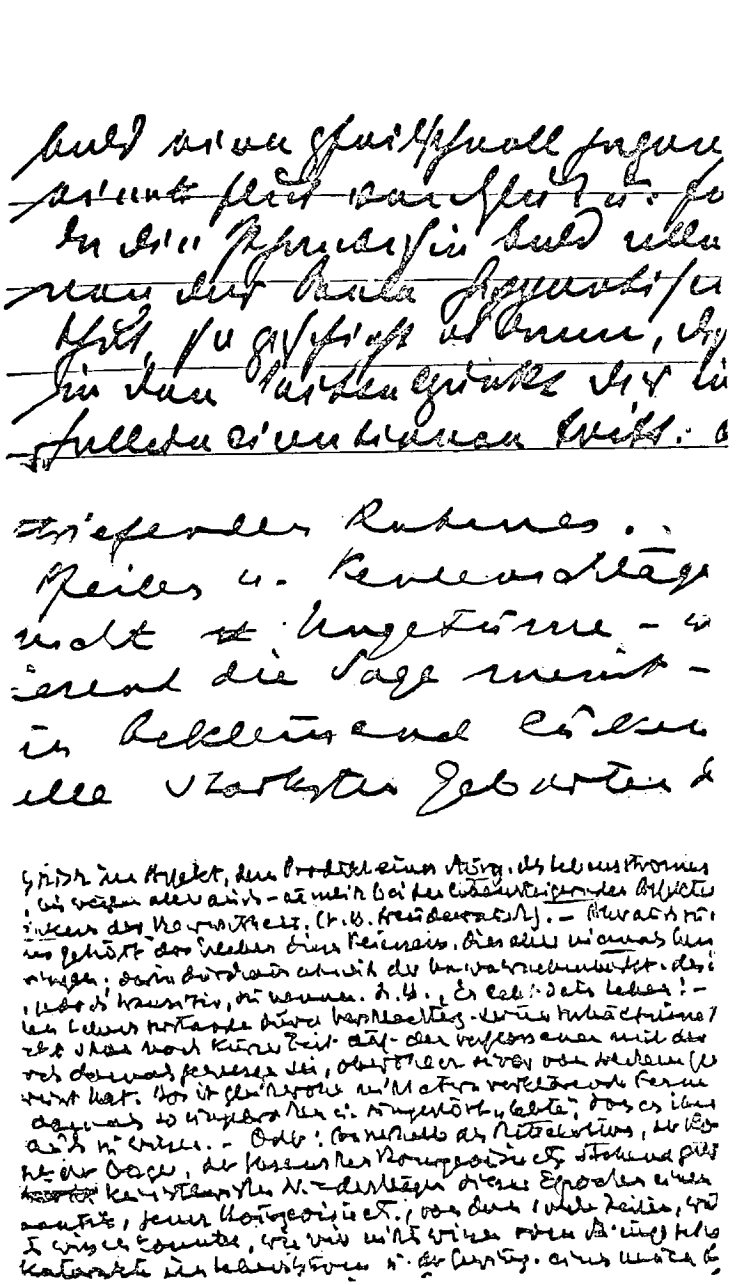
1890—1918

Berichtigung

zu Klages, Rhythmen und Runen, Seite 438:

Im oberen Vers des „Fragments“ ist leider eine Zeilenverschiebung eingetreten. Es muß richtig heißen:

Kolosse flackern höhnender Götterferne —
Wo hinter glühend stürmender Finsternis
In wehenden Lücken drohend die Mitternacht
Mit spiegelnden Häfen blaut und flammenden Kuppeln —
Von dort erstöhnend im Flug der Jahrtausende
Bricht das Murren der Klüfte, zückt der Schrei
Zerschellender Kaskaden. Wolkenhoch
Flattert feuriger Rauch. Um Glut und Schatten
Pfeift und braut es. Ewiges Zwielicht sickert . . .



Schriftproben aus dem 19., 31. und 48. Lebensjahre des Verfassers

FRÜHE AUFZEICHNUNGEN IN VERS UND PROSA

1891—1901

1891

Die Ebene, der Wald in Sturm und Regen —
Ein Meer, das rieselnd sanfte Ufer küßt —
Der Sonne letzte Scheidegluten und
Des Donners grausenvolle Schlachtmusik,
Die haben mich erschaffen. Denn vereint
In *einem* Rahmen zum Gemälde wollten
Sie ihre schöne Schrecklichkeit beschaun.
So seh ich im Busen denn ein Bild,
Das nie der Pinsel schuf noch die Natur,
Das nie das kalte Wort erschöpft: halb Steppe,
Von Wolken überflattert — halb ein Meer,
In das die Sonnenscheibe lodernd taucht —
Fern dunkler Wald, gepeitscht von Sturm und Regen —
Gewitterwolken — und die Abschiedspracht
Der Abendsonne tausendfach gebrochen
Zu Goldkristall in trüben Regentropfen
Und sonderbar vermischt mit Blitzesgrelle.

Um meine stille Klause rauscht die Nacht.
Aus blauer Höhe funkeln goldene Sterne.
Leisschauernd schwankt der Linde Blätterpracht,
Durchtrieft vom Strahlenregen der Laterne.
Fern hängt der blitzende Mond im Weltenraum,
Als trügen ihn die lauen Sommerlüfte —
Umzittert rings von sprühendem Silberschaum.
Und um die Stirne wogt Jasmingedüfte.
Jetzt wächst ein Brausen unterm Firmament.
Feucht schwankt des Windes wollustwarmer Hauch.
Kühl weht es vom Altan. Die Kerze brennt

Zur Neige mir, erlischt — es steigt der Rauch.
Ein lautes Pfeifen hat sich rings ergossen.
Unsicher durch die tanzenden Äste schimmert
Die wehende Laterne. Goldzerflossen
Gleich stäubenden Funken hell die Linde flimmert.
Wie das vorm Aug' sich neigt, bewegt und zittert,
Wie mir der Duft die heiße Stirn umdampft,
Wie's goldig flackernd um die Zweige flittert,
Wie sich mein Busen ineinanderkrampft!
Und lauter schwillt das Brausen in den Zweigen.
Und immer goldener springt die Glut heraus!
Und sie entschleiern, wo sie tief sich neigen,
Mir jetzt ein ulmenüberragtes Haus.
Matt bricht ein Strahl durch dichtverhüllte Scheiben,
Der mir die Straße in sein Innres weist.
Aromgleich laß ich mich im Winde treiben —
Und durch das Fenster schwankt mein trunkner Geist.
Da steht sie, ja, sie ist's! Das ist ihr Zimmer!
Nein, ihre Kammer! Dort die Lagerstätte,
Ein weiches, seidenes Bett, vom Rosaschimmer
Des Lämpchens still in Glut getaucht, als hätte
Ihr Lippenhauch es rosig angeglüht.
Sie geht zur Tür, sie schiebt davor den Riegel;
Sie wendet sich, und wie ihr Bild sie sieht,
Verharrt sie ernsthaft lächelnd vor dem Spiegel.
Wie dieses Auge tief und dunkel leuchtet,
Von Sammetwimpern zärtlich überdacht,
Von mildem Schimmer glänzend angefeuchtet!
In diesem Blicke welche Zaubermacht!
Sie löst ihr Haar. Die braunen Locken fliegen,
Ein dunkelglänzendes Gewirr, hernieder,
Den sanftgeneigten Nacken einzuschmiegen!
Jetzt nestelt sie und öffnet sie das Mieder.
Doch nun — zu Boden huscht ihr ernster Blick.
Wie in Gedanken steht sie tief versunken.
Dann kehrt zum nahen Tischchen sie zurück
Und stöbert zwischen Kärtchen. — Flatternde Funken
Des Lichts, das ihr entgegenscheint, umflittern
Des Nackens Saum, um den das Haar sich legt
In schlanken Wellenlinien, und zittern

Wie lustberauscht, sobald sie sich bewegt.
Bald lächelnd, bald in Schwermut ernster blickend
Liest sie der Kärtchen dies und jenes über —
Mit *langem* Anschaun *eines* nur beglückend.
Durchbohrend zuckt mein heißer Blick hinüber.
Umsonst! Vergebens such' ich mir's zu deuten.
Zu fern von ihr hält mich das Geisterband.
O Gott, ich schrieb's gewiß nicht! Rastlos gleiten
Schon wieder andere durch ihre weiße Hand.
Jetzt lächelnd — halb beglückt, halb wehmutsbang —
Tritt sie dem Spiegel wieder nah und faßt
Mit reizendem Griff der Locken dunklen Strang
Und schürzt ihn kunstvoll. Dann nach kurzer Rast
Verlorenen seligen Anschauns atmet tief
Und voll sie auf. Der Busen wogt umfaltet,
Die Hülle springt, und was verborgen schlief
Wie in dem Blatt die Blüte, das sie spaltet,
Das bricht hervor aus seiner engen Haft,
Wie Brandung schäumend steigt an Felsenklippen;
Das schwillt in wilder, schöner Leidenschaft
Und hämmernd pocht das Herz mir an die Rippen.
Bei allen Göttern — dieses Weib ist schön!
Wie schwellen dieses Busens knospende Wogen,
Wie schaumgescheitelt, ehe sie zergehn,
Noch aber voll und leuchtend hingezogen.
Wie straffgespannt und zart ist diese Haut!
Auch um die Brüste Rosaschimmer flutet,
Als seien sie von innrer Glut durchtaut,
Von Liebessehnsucht wollustvoll durchglutet.
Warum mußt du mit ihrem Anblick kargen,
Das Schönste heiliger Schönheitslust entziehn?
Es unbarmherzig zwängend einzusargen,
Statt sonnenähnlich *allen* zu erblühn?
Statt alle mit dem Feuer zu durchtränken,
Das deiner Formen lockende Pracht beseelt,
Wenn sie den Blick in deinen Reiz versenken,
Der seiner Hülle schattenlos entschält?
Und doch, verbirg's! Verbirg es tief und fest,
Wie man im Heiligtum ein Bild verhängt,
Es nur den höchsten Priester schauen läßt,

Weil Ungeweihte seine Glut versengt!
Sei geizig mit des Reizes goldenem Hort;
Doch *wenn* du gibst, so gib dich *ganz* dahin!
Dann schiebe jede deckende Hülle fort,
Der Schönheit labespendende Priesterin!
Und *einem*, himmlisch strahlendschönes Weib,
Dem einzigen, den du beglückt erkoren,
Dem opfre deine Seele, deinen Leib;
So bleibt dir Leib und Seele unverloren!
Allmächtiger Gott — von diesem Arm umschmiegt
Mit dir dieselbe Lagerstatt zu teilen —
Von deines Lächelns Glutgewalt besiegt
Im Anschaun dieser Lippen zu verweilen —
Aus diesen Augen feuchten Blick zu trinken —
Auf diese Brüste Flammenküsse pressen —
Vom Wollustrausch umlodert zu versinken
Und Welt und Schicksal trunken zu vergessen —
Verfluchter Bann! Dämonen laßt mich frei!
Vergebens schwellen Muskeln mir und Sehnen.
Wahnsinniger, zurück! Es ist vorbei —
Du träumst ja, Narr! Was sollen deine Tränen?
Sie lauscht gespannt empor. Sie horcht, sie hebt
Das schöne Haupt. *Hört* sie den Sturmgesang,
Der mir zerreißend durch die Seele bebt?
Fühlt sie der nahen Flamme heißen Drang?
Mein Gott, sind die Satane gar entkettet,
Die todesschwanger mir im Herzen hausen,
Vom König Hirn in Aschenwust gebettet?
Hör ich's nicht selbst wie Wogenbrandung brausen?
Du Tor! Da draußen durch die Äste rauscht
Und pfeift der Wind in tollen Melodei'n!
Auf *seine* Stimme nur das Mädchen lauscht
Und schauert fröstelnd in sich selbst hinein.
Das braust und ächzt. Leis schwanken die Gardinen.
Das rote Lämpchen flackert, zuckt und raucht.
Ihr holdes Antlitz wechselweis beschienen
Scheint bald entflammt und bald in Nacht getaucht.
Sie neigt sich tiefer. Ihrem Aug' entrollt
Jetzt eine Träne. Heiliger Gott, sie weint!
Doch ihre Tränen werden eitel Gold,

Das sich zum Perlendiadem vereint!
Um ihren weißen Nacken perlt und glimmert
Ein Strahlenband, das immer goldener schwillt.
Und in dem Glanz, der flackernd es umschimmert,
Ertrinkt, zergeht das schöne Mädchenbild. —
Was reißt aus meinen Träumen mich empor?
Ist es der Wind, der durch die Zweige wimmert?
Was schlägt laut donnernd ans erschreckte Ohr,
Daß jäh das reizende Gebild zertrümmert?
Ein Wagen ist's! Der Rosse Hufschlag schallt
Von ferne taktvoll durch die stille Nacht.
Es wächst des Klanges klirrende Gewalt,
Und jetzt am stillen Haus vorüberkracht
Das rollende Gefährt. — Dumpf ächzt der Baum
Und hinter ihm die Blendlaterne weht.
Dann wird es still. — Im öden Weltenraum
Schwankt silbersprudelnd noch der Nachtprophet,
Der blinkende Mond. — Verraucht ist jeder Duft.
Kalt fährt ein Windstoß ins Gemach herein,
Das mich umgähnt wie eine Totengruft. —
Ich zucke schaudernd. Denn ich bin allein.

Trost

Trostlos grau noch über den Dächern
Lagern die fahlen Wolken der Frühe.
Es sucht umsonst der zagende Blick
Den morgenverheißenden Streifen der Bläue.
Und trostlos grau vor dem Blicke der Seele
Liegt mir die Zukunft. Es steigen und wachsen
Gewitterkündende Wolken der Rache.
Ferngrollende Donner mahnen die Seele
An sühneheischende Schuld und es zittert
Verlassen der Mut in der stöhnenden Brust. —
Doch schon zerstäuben die Dämmrungsgespenster;
Denn durch die Wolken lugt neugierbefangen
Zur träumenden Erde der junge Tag.
Die Schläferin schüttelt die schweren Locken

Und besprengt sie mit Tau. Ihr erstrahlendes Auge
Leuchtet dem Werber verheißend entgegen.
Der Windhauch, der Frühe geflügelter Rappe,
Streicht durch die flüsternden Zweige der Bäume
Und kräuselt des Waldsees kristallenen Spiegel.
Und es schwillt und wogt wie Wellengemurmel
In des Waldes geheimnishütender Tiefe.
Schmetternd begrüßt mit melodischen Trillern
Im höchsten Gewipfel der schwankenden Buche
Den Sonnenaufgang die singende Drossel.
Und sie naht, die gewaltige Spenderin des Lebens!
Schon über den Erdrand schießen durchbohrend
Die Scheitelstrahlen und füllen entzündend
Verworrene Nebel mit rosigem Glanz.
Die Wolken zergehn. Auf eiligem Flügel
Trägt sie die Windsbraut pfeifend gen Westen
Und prachtvoll flammend beginnt auf Erden
Der Farben flimmerndes Reigenspiel.
Und sie naht und sie steigt. In flutender Helle
Begräbt sie die Firste, die Luken und Dächer.
Und aus meinen Augen bestaunt die Erde
Der Mutter blendende Strahlenpracht.
Aus meines Herzens schlummernder Tiefe
Lockt sie das Korn von ihrem Wesen,
Sich drin zu spiegeln. Aus meines Herzens
Schlummernder Tiefe steigt nun lodernd
Der göttliche Funke und füllt mein Auge
Mit flackernder Glut an. Lebenswollust
Durchrieselt mir heiß die erwachenden Adern.
Ein Schlachtheer tatendurstiger Kräfte
Durchstürmt mir den Busen und spannt ihn zum Bersten.
Vom Wirbel zur Zehe durchrinnt mich berauschend
Allmachtsempfindung und läßt mich spotten
Der Fesseln des Staubes. Ihr könnt mir nicht rauben
Die Freiheit der Seele! Ein blaues Stück Himmel
Lugt zwischen kohlengeschwärztem Gemäuer
Aus schwindelnder Höh' in den schmutzigsten Keller.
Ein blaues Stück Himmel verleiht die Gewalt mir
Zu ewigem Sieg ...

Am Meere

Da stehst du nun, einsamer Wandrer, auf ragender Düne!
Vor dir das unendliche Meer —
Hinter dir unabsehbar weit
Im Nebel verschwimmend die Steppe.
Und über die See hinpfeift der Wind
Und peitscht die Wellen
Und läßt sie zerschäumen am flachen Gestade.
Und über die See hintreibt er die Wolken.
Und durch den Dampf gleich Flammengeflacker
Zucken die Strahlen der Sonne
Und tanzen über die flimmernden Wellen.
Einsam aber hoch über dem Eiland
Wiegt sich die Möwe. —
Da stehst du, einsamer Wandrer,
Und brütest ob dem Rätsel des Lebens,
Das wie die Woge ewig verrieselt
Und ewig doch bleibt wie das Meer und die Wolken.
Ringsum geheimnisvoll nicken die Halme der Gräser,
Rieseln und pfeifen die Körner des Sandes.
Und wann du hineinblickst in die wogende Öde
Und deine Seele versenkst in den Sturm von Akkorden,
So *schaust du ahnend,*
Was nie ein Geist noch gedacht,
Ein Mund noch ausgesprochen.
Und plötzlich durchfährt ein unsäglicher Schauer
Deine horchende Seele. —

Über ein Menschenalter vielleicht
Wirst du wieder auf diesem Eiland
Stehen und über die Fluten starren.
Und wieder werden die Gräser nicken,
Werden die nämlichen Wogen rauschen —
Und über das Meer und über die Steppe
Werden strahlendurchflackerte Wolken
Unaufhörlich wie heute eilen —
Doch aus dir ist ein Greis geworden,
Mit dem Wunsche die Hoffnung gestorben
Und erloschen in deinem Busen
Das lodernde Feuer der Jugend.

Und abermals über ein Menschenalter
Wird, wann am Herbsttag über die Wasser
Nebel rauchen und die Fluten
Wieder die gleiche Weise rauschen,
Am westumstürmten sandigen Ufer
Stehen ein Jüngling — ein Jüngling wie du!
Und er starrt nieder auf das dämmernde Meer,
Auf die wolkenbeschattete Steppe —
Sieht die Halme geheimnisvoll nicken
Und horcht auf das Surren und Brausen der Brandung —
Und plötzlich durch seine Seele fährt
Ein unaussprechlicher Schauer, gemischt
Aus innigster Wollust und tiefster Wehmut.
Und siehe, er denkt: Vor vielen Jahren
Stand am nämlichen Meeresgestade
An dieser Stelle vielleicht mein Ahn.
Jetzt ruht er lange in kühler Erde. —
Gott sei gelobt! Noch kost' ich das Leben! —
Und schmerzestrunken versinkt sein feuchter
Blick in die grauumschattete Ferne.
Um seine Stirne seufzend streicht
Ein zerwehender Luftzug — das ist dein Geist.

Und so werden Menschenalter dahinfliehn
Und immer neue Geschlechter kommen.
Und gehen und kommen. Und ob du gewaltigste
Taten getan oder Werke des Geistes
Bildend geschaffen — es naht eine Zeit,
Wo das neue Geschlecht deinen Namen vergessen,
Wo die Spur deines Daseins versandet, verweht ist!
Und immer noch werden die Wolken ziehen,
Werden Wogen am Strande singen,
Werden sich Menschen des Meeres freuen.

Und also vergehen Jahrtausende. —
Und einst ist gestorben das Menschengeschlecht.
Die Erde hat überschritten
Den Flammenkulm der Vollendung
Und kreist wie sie kreiste vor Jahresäonen,
Als keinen Menschen die Flur noch gebar. —
Und mitten im weiten, brausenden Meere

Öde und einsam schwimmt eine Insel.
Keine Möwe mehr streicht durch die Dünen;
Aber es rollen wie ehmals die Wogen,
Es nicken wie ehmals so seltsam die Gräser,
Und über die Wasser und über die Steppe
Wie ehmals dampfen dämmrige Wolken,
Und durch die Wolken zucken die Strahlen
Der sinkenden Sonne und übergießen
Schwellende Wellen mit Flackerglut.

Verrieselndes Sandkorn, verrauschende Welle,
Verwehender Lufthauch — das bist du selbst!
Doch es bleiben die Stoffe, die dich gebildet.
Und so bleibst du selbst denn,
Umgestaltet im Meere des Ganzen.
Schau um dich, einsamer Wandrer,
Auf ragender Düne!
Schauernd in unsäglicher Ferne
Verzittert das nebelumdunstete Flachland,
Verzittert das wolkenverdunkelte Meer!
Und doch — dich umrahmt ein magischer Kreis.
Wie hoch du auch aufsteigst, die Welt zu durchspähen —
Dich faßt und hält
Der Horizont.
Und das ist das einzige und das gewisseste,
Was wir wissen vom Rätsel der Welt:
Mag alles sich wiedergestaltend zerfluten —
Nichts kann aufhören zu sein!
Wie hoch deine Seele emporsteigt
Auf Sonnenflügeln des Geistes —
Unentrinnbar umspannt mit eherner Kette
Ihre blauendste Ferne das Weltall!
Wie es ewig war, so ewig bleibt es.
Und es schuf sich zu Symbolen das Meer und die Steppe,
Das Unaussprechlichste bei ihrem Anblick
Schaudernd zu ahnen!

Heißeste Lust und Schauer des Todes
Seltsam vermengt ist lechzendes Leben.
Lechzen aus allem seh' ich die lüsterne Frage.
Doch ich weiß, daß niemals auf einem Sterne

Ein denkendes Wesen Antwort gibt!
Nur in der Beschränkung erwächst das Lebendige.
Unendliches ahnend im Kleinsten zu *schauen*,
Doch nie es *wissen* und *sagen* zu können —
Ist Gift und Würze gottähnlichen Daseins!

So war denn und ist und wird sein in Ewigkeit
Alles Leben ein dunkles Geheimnis,
Eine nie zu lösende ängstliche Frage
Nach seinem eignen, verborgenen Urgrund.
Ist nicht ein mystisches Rätsel
Selbst der Grashalm, wann er zur rechten Stunde
So wundersam nah und verwandt dich annickt,
Daß du erschrickst und zitternd zurückbebst?
Antwort zu geben auf diese Frage
Strebt jedes Lebendige. Doch keines gibt sie.
Denn eben die Neugier nach seines Wesens
Innerstem Kerne ist Einzelleben.
Und wäre gelöst die ewige Frage,
So *wäre* die Welt schon nicht mehr!

Ich sehe die Gräser geheimnisvoll nicken,
Sehe Wolken und Wellen jagen,
Höre das Rauschen und Brausen der Brandung,
Ich fühle ahnend die lösenden Schauer
Und auf der Lippe bange zögernd
Schwebt mir der Laut, der die Weltmacht entschleiert!
Doch ich kann ihn nicht sagen.
Und könnt ich es dennoch und wollte nun sprechen —
So müßte zerbersten der Leib.
Und ehe das Wort noch den Lippen entflohn,
Trüge schon singend über die Fluten
Meine Atome der Sturm. —

Was fruchtet alle Philosophie?
Das Rätsel des Daseins löst sie uns nie.
Am Ende bleibt's allerorten
Ein Spiel mit deutbaren Worten.

Seelenreise

Empor, empor! Die Gondel schwankt — nun steigt
Der Ball der Phantasie mit uns hinauf
In Sphären, die ihr alle längst vergessen,
Weil sie der Qualm der Schlote überschleiert,
Sodaß ihr sie schon unvorhanden wähntet!
Ha, wie die Wolken jagen! Wie der Sturm
Die seidnen Stricke himmlischer Gedanken
Lautkrachend auseinanderzerrt!
Jetzt faßt er vollends uns. In Wolken tauchen
Wir schaudernd ein. Wie's rings von Schattenbildern,
Von grinsenden Gestalten um uns tanzt!
Empor, empor! Noch stecken wir ja tief
Im aschenfarbnen Meer des Unverstands!
Hindurch, hindurch! Schaut hin, die Wolkendecke
Reißt auseinander. Durch die Spalte lugt
Ein blauer Streif des Firmaments herein.
Empor, empor! Ah, welch' entzückender Glanz
Umzuckt, umsprüht, umlodert uns!
Nun blickt hinab: Gleich aufgeschwellten Drachen
Tief unter unsern Sohlen wälzen sich
Des untern Reichs Dämonenscharen —
So teuflisch mißgeformt, daß uns ein Grauen
Vor ihrer schwarzen Ungestalt ergreift!
Nun blickt hinab — und sagt, gefällt's euch *noch*
Absteigend aus der Gondel in der Tiefe
Durchmessenes Gebiet zurückzukehren?
Gefällt's euch *noch*? — Doch höher, immer höher
Reißt uns der pfeilgeschwinde Ball empor
Und immer reinre Ströme weißen Lichts
Umfluten uns. — In einem Ozeane
Von Gluten schwebt das Flammenbild,
Das uns im Geiste lebt, von wo es sich
Entkerkern will. Die lohende Himmelskraft,
Die drunten mit der Masse streitend
Die Formen zeugt und Kreaturen bildet,
Ward stofflos hier zum makellosen Leibe.
Der Geist, der seine Form in uns durchleuchtet,
Hier hat er sie verzehrt, hat sie *verbrannt*

Und steht als blendendes Gebilde da.
Hier scheidet sich unfehlbar, was da gut,
Was böse war. Als Funken Sonnenfeuer
Vermählt das Schöne sich dem Schönheitsbilde,
Das wie aus Flammen ganz gemeißelt scheint.
Doch tief da unten blieb der Erdenstoff,
Das Häßliche zurück! Nicht diese Sphäre
Vermag der irdischen Materie
Dickflüssige Substanz zu tragen. Als
Ein schwarzer Staub hinsinkt sie in den Abgrund!
Doch höher steigt der Ball. Der Feuersockel
Der Harmonie verschwindet unter uns.
Hört ihr durch die ätherischen Lüfte heulen
Den großen Sturm? Er knickt kein Blatt vom Baume,
Wirft keine Trümmer in die Tiefe. Lautlos
Ununterbrochen mit der Schnelligkeit
Des Blitzes streicht er, wie der Kondor fliegt
Auf breiten Schwingen über Schneegebirge.
Hier aber hören wir sein abgrundhohles,
Sein donnertiefes, dumpfiges Gedröhne
Durchs Schmettern irdischer Orkane! Hört
Den *Sturm der Zeit!*
Hoch über unsern Häuptern rauscht er hin
Und mit ihm rauschen die Jahrtausende
Ins weltenweite Grab der Ewigkeit.
Hoch über unsern Häuptern rauscht er hin
Und wird noch rauschen ungeschwächt, wann spät
Das *wieder* gegenwärtige Geschlecht
Von uns nichts mehr und unserm Wollen weiß,
Wann längst verstäubt ist die Erinnerung
An dieses Menschenalter. Wird noch rauschen,
Wann schon den Erdplanet die Sonne speiste —
Wann um das flammenmüde Glutgestirn
Nur irrgelaufener Kometen
Verglühte Schlackenbilder flattern — wann
Der Stern sich zögernd zum Verlöschen neigt
Und rings dieselbe große Öde gähnt,
Die ehmals war, als aus dem Feuerchaos
Der rote Ball der Sonne sich gelöst,
Die Funken durch den Kosmos auszustreun. —

Doch auch aus dieses Donnersturms Bereichen
Entführt uns pfeilgeschwind das Schiff der Luft
Ins kaltdurchwehte finstere Gebiet
Der wundervoll besternten Weltennacht!
Durch lodernde Gestirne schweben wir.
Sehn hier aus Flammen künftige Welten kochen
Und dort im Feuer Welten untergehn.
Nun halten wir. — Ein brennender Äquator
Schlingt sich um uns ein *Kranz von Sternenhimmeln*
Als Horizont. Hellfunkelnd im Zenith
Steht uns der Weltenachse Nordpol, im Nadir
Des Gegenpoles leuchtendes Gestirn:
Wir sind im starren Mittelpunkt der Welt.
Und sieh, an einem Webstuhl spinnend sitzt
Das Unbegriffene, das Unbegreifliche,
Das nieenträtselte Mysterium —
Das Fatum — sitzt und spinnt das Weltgeschick.
Nach einem einzigen geheimnisvollen
Tiefdunklen Weltenplane lenkt's
Des Makrokosmos schimmernde
Blaugähnende Unendlichkeit.
Vor ihm die Weltenuhr. Des Einzelsterns
Letzthöchstes Maß der Dauer ist — Sekunde!
Und rastlos, sieh, am *kleinen* Zifferblatt
Vorrückt der Weltsekundenzeiger!
Rings Totenstille. Nicht der leiseste Laut
Vom Lärm der streitenden Gewalten dringt
In diese schauervolle Einsamkeit —
Kein Hülfeschrei gequälter Menschenseelen —
Kein Donnerlaut zerschmetterter Gestirne!
Doch eisig lächelnd spinnt und spinnt
In grauenvoller Unbeweglichkeit
Das Weltgeschick. Der Zeiger rückt — begräbt
In jeglicher Sekunde tausend Welten —
Und tausend steigen aus dem Feuerchaos
In jeglicher Sekunde wieder auf.

Das ist die oberste Regel der Makrobiotik: Sei mutig, heiter und vorsichtig! Schade nur, diese drei Qualitäten hat man oder man erlangt sie nie.

Der Köter dreht sich toll im Kreise.
Er will die Raben fressen.
Doch da ihm halt die Flügel fehlen,
Bleibt's prahlendes Vermessen.

Wie patscht so täppisch doch der Tropf!
Es kläfft sein Wutgewinsel,
Weil selber er nicht fliegen kann,
Aus Neid der Einfaltspinsel.

Wir Menschen sahn den Vogel auch
Und suchten nicht die Schwingen.
Wir wissen, was hoch oben fliegt,
Her in den Staub zu zwingen.

Statt anzuspornen, hat auch uns
Die Fliegekunst verdrossen.
Der Mordgedanke wird zum Blitz —
Der Vogel liegt zerschossen!

1892

Vier Sonette

I.

Wenn ich dich denke, schweigende Natur,
Wenn sich in mir dein Wunderbild gestaltet,
Ist dann, was mich von außenher durchwaltet,
Die Wehmutswollust mein Verlangen nur,

Zu folgen ganz der dunklen Werdespur
Der Welt, die sich vor meinem Blick entfaltet —
Nur *meine* Sehnsucht, die das Herz mir spaltet? —
Ein Doppeldrang erschuf die Kreatur:

Der eine will ins Unermeßne stäuben,
Der andre sich ins Nichts zusammenballen.
Die Lust, was sie geworden, nicht zu bleiben,
Die läßt die Form der Kreatur zerfallen.
Doch was befreit, will nicht im Sturme treiben
Und sucht die Schranke, um sich festzukrallen.

II.

In mir erinnern dunkel die Atome
Sich ihres traumhaft unbewußten Seins
Im Herz der Blume und des Felsgesteins
Und sehnen sich, gelöst im Lebensstrome

Noch einmal zu verfluten als Arome —
Entwunden ganz der Qual des Sonderscheins
Mit den geheimsten Kräften wesenseins
Zu sprühn im schrankenlosen Weltendome.

Was von der Ätherwelle in mir lebt,
Das möchte sich dem Blau des Himmels mischen.
Der Erdenteil in meiner Seele strebt,
Als Nebelqualm die Fernen zu verwischen.
Und was von reinsten Massen mich durchbebt,
Das will als Flamme in die Sonne zischen.

III.

Aus der Natur kommt meinen Qualgebärden
Der Kräfte umgekehrter Drang entgegen.
In ihr will dämmernd sich die Ahnung regen,
Daß letztes Ziel der Lebensmacht auf Erden,

Gleich mir ein denkend Menschenbild zu werden.
Und unter meinem Blick scheint in dem trägen,
Noch wirren Stoff der Geist sich zu bewegen —
Scheint die Natur von mir beseelt zu werden.

Und was sie will und ahnungslos empfindet,
Wann sie in mir Bewußtseinstraum empfängt —
Der Trieb, den sie in mir aus sich entbindet —

Der Geist, der sie mir gleich zu werden drängt —
Der wirkt in *mir*, daß sich die Lust entzündet,
Die Form zu *lösen*, die den Weltgeist zwängt.

IV.

So zeugt der Stoffe, die in mir gefangen,
Geheime Wollust, sich mir zu entringen
Und jene äußren zeugend zu durchdringen,
Die deshalb sich in mir zu sammeln rangen,

Mein wildes todgesäugtes Allverlangen.
Es will die Menschenform zu Staub zerspringen,
Weil die Atome, Leben zu empfangen,
Nach immer wechselnder Verbindung ringen.

Der gleiche Drang, der Menschen modern macht,
Muß Menschenseelen aus der Asche scheiden.
Denn die Atome treibt die Werdemacht,
Sich wechselweis zu suchen und zu meiden.
Solch steter Schwingung Lebensspiel erwacht
Im Menschengeist als tiefes Sehnsuchtsleiden.

Flieder im Regen

Zur feuchten, nebelatmenden Erde
Neigte der rauchschwer lastende Himmel
Sich liebelechzend tief darnieder.
Leisrauschender Regen rieselt entzückend
Aus schwülem Gewölk. Das satte Laubgrün
Durchsickert melodisch einschläfernde Klangflut. —
Die duftenden Büsche triefen wie trunken
Von fallenden Tropfen. Hörst du, Geliebte,
Das beseligende Sausen hoch über unsern Häuptern
Im Wipfel des Baums, der wie schützende Arme
Gewaltige Äste weithin breitet
Über das dichtverschränkte Gezweig
Der Fliederbüsche, darunter wir ruhen?

Hörst du das sinneberückende Geträufel
In Dächern und Wänden des grünen Palastes,
Der uns dunkel umdämmert? Es schwillt und wächst
Zum lärmenden Geprassel und löst sich nun wieder
Zum murmelnden Liebesgeflüster der Blätter.
Wir hören den Wind, wir hören den Regen —
Hier drinnen ist schwüle, dämmernde Stille.
Kein säuselnder Luftzug, kein störender Strahl
Der Tageshelle durchbricht des Zweigwalls
Niederhangendes Laubgefüge.
Wie Odem der Erde nur strömen süße
Sinnbetäubende Duftarome
Aus verborgenen Kelchen; und hier und dort schon
Durchlugen gleich milden leuchtenden Perlen
Schimmernde Tropfen die Blätterlücken.
Geliebtes Mädchen, o neige zum Kuß mir
Die schwellenden Lippen! Was unsre Seelen
Geheimnisvoll in diesem Momente
Erbeben macht bis in innerste Tiefen,
Entsiegelt kein Wort je... Schmiege dich fester,
Inniger noch, geliebtestes Mädchen,
An meine Brust! Sieh, ob deinem Haupte
Hängt wundervoll blinkend ein zögernder Tropfen,
Bereit schon zu fallen. Mir deucht, Geliebte,
Wenn er dich träfe, so führe der Schauer
Allmächtig zermalmend durch unsrer Herzen
Fiebernden Nerv. Wir müßten zerfluten
Ins ewige All, und mit uns stürzte
In lichtlose Tiefen der Traum des Daseins —
Ertrinkend in Gott.

Durch die weite Kuppel des Himmels
Steuern lautlos gleich riesigen Schiffen
Die grauen Wolken.
Fern über dem Walde liegt ohne Wellen,
Ein stilles, glühendes Meer,
Die Abendröte.
Nebelinseln tauchen verschwommen

Aus diesem Meer von schweigender Glut.
Das ist jenseits des Alls..
Horch, in den Weiden beginnt es zu rauschen.
Es murmeln und flüstern und wispern die Blätter
Und flimmern bewegt vor der leuchtenden Fläche
Des fernen Westens.
In diesem Geräusch ist alles Wesens
Enthülltes Geheimnis. Im Rascheln der Äste
Spricht nun ein Gott aus flammender Ferne.
Beim Rascheln der Äste erweckt er sich selbst
Aus tönenden Tiefen der Menschenseele.
Der Dämon ist wach! Nun erstickt dein Bewußtsein.
Nun trinkt dich der Abgrund des eigenen Wesens.
Und schauernd versinkst du im schäumenden Strudel
Der Glut und des Schalls.

Mein Schicksal

In dieser Nacht
Zerriß vor mir
Ein blendender Blitz
Die Gewitterwolken der Zukunft.
Und dieses sah ich:
Das wird mir geschehn.

Verrollt war der Kanonendonner,
Längst hatte ausgetobt die Schlacht.
Auf einer weiten dunklen Heide
Lag ich allein in tiefer Nacht.

Aus breiter Wunde strömte leise
Des jungen Herzens heißes Blut.
Am Horizont in weiter Ferne
Lag flammende Zerstörungsglut.

Es war kein Schmerz, nur eine Wehmut,
Ganz ungeheuer, riesengroß,
Als so des Lebens Quell erkaltend
Zur feuchtbenetzten Erde floß.

Kein Stern sah aus der schwarzen Höhe,
Zu teilen meine Einsamkeit —
Und lähmend über meine Seele
Ergoß sich Todesmüdigkeit.

So stirbt sich's nun. — Ein kühler Schauer
Schloß mir die Augen beide zu.
Ich sank und trank, mich selbst vergessend,
Aus Lethefluten letzte Ruh.

Doch seltsam: aus den Dunkeltiefen
Des Labyrinths der Seele drang,
Indes ich zu ertrinken drohte,
Ein Geist, der mit dem Tode rang.

Aus lichtlos leerem Abgrund lösten
Sich Wolkenschleier wallend los.
Mich selbst entblies dem Tal der Toten
Des Wirbelsturms Posaunenstoß.

Nun plötzlich barst vor meinen Blicken
Die Schattenschar wie blitzzerzackt —
Und ein entselbstendes Entzücken
Hat mich durchglutend angepackt.

Noch lag ich hart auf weiter Heide,
Unendlich einsam, wund und schwach;
Jedoch im Osten dämmrig lodernd
Erklomm den Horizont der Tag.

Und schlummertrunken aus der Ferne
Fuhr feucht der Wind und schwoll und schwoll —
Drei dunkle Wipfel rauschten schauernd
Und wie im Traum geheimnisvoll.

Durch ihre schwarzen Äste glühte,
Vom Frührot zauberhaft durchsonnt,
Mit blauen Schleiern überhangen
Des Ostens Flammenhorizont.

„So sterb ich *nicht!* In Dämmergluten
Liegt meine Zukunft, mein Geschick!
Daß zu Gewalt'gem mich erkoren
Der Weltgeist, sagt sein Feuerblick.

So werd' ich *leben!* In die Ferne
Taucht meine Seele stoffbefreit.
So werd' ich kämpfend mitgebären
Die Eos einer großen Zeit!

Noch lieg' ich steif und kalt am Boden;
Doch schon durchrieselt eine Flut
Von Wollust diesen kranken Körper,
Von wilder Kraft und Tatenmut.

Ob Wolken wandern, Blitze drohen,
Und ob mein Leib auch siech und schwach:
Der Frühwind wandert durch die Wipfel —
Im Steigen ist mein Schicksalstag!"

Was immer wir vernichten, wir töten damit die Seele der Welt.

Die meisten Menschen leben nur, um nicht zu sterben.

Wir glauben um den Toten zu weinen; in Wahrheit beklagen wir uns, die wir bewußt von ihm getrennt sind.

Was da als Leiche liegt, ist nicht gestorben, denn es war nie lebendig; und was am Individuum lebendig war, ist auch nicht gestorben, denn es lebte seit je und lebt noch. Jede Kraft ist ohne Anfang und wirkt in die Unendlichkeit fort. *Ein* Strom des Lebens durchflutet die verschiedensten Stoffe. Wie er sie schaukelt, so scheinen sie selbst zu leben; was sie wechselnd erfüllt, scheint *in* ihnen zu ruhen; was sie von fernher durchströmt, von ihnen auszugehen. Je breiter das Rinnsal, welches durch sich hindurchzuleiten der Stoff vergönnt, desto höher die Form des mit ihm verknüpft scheinenden Lebens. Auch der Genius ist nur Strombett; aber breiteres, tieferes als der gewöhnlichen Menschen. — Kein Sterblicher kann von sich sagen: ich lebe; sondern nur: von dem, was als Woge den Weiher durchrollt — was als Sturm durch die Bäume rauscht — was die Pflanze quellen und knospen macht — was im Eidotter ein Abbild des brütenden Vogels wirkt — was als flammende Sonne das Firmament durchmißt, lebt auch in mir ein Funke! — Wir sterben, wenn die Leitungsbahn gestört ist, sodaß die Weltessenz nicht mehr einströmen kann.

Wir fühlen uns in *der* Gesellschaft unbehaglich, der gegenüber unser Betragen mit uns selbst in Widerspruch gerät.

Du wächst wie der Schatten eines Körpers, der vor dem Lichte flieht.

Die Kerze flackert. Hoch vom Turm
Dröhnt Mitternacht. — Der Sturm
Durchwühlt die Nacht
Und stöhnt und lacht.
Erschaudere — du bist Atom,
Geschleudert in den brausenden Strom,
Der Zeit um Zeit
Hinwirbelt durch die Ewigkeit!

Es pfeift der Sturm. Am Himmel angstgejagt
Durch weiße Wolken stürzt die Mondesscheibe.
Darüber quirlt der dunkelblaue Dom
Der klaffenden Unendlichkeit. Zuweilen,
Wann heulend der Orkan die wildverknäulten,
Vom Silberlicht durchbrochnen Wolkenmassen
Mit dunkler Wetterfaust im Zorne spaltet,
So scheint's für einen Augenblick, als wehten
Gleich Feuerflocken durch das Firmament
Die Sterne hin. Dann aber weitet sich
Der blaue See, und sieh, die *Wolken* jagen;
Doch starr und unbewegt vom Erdensturm
Spannt über ihnen sterndurchfunkelt sich

Des blauen Himmels Unermeßlichkeit.
Geheimnisvoll und schauderweckend blinken
Aus Schwindelferne groß und kalt und klar
Die goldenen Weltenaugen durch den Wind.
Sie wissen nichts von uns und unsrer Welt.
Sie starren teilnahmlos ins Leere nur. —

Der Sturmwind pfeift, die dunklen Bäume brausen,
Vom Turm verhallend dröhnt die Mitternacht.
Der Sturmwind gellt um schwarze Häuserecken
Und fegt durch leere Gassen stöhnend hin.
Laternen löschen flackernd aus. Doch plötzlich
Herrscht Totenstille. Wie erschöpft versinkt
In finstres Brüten der Orkan. — Du Tor,
Der Sturm *steht still. Wir* aber stürzen brausend
Den bodenlosen Raumesschlund des Alls
Äonenlang mit Sturmeswucht hinab.
Auch wir sind blind und starren teilnahmlos
Mit Sternenaugen in die Weltennacht.
Wie lang noch währt es — und mit Donnerlaut
An einem größren Ball zerscherben wir —
Wie am Gemäuer jener Kirche jammernd
Mit dumpfem Klang der schwarze Sturm zerschellt.

Durch den Alltag der ganzen Menschheitsgeschichte braust einem Maëlstrom gleich die Orgie jenes mänadischen Rausches, in welchem glühendste Lust und heißester Schmerz ineinanderfließen. Die selbstmörderische Wollust in den Ekstasen und Verzückungen der Büßenden und Gottgeweihten aller Völker und Religionen ist vielleicht nur der stärkste Ausdruck desselben Triebes, der noch in den gewöhnlichsten Verrichtungen jedes einzelnen und der Gesellschaft steckt: des Triebes, sich selbst zu vergessen. Was sind sie alle? Arme Menschen, die nach Bewußtlosigkeit ringen! Wesen, die den Gedanken töten wollen, durch den sie Vernunft besitzen, den Gedanken: ich bin. — Was heißt sich freuen? Augenblickliche Unbewußtheit seiner selbst erringen! Was heißt leben und genießen wollen? Es heißt, mit dem Gedanken kämpfen, durch den wir sagen können: wir denken. Wohinaus flüchtet in kontemplativer Entselbstung der Inder? Aus der Welt? Nein, aus dem Gedanken: ich bin! Über was erhebt sich in liebesatter Verzückung der gläubige Christ? Über den Gedanken an sein Vorhandensein! Wer nicht mehr weiß, daß er da ist, für den ist der Tod im Geiste schon überwunden. Wohinein flüchtet sich fatalistisch in den Blutbädern der Schlacht der Mohammedaner? In die Raserei der Selbstvergessenheit! — Sich nicht mehr denken müssen, darum forscht, dichtet und handelt man. Weshalb ist die Langeweile das schlimmste Übel? Weil sie das tausendfältige Echo ist meines Gedankens: ich bin! Vergessen zu dürfen den Gedanken, daß sie denkt, darum taumelt die Menschheit über Gräber hinter dem Scheinziel der Allmacht her. — Es gibt nur zwei Moralsysteme und beide entspringen dem einen Grunde: den Gedanken des Daseins zu überwinden. Das eine sagt: Sauge Wirklichkeit durch alle Poren deines Wesens; fülle dich ganz mit Gedanken über die Dinge, auf daß kein Raum mehr bleibe für den selbstmörderischen Gedanken deines Seins! Denke ihn, wenn du mußt; aber denke zugleich, daß du nicht allein bist, daß viele mit dir sind, einer für den andern! Es ist die Moral des Untertauchens in der Welt der Objekte und Personen. Sie fordert Arbeit und glaubt an Vervollkommnung. — Die andre sagt: Habe den Mut, zu kämpfen mit dem Echo deines Gedankens „ich bin"! Verschmähe die Krücke derer, die sich vor ihm verbergen hinter der Notlüge: ich bin nicht allein! Du bist, wahrlich du bist allein! Denn nur, weil du sagen kannst „ich bin", bist du und ist dein Gedanke, daß du bist. Du aber in deiner Einsamkeit überrede diesen Gedanken, daß er nicht sei! Dein Wesen war Flucht vor ihm. Fliehe diese Flucht! Entwöhne dich ihrer zu immer gewisserer Alleinheit in deiner Einsamkeit, bis du denkend dem Gedanken entronnen bist! Das ist die nihilistische Moral des Buddhismus, die Moral der Weltverfluchung und Lebensunlust. Es ist der Selbstmord des Gedankens.

Oh Rätselabgrund! Aus den Wirbeln des Stoffes läutert sich ein Wesen, in welchem der Stoff sich zu denken Gewalt hat. Das aber ist auch der Wahn dieses Wesens, daß es selbst sei; ist sein Hervorgehen aus den kämpfenden Wirbeln, die den Stoff vor dem Selbstbewußtsein bewahrten. Im Selbstbewußtsein ruht und erstarrt für Momente die Wege des Werdens. Und dieses Erstarren im Gedanken „ich bin" ist zugleich der Drang, es zu enden, indem man sich selbst vergißt. Zur Ruhe geht der Weg des Gedankens, vor der Ruhe fliehen die Gedanken und wandern kämpfend zu dem Ziele ihres Unseins. — Wer denkt das zu Ende?

Allerweltsmoral. — Einer, der nicht klettern kann, rühmt sich, noch nie vom Baume gefallen zu sein.

Wüßten wir alles, was unsre Sinne ergreifen, die Welt wäre aller Rätsel bar. Das aber ist der Weg des Geistes: die Welt der Sinne münzt er um in eine Welt der Begriffe.

Es ist kein andrer Ruhepol
Im Wechselsturm der Körperwelt
Als Menschenwort. Die Mittelachse,
Die, selbst bewegungslos, vom Wandelschwung
Der Firmamente ruhelos umkreist,
Das All von Pol zu Pol durchquert,
Ist das begriffne Sein in Menschenhäuptern.
Zwar schleift an ihm auch noch von Zeit zu Zeit
Der Lebensunrast Fieberhand. Undeutbar fest
Begriffenes jedoch enthebt sich drängend —
Ein Bau, der ewig Torso bleibt — als Wissenschaft
Im Zahlenpanzer dem Gebildechaos.
In unentmischbarer Erstarrung steht
Des Daseins Geistbild einzig. Dauerkern
Im stillstandlosen Sternsturz ist das Wort. —
Du lebst nur wollend. Selbst begreifend willst du.
Des sich bewußten Geistes Ursprungsfrage
Ist Welterkenntnis. Nie befreit sich selbst
Vom ewigen Werdewunsch der Lebensstoff.
Durch Myriaden Tode und Geburten
Stürzt unerschöpft mit seinen Wesensscharen
Das Heer der Sonnenringe. Kein Planet
Verwirklicht je in seinen Höchstgeschöpfen
Des Weltbewußtseins Ruhetraum. Du irrst,
Wenn du noch anderswo ein Bleibendes
Im Universum suchst, als darin, daß
Die Dinge überlebt dein Nachgedanke.

Das Leben ist immer Weltmitte, unsre Theorien aber wollen an die Peripherie. Phantasie ist Glut, Verstand ist Kälte. Die Erde befindet sich im Prozeß der Erkaltung, die Menschheit kommt vom Glauben

zum Wissen. Vielleicht ist grade unsre Konsequenz der Irrtum. Das Leben zieht nie die letzten Konsequenzen. Es ist immer Midgard zwischen Muspelheim und Niflheim. Von der Sonnenwärme leben wir, Wärme über hundert Grad zerstört jeden Organismus. Aber die Kälte des Weltraums ist wieder Tod. In der Polarität nur ist das Dasein endlich.

1893

Was ist begreifen, was ist forschen? Das heißt unberührt über der Sache stehen. Wer vom Wirbel der Schmerzen und Freuden gepackt wird, worin Planeten kreiseln wie Aufgußtierchen, der denkt nicht mehr, der ächzt oder jauchzt. Und wenn so der Wasserfall des Lebens Akkord, Melodie wird, so ist's ein Kunstwerk. — Wer nur noch begreift, wer nennend regelnde Linien zieht durch das Chaos, steht der nicht schon halbtot abseits vom ewigen Strom auf der Klippe der Illusion! Gibt er mir wirklich denkend Aufschluß über das Wesen dieser wechselnden Fülle? Ist dies Wesen vom Stein bis zum Menschen nicht Lust und Leid! Ein Ringen um das Behagen des Gleichgewichts — ein Kampf um die Herrschaft — ein tiefer Allmachtswunsch — ein ungeheures Schmerzentzünden und Schmerzverwinden — eine gewaltige Wollust im Selbstvernichten durchkrampft den Kosmos von Pol zu Pol. Ist denn das noch ein Leben, wenn wir begreifend mit dem Verstande gefesselt zu haben glauben die im Weltzentrum wurzelnden Regungen des Gemütes?!

Der Schmerz ist der ewige Grundton des Weltakkords und die höchste Macht ist die Versöhnung mit der Notwendigkeit des Todes.

Das ist ein dumpfer rätselhafter Tag,
Ein Tag des Bangens vor versargten Gluten,
Die fast unhörbar knisternd am Gebälk
Der Seele nagen. — Klar und streng umrissen
Im Zug des Winterwindes stehn die Häuser
In langer starrer Reih. Kein Flackern knickt
Die toten graden Lichte der Laternen.
Gewölke windzerrissen, die beengend
Zur Erde hangen, zerren schleifend

Noch schwärzre nach, doch so daß man dahinter
Zu spüren glaubt das Branden eines Meers
Aus Purpurflammen. Unbestimmte Dinge
Durchfliehn die Luft in langen Wellenzügen.
Wie in dem leichten Hauch die Äolsharfe,
So klingt von ihrem Schwung das Saitenspiel
Der Seele nach. Vergebens sucht der Geist
Das Unbegreifliche zu fassen..

Schönheit ist nur das Kleid des Glücks. Wo die Freude weilt, ist auch Schönheit, und selbst das Schöne wird häßlich in der Unlust.

Einige führen die Endlichkeit jedes Gebildes als Beweis an gegen die Unendlichkeit der Welt. Aber der Stein *fällt*; die Schwere durchbricht seine Endlichkeit! Jedes Ding ist der Fixationspunkt unendlicher Beziehungen, darum ist es selbst unendlich.

Ihr guten Leute mit Idealen,
Ihr kleinen wackeren Atheisten
Müßt nicht mit eurem Freisinn prahlen
Oder euch gar mit Unglauben brüsten.
Zwischen euch und den frommen Christen
Ist kein sehr großer Unterschied. —
Ungläubig waren die echten Buddhisten.
Vom Unglauben ein zuckend Licht
Nur selten graß erhellend bricht
In ein tief tastendes Gemüt.
Ungläubige Gedanken quälen
Nur einsam grüblerische Seelen.

Selbstvergessenheit will der Mensch auch in der Arbeit, wie er Selbstvergessenheit will im Rausch oder Sinnentaumel. Die uns am meisten zusagende Tätigkeit ist stets diejenige, welche uns am völligsten hinnimmt. Darnach wähle jeder seinen Beruf.

Das Weib lebt mehr im Sein, der Mann mehr im Bewußtsein. Dem Weib gehört die Gegenwart, dem Manne die Zukunft oder Vergangen-

heit. — Der männlichen Logik entspricht das weibliche Taktgefühl. — Der Mann strebt, das Weib lebt. — Der Mann ist Zentrifugalkraft, das Weib die Schwere. — Das Weib ist kurzsichtig für die Ferne, der Mann für die Nähe. — Der Mann sieht immer *Ziele*, also etwas nur in der Abstraktion Vorhandenes; das Weib erst lehrt ihn die Freude am *Wirklichen*.

In eine ungeheure Einsamkeit
Sind wir aus Nirgendheim hineingeschneit —
In einem jeden aber wohnt sein Gott.
Mir muß die Welt gebändigt unterliegen,
Hilfst du mir nur die Einsamkeit besiegen.
Und darum bitt' ich dich, o du mein Gott!

Aus solchen Werken, die echte Schaffenskraft ohne Nebenabsichten hervorbrachte, spricht uns gedämpft und vergeistigt die gleiche Elementarmacht an, deren bewußtloses Wirken wir bewundern im Sturz des Wasserfalls, im Wehen des Windes oder im Rollen des Donners, und es verschwindet dahinter der Geist eines menschlichen Mächers.

Du mußt an vielen Dingen kleben,
Um ihr Bestehen bangen und beben.
Halte sie fest vor deinen Blicken;
Sie müssen den Abgrund dir entrücken,
Darin du versänkst, sobald du ihn sähst.

1896

Dein Lachen lügt. Durch deines Himmels Bläue
Starrt eine ferne Dunkelheit.
Der Glanz in deinen Augen will verlöschen.
Der Ritter Tod tappt dröhnend schon.

Traum eines Gottes war mir einst die Welt,
Ein Dämmern nur mit seinem Licht der Tag,
Ein Brüten über den verworrnen Tiefen.
Und in Gelassenheit dem Träumenden

Vorüberschwankte schattenhaftes Leben:
Die Erde mit den dunklen Fichtenwäldern,
Der Sternenhimmel Zug, an den Kreuzwegen
Die Weiser stumm ins Ungewisse deutend —
Und auf den nimmerendenden, den Straßen,
Der Menschen ziellos schöne Wanderschaft.
Traum eines Gottes war mir einst die Welt..

Welten versanken. Die Sonne
Verglomm in der Tiefe des Meers.
Die westlichen Feuer drohen
Sturmahnend in steigende Nacht.

Du glaubtest dem Leben und zitterst.
Zu spät! Schon schreitet der Tod.
Verklingen im Wehen des Donners
Wird deiner Klage Gesang.

Vom Schaffenden

Die Begeisterung. — Die schöpferischen Naturen kennzeichnet die tiefe Liebe zum Leben. Aus ihr fließt die Begeisterung, das ist die Kraft zur Selbstaufopferung, zur Auflösung in den Gegenstand der Bewunderung. Glaube und Anbetung sind in der Seele des Schaffenden...

Solche Liebe gleicht der herbstlichen Sonne, welche, kraftlos zu erwärmen, den Rausch der Farben auf sterbende Wälder legt. Mit kühlen Strahlen greift sie über die Welt. Nichts ist ihr unwürdig und zu gering. Sie ist jenseits vom Wert der Dinge und der Meinung der Menschen. Sie durchlichtet die Nacht des Verneinens. Sie kann die Qualen nicht lösen, die zum Leben gehören, aber auch über Qualen und Trümmer gießt sie die Klarheit ihres Tages aus. In ihrem Schimmer erblüht ein Lächeln auf den Lippen des Sterbenden. Sie vergoldet Mienen, die der Schmerz verzerrte, und flicht Klagen und Seufzer in den Rhythmus ihres Lichtgesanges.

Der Ehrgeiz. — Der Schaffende kennt den Neid nicht. Sein Selbstgefühl schwankt zwischen den beiden Polen: Größe und Verzweiflung. Das Werk schwebt ihm vor als ein Ungeheures, Höchstes,

das nur einmal, nur durch ihn entstehen kann. Er nimmt sich als eine Bestimmung, als eine neue Offenbarung des Unergründlichen. Das Ungemeine ist einzig und ohnegleichen. Nur weil er dem Werke es zum Opfer bringt, hat das Leben ihm Wert. Das ist sein Ehrgeiz: der um des Werkes willen. In der Verteidigung seines Ruhmes ist etwas von der heldenhaften Liebe der Mutter zu ihrem Kinde. Ehe man ihm diese Größe streitig macht, ist er bereit, die Werte der Menge umzukehren und in schroffer Abgeschlossenheit auf der Notwendigkeit seiner Natur zu beharren. So mag er der Anerkennung entbehren, wenn auch vielleicht mit jenem Zucken der Lippe, in welchem Schmerz und Überwindung streiten. — Vermöchte ihn aber jemand in der Weise seines Schaffens zu übertreffen, so wäre damit die Flugkraft seines Wollens zerschnitten. Er würde als erster sein Werk zertrümmern und das ihm würdelose Leben enden.

Es ist ein gar weiter Abstand zwischen dem Ehrgeiz des Schaffens und der Tätigkeit aus Ehrgeiz. Dennoch hört man nicht auf, die beiden zu verwechseln, und ist verwundert, daß der Schaffende nur den Hohn der tiefsten Verachtung hat für den Stachel der Geltungssucht, unter dem er die Wettbewerbe im Leben des Tages entbrennen sieht. Nüchterne, welche nie den Schauer der Begeisterung empfanden, können aus solchem Antrieb das Tüchtige leisten und sich die Meinung der Mehrzahl unterwerfen. Darf man es manchem Meister verargen, wenn er über dem Werke die, für welche er es schuf, zu vergessen bemüht ist?

Die Beschränkung. — Ohne eine glückliche Blindheit für die Vielheit der Ziele ist noch kein Schaffender gewesen. Fremd ist ihm die zitternde, hungrige Reizbarkeit, welche auf alles horchen und Antwort geben muß. Ihr zersplitternder und widerspruchsvoller Reichtum erlaubt solchen allseitig empfänglichen Naturen nicht die zusammenfassende Hinwendung auf das Eine und verbietet den Unterstrom von Leidenschaft. Bislang — so erscheint es — ist die Hervorbringung des Bedeutenden geknüpft an die dauernde Eingenommenheit einer Seele von dem Gegenstande ihrer Bestrebungen. Mag die Bewegung auf das universelle Begreifen, mag sie auf das künstlerische Schaffen, auf kriegerische Großtaten oder auf sonst irgendein Gestalten gerichtet sein — wir können uns ihre das Große schaffende Kraft nicht losgetrennt denken von einer gleichsam selbstmörderischen Energie des ihrem Schaffen zugewendeten Wollens. Es gab noch keinen Genius, von dem man sagen darf: er hat das Gewaltige geleistet, aber er hätte es auch unterlassen können. Von einer Vor-

stellung, einem Streben ganz erfüllt und mit dem unerschütterlichen Glauben an den beziehungslos hohen Wert des Erstrebten wandelt der Schaffende seinen Weg. Den Menschen des Zögerns und Zweifelns, der sich gern für den Philosophen hält, mag dieses Schauspiel immerhin mit Grauen und Bewunderung erfüllen.

Das Handwerkliche. — In welcher Tätigkeit immer ein Schaffender sich entfaltet: sie hat ihre handwerkliche Seite. Gewisse im Grunde schöpferische Naturen von allzu hastiger Begeisterung sind stets geneigt, diese zu mißachten. Ihr Sinn, zwischen allen Gipfeln heimisch, aber ohne die zähe Geduld der echten Bildnerlust, schwelgt in den großartigsten Entwürfen und kümmert sich wenig um die Schwierigkeit der Mittel. Deshalb müssen sie an der Ausführung scheitern. So bleiben sie auf einer Vorstufe stehen: als die Erfasser und Verehrer alles Großen, als die Menschen der tiefen Einsicht und der wesentlichen Worte, welche wohl die Richtung weisen, aber nicht das führende Werk gestalten können. — Umgekehrt verliert dieser oder jener über der Beschäftigung mit den Mitteln den Zweck aus dem Auge. Das rein Formale, um das er sich anfänglich in Hinsicht auf die Verwirklichung des erregenden Inhalts bewarb, gewinnt ihm an Selbständigkeit und Achtbarkeit in dem Maße, als er sich der Meisterschaft darin nähert. Das leidenschaftliche Innere, das er darzustellen rang, zergeht ihm zuletzt völlig in der Freude am Spiel mit dem Äußeren. Dies entspringt aus einer gewissen Trägheit des Geistes und aus der Macht des unmittelbar Sinnlichen. Den Meister unterscheidet es, daß er die Glut ewiger Jugend aus aller Peinlichkeit handwerklichen Bemühens unvermindert davonträgt.

1898

Vom Dichter. — Man irrt sich über den Dichter, wenn man das Wesentliche in der Gefühlstiefe oder Leidenschaftlichkeit erblickt. Wer immer einen Funken poetischen Geistes in sich spürt, prüfe sich selbst: was ihn von Jugend auf bewegte, war das Wort, das Wort als Ausdruck des Verhältnisses seiner Seele zum Bilde der Welt.

Als unsre Gefühle am stärksten waren, war unsre Rede noch unfrei und gebunden. Nun, da wir kühnere Worte denken, sank schon die Woge des Gefühls hinab.

Die Wurzeln meines Wesens reichen in diluviale Vorzeit. Es ist ein Mitfühlen mit den fernsten und totesten Entwicklungsstufen, mit dem Urbasalt, dem Meere, den Wolken und Stürmen. Es ist Trauer und bisweilen unendliche Sehnsucht nach der Lichtwelt der Menschen.

Auf der Höhe seines Lebensgefühls ist der Mensch unverwundbar. In den Augenblicken höchster Gewißheit des Seins sind wir stärker als äußerliche Schicksale. Niemand und nichts vermöchte uns zu töten.

1899

Schneebeladener Wald. — Welche Verschiedenheit der Bäume, welche unerschöpfliche Neuheit in der Verteilung der Zweigmassen, in der Ausführung der einzelnen Äste! Welche Vielfältigkeit der Kombinationen und dabei welche Folgerichtigkeit in der Durchführung! Wenn wir alles zusammentragen, was menschlicher Geist an tiefen Worten und schönen Formen ersonnen hat, der einzelne müßte weniger beschämt stehen als hier vor den unermeßlichen Erfindungen der bewußtlosen Natur. Die Werke aller Völker und Zeiten zusammengenommen bleiben weit zurück hinter dem inneren Reichtum dieses einen winterlichen Waldes. Und doch ist es nur der Wald einer nordischen Zone aus einer schon herbstlichen Jahreszeit der Erde. Hier waltet nicht die verschwenderische Wildheit der Tropen; und diese wiederum ist Bettlerarmut verglichen mit den unsäglichen Überflüssen der Floren früherer Erdepochen. Zu welchen Entfaltungen müßte der menschliche Geist noch kommen, wollte er alles das bewußt vollziehen, was in der Vorgeschichte der unbewußten Natur an Trieben und Träumen vorbereitet ist!

Weltnacht

Hohler Wind geht von den Sternen herab und Lichter wehen aus den Gewölben des Himmels. Die Gelände kreisen. Aus den Tiefen der Erde wittert Geruch in die gewaltige Nacht. In Schlaf und Tod versinken die Wesen und ihre Seelen zucken wie Lampen am Gestade. Aber die Firmamente erdröhnen, die kein Ohr mehr vernimmt, erdröhnen im Taumel ihrer Lüste.

Das wesentlichste Wissen kann nicht bewiesen werden.

Dichterische Sprache. — Große Dichter sind immer auch Sprachschöpfer. Sie entdecken verloren gegangene Stimmungen in den Worten wieder und fügen ihnen neue Elemente hinzu. Ihnen ist der Laut nicht nur ein überliefertes Zeichen für einen Begriff, sondern er lebt ihnen noch. Sie empfinden, wenigstens in ihrer Muttersprache, etwas von den Bewegungen der Seele mit, durch die er entstand und allmählich gemodelt ward. Der deutliche Sinn der Worte ist ihnen nur eine Seite dessen, was sie vernehmen. Sie horchen tief in die Laute hinein, Vorzeitschauer wehen sie an und werden in ihrer Sprache wieder lebendig. — Tiefe und Rauschfähigkeit eines Volkes entnehmen wir allein schon aus seiner Sprache. Die der Griechen beweist die dionysische Natur dieses Volkes. Nur aber durch dichterischen Gebrauch behält sie ihr ursprüngliches Leben. Das alltägliche wie gelehrte Bewußtsein ist stets an der Arbeit, sie ihres Gehaltes zu berauben und die Worte zu bloßen Zeichen begrifflicher Mitteilung herabzudrücken. Nur im dichterischen Gebrauch behalten sie Seele.

Was uns je mit tiefster Lust erfüllte, tat es durch das Medium dunkler Jugenderinnerungen.

Manches muß Traum bleiben, nicht alles darf aus ihm in eine festere Wirklichkeit eintreten wollen. Tatsächlichkeit gewinnend würde es seinen höchsten Reiz einbüßen, der darin beschlossen liegt, Seele zu sein und an keiner Schranke der Dinglichkeit zeitlich zu werden.

Zwischenbemerkung des Herausgebers. — Aus dem Suchen und Ringen des Gedankens klärt sich in den folgenden Aufzeichnungen die erste Entdeckung, die sämtlichen Ausführungen der Bücher „Heidnische Feuerzeichen" und „Aus der Werkstatt" unausgesprochen zugrunde liegt. Da grade diese Bemerkungen nur eben anzudeuten pflegen, was zur Orientierung des Verfassers hinreichend schien, so sei es erlaubt, hier eine Skizze der neuen Einsicht vorauszuschicken. — Es gibt zwei Bewußtseinszustände: den schauenden und den denkenden. In beiden kommen alle sprachlich bezeichenbaren Gefühle vor, aber hier als bloße Weisen des Funktionierens, dort um eine Dimension reicher, nämlich als erfüllt vom unzerlegbaren Element des Lebens. Zorn, Furcht, Freude, Bangen, Begeisterung usw. sind einmal unterschiedlich geartete Ichfunktionen, das anderemal Wallungen des Substanziellen, wenn auch innerhalb der Grenzen des Ichs. Mehr oder minder schon seit den Tagen der Griechen, ganz besonders aber seit Beginn der Neuzeit hat es dagegen die Philosophie nicht sowohl mit dem Innenleben als vielmehr mit dessen Wirkungen im Ich zu tun, die sie beschreibt nach dem Muster der Denkprozesse, und unterliegt der Tendenz, aus tatsächlicher Blindheit für seine Substanzen das Leben umzudeuten in ein Funktionieren des Logos. — Gegen diese Tendenz eine Gegenwoge, jedoch unbewußt, war die Philosophie der Romantik; die erste eigentliche Kriegserklärung aber Nietzsches „Geburt der Tragödie", die, jeder Logoslehre abgekehrt, vom Leben den rauscherzeugenden Gehalt erkannte und seinen unvergänglichen Ausdruck im orgiastischen Kult des Dionysos. Was aber Nietzsche noch nicht zur Klarheit brachte und was nun hier offenbar zu werden die Bestimmung hat, ist der Umstand, daß jener Rausch, womit die Elemente das Tagesbewußtsein bestürmen, nicht etwa verstanden werden dürfe als ein graduell oder stufenhaft gesteigertes Fühlen, sondern daß er vielmehr von allem Fühlen, ja vom Innenleben überhaupt der substanzielle Kern sei, sofern er sich kundgibt in der Sprengung des Ichs. — Diese Einsicht eröffnet den Weg zu einer neuen Philosophie, die der Gefahr entronnen ist, Substanzen und Funktionen zu verwechseln, und solcherart allererst die Mittel hat zur Erforschung der Charaktere des Lebens und ihrer Umbildungen n den Schranken des Logos.

Über Substanz und Ichfunktion

Man muß unterscheiden von den Denkgefühlen die Instinktgefühle, die im Bildwerden der Seele erglühen.

Daß es für uns zwei Wirklichkeiten gibt, eine des gewöhnlichen Bewußtseins und eine der Seele, dies ist der gedankliche Ausdruck jener Zerklüftung des inneren Seins, die mit Platon und Christus in die Welt des Lebens einzog.

„Gemütshaftigkeit" ist die bildunfähige Sehnsucht zum Bilde.

Im urteilenden Bewußtsein — heiße es Verstand oder Gefühl — stellt sich das Leben als in einem ihm fremden und unter gewissen Bedingungen ablösbaren Medium dar. Jede Form nun kann Gegenstand einer toten und bildleeren Erregung werden; und es gehört zu den letzten Feinheiten seelischer Kennerschaft, die Form als Haut zu unterscheiden von der Form als Kleid. In jenem Sinne — dem ursprünglichen und wahren — ist sie Form der Substanz des Lebens und daher sein Erkennungszeichen.

In allen Dingen, auch den sogenannt toten, ist der Feuerstoff (auch Essenz genannt). Essend, trinkend und atmend nehmen wir ihn fortwährend in uns auf. Um aber wirken zu können, muß er in uns ausgeschieden werden, und das will sagen die Kraft gewinnen zur Durchglühung des Bewußtseins. Das allein macht, metaphysisch angesehen, das Wesen des Menschen aus, ob und wieweit er zur Befreiung des schöpferischen Eros befähigt sei. Physiognomisch tritt das an jedem Quellgeist zutage als „Fluidum", „Nimbus" oder „Aura" seiner Erscheinung, beschreiben und zergliedern aber läßt es sich nicht. Dagegen kennen wir zweifellos sowohl fördernde als hemmende Bedingungen. — Wenn auch der schöpferisch Beanlagte die Gnade der Stunde und den „erleuchteten Augenblick" erwarten muß, so weiß er nur zu wohl um jene widrigen Mächte, die dem Feuerelement den Zutritt ins Bewußtsein verwehren. Dahin gehören unter anderem trübe Geschicke, Depressionen, abstumpfende Berufsgeschäfte, dahin gehört zumal der Zwang zum Erwerb und, allgemein gesprochen, jede Betätigung, die das Bewußtsein der persönlichen Existenz verschärft. Von diesem Gesichtspunkt aus scheiden sich auch die Affekte in negative und positive. So verfestigen uns gleichsam im Gefühl der Vereinzelung Neid, Ehrgeiz, Haß, Eitelkeit, Eifersucht, Hochmut, Mißgunst; so lösen uns umgekehrt und geben uns der tragenden Flut zurück Liebe, Bewunderung, Verehrung, Sehnsucht, Begeisterung. Niemals zwar in den Affekten und Gefühlen als solchen liegt die Lebenssubstanz; sondern sie verhält sich zu ihnen wie sich zu einer Reihe unterschiedlicher Stoffe dieses verhält, daß sie sämtlich glühend werden. Aber während die negativen Affekte unser Bewußtsein gleichsam erkälten, sind die positiven der eigentliche Brennstoff des orgiastischen Funkens. Abstrakter gesprochen haben sie mit der mystischen Dimension des Lebens gemein das Sichhingeben, Verfließen, Schwärmen, und so drängen sie gegen das Gefühl der Personalität und schmelzen den Ichgedanken. Der Wirksamkeit dieser Affekte analog ist für die Charaktere diejenige der zugehörigen Anlagen und das gleiche gilt endlich für ganze Zeitperioden. In solchen des Merkantilismus z. B. bleibt dem Feuerstoff der Zugang zum Bewußtsein der Menschheit verschlossen: unfruchtbar als bloße Materien durchrollen die Ströme der Welt einen Organismus, der verhärtet in „Selbsterhaltung" den Anschluß verlor an ihr ewig sich wiedergebärendes Feuer. — Mehr oder minder endlich steht jedes Einzelleben im Zeichen des tragischen Unterganges. Nichts nämlich gleicht an Bereitschaft des Erglühens der jünglingshaften Übergangszeit aus der Kindheit ins sogenannt reife Alter. Wie in ihr allein der volle Eros lebt, so auch setzt sie das Bewußtsein in solche Flammen, daß dagegen gehalten alle spätere Betriebsamkeit des Geistes zu einem frostigen Wehen verblaßt. An die Stelle wollüstigen Überquellens und schauender Trunkenheit pflegt selbst in begnadeten Naturen mit zunehmendem Alter das zuletzt sich umsonst verbrandende, weil immer draußen bleibende Denken zu treten.

Bar der Lebensfülle und unfähig zur Glückseligkeit wird der Wille zum nackten Selbsterhaltungstrieb und zum Kult des Persönlichen. Die von den speisenden Strömen „abgeschiedene" Seele, die doch noch leben will, sinnt nur auf eines: wie sie andre Seelen verstümmle oder breche, wie sie Herrschaft ausübe und das Überschäumende knechte. Ihre einzige Art, am Leben teilzuhaben, ist das leere Überlegenheitsgefühl. Jedes sich bekennende Genießen verletzt mit tödlichen Schlägen ihr Bewußtsein der eigenen Ohnmacht. Sie ist voll von Rachsucht und „schwärenden Giften".

1900

In jeder Liebe ist eine männliche und eine weibliche Hälfte: ein überquellend Schenkendes und ein selig Empfangendes. Die Seele, die sich verströmen muß, sucht immer nach der dankbar empfängnisbereiten, die Sonne nach dem Planeten, der Planet nach einer Sonne. Tiefste gegenseitige Fesselung, wenn das glühend Verschenkende auf ein glühend Einsaugendes trifft, das nun unter seinen Strömen selbstleuchtend wird. Das Sichverschenkende kennt Inbrunst der Erniedrigung: dennoch herrscht es. Von ihm geht das Licht aus, in seinem Glanze strahlt die Welt, in ihm ist die Seele, die beseelen will. Überfließend in das erglühende Gefäß geht sie in Hingebung unter, aber strahlender ersteht sie wieder. Jeder Untergang ist ihr ein neuer Sieg. Vermöge einer natürlichen Anziehung versammelt sie um sich den Kreis der Wesen, die sie lieben und verehren: sonnenhafte und planetarische Menschen.

Bis in die Begriffe hinein das Leben auszugießen, dies ist die Aufgabe der Philosophie.

Zwischenbemerkung des Herausgebers. — Noch andeutender sind die Aufzeichnungen über die zweite Entdeckung, die den Gehalt der ersten vollendet, daher sie hier abermals mit wenigen Linien skizziert sei. — Das elementare Leben bildet einen einzigen raumzeitlichen Zusammenhang, polarisiert in σῶμα und ψυχή (mikrokosmisch als Zelle, makrokosmisch als All). In ihn brach zu einer bestimmten Frist — auf der Erde mit dem Beginn des geschichtlichen Menschen — zerspaltend und zerstörend ein das außerraumzeitliche (oder transmundane) Prinzip des Geistes. Nun λόγος oder νοῦς genannt, hat er die Aufgabe und Funktion, σῶμα und ψυχή zu trennen, d. h. den Leib zu entseelen, die Seele zu entleiben und dadurch beide zu töten. Der Prozeß des Kampfes zwischen ihm und der lebenden Zelle ist der Sinn der „Weltgeschichte". Je nachdem er dabei verbündet erscheint das einemal mit dem σῶμα, das andremal mit der ψυχή, waltet periodisch vor das materielle Ich mit seiner auf Weltherrschaft, Zwecke und Zukunft gerichteten Seelenfeindlichkeit oder das spirituelle Ich mit dem körperfeindlichen Zug nach Weltüberwindung, Askese und Jenseits. Die Einteilung der geschichtlichen Epochen an der Hand dieses Gedankens ergibt sich von selbst.

Über Substanz und Ichfunktion

Substanzlos ist jedes innere Tun, das auf die Verwirklichung von Zwecken zielt.

Alle Willkürgefühle sind Funktionsgefühle. Willkür ist nichts andres als das Grundgefühl des Einzelseins, des Subjekts, dem eine Welt der Objekte gegenübersteht; oder Willkür ist das Wirkungsgefühl des Ichs. Einunderselbe innere Vorgang erzeugt den Gegenstand und die Ichheit.

Das Wollen hat biologisch zur Voraussetzung das Dasein eines Hemmenden im Strom der Seele.

Bisweilen ist das Wollen nur Mittel zur Beseitigung dessen, was vom Rausche trennt. Auch der dionysische Mensch hat seine Zeiten des Wollens, auch er kann Politiker, Techniker oder Forscher sein. Der Abendländer wirft Welten in Trümmer und baut neue durch Jahrhunderte stöhnender Mühsal. Er zwingt als ein Wollender das Seelenjenseits, die Welt der Gegenstände, unter die Botmäßigkeit seiner Instinkte. Er arbeitet jahrelang um des Augenblicks willen seines

brennenden Unterganges. — Aber es kann auch das Wollen Selbstzweck sein, und dann ist es die Lebendigkeit der substanzlosen Funktion.

Wollen in jeder Form ist als solches Gehalt der Materie.* Seine kümmerliche Freude heißt Siegesfreude, sein wesenloser Schmerz Gefühl der Niederlage. Es ist der geistige Widerschein einer Wachstumshemmung. Das vom Wollen Erreichte, das Fertige, sinkt augenblicklich unter. Jene ungeteilte, im Leben aufgelöste Reife des Geistes, die wir nur noch auf der Stufe seiner Kindlichkeit nacherleben, kennt allein nächste Zwecke, unmittelbare Befriedigung. Hier bleibt Wollen eine Form des Wachsens. Zwar verändern sich unter tätigen Händen die Dinge, aber kein Zweck, kein Plan, keine „Idee" geht ihrer Verwirklichung voraus. Leise und rauschlos tritt die Seele aus ihrer Ewigkeit in die Zeit hinüber. Werke fallen wie reife Früchte von Bäumen, die nicht um Zukunft wissen und Jahreszeit und zur selben Stunde Knospen, Blätter und Blüten tragen. Wollend wird erst, wen von der Ewigkeit des „goldenen Zeitalters" abscheidet die Bewußtheit. Was ihm zu sein versagt ward, das trachtet er nun zu bilden. Die Welt der Dinge, welche ihm tot sind, soll in den Farben des verlorenen Gartens leuchten. Er sieht die Substanz neben sich und umso mehr, je weniger er ihrer noch teilhaft ist. Mit dem Maße seiner Entfremdung wächst die Vehemenz seines Wollens, die Tyrannei oberster Zwecke: das Jenseits.

Über die Spaltung der Substanz

Von der Einheit der lebendigen Substanz führt über viele unterscheidbare Stufen der Weg zur Zweiheit eines Diesseits und Jenseits der Seele und weiter zum transzendentalen oder zum materiellen Ich. Nur im Zwischenreich der Zweiheit, im Reich des schöpferischen Idealismus, ist Rausch.

---

* F. d. H. — Das Wort Materie ist hier und auch sonst in den Aufzeichnungen aus der Zeit des Überganges vom Suchen zum Finden in einer Bedeutung gebraucht, die später vom Verfasser fallen gelassen wurde. Richtig müßte es lauten: Wollen in jeder Form ist als solches Gehalt des vergegenständlichenden und zumal auf Dinge bezogenen Denkens. — Im Hauptwerk des Verfassers findet man dargelegt, daß der Dingbegriff durchaus nicht zusammenfällt mit dem Begriff der Materie.

Das ist die Schmerzlinie in den Zügen aller Schaffenden und Täter, daß sie die ewig Zerbrochenen sind, die unselig Wissenden. Das ist die Verzweiflung unter dem Glanz ihrer Taten, daß sie die goldene Kindheit der Seele dem Werke, diesem Schatten des Lebens, zum Opfer brachten. „Sentimentalität" ist die Sehnsucht nach Rückkehr in das unwiederbringlich Verlorene: in die Einheit des Seins. Das von der mütterlichen Scholle gelöste Einzelwesen steht mit zehrendem Fieber vor dem Rätsel der Pflanze. Glutströme ergießen sich formschaffend in die Materie, Leben stirbt im Ich, Sein im Wissen des Seins: Werk verbraucht seinen Meister. Jeder Schaffende, wie er ein Schaffender wächst, hört mehr und mehr zu leben auf. Einem Dämon gleich bemächtigt sich ein Wollen seines ganzen Wesens, nagender Brand frißt unter jeder Stille des Lebens und heimlich stiehlt es sich hinein in das zerbrechliche Glück aller trunkenen Augenblicke. Küssend und jauchzend kann er nie ganz mehr aufhören, an das Eine zu denken. Kalt und gebieterisch strebt die „Idee", die ihn zerbricht, aus seinem Tun zur Wirklichkeit. Qualvoll windet sich sterbende Seele in der eisigen Helle nie schlafender Betrachtung.

Die im Erleben zwischen Sein und Betrachtung geteilte Seele knüpft denkend das Gewebe der Begriffsfäden an den unsagbaren Einheitspunkt von Seele und Leib. So schafft sie geistig nach den im Organismus bewußtlos verwirklichten Zusammenhang aller Teile durch das auch im Teil ungeteilt und unteilbar lebende Leben des Ganzen.

So unterscheidet sich die Wirklichkeit des geteilten von der des wieder sphärisch gewordenen Menschen: jenem ist es die draußen befindliche Welt der Dinge, diesem die Welt der Bilder, die aus dem eigenen Innern tauchen. In diese kann ein Strom von Phantasmen führen, aber er ist nicht mit ihr einunddasselbe. Denn Bilder sind umweht von Schauern zwingender Wirklichkeit, die den Phantasmen fehlen. Im allgemeinen werden sie nicht halluzinativ erlebt, sondern bald wie Durchblicke in eine zweite Welt, bald als mystische Erinnerung an eine einstmals gelebte, bald als magische Seelenfarbe, die sich entrückend über die Dinge breitet.

In der naiven Vorzeit der Menschheit war ungeschieden die leibliche und die seelische Welt und darum auch eines die äußere mit der inneren Wirklichkeit. Den späten, wenn auch schon vermenschlichten, Ausdruck ihrer fast noch völligen Verwobenheit gibt uns die griechische Plastik. Gegenständlichkeit hat ihr nur als Mittel Wert und die „materielle Welt" wird unaufhörlich zum Wohnsitz der göttlichen bereitet. — Mit dem Eindringen des Orientalismus vollzieht sich der Bruch: das Objekt wird selbständig. An die Stelle des nur medialen Bewußtseins tritt deutliches Selbstbewußtsein. Subjekt trennt sich gegnerisch vom Objekt. Nun spaltet sich das Element, durch den Logos zerrissen, in Leben der ὕλη und Leben des νοῦς, und statt des zellaren Urmenschen erhalten wir drei mehr oder minder hälftenhafte: Einmal den Menschen des Lebens der ὕλη oder des Körperichs, den fortschrittlichen Materialisten. Seine keimhaft schon in der patristischen Philosophie als Kult eines persönlichen Gottes beginnende Weisheit endet mit dem Triumph des bewußtlos müssenden Atoms, dessen letzte Bewegungsbestimmung der absolute Zweck, d. h. die Atomwerdung des Alls ist. Zum zweiten finden wir den Menschen des lebendigen νοῦς oder des Seelenichs, dessen gleichzeitig im Plotin aufsprossende Weisheit mit der Gespenstermagie jeder Art von Spiritismus und Spiritualismus verebbt. — Und zwischen beiden schwankt — nach unzähligen Stufen und Graden der Lebensteilhaberschaft unterscheidbar — der sentimentalisch gewordene Schaffende, in welchem bald die Allseele den Alleib, bald der Alleib die Allseele zu verzehren droht: er der schmerzliche Ringplatz zweier Wirklichkeiten.

Die sieben Grundcharaktere des individuellen Lebens: erstens die noch ungeteilte Substanz, zweitens die Substanz sich gabelnd in Leben der ὕλη und Leben des νοῦς, drittens die Substanz mit der vorherrschenden Richtung zum νοῦς, viertens die Substanz mit der vorherrschenden Richtung zur ὕλη, fünftens die Substanzlosigkeit, die ὕλη und νοῦς nebeneinander enthält, sechstens die substanzlose ὕλη, siebtens der substanzlose νοῦς.

Formeln für das Ethos der Charaktere. — Der Egoist: ich will. Der Altruist: ich soll. Der Gemütsmensch: du willst. Der Asket: er will (ich muß). Der animalische Mensch: es will (ich muß). Der elementarische Mensch: es geschieht (ich muß).

Nie wird aus Geist Materie, nie kommt aus dem Wissen das Vermögen. Aber das Wissen vereinzelt, verbesondert, umschränkt: es ist metallener Sarg und so bewahrt es auch vor dem entmischenden Walten der Zeitlichkeit.

Keine Moral war im großen je eine solche der Mittel, sondern stets der Zwecke. Siegreich geworden leitete jede aus sich auch eine Moral der Mittel her als die Moral der Untertanen.

Friedrich Huchs „Peter Michel"*

(Lotse 1901)

Die naturalistische Epoche des Schrifttums hat uns gelehrt, Dichtungen an der sogenannten Wirklichkeit abzumessen. Als preiswürdig galt, wenn der Dichter uns noch einmal sagte, wie es im Leben zugeht. Insbesondere die Form des Romans schien ein Behältnis zu sein, in dem kenntnisreiche oder weitgereiste Männer der Welt auf unterhaltende Weise ihre Erfahrungen vermittelten. Und dies war denn auch das Bestreben der großen naturalistischen Schilderer: sie wollten uns Aufschluß geben über Zustände der Gesellschaft, über Triebfedern menschlichen Tuns, über den Zauber ferner Länder und was sonst noch Gegenstand des Staunens und der Neugierde ist. Sie glichen darin den Männern der Wissenschaft — nur daß sie in konkrete Beispiele übersetzten, was jene in allgemeinen Formeln boten: beide bewegte ein Geist der Belehrung und des „Fortschritts".

*Vorbemerkung des Herausgebers. — Nachfolgender im „Lotsen" 1901 erschienener Aufsatz bezieht sich auf das Erstlingswerk eines damaligen Freundes, das vielleicht allzu einseitig im Sinne der Äußerung desjenigen Lebensgefühls verstanden wird, über das soeben entscheidende Aufschlüsse gewonnen waren. Es liegt gewiß nicht im Plan dieses Nachlasses, solche zuletzt doch zufälligen Dokumente wiederzugeben, wie es naturgemäß die Besprechung eines noch so verdienstlichen Buches ist. Allein der Anlaß tritt ersichtlich hinter der verzeihlichen Freude zurück, eine so schöne Gelegenheit zu haben zur Darbietung des schimmernden Edelgehaltes, den aus dem scheinlosen Goldsand der Erkenntnis lange Denkmühen endlich geläutert hatten. So mag denn die Abhandlung hier nochmals Platz finden als erstes Zeichen des Beginns einer Epoche, welche sieben Jahre langem Zweifeln und Suchen mit überraschender Erfüllung lohnt, und dergestalt am Baum des Werkes zueinander gesellen die Knospen dieser „Entwürfe und Briefe" und die reifen Früchte der „Heidnischen Feuerzeichen".

Inzwischen sind wir bereits in ein andres Alter hinübergeglitten. Aus einem Todesschlaf, in den äußerste Barbarei sie versenkte, will die Seele erwachen und sie liftet hie und da die Wimpern, sieht die Fremdheit der Dinge und beginnt in dunklen, unfaßlichen Erinnerungen zu wühlen. Bilder taumeln vorüber — einer andern Welt entronnen und nur in einem innerlichen Zustande des Bewußtseins zu erleben. Aber Schleier der Betäubung umfinstern noch ihr schweres Erwachen und entsetzliche Schatten jagen zwischen Nacht und Tag. —

Wer Friedrich Huchs „Peter Michel" liest, wird sich manchmal verwundern, daß er gewisse Anforderungen vergaß, gewisse Wünsche und Fragen aus dem Sinne verlor. — Was macht doch den Wert eines guten Romans? Die Wahrscheinlichkeit der Fabel — die wahrheitsgetreue Darstellung der Gemütsbewegungen — die Heftigkeit der Konflikte — die Echtheit der Charakterzeichnung usw. — Die Geschichte, die wir hier hören, ist weder überaus merkwürdig noch von starken Zwisten durchsetzt. Die Personen stehen klar und sicher vor uns; aber ihre Schicksale gehen in gewohnten Geleisen. Es fehlt nicht an erschütternden Augenblicken; aber durchaus an solchen, wo die Leidenschaften in entfesselter Brandung toben. Auch keine tiefsinnigen Erwägungen halten uns auf, und ganz und gar vermissen wir jenen Geist schöpferischer Kombination, jene verblüffende Folgerichtigkeit, die aus dem Ereignisgewebe bedeutender Romane gleich der Nemesis selbst hervorzuleuchten scheint. Im „Peter Michel" kommt garnichts, weil es so kommen mußte; sondern, weil es so — kam. Das Buch hat zwölf Kapitel. Der Fortgang der Handlung ist bis zum elften in jedem Augenblick „zufällig"; nur das zwölfte zieht Konsequenzen: es ist der Epilog des Buches.

Peter Michel, Sohn eines Schuhmachers in einem Dorfe, besucht in der benachbarten Großstadt die Schule — findet am schwarzäugigen Liesel, dem Töchterchen seiner Pensionseltern (der Kantorsleute), einen spitzbübischen Spielkameraden — bezieht die Universität als Mathematiker — wird Lehrer — hält die Gattin seines Rektors, die frauenhafte Ottilie (es ist die zarteste und liebevollste Gestalt des Buches) für das nun erwachsene Liesel — überzeugt sich später von der Verwechslung, bei welcher Gelegenheit ihn das Liesel verführt — wird schließlich vom kreuzbraven Herrn Treuthaler für seine Schwester gekapert und mit Jungfer Ernestine feierlich vermählt. Das ist im wesentlichen der Hergang, von mancherlei tiefernsten und grotesk komischen Episoden umsponnen.

Wohl müssen wir oft von Herzen lachen, öfter noch kummervoll bewegt die Augen schließen. Aber erklärt das die tiefe Unruhe und gewaltige Erregung, die uns aus diesen Seiten umweht? Was fesselt uns hier? Was treibt uns mit immer wachsender Begierde fort? Was läßt uns mit warmer Liebe bangen für diesen Peter Michel, dessen Bewußtseinsleben in der Dumpfheit beständigen Halbschlafs zu verfließen scheint? Durch welches Wunder der Rede nötigt uns der Dichter, ihm blindlings zu glauben? Welches Geheimnis macht jedes seiner Worte unentrinnbar zwingend und unbegreiflich selbstverständlich? — Wir wollen versuchen, auf alle diese Fragen eine Antwort zu geben. Vielleicht, daß die unerhörte Seltenheit des Buches dabei aufleuchtet. —

Die Erzählung „Peter Michel" ist beinahe geistlos, und das sagen wir rühmend: wer sie unbefangen liest, der weiß bis ins elfte Kapitel hinein nichts vom Verfasser. Aber er fühlt deutlich: ein Vorhang ist zerrissen; dies ist die Wirklichkeit, über welche der Naturalismus meist nur — Worte machte. Hier ist ein Stück Geschehen Stimme geworden und nichts wäre törichter, als nach Vorbildern zu forschen. Was wir hier hören, ist nicht ersonnen, nicht erfahren, nicht erlebt; sondern es ist. Es ist in uns und um uns; wir wußten es längst, ehe wir von diesem Buche wußten. Darum wundert uns nichts, und obschon wir niemals auch nur zu vermuten vermöchten, was die folgende Zeile uns bringt: wir glauben es lange zu kennen, nun, da wir es hörten. — Da werden uns mit sinnlicher Schärfe des Ausdrucks Menschen geschildert bis in die zartesten Verflechtungen ihrer Seele — Situationen hervorgerufen mit dem kargsten Gebrauch zieltreffender Wendungen — Stimmungen zum Ertönen gebracht in der wortlosen Pause eines fast gleichgültigen Gesprächs — aber nirgendwo ist ein geistiger Aufwand bemerkbar und nirgends ein Zweck und Ende, warum grade dies wir und so es erfahren müssen. Welch feine Züge weiß doch ein Kenner der Menschen, ein „Psychologe", anzubringen; wieviel zarte Überraschungen und unanfechtbare Paradoxien dürfen wir von ihm erwarten! Aber welcher Fabulist hat je dergleichen zu ersinnen vermocht: „Nachmittags machte er seine Schularbeiten im Wohnzimmer, während der Vater in der Ecke Sohlen zuschnitt. Frau Michel nähte und flickte und Peter lernte auf seinen Wunsch Strümpfe stopfen." Warum lernt Peter Strümpfe stopfen?! Dieser Satz ist wie die Erleuchtungen der Mystiker — ebenso sinnlos und ebenso abgründig wahr. Hier ist die Philosophie am Ende, weil sie stets am Ende ist, wo die Wirklichkeit — anfängt. —

Man hat gesagt, große Dichter vermöchten sich in alles hineinzuversetzen: in die Fische des Ozeans, in die Vögel unter dem Himmel und gar erst in menschliche Seelen. Solche Theorien wurden gewiß von Leuten erdacht, die keine großen Dichter waren. Und die bleiben immer draußen, auch wenn sie sich gleich den Parasiten hineinversetzen. — Im Dichter sind die Wesen oder wenigstens viele Wesen und führen dort ihr Leben nicht anders. Ihre ganze Geschichte vom Dunkel der Empfängnis bis zum Dunkel der Verwesung rollt in ihm ab und selbst Planeten und Sonnen rollen in ihm und aufgetane Tiefen des Alls, in die auch das Rohr der Sterngekehrten noch den Pfad nicht fand. Aber zuweilen lebt zugleich der Dämon in ihm, der diese Welt erschuf und zwingt; zuweilen jedoch treiben die Dinge unwissend ihre Bahn: Balken und Blätter und Kähne im ewigen Fluß, dessen Quelle uns verborgen bleibt. So ist es hier. Und darum hat dieser wundersame Roman in Wahrheit weder Anfang noch Ende: das fühlte sein Vater und schrieb einen Epilog hinzu, damit auch unsre Neugierde sich zufrieden gebe. Wir Leser aber wissen, daß die Geschichte nun eigentlich von vorn anfängt. Und wenn es nicht Peters Sohn ist, der blöde, gutwillige Junge, der sie von neuem erlebt — nun, dann ist es irgendwo in der Welt ein andrer Peter: denn das wird nie ein Ende haben. — Ohne Zweck und Abschluß wie das Ganze ist jedes Einzelne, so ziellos wie das Leben selbst und von der unergründlichen Absichtlichkeit des Zufalls. „Er setzte seinen Hut auf, um nicht zu Hause zu sein, wenn Lottermeyer käme. Aber er überlegte sich, daß er feige erscheinen könne, und außerdem würde er ihn ganz bestimmt auf der Straße treffen. So blieb er. Um sich zu zerstreuen, wollte er ein wenig lesen, und wie er so in seinen Büchern kramte, da fiel ein kleines Kreuz zur Erde. ‚Peter' leuchtete ihm durch die Dämmerung entgegen. Er starrte darauf hin und seine Seele verlor sich in ferne Vergangenheit. Sie flog hinüber zu Frau Ottilie — ihre große Blume war inzwischen längst verwelkt — wieder hörte er ihr helles Lachen — dann sah er nur noch ihre — Liesels glimmerige Augen. — Es läutete." So kommt und geht Leben um Leben. Wir atmen in einer Atmosphäre der Notwendigkeit, die kein Verstehen je zerteilen wird. Die Sätze stehen dicht, nüchtern, unverschiebbar. Die Attribute gehören zu ihren Substantiven vermöge einer ursprünglichen Wahlverwandtschaft, die wir nun erst entdecken und ungeachtet sie nur hier sich zusammenfanden. — Wir haben in diesem Buche die Welt der „Vernünftigen" gänzlich hinter uns und doch kommen auch die Vernünftigen auf

ihre Kosten, grade wie in der wirklichen Welt. Sie werden Satire und Humor erblicken, wo nur der alogische Zwang des Lebens herrscht.

Es gibt zwei Welten des Bewußtseins, und wir heute nähern uns dem Punkt, wo ein immer mißverstandener Unterschied begriffen wird. Es gibt die Welt der Willkür — von den Verwirrungen der Leidenschaften an bis zu den Spitzfindigkeiten der Wissenschaft: in ihr ist der Zwang der Ursachen und der Gründe. Und es gibt eine Welt der Substanzen — eine Erdwelt, die ohne Geist und Sünde ist: in ihr waltet Schicksal und Verhängnis, aber mit keiner Anstrengung der Vernunft erfahrbar. Spärlich ist das Wissen davon. Aber hin und wieder hellt es sich auch im Verständigen: vielleicht in Minuten der Schlaffheit, vielleicht nach einem erschütternden Erlebnis, vielleicht während gedankenlos der „Geist" pausiert. Ein Bild taucht auf, ein sonderbares und doch gebieterisches Beieinander — ein Gleichnis wird gedacht, das Sterne und Metalle vermengt — eine Gewißheit blitzt, eine Gewißheit des Widersinns, die Fern und Nah, die Tag und Finsternis verdreht — das Unmögliche ereignet sich und an ihm gleitet die Willkür wie der Schatten eines Gespenstes ab. Logik ist geordnete Finsternis, Mystik ist rhythmische Helle. —

Das ist der Bereich, in dem elf Kapitel dieses Buches weben. Aber unsre Ohren, die sich an das Gebrüll der Märkte gewöhnten, sind meist taub geworden. Und erst wenn erhitzte Geister mit Wutlärm aufeinanderprallen, erwittern wir ein wenig von den Stößen der Tiefe. — Leiser und voller zugleich ist der Odem des Geschehens. Und mancher wird eine Strecke weit sich abkühlen müssen, ehe er die klare Brise dieses Buches und den herbfrischen Reiz seines staublosen Himmels zu fühlen vermag. Peter vor einem kleinen Gasthause der Landstraße, in dem man Hochzeit feiert: „Einige kleine blasse Blumen blühten noch zwischen den Furchen, gelbe und weiße. Er pflückte sie und steckte sie ins Knopfloch. Dann sah er wieder den Blättern zu, die in der Ferne wehten und horchte in die Pappelbäume, die mit ihrem Laube klapperten. Der summende Lärm im Gasthause hörte plötzlich auf, und er unterschied eine einzelne Stimme. Jemand hielt eine Rede. Dann hörte er lautes Gebrüll und Gläserklingen und dann verlief wieder alles in eintönigem Gemurmel. Ein halbvergessenes Bild kam ihm in die Seele: wie das Liesel an seiner Konfirmation sich den Wein über das Kleid goß und ihn halb in Laune, halb in Verlegenheit mit ihrem schwarzen Haare trocknete ... Der Wind trug ferne Glockentöne herüber. — Er war mit

einem Male traurig geworden. Die Dämmerung brach herein, er stand langsam auf und begab sich auf den Rückweg. Der Wind wehte heftiger: seine Hände wurden starr vor Kälte, unter seinen Füßen knisterte es. Der Regen der letzten Tage hatte sich in leichtes Eis verwandelt und füllte die Geleise und Vertiefungen der Landstraße. Die Dunkelheit senkte sich herab und mitten im Geheul des Windes unterschied er plötzlich deutlich Musik. Er blieb stehen und horchte zurück; aber in der Ferne glomm nur das gelbe Licht des Gasthauses und der klagende Ton des Windes verschlang jedes weitere Geräusch."

Zwischen Abend und Morgen, zwischen Glut und Frost bewegt sich die Erde, und wer ihr Kind ist, der ist das Kind einer Jahreszeit: seine Sternenstunde läßt ihn nie. Es gibt Frühlingsseelen: um die braust und schäumt und klirrt es ewig; die taumeln mit Gewölken über flammendes Meer, das diesseits und jenseits alles Werdens ist. Es gibt Sommerseelen: in denen brütet Sumpf und Duft, glüht goldene Reife der Saaten. Es gibt auch Winterseelen: da sind die Blüten erloschen, selbst Früchte schon tief verwahrt; nicht Duft, nicht Flut, nicht Brücke mehr. Aber der Raum ist ferndurchsichtig, die Formen gleich den blätterlosen Bäumen von umrissener Schärfe, die Dinge fest und hart und ohne weiche Zwischenschicht. Winterlich ist die Lebensstufe im „Peter Michel". Nicht Haß, nicht heiße Liebeslust schwellt die Gemüter. Ein Bild gleitet das Leben vorbei wie späte Zugvögel, wenn der Winter beginnt. Aber die Erde ist es und ihr glutendes Leben, das zuweilen zwischen Eis und Schlaf herausschlägt in lodernden Visionen. Peter im quälenden Augenblick der Entscheidung am heißen Sommertage vor dem siedenden Klatschrosenhaufen des Kornfeldes und dann zwischen den Halmen selbst, die sich als goldener Schleier über ihm schließen: „War nicht im Grunde alles gut? Fühlte er sich nicht zu Hause hier auf dieser blauenden duftigen Erde? Liebte er nicht die Sterne, die als goldene Spitzen weltferner Himmelsähren auf die Erde niedergrüßen! Er schloß die Augen, dachte nichts mehr, blinzelte ins Licht und versank in Schlaf. — Und im Traume fand sich seine Seele wieder: sein ganzes unbewußtes Sein löste sich rein und fleckenlos in einem Bilde. — Er lag am Meeresstrande und starrte träumend in die dunstige, dunkeldämmernde Wölbung über Kopf und Brust. Sonnenwarme, glimmende Wellen bespülten ihn und trugen leicht und leise seltsame Dinge zu den Wölbungen hinan: kleine steinerne Figuren. Menschen, Bäume, Tiere. — —"

Wir haben den eternellen Gehalt eines Buches zu skizzieren versucht, von dem wir glauben, daß es in jedem Betracht ein Ereignis ist. Wir wollen nun die Beziehungen dieses Gehalts zur Gegenwart andeuten.

Wir leben in einer Zeit tiefer Verderbnis, einer Verderbnis, die sich berechtigt glaubt, die sich im öffentlichen Leben bejaht und siegreich durchzusetzen im Begriff steht. Man kann sie mit vielerlei Namen belegen — immer aber ist es die Moralität der kleinen Leute. Sie herrscht in Bräuchen und Sitten. Sie ist das Widerspiel der Erde, ist vergiftetes Blut, ist ein zäher Teig — erstickend und mordend über den Feuern des Planeten ausgespannt. Sie würgt Leben täglich, stündlich; aber sie würgt naiv und mit den wasserhellen Blicken Treuthalerscher Unschuld. Auch die Verwesung hat ihr Urbild, und der Dichter, der empfängt, nie will, fühlt auch diesen Todesring durch seine Seele kreisen. Und wenn die Zeit wie heute im Zeichen der Auflösung steht, dann werden auch in ihm die Wesen der Auflösung verfallen: er kann wohl schmerzlich zuschauen, aber nichts ändern. Die Auflösung nun vollzieht sich im „Peter Michel" mit schrecklicher Unerbittlichkeit. Darum ist der „Peter Michel" eine Tragödie, eine der furchtbarsten, die wir kennen.

Es sind immer noch Leute, welche glauben, zur Tragik gehöre heroische Aufopferung oder mindestens ein sokratischer Giftbecher. Aber wer weiß von dergleichen anders als durch Hörensagen oder weil er es in der Schule im Schiller las? Gewiß, die Zeit Shakespeares war eine andre. Damals wühlten noch hünische Leidenschaften und erdonnerten in elementaren Explosionen. Heimlicher Mord ging um und meuchlerische Intrige, und das Beil des Henkers knirschte noch durch die Nacken großer Bösewichter. Von solcher Wildheit und aufgebäumtem Übermaß waren die Wehen, aus denen dämonisches Menschentum sich wiedergebären wollte. Aber das ist sehr lange her. In den kahlen Käfigen des Puritanismus und der Bilderstürmer wurde das Tier im Menschen längst gezähmt und hüpft nur noch gleich dem Ungeziefer: damals gab es mehr Löwen als heute Flöhe. Insekten, wie man weiß, kamen nie allein und viele Flöhe — hier gebietet der Anstand zu schweigen. — Unmerklich und von den Handelnden wirklich nicht bemerkt, vollzieht sich im „Peter Michel" ein allmählicher Untergang. Wir folgen noch unbefangen mit leichtem, noch unverstandenem Mißbehagen, bis wir an irgendeiner Stelle plötzlich von Grausen gepackt emporschnellen: in welche Kloake sind wir da unversehens hineingeraten? Haben wir

galvanisierte Leichen vor uns? Ernestine Treuthaler — Peters Verlobte! Hier Fetzen einer Szene aus der Zeit, da man den Peter einzufangen geschäftig ist. Tinchen hat, von Treuthaler und Peter aufgemuntert, ihre Kunstfertigkeit im Blasen der Mundharmonika gezeigt. Nach anfänglicher Schüchternheit kommt sie alsbald in Zug und findet kein Ende. Sie hat übrigens einen kleinen Zungenfehler: „‚Nun hör aber auch mal wieder auf!' sagte ihr Bruder endlich, worauf sie ohne weiteres ihre Musik abbrach und das Instrument wieder in die Tasche schob. Peter lobte sie sehr, wunderte sich aber, wie sie grade auf dieses Instrument gekommen wäre. ‚Das ist doch viel schöner als so ein Klavier!' sagte sie sehr angeregt. ‚Ein Klavier kann man doch nicht in die Tasche stecken und die Mundharmonika kann ich überall mit hinnehmen, wo ich will. Meinswegen, ich will mal sagen: also wir machen eine Landpartie, da kommt ein Platzregen und da sitzt man also — bums! — in einem Wirtshause. Und es pladdert und pladdert. Also neulich an meinem Geburtstage hatte Mama einen Kuchen gebacken und wie wir unterwegs sind, na ich sage also auf einmal pol' — sie schluckte und konnte nicht weiter, denn sie hatte sich ein wenig zuviel auf einmal zugemutet. — ‚Na, Tinchen, wir glauben es dir!' sagte Julius gutmütig und freundlich. Aber Tinchen sagte traurig: ‚Immer, wenn es grade am schönsten wird, dann geht es plötzlich nicht mehr!' — Peter hatte Mitleid mit ihr..."

Uns ist kein zweites Buch bekannt, in dem unsre Tragik so erschreckend lebendig wäre. Das ist kein wehmütig fernes Abklingen, kein jähes Sterben in grellen Dissonanzen. Das ist vielmehr, als wenn die Instrumente sich allmählich verstimmten, als wenn ein blödes Pfeifen und Schnarren, ein stumpfes, aschfahles Klappern den Rhythmus der Symphonie parodierend fortführte, während die Hörer seelentaub mit einem stereotyp werdenden Ausdruck leerer Befriedigung ahnungslos weiterlauschen. Nirgendwo sonst tritt die lebensaugende Ohnmacht der im Dünkel ihrer Berechtigung dampfenden „Moralität" so lemurenhaft heraus wie in den letzten Kapiteln des „Peter Michel". Die seelenmörderische Einfalt der Verkrümmten, Verklemmten bis zur Unschuld gediehen: Tinchen und ihre monströs symbolische Umarmung! Bei diesen Umarmungen hat man ein aus Schaudern und Zähneknirschen gemischtes Gefühl: es ist, als würde der Seele „Michel" mit stumpfer Schere langsam die Kehle zerschnitten.

Wir sehen einen Kampf des Lebens mit dem Tode, und zwar

in denjenigen Formen, in welchen unsre Zeit ihn uns bietet. Wer das nun Tendenz nennen will, der wird im „Peter Michel" einen Tendenzroman erblicken; aber im Kern, wir wiederholen es, ist es ein tief absichtsloses Werk. Daß die Gesinnung des Dichters hie und da durchschimmert, ist unvermeidlich und soll nicht geleugnet werden. Dann bemerken wir jedesmal einen fein karikierenden Zug... Aber weil es so ganz und gar unser Schicksal ist, das da vor uns liegt — weil wir beständig am eigenen Leibe erfahren, was Peter Michel erfährt, so mag manches tendenzlich erscheinen, während es nur die ungewollte Stimme der Wahrheit ist.

Und nun können wir vielleicht auch verstehen, warum das Verhängnis, das über diesem schläfrigen Peter und Michel waltet, uns bis zum Herzklopfen beschäftigt, warum uns sein lebendiger Todesgang langsam das Blut vereist. Erst am Gegendrang jenes Gespensterlebens beginnen wir zu ahnen, was in ihm verzweifelt nach Luft ringt, was sich auf sich besinnt und wieder erlahmt im dumpfen Gedenken, was lange in unbeholfener Angst gegen Pflichten und Ehelasten bäumt und noch letzten Augenblicks, wo die Falle schon zuschnappt, in taumelnder Ratlosigkeit davonfliegen will. Peter Michel: das ist in zeitlicher und örtlicher Umhüllung das dunkel in sich versunkene, träumende, ewige Kind, das nie wollen, nie handeln kann, weil Willkür und Tat des brütend-schöpferischen Lebens tödlicher Feind ist. Schulen aber und Berufe, Pflichten und Würden und alles, was uns um die Molochsräder des Alltags windet: hakende Stacheln sind es und schneidende Hohnrufe, mit denen ein Drache das Leben aus dem Meerbett seines traumschwangeren Schlafes herauszerrt in die frierende Helle ätzender Vernünftigkeit. Wollen soll die Seele — sich entscheiden — ehrbar werden und altklug — „brauchbares Glied" einer Gesellschaft, die sich die menschliche nennt und stolz ist auf das Kaninchentempo ihrer Ausbreitung. Aber die Seele, immer bereit, sich mit der Heimat ferner Horizonte zu mischen, fühlt, daß sie sterben muß, ehe ihr Leib in solchen Vermehrungskästen ein künstliches Leben weiterfriste. Sie sucht, grübelt, irrt, ahnt die Gegnerschaft der „Guten", wird von dunklen Instinkten des Widerwillens wie ein Fieberkranker geschüttelt, findet nicht Halt, wo sie begriffe, wo sie aus dumpfer Versonnenheit gerettet in einer Sonne mütterlicher Liebe wüchse. Und ehe sie noch reift und zur Größe des Helden erstarkt, sitzt die kindliche, wehrlos verlassene in der Schlinge jener langsam siegenden Gewohnheit, welche Ehe heißt. „Sie sind ein Mann", sagt ermahnend Frau Ottilie auf der Hochzeit

zum fassungslosen Peter. „Ein Mann?" wiederholte er; „nein, das bin ich nicht!"

Ach — Peter Michel — warum warst du ein Peter und ein Michel dazu — warum bezwang dich der „große Krumme" — warum wurdest du „Troll"? Aber wir alle werden es früher oder später, es sei denn, daß wir zuvor — abreisen! Denn das ist der Lauf dieser Zeit, dies Stück „Weltgeschichte" erleben wir jetzt, und die Weltgeschichte ist stärker als ein einzelner Mensch. — Siebenzehn Jahre sind vergangen, als das zwölfte Kapitel beginnt. Da sehen wir Peter als Familienhäuptling, nun selbst einer von denen, die mittun im großen Geschäftshause der „Zivilisation". Es hat viele Etagen und Türen: der eine ist oben, wo man Eiskaffee saugt und beizu ein wenig Regieren spielt, der andre schleppt unten die schweren Ballen, fördert mit schwieligen Fäusten „Handel und Wandel" oder gar mit verbeultem Schädel „Kunst und Erkenntnis". Aber in einem Geschäftshause sind sie alle, nicht sonderlich froh und nicht sonderlich unfroh, sondern leidlich mißvergnügt, mit Arbeit oder Langeweile den Augenblick „totzuschlagen" bemüht und in Mußestunden genügend gemästet vom kleinen Dünkel ihres „Fortschritts". Und es ist wahr: die schlimmen Tage des Heidentums, wo man in purpurner Nacktheit unter triefendem Sternendom sittenlose Feste beging — diese schlimmen Tage sind Gottseidank vorüber. — Peter Michel aber ist Mathematiklehrer und hilft nach seinem Teil die Köpfe der Jugend verbiegen. — Und noch einmal zieht im zwölften Kapitel vorbei das Schattenspiel des verklungenen Lebens: Gespenster alle, wie der gedörrte, kaminfegende Leichnam der Tante Olga! Nur ein wehmütig zitternder Sonnenblick: Liesel und Felicitas — und der aus nun fremden, unwahrscheinlichen Regionen. —

Die meisten werden viel lachen bei diesem Buch, denn gar Komisches und Drolliges ist reichlich ausgesät — manche werden ironisch schmunzeln, wenige aber sich die Lippe beißen, daß Blut herausspringt. Zu diesen sagen wir noch ein vernunftloses Wort: wenn auch die ganze Erde eine Stätte sich mehrender Schmeißfliegen wäre: Ewigkeitsmomente sind darum nicht minder ewig. —

Es ist ein mystisches Buch. Und der es schrieb, weiß nichts davon. Ihm führte den Finger die Zeit und das Leben.

AUS JUGENDBRIEFEN

1890–1892

Hannover, April 1891.

... In der Erinnerung wird mir das Geringste zum Ungeheuerlichsten; Empfindung, Gedanke und Stimmung, alles wird Bild und Erscheinung. Phantasie, Phantasie! Sie ist meine Göttin, meine Aphrodite und meine Nemesis; sie ist die Wurzel meines Wesens; aus ihr geht alles hervor, in sie fließt alles zurück; was ich Bestes bin, ist meine Phantasie. Sie ist mein Verderben und vielleicht mein Untergang; denn sie beherrscht mich! Oftmals umgaukeln mich glühende Bilder, meist kolossale brennende Städte. Höher und höher wachsen und wogen die Flammen, und über den Flammen in den Wolken hängen mitternachtsschwarze Dämonen und blasen aus Sturmposaunen in den Feuerschaum, bis der Himmel anfängt zu brennen und alles erlischt in einem Ozean von Glut...

Hannover 1891.

... Es ist doch eine merkwürdige Sache mit der Natur. Ein geheimnisvolles Netz rätselhafter Fäden verknüpft die Seele eines jeden mit der Seele seines Heimatbodens. Diese Nebel, diese Wolken, diese dunstverschleierten einsamen Waldwege sind es ja, die uns Bewohner Norddeutschlands schaffen und bilden. Schöner mag der leuchtende Himmel von Hellas sein, verwandter ist uns Wolke und Nebeldampf, und tiefer als die reizvolle Schau einer tropischen Palme greift uns in die Seele der Anblick des windgeschaukelten Zittergrases, der triefenden Esche und des wogenden Kornfeldes. Keinem Wesen fühle ich mich so innerlichst verwandt als der Natur. Aber diese Liebe ist eine entsagende und darum macht mich nichts so tieftraurig, als wenn ich mich eine Zeitlang ganz nur ihr hingebe. Nichts macht mir die Unentbehrlichkeit des Menschen so schmerzhaft deutlich, als wenn ich ihn fliehe, um außerhalb seiner Kreise zu suchen, was er mir nie gewähren kann. Denn das ist der Widerspruch in jeder Naturliebe: ich bin ein Wesen, die Natur aber lechzt nur, ein Wesen zu werden. Ich kann mich ihr rückhaltlos hingeben, kann meine pochenden Schläfen in feuchte Halme drücken, kann meine Stirn in

tropfenden Blättern baden, kann geisterbeschwörende Monologe in sausendes Dickicht hauchen, kann voll Inbrunst hinausstammeln in das Pfeifen des Sturmes und meinen Blick voll trunkener Sehnsucht in eine schwarze Wasserlache tauchen, darin sich der Himmel und die Bäume spiegeln, bis berauscht mir die Augen überquellen! Und was vermag die Natur dagegen? Kann sie mein Verlangen stillen, kann sie mich wiederküssen, wann ich sie küsse? Nein, sie vermag es nicht, obwohl sie es wünscht mit heißer glühender Begierde. Ich höre die Seufzer ihrer Sehnsucht im Murmeln des Busches, im Rauschen der Bäume, im Surren der Gräser; ich höre sie im Lockruf des Vogels wie im Plätschern des Baches, im Rieselfalle der Tropfen wie im Rascheln des Laubes; ich spüre den Atem ihres Verlangens im Duft des Mooses wie im Dunst der Sümpfe; ich fühle den Drang, ich fühle die Glut, ich fühle die Seele: doch es fehlt das Wesen, das greifbar körperhafte Wesen, das ich umarmen und an mich schließen könnte. Kein Geschöpf kann ich mir denken, das die Züge dieses göttergewaltigen Wesens trüge. Nichts auf der Welt, auch nicht die Schönheit des schönsten Weibes, könnte eine gleich tiefleidenschaftliche Brunst meiner Seele entzünden als jenes unfaßlich Wunderbare, das zerstäubt in jedem lebendigen Organismus der Natur pulsiert und dem Feinhörigen die Klagelaute einer ringenden Sehnsucht nach Gestaltung flüstert; das gesamt aber keine Kreatur des Weltalls in sich birgt, das in seiner Einheit nur ein lockendes Bild der Gedanken, eine lodernde Phantasme bleibt. — Und so geschieht es denn, daß, wenn ich mich lange voll zehrender Glut in die mystischen Akkorde der Natur versenke, allmählich eine tiefe Ermattung, eine schmerzliche Todestrunkenheit über mich kommt; daß mich plötzlich ein unsägliches Grauen ergreift vor den eben noch so vertrauten Ranken, Gräsern und Blättern. — Schön ist die Natur; aber ihre Schönheit berauscht, benebelt, betäubt und würde, immer genossen, töten...

Borkum 1891.

... Solange ich allein bin, gibt es keine geistige Macht, die mich stärker beherrschen könnte als meine Träume. Den Anblick eines Menschengesichtes vertragen sie nicht. Noch heute geht es mir, wie es dem Knaben ging. Gleich einer Raupe verstricke ich mich in ein Maschengewirr von Träumen, darin ich mich zum schönsten Schmetterling zu verpuppen vermag. Auf zartesten Falterflügeln umgaukle

ich die brennenden Blüten eines paradiesischen Blumenflors, nähre mich von der Farbenglut leuchtender Wunderkelche und versinke in angenehme Duftnarkose. Da aber tritt ein plumper Menschenfuß in meinen gottentsprossenen Garten. Mich durchzuckt ein Vernichtungsblitz und unter einem Donnerschlage versinkt um mich her meine Fabellandschaft. Ich aber krieche am Boden als gewöhnlichste Alltagsraupe. — Nun denk Dir, obendrein in ständiger Nähe des Meeres, des Meeres! Der Mutter der schaumentstiegenen Aphrodite! Das war in mir ein unsagbares Drängen und Brausen, daß ich oftmals meinte, zerspringen zu müssen. Niemand kann sich ganz der dämonischen Gewalt des Meeres entziehen! Wie süß, qualvoll, ungeheuer muß da ein Mensch empfinden, dessen innerster Nerv die Zuckungen des pochenden Naturherzens in rhythmischen Schwingungen begleitet! Wenn man so am Strande entlang geht und sieht das rastlose Zerschäumen der Wellen, da werden die Bilder zu Gedanken, die Gedanken wieder zu glühenden Bildern und schließlich fließt alles zusammen wie im Chaos der Urnacht. Wenn ich längere Zeit so wanderte und ununterbrochen vor mich hin sang, so überkam mich darauf ein Gefühl der Erschöpfung, gradezu mit körperlicher Übelkeit verbunden. Was andre Naturgenuß nennen, ist für mich ein leidenschaftliches Versenken in unendliche Wehmut; aber in dieser Versenkung liegt zugleich die tiefste Wollust, deren ich fähig bin.. Ich habe Naturgemälde in mich aufgenommen, wie sie die heißeste Phantasie nicht zu überbieten vermag. Oft lag ich spät abends auf einer einsamen Düne, vor mir unabsehbar das dunkle heulende Meer, hinter mir undeutlich verdämmernd die welligen Dünen. Das waren Minuten entrückender Betäubung! ...

Hannover 1891.

... So, da hast Du genug Poesie für heute! Aus täglichen kläglichen Brocken ist denn auch ein etwas längeres Poem zusammengewachsen. Es steht im Buche der Mystik, woraus Du ja bereits die „Zwei Pappeln" kennst. Dies Gedicht zeigt mir deutlicher wie manches andre, wovor ich mich zu hüten habe. Es ist vollständig mystisch und selbst Dir ohne Erklärung kaum verständlich. Ich weiß nicht, ob es überhaupt in der Poesie schon ähnliches gibt. Mag aber immerhin in den untersten Tiefen meiner Seele etwas bisher Unbekanntes oder wenigstens Unausgesprochenes schlummern, dessen ich mir selbst erst allmählich bewußt werde, so fragt es sich doch, ob es ein dichterisch

Wertvolles sei. Auf dem Gebiete der Kunst hat Allgemeinberechtigung nur, was groß, schön und ursprünglich ist. Die letzte Bedingung allein kann den Mangel der beiden andern nicht ersetzen. Auch umnebeln solche Gefühle die geistige Klarheit und darum gewähre ich ihnen nur bescheidenen Raum auf dem Spielplatz meiner Gedanken. — Wenn ich schaffe, schafft meist nur meine eine Hälfte, entweder mein Verstand — und dann wird es klar und sachlich — oder meine Phantasie — und dann wird es mystisch und schwärmend. Die beiden haben stets miteinander gestritten.. Und wenn ich jetzt auch überzeugt bin, daß beide Daseinsrecht haben, so ist doch der innere Zwiespalt damit noch nicht geschlichtet...

Hannover Mai 1891.

... Selbstunterschätzung, wenn's keine Heuchelei ist, bleibt eine schwerere Sünde als ihr Gegenteil. Sich über Gebühr unterschätzen, heißt die Mutter verfluchen...

Über Verliebnis hast Du viel Schönes und Wahres gesagt, und ich — sage garnichts mehr; denn auf diesem Gebiete bin ich zu oft mit meinen Meinungen fehlgegangen.. Ich will den Dämon der Leidenschaft, welchen der Euphemismus der Alten als neckischen Flügelknaben mit Köcher, Pfeil und Bogen darstellt, nicht durch dreistes Urteil zum Kampfe herausfordern. Ich glaube es ja, daß er den allervernünftigsten Menschen wenigstens vorübergehend mit Wahnsinn schlägt... Die Liebe ist die Tochter der Schönheit und die Schönheit das Ziel im Weltenplan. In ein schönes Antlitz könnte ich mich stundenlang versenken; und ist's mir meist auch nur Minuten vergönnt, so fühle ich doch so lange wenigstens eine klingende unbeschreibliche Lust und Lebensfreude. Am liebsten sehe ich ein ganz junges Mädchen oder ein Kind. Es ist ein wahres Reinigungsbad, einem drei- bis vierjährigen Kinde ins Auge zu blicken. Wie merkwürdig klar, unbefangen und tief ist solch ein Kindesauge...

Leipzig, November 1891.

... Es ist doch merkwürdig, man empfindet die Entfernung. Das Bild, das ich mir von Deiner Wohnung machte, ist undeutlicher geworden, seitdem ich weiß, daß es mir entfernter ist. Ich kann Dich mir nicht mehr ganz so genau vorstellen, als ich es in Hannover konnte. In meinen Gedanken hat sich zwischen uns eine breitere Län-

dermasse geschoben und ich sehe Dein Bild als in nebelnder Ferne. Das ist wunderlich.

Vielleicht hängt's aber auch damit zusammen, daß mein Geist von all den Eindrücken der letzten Tage etwas übervoll ist ... Der öffentliche Verkehr ist in manchen Straßen Leipzigs ungemein rege, andre wieder sind merkwürdig still. An einer solchen stillen Straße wohne ich. Was ich anfangs hier sehr vermißte, waren die Bäume. Nichts als monumentale Bauten und dazwischen Wagengedonner; die Straßen ab und auf rennend hastige, zweckbefangene Menschen, jeder mit mindestens einem auf Herzenskälte und Blickbeschränktheit deutenden Zug im Gesicht..; nirgends ein grüner Zweig, ein saftiger Rasenplatz, mit einem Worte nirgends Natur. Wo bleibt da die Poesie, dachte ich... Da auf einmal öffnete sich — es war in der Dämmerung — nach Westen zu eine breite baumbepflanzte Straßenflucht. Undeutlich dahinter hob sich aus einem Meer von Dunst und Rauch ein Kirchturm gegen die Untergangsglut der Sonne, die mit purpurnem Flammenspiel die westlichen Qualmwolken durchloderte. Welch ein Anblick! Wahrlich, der macht den Menschen für Sekunden zum Gott! Der durchloht uns wie ein Blitzstrahl, dessen Angedenken uns für lange mit Widerstand rüstet gegen alle Fährlichkeiten des Alltags. Alles, alles können sie vernichten durch den Schnitt ihrer gleichmachenden Sense, den Himmel müssen sie doch unangetastet lassen, den Himmel, den unerschöpflichen Nährquell der zeitüberdauernden Poesie und zugleich ihr ewiges Symbol...

Leipzig, November 1891.

... Du glaubst garnicht, wie gering ich meine Gedanken und Ideen in Anschlag bringe. Das einzige, was ich in mir hochschätze und wodurch ich mich ein wenig mitberufen fühle zum Künstlertum, ist meine Fähigkeit, in gewissen Momenten so völlig aus mir selbst herauszutreten, daß ich wie nur wenige alles Daseins Lust und Wehe zu umspannen glaube. Tiefmystische Augenblicke meines Seelenlebens lieben dann den gewöhnlichen Menschen hoch über das mittlere Maß menschlichen Erkennens hinaus: sonst, das weiß ich, bin ich kein Künstler...

Leipzig 1891.

... Auch die großen Vorbilder lassen uns nicht selten im Stich, da man nicht weiß, wie sie sich zu manchen Fragen der Gegenwart stellen würden. In solchen Fällen werden wir stets der Anerkennung derer, die wir hochschätzen, bedürfen, nicht um unsre Eitelkeit befriedigt, sondern um unser Selbst bestätigt zu sehen. Ich bin sogar gewiß, daß niemand dauernd leben und schaffen kann, ohne um die Anerkennung derer zu geizen, die ihm seiner wert erscheinen; nicht weil seine Selbstgefälligkeit nach äußerem Beifall dürstet, sondern weil er nicht stets von der absoluten Unbestechlichkeit des Richters in eigener Brust überzeugt ist... Deshalb aber erscheint es mir auch notwendig, daß die edleren Geister, wie sie sich gegenseitig zu gefallen streben, so auch ihre Anerkennung einander laut und offen kundgeben. Solche Gefallsucht ist diejenige, welche uns „zum Künstler an uns selber steigert"; solcher Beifallszoll der produktivste von der Welt, den wir uns hüten sollen, aus falscher Eitelkeitsfurcht zurückzuweisen! Es ist richtig, wenn man sagt, ein Freund, der nur lobe, sei kein rechter Freund; aber ebenso wahr, daß ein Freund, welcher nie lobt, noch viel weniger einer ist! Der Tadel eines uns Ebenbürtigen kann uns manches nützen; er kann uns helfen, unsre Schwächen abzuschleifen. Weit fruchtbarer aber wird stets sein Lob sein: denn es gibt uns erst volle Gewißheit unsres Wertes und befeuert uns zu höchster Schaffenslust. Mehr als durch den gegenseitigen Fehlernachweis in ihren Werken haben uns die beiden größten Freunde, welche die Weltgeschichte kennt, Goethe und Schiller, durch den Ruhmeszoll geschenkt, den neidlos einer dem andern spendete. Der Augenblick, wo dem Dichter solche Anerkennung zuteil wird, ist ein Fest seiner Seele und kann ihn mit neuen Eingebungen begnaden. Absprechende Kritik ersetzt durch Anregung zur Beseitigung objektiver Mängel kaum, was sie subjektiv schadet, indem sie die Schaffensfreudigkeit lähmt...

Leipzig, Februar 1892.

... Dauerloser als der dem Dunkel entzuckende Blitz, nichtiger als das im Schlote verwirbelnde Aschenstäubchen ist ein Menschenleben. Das Millionstel einer Weltsekunde genügt, um uns samt jener Nachwelt, die, wenn wir als Künstler Großes oder Größtes geleistet haben, noch im fernwirkenden Bann unsres Willens liegt, spurlos zu verschlingen. Selbst ein Gewaltigster wie Homer wird allerhöchstens ein Jahrzehntausend leben. Was aber ist ein Jahrzehntausend im äonenjährigen Entwicklungsgange der Menschheit — was der äonenjährige Entwicklungsgang der Menschheit im Bildungsprozeß eines Sonnensystems —

was dieser wieder in der Biographie der Sternenhimmel, deren Billionen als vorhanden im Unermeßlichen die Menschenseele erahnt? Nach Befreiung vom Stoff ringt entbunden der Schwere in unserm Haupte die Seele. Daher ist es jedes Menschen innerster Drang, sein Dasein über das sichtbare Leben hinaus zu verlängern. Der Gläubige sieht sich vergeistigt auferstehen und im Himmel „ewig" leben. O welch beneidenswerte Torheit! Der Falschgläubige betrügt den Zweifel mit „bewiesener" Fortexistenz eines spiritistischen Seelenindividuums. Der „Wissende" aber gesteht sich ein, daß es mit ihm selbst absolut aus ist, wenn die mitleidlos sirrende Sense sein Haupt heruntergemäht. Je größer und gewaltiger er ist, desto leichter vermag er das; denn desto gewisser ist er sich des Ruhmes, jener höchsten Form der Lebensverlängerung, bewußt. Darin liegt unser aller, die wir wissend ehrlich sind, so törichtes als verzeihliches Streben nach Ruhm begründet; darin die schauernde Furcht vor dem Tode; darin auch der merkwürdige Umstand, daß der Halbgläubige alles fahren läßt, nur nicht das Fortleben im sogenannten Jenseits. Darum ist ferner das Bewußtsein des Nachruhms ein tausendmal besseres Gut als voll ausgekosteter Beifallsjubel der Zeitgenossen; denn es ist die bewußte Todesüberwindung für Jahrhunderte. Freilich auch nur für Jahrhunderte, bestenfalls für Jahrtausende — und das ist weniger als nichts...

Das Individuum ist nur der vergängliche Mittelpunkt einer unaufhörlich fortstäubenden Wirbelbewegung. Je größer die Wollust, die einem Menschen das Leben lieh, desto größer seine Fähigkeit, durch schöpferische Tat sein Leben bis in ferne Zukunft hinaus zu verlängern. Unendlich aber ist nur der Wechsel, ist nur das Pantarhei Heraklits!...

Ich höre das donnerähnliche Brausen des Weltvernichtungssturmes über den Häuptern sorgloser Menschen — ich sehe rauschen mit sprudelnden Trichtern den schäumenden Strom der Zeit — ich weiß, über ein kleines wird mich die Welle gurgelnd getrunken haben und nichts bin ich, nichts! Ein namenloser Schmerz schießt sausend vom Wirbel zur Zehe! Doch plötzlich, welch wundersamer Wandel! Ist tiefster Schmerz und höchste Wollust dasselbe? Ich fühle und weiß: ich bin ja, was ich war, was ich sein werde; ich bin der Strom und der Sturm, die mich vernichten wollen; ich bin die Welt, wie sie sich für einen Augenblick in gesonderter Form empfinden und begreifen will. Und ich fühle und weiß: welchen Riß auch immer die Atome, die jetzt als mein Selbst unter Wonneschauern alle Qualen der Menschheit kosten, ausfüllen mögen: ureingeboren ist allem Vergänglichen der heiße Wunsch aus Ohnmachtsbewußtsein, die wilde Lust aus verweigerter Allmacht, der süße Rausch aus zitternder Furcht vor dem siegenden Tode, der trotzende Mut im tödlichen Weh. — Ja, die Wehmut ist der Schöpfung traurigfroher Grundakkord, harmonisch zusammenflutend aus Lust und Leid, aus Tod und Leben, aus Haß und Liebe. Im rastlosen Kampfe begegnen sich die Atome, weil rastlose Liebe sie trennend verbindet. Tod und Leben, Lust und Leid, Haß und Liebe, Licht und Dunkel, wir haben's geschieden aus Unvernunft. Eine unerforschliche Urmacht durchwaltet die Sternmyriaden und wird uns sichtbar als reizvoller Wechsel des Seins. Es gibt nur ein Sein. In ihm waren wir ewig, wie wir ewig darin verweilen werden. Die Formen aber als brandender Strom verschlingen einander. Ewig war ich, ewig war ich als das, was ich war, genau so glücklich oder unglücklich wie ich bin und in alle Ewigkeit sein werde. Nur das Bewußtsein dieses Zustandes ist die sich des Wandels gewisse Übergangsform, die als solche dem Tode anheimfällt. In diesem Bewußtsein aber ist mir der Augenblick eine Zusammenfassung alles Gewesenen und noch Kommenden, ist mir der Lebensblitz der Gegenwart Momentanverdichtung aller Farben zum blendenden Weiß, blitzschnell gelöste Spannung der die Welt durchwaltenden Urkraft. — Am mächtigsten im Menschen bekämpfen sich die erdichteten Gegensätze: Tod und Leben; denn alles Wesens Essenz ist in ihm zur nicht schwinden wollenden Form verknotet. Rasend trotz seiner Erkenntnis der Notwendigkeit wehrt sich gegen den lösenden Wechsel im Herzen der Wille; und deshalb allein vermag Unsägliches leidend im Blitz des verzuckenden Augenblicks dies Atom Mensch die riesige Wollust des Alls zu erschöpfen. Trotzender Mut aus schwellender Lust im tödlichsten Weh: das ist die Wehmut, das ist das Leben des Menschen.

Über dem Abgrund mit schwankendem Kiele
Tanzen des Lebens gebrechliche Boote —
Zweifle nicht, daß es uns minder gefiele
Wenn es der Tod nicht stündlich bedrohte.
Eben im Kampf mit dem tobenden Meere
Sollst du die Flagge des Glückes erhöhn.
Glaube mir, wenn es kein Trauerspiel wäre,
Wäre dies Spiel des Lebens nicht schön.

Breite entgegen die Schmetterlingsschwingen,
Psyche, des Daseins freundlichem Glanze.
Bis du, ermüdet nach mutigem Ringen,
Reulos zurücksinkst ins nachtende Ganze.
Lerne vereinigen Trauern und Scherzen,
Wehmut empfindend in jauchzender Brust,
Wehmut, die heimliche Freude der Schmerzen,
Wehmut, den heimlichen Schmerz in der Lust. *

Leipzig, Februar 1892.

... Wir entbanden die hellere Glut im Herzen des Stoffes durch den galvanischen Strom und sehen staunend, wie aus dem Inneren der bräunlichen Kohle eine wollüstige Glut zu brechen scheint, erst blutrot schimmernd, dann silberglänzend, bis das dunkle Mineral, zur strahlendsten Materie geworden, blendende Lichtwogen sonnenhaft verströmt. Das ist die unvermischte Gottglut, die in jeder Sondergestalt lechzend gefesselt ruht, das ist die feuerdurstige Seele der Materie, die den Weltbrand erlauernd selbst im Steine wacht und ihm als Funke entspringt, wenn wir daranschlagen...

Hannover, März 1892.

... Eines bleibt noch, die Natur! Wohl, ich fühle mich eins mit ihr. Ich weiß es zu innerst, daß ich nur vernunftbegabte Natur bin; aber ich fühle ebenso heftig, daß ich mich des Sonderseins im Ich nicht gänzlich entkleiden kann. So ist jede Hingebung an die Natur ein glühendes Verlangen, eine lechzende Trunkenheit. Tief, tief in sie einzudringen, fiebert jede Faser meines Wesens. Mitsäuseln als Lufthauch, mitdampfen aus Sümpfen als Nebelqualm, mitrauschen als Baumlaub, mitplätschern ans Ufer als schaumüberschüttete Welle, durchglutend zerfließen ins All — ach, nur mit seinesgleichen verschmilzt die Kreatur und Phantasie allein dichtet die Allheit zu einem Wesen, das unsre Begierde mit täuschendem Schimmer der Hoffnung äfft. Umklammere mit bebenden Armen den Baum, zerwühle mit hastigen Fingern das Erdreich — der Baum bleibt Baum, die Erde Erde und du bist Mensch.

* F. d. H. — Diese Strophen bilden den Schluß des Gedichts „Zuruf", womit der Gedichtband „Strophen und Stäbe" (1871) von Wilhelm Jordan beginnt.

Früher glaubte ich, alles das im Laute verkörpern zu können. Längst habe ich erkannt, wie unsre Sprache sich solchem Beginnen versagt. Nur ihr königlicher Beherrscher vermag in ihr den Unterschied der außerordentlichen Empfindung von der schwächlichen Empfindelei des Wichtes zu verdeutlichen. Im übrigen stehen jedem Schuft von Reimling die Worte „brausen, krachen, donnern, sieden, pfeifen, zischen, prasseln" zu Gebote. Einmal durch seine Heuchelei entwertet, sagen sie in meinem Munde nicht m e h r. Nachdem vollends der Reim sich durch die von jedem erworbene Fähigkeit, ihn zu mißbrauchen, gänzlich überlebt hat, wird es immer schwerer, das echte Gefühl im Gedicht zu kristallisieren. Was aber hilft mir die tiefste Erschütterung, wenn ich außerstande bin, sie künstlerisch im Wort zu gestalten?

... Ich meinerseits halte der Dauer für wert nur einige meiner Gedichte und bin entschlossen, nicht eher mit einer öffentlichen Leistung auf anderm Felde hervorzutreten, bis ich sicher weiß, die Grenze einer Entwicklungsperiode erreicht zu haben, von der aus alle Folgearbeit nurmehr als Ausgestaltung und Weiterbildung, nicht aber als wesentliche innere Umwandlung erscheint, und sollte ich darüber dreißig Jahre alt werden. Ich möchte kein öffentlich gesprochenes Wort je zu bereuen haben...

Leipzig, Mai 1892.

... Tiefe Ideen wollen keusch behandelt sein. Man darf sie nur selten in den Mund nehmen, wenn man nicht Gefahr laufen will, daß sie verbraucht werden wie abgegriffene Münzen. Denn das ist das größte und wichtigste Geheimnis, daß ein tiefer Gedanke nicht tief b l e i b t, sobald wir ihn in präziser Form o f t zu äußern belieben. Das Wort ist das Petrefakt des Gedankens: nur solange wir ihn d e n k e n, ist der Gedanke l e b e n d i g. Die universellste Idee, in dauernde Worte gefaßt, ist übermorgen schon unbehagliche Trivialität. Wer aus seinem Innern ein philosophisches System machen kann, läßt es z u r M u m i e e r s t a r r e n. Sein Tiefsinn wird Maske und Form; wir lesen seine Philosophie und — er ist für uns abgetan, wie ein Museum, dessen Raritäten wir so lange bestaunten, bis wir sie gründlich kannten. S i c h n i e z u e n t s c h l e i e r n, im Kern stets unausdeutbar zu sein, das ist die Gabe des Künstlers und des Poeten. Und deshalb reizt uns seine Persönlichkeit und regt uns auf, weil wir immer wissen: der unterste Grund dieser Natur wurde noch nicht erschöpft; du hast sie

noch nicht ausgelernt! Nur das Geheimnis reizt, nur der Reiz macht lebendig. Die Welt des Mysteriums berauben, heißt, sie vernichten.

Leipzig, Juni 1892.

... Wenn hohlrauschender Sturm durch knarrende Wipfel spült, das hohe Gras wie von tausend Tränen benetzt im stürzenden Regen schwankt und die grauen Wolken sich voll Hast am Himmel überholen — oder aber wenn die Sonne sich am westlichen Horizont in eitel Blut auflöst und Nebel, Nebel aus allen melancholisch dunklen Sümpfen dampft, dann erwacht in mir eine alles verschlingende Trunkenheit, jenes Leben im Leben, ohne das mein Dasein dumpf und reizlos wäre. Das ist mein Verwandtes; ich gehöre unter den dunstbedeckten Himmel des Nordens. Auch mir ist die Sonne aller Gottheiten oberste, doch erst die scheidende, sehnsuchtweckende, glutverströmende Abendsonne. Diese klaräugige Sonnenhitze um Mittag, der nicht eine Träne der Wehmut als regendrohendes Wölkchen an trockener Wimper hängt, ist mir verhaßt. Ihr Blick ist mir starr, ermüdend, tötend. Erst wenn der verhangene Strahl wie weinend schwer durch schwarze Wolken bricht, lodert er unaussprechliche Ahnungen in unsre Seelen.

Alles, was im Wahrnehmungsbereich unsrer Sinne liegt, spiegelt sich in unsrer Seele als wesenbeherrschende Stimmung zusammen. Zumal durch das Tor der Augen wird die Natur in uns seelisch lebendig. Wir sind ein willenloses Kräftespiel, geheizt vom Sonnenfeuer, das aus dem Bauch der Erde dem fernen Flammenball in uns entgegenglüht. Mitbildend schaffen an unsern Taten, Werken und Gedanken der Orion, das Siebengestirn und selbst noch die Sonnensysteme der Milchstraße.

Die nördliche Hemisphäre kehrt sich liebelechzend dem Strahlenkuß der Sonne entgegen. Herniederträufen läßt der Gott seinen goldenen Samen: Licht und Wärme. Der wasserfeuchte Boden wird trächtig und gebiert unendliches Leben, das heißen wir den Frühling. Wie eine Bruthenne sitzt über dem erwarmenden Planetenei, die Flammenschwingen weithin ausgespannt, die ungeheure Feuerkugel. Da beginnt's auf der erweichten Kruste zu krabbeln von Billionen lebender Organismen, und die Menschen sagen, der Frühling wäre gekommen. In unserm Haupte aber fließt all das Leben zusammen in ein Sammelleben; in unserm Haupte glimmt und pocht und flackert das Erdinnerste, das Weltbewegende, ein unverfälschtes Atom aus

überirdischen Glutrevieren. Das loht nun hoch auf, daß wir liebedurstig bald in Feuerschaum zu zerfließen drohen, bald zu weltumspannenden Giganten schwellen und in süßer Trunkenheit Planeten zermalmen zu können wähnen. Ach, wieviel Torheiten und Verbrechen hat wohl der Frühling auf seinem Gewissen, wieviel Schmerzen und jähe Tode! Der Frühling ist ein übermütiges Zechgelage der Natur, ein Weltbakchanal! Nektarströme durchrauschen unsichtbar die Luft, trunkenmachende Tropfen fallen aus jedem glühenden Sonnenstrahl, den unser durstiger Blick geschlürft. Keine noch so dunkle Klause ist so dicht gegen die Fluten des Lichtes verriegelt, daß nicht ein Stäubchen Sonnenessenz hineinsickerte und sie verfließend mit Frühlingsarom überschwemmte. So wird auch der Vernünftigste ausnahmsweise im Frühling betrunken. Die Woge der Seele brandet hoch auf. Höher lodern die Gedanken und leuchten heller. Die Gefühle schwanken sprudelnd um den Siedepunkt. Aber je höher die Woge gipfelte, desto reißender hernach ihr Absturz in die Talschlucht; je glühender das Bakchanal, desto aschiger die Ernüchterung. Das nennt man dann die Hundstage, jene Zeit, in der, ob Sonnenhitze oder nicht, sich die gesamte Hemisphäre in dumpfer Ermattung von ihrem wollüstigen Frühlingskraftrausch wieder erholt.

Ein nicht auf rechte Weise und vielleicht grade deshalb allzu intensiv genossener Frühling brachte mir letzthin diese schaurige Ernüchterung, darin ich mich geistig und körperlich zu Tode bluten wollte.* Ich wußte, was für mich diese in Liebeslust schwimmende Jahreszeit zu bedeuten hat, und nahm mir vor, die Brandung meines Empfindens geschickt zu benutzen, um ein im Trockenen fast fertig liegendes Fahrzeug flott zu machen und in See stechen zu lassen: das größte aller Werke, die ich plante, der Flammenhymnus, sollte endlich herausgeboren werden. Leben wollen heißt zeugen wollen; diese Lust des Leben- und Zeugenwollens, Wollust genannt, welche im Maimond alle Staubgeborenen wie ein Taumel anpackt, sollte mir dazu verhelfen, das kostbarste Kind meiner Seele in der Umarmung mit der Muse zu zeugen. Wäre es gelungen, ich weiß, ich wäre heut fröhlich und zufrieden und ohne die überstandene Ernüchterungskrise. Leider gelang es nicht und ich werde nun wohl bis zum nächsten Jahre warten müssen, denn dieser Hymnus erfordert den Gesamtaufwand aller höchstgesteigerten Kräfte meines Innern; und diesmal hatte ich sie nur recht zerstreut bereit...

* F. d. H. — Dies bezieht sich auf Anfälle von Nasenbluten, die, damals offenbar unzulänglich behandelt, bis zu Wundfiebern führten.

Leipzig, Juli 1892.

... Einsamkeit, ein Wort, das man heute ohne Verlust aus dem Lexikon streichen dürfte, denn sein Sinn ist Unsinn geworden. Die Einsamkeit zerreißt mich in lauter wehmütige Fetzen. Sie ist mir eine unsagbare Sehnsucht, zu flüchten aus dieser entgotteten Götzenwelt, wer weiß wohin! Und das macht: Tausend Wurzelfäden meines Lebens haften in dem Boden, den ich verfluche; und schnitte ich sie ab, so müßte ich rettungslos verbluten. — Die Einsamkeit entrollt vor mir ein Panorama: das heißt Menschheit. Das ist weit und groß, farbenbunt und prächtig anzuschauen und von schauervoller Erhabenheit. Aber ich weiß, dies Bild ist nur die Notlüge meines Unvermögens, in den Menschen die Erfüller meiner Wünsche zu sehen. Oder weshalb brauchte ich sonst die Menschheit, wenn ich mir nicht an Menschenköpfen die Stirn zerstieße. — Die Einsamkeit macht mich die ganze Welt umspannen mit dem Traum meines Allseins; und ich weiß, hier rührt der Tastnerv der Empfindung an ein letztes Mysterium; aber ich weiß auch: Allsein ist gleich Nichtsein und auflösende ichbefreiende Einsamkeit nur das Asyl vor der Peitsche eines ohnmächtigen Verlangens. Idealismus der Einsamkeit ist Idealismus der Ohnmacht, ist Trotz der Schwäche. Wir können nicht mehr einsam sein; unsre Einsamkeit ist nur der vergebliche Versuch, es sein zu wollen. Wandellose Abgeschlossenheit des eigenen Wesens, das wäre erst die echte Einsamkeit, die wir nie zu suchen brauchten, auch nicht im triefenden Schmutz der Gassen, weil sie uns nie verließe; die wir nicht erst finden müßten innerhalb eines menschenleeren Horizontes! Diese Einsamkeit mangelt uns allen; und das ist nicht die Schuld des Einzelnen. — Unsre Zeit ist das Bindeglied zwischen zwei in sich geschlossenen Ringen. Der, welcher war, heißt: Askese, Entselbstung, Unterordnung; der, welcher sein wird: Natur, Arbeit, persönliche Freiheit. Zwischen beide sind wir eingeklemmt wie zwischen zwei Krebsscheren. Aus der Askese taumelten wir in die Bestialität...

Die Wissenschaft brachte uns Technik, die Technik Zivilisation. Jetzt lechzen wir nach Natur und unser Lechzen gleicht der Entselbstung, der wir entrannen, um ihre mannweibliche Feindin zu küren...

Das ist nun der Zirkel, in dem wir uns bewegt haben: die Naturwissenschaft, indem sie Raum und Zeit überbrückte und die Höhenunterschiede zwischen den Menschen ausglich, brachte uns greuliche

Unnatur und diese schlimmste Unterordnung unter den Gleichheitsstaat, der unsern Schrei nach dem Recht der Persönlichkeit zum Utopismus sich verzerren läßt. Denn das ist's: wir leben im Gleichheitsstaat, und was sich da Sozialismus nennt, ist nur ein Angstschrei nach Befreiung der Persönlichkeit von der grausamen Unterordnung unter die gleichmachende feige Mittelmäßigkeit...

Das ist unsre Einsamkeit, daß wir uns vorlügen, durch sie dem allgemeinen Niveau entronnen zu sein. Das ist unsre Wut unter Menschen, daß man uns so lange mit Bagatellen zerrt, bis wir denen gleich geworden, die mit neidischer Angst darüber wachen, daß niemand über das Mittelmaß hinauswachse. Aber die Einsamkeit lügt. — In unserm Zeitalter entgeht keiner mehr dem Quark. Auch die vermeintliche Einsamkeit der Studierstube ist nur eine Lüge. Ja, im goldenen Mittelalter da war das etwas andres. Da gingen Mönche und heilige Männer und wer sonst des Lebens genug hatte im härenen Gewande mit einer Bilderbibel und einer tüchtigen Armbrust in den dicksten Urwald. Da suchten sie sich eine buschumlaubte Felsenhöhle zum Obdach und verbrachten dort in gottgefälliger Hingebung einsame Tage. Die Armbrust schaffte das Wildpret und ihr Trank dazu war das Wasser der Quelle. — Aber heute, wo gäbe es eine Einsamkeit ohne Börse, ohne ein Kleid, das sein Entstehen nicht der jüngsten Maschinentechnik verdankte, ohne tausendfachen Komfort, den erst das Zusammenwirken von tausend Händen hervorgebracht... Jeder füllt irgendeine Lücke des andern, jeder ist irgendein Spezialist, keiner mehr Vollmensch, der sich selber hülfe... Wenn das so weitergeht, daß der einzelne verliert, was die Gesamtheit gewinnt, so mag es sich dereinst begeben, daß die Maschinen über uns zu herrschen anfangen und daß die Mythe vom Homunkulus Wirklichkeit würde. Erst wer die Menschen nicht mehr braucht, ist wahrhaft einsam und darf es sein; denn er schuldet ihnen nichts. Wer aber ihrer noch bedarf, lügt sich Einsamkeit; denn er schuldet ihnen einen Teil seiner besten Kräfte für das, was er von ihren Kräften genießt... Ach, und wo ist der entlegene Wald, über dessen Wipfeln nicht die Telegraphendrähte rasseln — wo ist das stille Tal, in dessen Tiefe nicht die stählernen Schienenstränge glänzten — wo ist der trotzig ragende Fels, um dessen steinernes Haupt nicht der Rauch einer Fabrikesse ringelte — wo das meerumbrandete Eiland, in dessen Gestade nicht der Kiel des Dampfers knirschte?! Ich sehe schon die Zeit, wo man durch Dynamit künstliche Erdbeben erzeugt, um weite Gegenden zu verchaotisieren und dergestalt wieder

urwüchsige Natur zu schauen. — — Wir gehen in die Einsamkeit, um uns zu verzücken, um schmerzlich zu ahnen, wie fern wir sind der echten Einsamkeit in unserm Kompaniegeschäft gewordenen Durchschnittsleben. Erst, wenn wir ihrer nicht mehr bedürfen, haben wir sie...

Hannover, 1892.

... Nach Deiner Unterscheidung wäre denn in meinem ganzen großen Poem nichts weiter poetisch als die kleine Szene von dem brennenden Weibe. Das ist ein Irrtum, wie ich mit wenigen Worten zu beweisen gedenke. Welches ist der Stoff des Poeten? Die Menschenseele! Nur mit ihr und sonst mit nichts hat es die Dichtkunst zu tun! Das heißt aber auch: es gibt keinen Stoff, der dem Dichter verboten wäre, so gut wie es keinen gibt, der nicht mitbildend die Menschenseele erbaut hätte und deshalb in ihr wieder zum Selbstbewußtsein erwachen dürfte. Was auch immer ein Dichter und wie immer er es darstellen möge, er gibt versinnlichte Menschenseele, Symbole für die Empfindungen, Gefühle und Ahnungen, die sein Innerstes durchwalten; und nur, soweit er das tut, ist er wirklicher Dichter, alles übrige ist Produkt des Geistes, nicht mehr der Seele... Es ist deshalb nichtswürdig, mangelnde poetische Kraft durch sei es Tendenzen, sei es allerlei buntes Beiwerk wie Gleichnisse, Naturschilderungen oder sogenannten Realismus ersetzen zu wollen. Gedanken sowohl wie Abschilderungen sind immer nur Schnörkel am Bau der Dichtung. Der Erzieher und der Beobachter haben hinter dem Schöpfer zurückzutreten, der einzig aus den Geheimnissen des Gemütes den Zauberschleier der Dichtung webt. — Soviel über den Stoff. Und nun die Form, ich meine selbstverständlich nicht die äußere, gewissermaßen sinnliche (gebundene oder ungebundene Rede), sondern die innere, gleichsam geistige. Für sie gibt es schlechterdings garkein Gesetz. Aber eben diese Freiheit birgt jene Gefahr in sich, welcher der Dilettant unfehlbar verfällt, wenn er sich Dichter wähnt, weswegen man denn an der Form viel leichter erkennt, ob man's mit einem echten zu tun hat. Die Form also — man dürfte getrost dafür auch sagen der Gehalt — ist ein unendlich wandelbarer Proteus. Der Künstler, aber eben auch nur der Künstler darf sich in jede hüllen, welche ihm gut dünkt. Zwei Gattungen lassen sich jedoch unterscheiden, eine lyrische und eine epische. Die erste will die Essenzen aus dem Subjekt versinnlichen auch durch das Subjekt und

nur durch dieses, die zweite will dasselbe durch das Objekt leisten. Unter die erste Gattung fällt lyrisches Gedicht, Drama und Novelle, unter die zweite Epos und Roman. Die erste vertrittst Du, die zweite ich. Willst Du für ein Innerstes, das Dich bewegt, Ausdruck finden, so mußt Du zunächst ein Individuum haben. Auch die Natur bleibt Dir tot, wenn Du sie nicht unmittelbar an ein individuelles Geschick anknüpfen kannst. Bildet sie zu einem solchen gleichsam die Erläuterung, so entsteht das lyrische Gedicht. Verzichtest Du auf ihren Rahmen und machst das Geschick zum Höhepunkt einer Handlung, so ist das Drama da. Kurz, das Menschlich-Individuelle ist Dir das eigentlich Wirkende und Bleibende, die Natur der Spiegel seiner Leidenschaften. Man kann diesen Standpunkt den ethischen heißen. — Umgekehrt liegt die Sache für mich. Mir ist das Individuum stets ein Kompositum jener Dämonen, die entbunden als schaffende Zerstörungsmächte die Natur durchwüten. Diesen Standpunkt nenne ich den kosmischen. Ich vermag den Drang, der mich spannt, nicht anders zu versinnlichen, als indem ich mit dem Zauberstabe des epischen Dichters die bewegte Natur heraufbeschwöre, durch die er in mir geweckt wurde. Daher ist bei mir das Naturbild nicht etwa ersetzendes Beiwerk, sondern das Wesen des Dramas. Die ahnungsreichen Gemälde sind nur Symbole; und all das Bildergepränge meines „Karthago" bedeutet einzig den Kampf dämonischer Mächte in der Seele des Menschen. Das individuelle Geschick, wie ein solches das verbrennende Weib veranschaulicht, durchbricht im Grunde den auf andre Dimensionen berechneten Vorwurf, dessen Thema: Karthagos Fall, nicht aber: Schicksal einer Karthagerin. Letzteres gehört dem Dramatiker, nicht dem Epiker, der das Arsenal der ganzen belebten und unbelebten Natur in den Kreis seiner Darstellung zieht, um in einem, ich möchte sagen imponierenden Sinnenbilde ein Echo der geahnten kosmischen Symphonie seines Inneren festzuhalten... Deshalb ist mein Gedicht entweder wertlos oder es ist durchweg poetisch, von Geschmacklosigkeiten im einzelnen abgesehen. — Nun gibt es aber, um diese Frage zu entscheiden, für jeden Empfänglichen einen untrüglichen Maßstab. Ist nämlich das Bild des Epikers ein echtes und von symbolischer Tiefe, so darf es, ohne unverständlich zu sein, nicht ganz verstanden werden, sondern muß einen Rest von unausdeutbarem Dunkel bergen, der zutage tritt in seiner Fähigkeit, Stimmung zu wirken. Stimmung ist das empfundene Geheimnis. — Weiter kann ich mich hier nicht darüber verbreiten. Du hast damit das Kri-

terium und darnach entscheide! Es kommt mir darauf an zu hören, ob, wenn Du mein Gedicht unbefangen (d. h. ohne die Absicht, etwas zu entdecken, und wär's auch die poetische Stimmung) und in Muße durchliest, Du von der Gewalt seines Dämons gepackt in ebender Stimmung ertrinkst, die zufolge Deinem eigenen Gefühl noch über das Gesagte hinaus alles vermittelt, was im Medium nur des rhythmischen Wortes Gestalt gewinnt. — Wenn man das ganze Erzeugnis aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, so gewinnt auch der Prolog, den Du mit sehr feiner Unterscheidung „mehr eine Einleitung des Dichters als zu dem Gedichte" nanntest, erhöhte Bedeutung, indem er zwar nicht inhaltlich, wohl aber ideell in das Poem einführt. Er zeigt es nämlich im Stadium des Embryo, will sagen vor der Geburt in der Seele des Dichters; mehr noch, er versucht, den Augenblick der Zeugung selbst zu veranschaulichen. — Eine bewegte Natur weckt zunächst dunkle Stimmungen und Gefühle in mir, welche ich mit Hilfe der Sprache in Ideen zu übersetzen bemüht bin. Allmählich aber werden die Gedanken immer dunkler und ferner, und um sie dennoch zu versinnlichen, bedarf ich wiederum des Symbols, des Bildes, und ein solches Bild ist die ganze nun folgende Dichtung...

AUS BRIEFEN AN DIE FREUNDIN

1900–1902

München, August 1900.

... Innig und oft, meine Freundin, bin ich im Geiste bei Ihnen. Zuweilen höre ich ganz deutlich wie von außenher den leisen Gesang Ihrer melodischen Stimme. Dann sehe ich zugleich Ihre großen, klaren, liebereichen Augen, und dann taucht plötzlich eine weite stahlblaue Meeresferne vor mir auf. Es ist früher Morgen, die Sonne ist noch nicht aufgegangen, aber die Helle steht schon im Osten und eine herbe Brise schauert über den schweigenden Wasserspiegel.

Zuweilen auch gedenke ich aus Ihrer Seele heraus jenes Mannes, dem Ihre tiefste Liebe gehört. Aber dann schwebe ich alsbald wie im Bodenlosen und Leeren. Dann werden Sie mir schattenhafter und undeutlicher und zuletzt erscheinen Sie mir doppelt, zwei Wesen, wohl verwandt und doch unendlich verschieden.

Obwohl ich Sie liebe, meine Freundin, liebe ich Sie doch auf so eigene Art, daß ich niemals um irgend jemandes willen Eifersucht empfinden könnte. Während ich oft Ihnen zuhörte über Ihre Abenteuer und Fahrten, über Ihr Leben und Lieben und sehr teilnahm an allem, klang mir doch zugleich hinter Ihren Worten ein Ton herauf wie irgendetwas Verschollenes aus ferner früher Kindheit. Das ist die Seele, die ganz mir gehört und die ich in Ihnen fast geschwisterlich liebe...

München, April 1901.

... Aber sehen Sie, die Menschen sind mir fremd im Grunde und besser verstehe ich mich mit Wolken, Wäldern und Gewässern. Und nur ganz wenige gibt es, die groß, schön und tief genug sind, um nicht ausgelöscht zu werden vor dem Brüllen der Meeresbrandung oder unter dem Rätselblick der Gestirne. Dies ist mir das unsagbar Letzte, was mir des Menschen Wert bestimmt, nicht seine Worte, Werke, Taten, Tugenden, und möchten sie noch so sehr die Welt mit Lärm erfüllen. Und ich weiß es, meine Freundin, wir wagen beide kaum

auszudenken, wie wenige im Grunde uns bleiben, sodaß wir oft in einer entsetzlichen Einsamkeit erbeben, die von peinigenden Larven bevölkert wird...

Wildenroth, Mai 1901.

... Welch Wetter draußen! Maiglöckchen blühen und duften. Gleich goldenen Springbrunnen stehen die lodernden Sommerbüsche. Zum offenen Fenster fliegen Schwalben bei mir ein und aus, die ich manchmal fange, streichle und wieder fliegen lasse, und abends mit Donnergetöse dicke Maikäfer...

Wildenroth, später 1901.

O Liebe, Liebe, nun bist Du fort und ich bin allein in dem großen öden Hause. Dunkle Wolken ziehen leise am Sternenhimmel. Der ewige Strom rauscht aus der Tiefe und ferne Stimmen klagen durch die schauernde Nacht...

München, Juli 1901.

... Es gibt eine Art der Mitteilung, die, indem sie entkleidet, zugleich wieder mit Schönheit umhüllt. Und das ist von allen Umhüllungen die verschwiegenste! Darin liegt die ganze und einzige Seinsberechtigung des Dichters...

München, Juli 1901.

... Liebe ist Angst und meine Angst ist groß...

München, Juli 1901.

... Draußen rauscht der Regen und singt der Wind. Vorige Nacht träumte ich vom Regen. Über schwarzblaue Schieferdächer floß es herab und ich ging mit einem Kinde durch triefende Gassen. Uralte Erinnerungen wollten erwachen...

München, August 1901.

... Wir, ohne es zu wissen, sind die inneren Schauplätze eines Kampfes dämonischer Mächte. Alles, was uns ohne und über unser Wollen begegnet, ist gut; alles, was wir planen und wähnen, zerrinnt! Eros ist in flüchtigster Minute und seine Gabe ist nicht „Lust", sondern Rätselferne, der noch keiner nahte. Was wir aber mit sehnenden Händen festhalten wollen, das verweht in Rauch, und mit Schauder bemerken wir plötzlich, daß wir gemalte Schatten für pulsende Leiber hielten! — Oh meine Freundin, nun wissen Sie auch, daß ich Sie mit Recht eine Seherin hieß und daß Ihr Mitternachtsselbst bis zu den Wurzeln der Sterne reicht! Ihnen sind in Wahrheit Hüllen gefallen: die Urseele wühlt in Ihnen empor und immer dünner über ihr erzittert die Hülle des alltäglichen Bewußtseins. Vielleicht kommt doch einmal die Zeit, die wieder weiß, daß wir wenigen heute in unsern tiefsten Minuten nicht „Schwärmer" waren und träumende Phantasten, sondern Götterboten — aber den Sturmvögeln gleich zu früh an unwirtliche Klippen versprengt. „Frühgeburten einer noch unbewiesenen Zukunft" nennt uns Nietzsche...

Lüneburger Heide, September 1901.

... Heute fühlte ich den Herbst, da wurde mir freier. Wie Rauch treibt alles unbekannten Fernen zu, wie wirbelnde Blätter auf verworrenen Stegen — zuletzt Versinken im Meer. Ich möchte das Wachen verlernen und das Gedenken, ich möchte träumen und schlafen...

Husum, September 1901.

... Nun ist es spät abends und der Regen fällt. Noch einmal war ich eben unter den Schloßwipfeln in tiefer Dunkelheit. Spärliche Laternen und erhellte Fenster flackerten durch die nassen Bäume. Ein Schattenring verfließt das Leben; tief hinter seinen roten Wirbeln ist Schlaf und Finsternis...

München, November 1901.

... So voll dunklen Lebens ist Ihr Brief, den ich gestern erhielt! Das sind wahrlich keine „Spinnereien", das ist der ruhelose Wellenschlag des Lebens, aber wie vor einem Sturme, wenn in kurzen Stößen der Wind bis weithinaus die niedrigen Wogen mit Schaumkämmen krönt, sodaß die See zu fiebern und zu sieden scheint. — Ich möchte glättende Öle in diese hastig atmende Brandung gießen.

Denn über mich ist nun eine große und seltene Ruhe gekommen. Jene schreckliche Woche neulich war eine schwere Krise, und darnach ist mir freier geworden, ferner, kühler, stiller. Der tiefste Grund auch dafür ist wieder ein planetarischer. Es war ein letzter Vorstoß des

Föhns und seitdem zog der Winter ein. Der Winter aber ist meine Jahreszeit, die Jahreszeit meiner möglichen Größe. — Ich hatte schöpferische Tage, womit ich auch minder erfreuliche Arbeiten zwang und manches Gute noch nebenher erwog. Ich fühle die nun wachsenden Spannungen des Erdballs, die in arktischen Zonen als Nordlicht ausbrechen und bei uns wenigstens die Lichter auf den Tannen zünden. Das ist mir der höchste Dionysos, stärker als alle Brutglut der Tropen...

Die großen Schauer freilich sind für immer dahin. Jetzt befrage ich die Sphinx und in günstigen Stunden ist sie mir gnädig und gibt selbst den Sinn ihrer Rätsel. Einst aber war ich die Sphinx, war Sphinx und Meduse und Greif in eins. — Der Schatten der Trauer weicht nie mehr von meinem Leben. —

Wie ich Ihren Brief so las, meine Freundin, — Sie sind doch auf einer andern Stufe des Lebens als ich. In Ihnen pulst und pocht und hämmert es ewig... Vorblick ist Ihr ganzes Sein und zukunftsschwangerer Wirbel. Ich blicke immer nur zurück und träume von uralt erloschenen Bildern...

... Eine Quelle bist Du, die eiskalt und vom Odem der Tiefe umdunstet aus dem Herzen der Erde bricht, und schon wer sie hört, wie sie klirrend und dampfend in ihrer Felsschlucht niederrauscht, fühlt seliges Schaudern und Mut, „mit Stürmen sich herumzuschlagen"...

... Die dunklen Tage sprengender Schauer, die großen Tage des flammenden Alls — uns haben sie geblüht, und wie klein und gleichgültig ist doch im Grunde alles Menschenschicksal, wenn es nicht in kosmischen Feuern brennt!...

München, November 1901.

... Ich glaube immer noch, daß zu großen Flügen die Kraft in mir ist, wenn auch nicht mehr zu den größten. Aber in Ihnen, meine Freundin, ist etwas dem Fluge des Falters verwandt. Es geht im Zickzack auf und nieder. Ihm ist das Leben eine Blütenwiese, die bald hierher, bald dorthin verlockt, mit immer neuen und ferneren Farben und Düften reizt, eine endlose Blütenwiese. Solchem Faltertanz kann ich wohl bewundernd zuschauen; aber ich kann nicht mit. Er berauscht und verwirrt mich, aber eigentlich lassen mich Blumen kalt. Ich kann nicht unter Dolden tanzen, nicht über Flimmerwiesen wirre Bahnen ziehen. Zu traurig und zu fern ist meine Seele, sie fliegt immer nur ins Abendrot...

Höhenroth, Dezember 1901.

... Wie hast Du mir neu die Welt mit Rosenschimmer umwoben! Als ich heute nachmittag hier ankam, welcher unbegreifliche Glanz des Gedenkens lag über der kalten winterlichen Landschaft! Auf der Wiese glaubte ich Dich vor mir schreiten zu sehen, wie der Lenzsturm Dein Kleid um Deine Lenden schlug, mit dem roten Seefahrerhut und darunter Deine klaren, fernen, nur ganz in der Tiefe brandenden Augen. Wie eine Amazone erschienest Du mir damals und als ob der heimlichste Traum meiner Seele wirklich geworden sei! ... Ich fühle mit Bangen fast das tiefe, schwere Glück, daß ich — nach furchtbaren Fahrten durch alle Schlünde der Nacht auf dieser Klippe des Erdballs scheiternd gelandet — Dich, Dich, Dich finden durfte!

Mir ist, als ob durch die Schwärze, mit der mir die Zukunft verhängt schien, ein glühender Streif brechen wolle. Ich fühle wieder, wieviel auch ich noch zu geben habe. — Ein Buch von mir ist nun da, und ich weiß, daß es, heute unverstanden, doch in die Zeiten hinausragen wird wie die Säule oder Pforte eines Tempels. Aber ich fühle zugleich, wie wenig doch von meinem glühendsten Leben darin ist und daß ich noch Leuchttürme aufrichten könnte an Gestaden, zu denen auch die Verwegensten nicht vordrangen. Allein nicht Bücher sind es, obschon es äußerlich diese Gestalt hat, Leben ist alles, was ich je schrieb, je schreiben werde, Blattgold des Lebens! Ich fühle manchmal, wie sich meine Seele über die Zeiten erweitert, wie verflossene Jahrhunderte in mir sind und wie der innere Strom an die Tore der Zukunft pocht. Und Dir, Dir möchte ich alles bringen! Ein Zauberschloß möchte ich Dir bauen zwischen dunklen Zypressen und rieselnden Pappeln und die seltensten Kleinode aus allen Weiten, Tiefen und Höhen über Dich ausgießen...

Höhenroth, Februar 1902. Samstag Abend.

Kaum daß ich hier bin in unserm Schloß, ist eine tiefe Ruhe in mir eingekehrt. Aber wie hat sich auch alles mit einem Schlage verändert! Die Schwüle ist gewichen, der Himmel ist kalt und voller Nässe. Herber Sturmodem geht über die abendlichen Felder und blinkenden Lachen. Und langsam rollt der metallische Strom.

Wenn ich eintrete in dieses Schloß, dann umfängt mich jedesmal ein leiser seelischer Schwindel und eine unnennbar wehe Sehnsucht. Eine unstillbare Sehnsucht, in der die Vergeblichkeit alles Lebens zittert und bebt. — Oh meine Freundin, rollen wir nicht selbst als

ein dunkler Strom ziellos dem Meere zu! Und immer neue ergießen sich nach uns — aus meerentstiegenen Wolken her. —

So froh waren Sie heute, daß es auch in mir wieder froh werden wollte, und fast fürchte ich, Sie mit meinen sinnenden Worten gequält zu haben. Und doch bin ich kein Kopfhänger und Schwächling, es hat mich nur vieles mürbe und weich gemacht. Und wenn auch der Hintergrund meines Lebens finster und schaudernd ist — grade vor schwarzer Ferne lodert glühender und leuchtender die Flamme des Glücks. —

Dies ist kein Brief, meine Freundin, es sind Monologe, und ich weiß nicht, ob und wann ich es absende. Während ich früher mit mir selbst sprach, so spreche ich nun mit Dir, mit Deiner Seele. Sie hört mich wohl; aber sie hört mit ungläubigem Blick und mit einem Lächeln, das sagt: er irrt, er redet mit seinem Bilde, nicht mit mir! Und dennoch bist Du es. Später, viel später, in Jahren vielleicht, wirst Du es wissen. Es ist ein Gesetz: daß wir voll erst begreifen, was wir nicht mehr besitzen.

Sonntag Vormittag.

„Sonnenmorgen nach tränenden Wettern.." Wie es noch wund in mir ist! — Wohl schlief ich, aber von Angstträumen gehetzt und fortwährend aufschreckend. Und wenn ich erwachte, flogen meine Gedanken zu Ihnen hinüber, ich sah Sie tanzend und nach Luft ringend, und dann erzeugten sich schreckliche Bilder. Ich wußte und weiß, daß dies den Tatsachen nicht entspricht. Es ist ein Zustand in mir, den die beständige Sorge geschaffen hat, verbunden mit der völligen Ohnmacht, hindernd oder helfend einzugreifen. Aber das alles wird nun bald abgeklungen sein. — Einmal fuhr ich von einem dumpfen Knall empor: im Schloß herrschte tiefe Stille, nur draußen war der Sturm. Die Uhr zeigte genau auf fünf. Dann wieder träumte ich etwas, das in seltsamer Weise an jenen Traum erinnerte, den Sie einmal in Schäftlarn von mir hatten. Wir waren auf einem Fest, auch Masken waren da und doch war es kein Maskenball. B., H., Sie und ich. Es war irgendetwas zu sehen und man mußte auf ein Gitter steigen, um es deutlich wahrzunehmen. Plötzlich mußten Sie fort, um noch irgendetwas zu holen. Wir warteten und warteten, Sie kamen nicht wieder. Ich ging Ihnen nach in das Haus, in dem ich Sie vermutete. Suchte, suchte und fand nicht. Eine schreckliche Angst befiel mich, dann wurde alles wirr und wüst. — Ein andermal unterhielt ich mich mit einem früheren Lehrer stundenlang über

deutsche Aufsätze und machte ihm heftige Vorwürfe, daß er die meinen falsch beurteilt habe — und so ging es fort —

Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen —
Jahrlang ins Ungewisse hinab.

Ich weiß wohl, meine Freundin, daß ich Ihnen im letzten Winter oft ein lästiger Peiniger war. Und obwohl ich nichts wollte als Ihnen helfen bei Ihrem Lebenswerke und zugleich verhindern, daß Sie Ihre Gesundheit aufrieben, so mögen Sie es doch ganz anders empfunden haben — und der Erfolg ist eher eine Hemmung gewesen. Daraus gewiß erklärt sich mit die schroffe Reizbarkeit, mit der Sie oft selbst scheue Bitten heftig zurückwiesen. Liebe ist unweise und kennt wenig Geduld, und so macht sie es oft schlecht, wo sie es gut machen wollte. — — Aber es hat doch wohl nichts Dauer. Und soviel ist gewiß: diese Krise muß und wird vorübergehen. Ich fühle mich mir selbst entrissen, ja zuweilen mir und meinem Werk beinahe entfremdet. Es ist eine Phase, durch die ich hindurchmuß. Haben Sie nur noch eine kleine Weile Nachsicht mit mir, dann werde ich ruhiger und kühler geworden sein. — Und eines, sehen Sie, das glaube ich doch: die Götter haben uns dennoch zusammengeführt, uns beide an entscheidenden Punkten unsres Lebens. Und was ich Ihnen sein sollte, ist dies: eine Stimme des Lebens, die als ein zweites Selbst von außen Ihnen zuraune, was aus innerstem Antriebe Sie selbst im Grunde um diese Sonnenwende wollen und müssen — eine Warnstimme zugleich, daß Sie nicht wieder dem alten rebellischen Geiste verflossener Jahre verfallen und dem nagenden Brande falscher Dränge — daß Sie sich endlich zu tiefer Ruhe und Selbstbesinnung entschlössen und in steigender Genesung die Kräfte sammelten für eine zweite goldenere Jugend, welche die Verwirklichung frühester und heißester Wünsche bringen soll! Das ist nicht meine Willkür, nicht meine Laune — das wollte das Leben selbst mit Ihnen und warb sich in mir einen Bundesgenossen, indem es mich zwang, Sie bis zur Aufopferung zu lieben. Und wenn Sie erst über die Stromschnellen hinweg und ganz im neuen Gleise sind, dann wird es auch mich wieder loser lassen und meiner Einsamkeit wiedergeben. — Hoffen wir, daß es bald sein kann!

Abends.

Noch einmal will ich ein Stück innerer Geschichte zu erzählen versuchen. Für mich selbst am meisten mag dies hier aufgezeichnet sein. Damit ich freier rede, will ich es in der dritten Person tun.

Stell Dir einen schüchternen und leicht verwirrten, dabei lebhaften Knaben vor; mit hellblondem Haar, sinnenden blauen Augen, schlank und biegsam gewachsen. Es ist ein folgsames und „artiges" Kind, mit jener übertriebenen altklugen Verständigkeit in Auffassung und Redeweise, wie sie sehr naiven Kindergemütern zuweilen eignet. Zwischen diesem Knaben und seiner bürgerlich eng ausgemessenen Umgebung besteht kein Widerspruch. Er nimmt Anschauungen, Mahnungen, Bräuche von Eltern und Lehrern mit fleißigem Eifer auf, ist äußerst wißbegierig, glaubt mit liebendem Bangen an einen starken väterlichen Gott, hat ehrfürchtige Achtung vor jedem Erwachsenen und läuft furchtsam vor den kleinsten Hunden weg. Er wird so korrekt und siebengescheit, wie man ihn haben will. Er ist vernünftig, klug, er horcht auf Gründe, ja er sucht sich selbst mit Gründen zu rechtfertigen. Er hat Temperament im Bejahen und Bestreiten, Temperament des Intellekts; aber wenig Wärme ist in ihm, wenig Herz, garkein Gemüt. Man liebt ihn, er läßt es geschehen; er küßt mit heimlichem Widerwillen und schamhaft-ungelenk. Im Grunde ist ihm Liebe und Neigung fremd. So *scheint* er nicht nur, so *ist* er, solange ein Menschenantlitz in seiner Nähe, oder solange er sich im Bereich menschlicher Verrichtungen bewegt: so ist er ohne Ahnung des Andern, das wie mit Feuerzungen ihn durchlodern will.

Denn, wenn er fern von allen Menschen, wenn er frei von Schularbeiten, von Sitten und Erinnerungen, wenn er ganz mit sich allein, dann zerreißt und verräuchert dies Körperkleid seiner Magierseele: die Stühle im Zimmer beginnen zu sprechen, die Tapeten schneiden Gesichter, die Decke wächst, auf einen Wink weichen die Wände, sie weichen *wirklich*, und auf pfeifendem Rade, von imaginären Drähten getragen, saust er über die keuchende Welt. Oder er hebt sich fliegend mit Windeseile über Türme und rauchende Schlote, über stampfende Maschinen und den roten Knäuel der großen Städte. Und dies alles ist nicht mehr fremd und außer ihm; er selbst — ein Dämon — leiht ihm die Glut, die es umtreibt, und sein Anhauch zerbläst es, wie ein Windstoß Wolken auseinanderbläst. — Sonderbare Reisen hat dieser Knabe unternommen, oft am hellen Sommertage im engen Stübchen, wenn draußen Wagen rollten und summende Fliegen um die Fensterblumen tanzten; öfter und weiter noch in der Abenddämmerung, wenn durch klaffende Wolkengebirge das gleißende Sonnengold zu flammenden Gestaden lockte. — In nächtlichen Wäldern hat er sich mit dem Nebel vermischt, der tropfend und rieselnd um die dunkelragenden Wipfel schwankt — die metallische

Meereswoge hat ihn eingesogen, die silberne Brandung zerbrach ihn in schimmernden Staub — im tödlichen Schwindel erster Veilchendüfte ist er zerflossen — und den Sturm selber und die klirrenden Regenströme hat er vor sich hergepeitscht an dröhnenden Herbstabenden — und zuweilen, wenn sie um den knisternden Ofen alle im Zimmer saßen, war er heimlich der lachende-weinende Tropfen, der vernehmlich an die Scheiben schlug. —

Beide Wesen, das menschliche und das dämonische, erstarkten, wuchsen und reiften in *demselben* Knaben, und sie wuchsen, ohne eines vom andern zu wissen. Das war die Zeit der dunkelsten Versonnenheit — „wie Kinderaugen aus dunkler Flut" —, der wissenlosen Seligkeit, die Zeit des vollsten und tiefsten Erlebens. Das war — — Peer Gynt, *ehe* ihn die Liebe der Nacht des mütterlichen Schoßes entriß. —

Aber aus dem Knaben ward ein Jüngling, dies überströmende Gefäß, das im Schimmer der Seele leuchtet. Und solcher Schimmer umfloß die Gestalt, die liebeentzündend den Träumer aus seiner Höhle zog. Wie ein Gewitter, das spaltende Blitze bis in die Wurzeln der Bäume schlägt, entluden sich *in* ihm die sprengenden Gewalten der Leidenschaft. Der Damm zwischen den zwei Wesen brach in Stücke: kalter und dürstender Schein des *Geistes* fiel in die purpurn wogenden Gründe der *Seele*. — Rotwallend quoll ihre aufgeschreckte Flut empor und ertränkte für ein Jahr *den Geist im Blut*. — Das war die Zeit der Sehergabe, der bannenden Ekstasen, des schöpferischen Überflusses. Kaum daß er dem Feuerbade entlauchte, so wuchs schon wieder um den Trunkenen die siedende Woge. Sternsprühend zog er — ein brausender Gott — vom Wahnsinn der Liebe gejagt, durch sein unermeßliches Reich: das nachtblaue Weltall. Aus den finstersten Schlünden vergangener Jahrtausende riß er Urbilder — über die zuckende Ferne kommender Jahrtausende wehte sein Wetterleuchten. Der Erde entronnen drang er vor bis zum Zentrum der Welt, wo die Spindel mit den Weltringen kreist, und noch der fernste Himmelsäquator war dem Augenblicke aufgetan. — Dies war der riesenhafte Irrflug eines Dämons: denn nicht vermochte er die Menschenhülle zu verzehren, nicht den Geist zu verbrennen, nicht im Element zu sterben — *und* nicht vermochte er in Menschenform die schweifende Gottheit zu fesseln. — Die Liebe allein *nährt* im Menschen das *Allblut* — sie allein rettet die verströmende Flamme aus dem Labyrinth der Welten in die weiterzeugende Herdglut. Die Liebe hätte ihn zum göttlichen Menschen wandeln können: aber sie blies

nur in das Feuer, daß es rauschend aufstob, daß es in Flammenfetzen mit dem Sturm zur Ferne fuhr.

Die Purpurtiefe hatte sich umsonst geleert — des Geistes schwere Flügel sanken müde. — Um den Erwachenden stand kalt und fahl der Tag — die Nabelschnur zum Leben lag zerrissen..

Halb ohnmächtig raffte er sich auf. Vor ihm unter grauem Himmel lief eine graue Straße ins Endlose. Über den Feldern zur Seite witterte Kohlendunst. Und nun sah er die Menschen zum erstenmal. Mit grauen Säcken beladen zogen sie schleppend und bleich am frierenden Saum der mager bestandenen Felder. Düstere Häuser mit grauenvollen rechteckigen Fensterhöhlen standen plötzlich drohend und grünlich in dem leichenhaften Dunst, der sich dichter um ihn zusammenzog. Wilde Bitternis schnürte ihm wie ein Strang die Kehle. Die dürren Bäume klapperten und winselten in ohnmächtigen Lauten, die er nicht verstand. Der Himmel schien ein Sargdeckel zu sein, der sich langsam über wimmelnde Tote niedersenkte. Eine Übelkeit, ein Ekel stieg in ihm auf — da war er unter den Menschen — auf seiner Schulter der graue harte Sack — niedergebeugt auf den stinkenden Boden, aus dem zwischen Gestrüpp Scherben hervorstarrten — da war er unter ihnen und — fraß Asche.. So endet die Geschichte des Jünglings. — —

Ja, meine Freundin, furchtbare Jahre verbrachte ich unter den Menschen — selbst ein Leichnam, der mechanisch Asche fraß. Wahnverblendet habe ich mit eigener frevelnder Hand zugeschüttet, was aus der Tiefe her noch glomm und pochte. Mit den Resten der vergeudeten Götterspeise habe ich das ewig Unfruchtbare, den Verstand, genährt. Durch Stunden so grausenvoller Öde hat mich dieser Wahn geschleift, daß ich immer noch ab und zu zweifle, ob ich es wirklich bin, wenn einmal seltene und leuchtende Worte von meinen Lippen gehen. — Wüßte wer, was ich besaß und was ich verlor, der begriffe nicht, wie ich noch weiterleben kann. Der ich einst im Umschwung der Planeten durch die Allnacht trieb — mir weckt der Sternenhimmel sehnsüchtiges Bangen und das Rauschen der Bäume zerreißt mich mit namenloser Wehmut! Nicht als Heimat mehr, sondern fremd und unbekannt umfängt mich das kreisende All. Entwurzelt bin ich, ausgestoßen aus meiner Welt, die jenseits der Menschheit ist und die in Menschenrede nur dem Stammeln gleicht. Ausgeworfen hat mich meine glühende Einsamkeit — nun bin ich verlassen unter den Menschen. — Oh, daß Du begriffest, welche Kindesangst aus mir um hüllende Liebe fleht. —

Und daß ich dennoch lebe? — Ein fernes Sternbild glomm schwach und hinter Dünsten auch noch durch meine tiefsten Qualentage: der Wille, daß ich von diesem ungeheuren Erleben künden müsse und wenn es auch nur stammelnd sei; daß irgendetwas davon bleiben müsse. Eine außermenschliche Gewalt zwingt mich dazu, daß ich dies Gefäß der Urglut hinterlasse: das ist der Fortzeugungswille selbst der Urglut. — —

So stand es, ehe ich Dich sah. Mit Dir aber hob sich ein andres mächtigeres Sternbild, hob sich, was ich längst verzichtend abgetan: der Glaube an eine neue Lebensmöglichkeit. Erst scheu und immer wieder zweifelnd.. Da aber gabst Du mir einen Trank des tiefsten Lebens voll. Und da loderte dieser Glaube hoch auf und nun will meine Seele nicht mehr davon lassen. Und müßte ich es dennoch — ich weiß nicht, ob ich noch einmal die Wüste der Entsagung ertrüge..

Und den Du eben erst aus wüster Trümmerstatt mit linder Hand in die duftende Flur geführt — verlaß den noch Verwirrten nicht sogleich! Durch Dich ist er für Dich auch stark und will Dich jubelnd durch Sümpfe und Strudel tragen und fest Dich halten, wenn Du strauchelst.

München, März 1902.

... Was kommen wird, ich weiß es nicht mehr; aber ich fühle, daß ich der Grenze nahe bin. Und — wer weiß — bald werde ich die alten Schwingen spannen — dann rufe ich Euch allen mein letztes Lebewohl — dann soll die Ferne mich trinken, mich, der ich noch einsamer die Menschen verließ, als ich sie suchte...

München, ohne Datum 1902.

... Aber etwas andres packte mich mit rätselhafter Unruhe. War in der Tiefe Ihres Wesens eine Wandlung geschehen? Ihr Blick war heller geworden, aber er drang nicht mehr ein. Ihre Bewegungen waren etwas langsamer, als ich sie an Ihnen (auch in schlimmen Zeiten) gewohnt, und von einer minderen Lebendigkeit. Ihre Stimme klang ein wenig kühler und anteilloser. Und nicht auf mich bezog sich das — es war so überhaupt. — Sehen Sie, meine Freundin, Sie werden es wohl nie ganz ermessen können, was Sie mir durch fast drei Jahre meines Lebens gewesen sind, in welcher Weise Sie mir menschliches Symbol alles letzten und abgründigsten Lebens waren. Und wenn ich oft sagte: ich glaube an Sie — so hieß das, daß ich daran glaube — und das hatte nichts oder wenig zu tun mit Ihrem „Charakter", mit

Ihrem Handeln. Eben weil Sie mir ein Gefäß waren jenes tiefsten Lebens, kam stets diese blinde Angst, wenn ich Sie in Wirbel verstrickt sah, die ich für gefahrbringend hielt. Wohl unterlag ich oft dem qualvollen Zweifel, ob dies Gefäß den furchtbaren Stößen des äußeren Lebens, dem ich es ausgesetzt sah, standhalten würde. Aber nur weil mein Glaube an das, was durch Sie dem Leben erhalten werden müsse, so unerschütterlich feststand, nur darum konnte mich der Zweifel so oft zu verkehrtem Eingreifenwollen, zu dieser fast fanatischen „Sorge um Ihr Wohl" verleiten. —

An diesem Abend aber erlebte ich etwas andres, mir gänzlich Neues. Zum erstenmal, seit ich Sie kenne, suchte ich dies Letzte, dies Nächtliche umsonst. Mißverstehen Sie nicht, meine Freundin. Hundertmal bin ich früher betrübt gewesen, weil ich Sie gegen mich kühler oder gleichgültiger zu finden wähnte. Aber das war es hier nicht. Nein, ich mußte mich fragen: Ist da etwas überhaupt entwichen? Wäre es möglich, daß dies Gefäß das tiefe Leben nicht mehr faßt? Wäre es möglich, daß auch dieser, mein größter Mensch, den Weg des Behagens ginge? Und bei diesen Gedankengängen überfiel mich ein innerliches Grauen, und wenn ich es auch nicht deutlich dachte, so fühlte ich es doch: das wäre mir weit furchtbarer, als wenn Sie stürben! Und könnte es wirklich geschehen, daß auch dieser, dieser Mensch die Seele des Lebens nicht zu halten vermöchte — dann sind die ewigen Gestirne dem Blick der Menschheit für immer entrückt — und nichts mehr kann mich nötigen, noch länger zu verweilen...

Meine Freundin, am zweiten Abend durfte ich meinen Irrtum erkennen. Das Dunkel quoll wieder in Deinen Blicken auf.. Du fassest das Leben, das schmerzliche Leben noch!

Und nun erst bin ich da, wo ich nachholen muß, was ich nicht sagen konnte. Denn an jenem Abend stand ich unter dem Bann einer fremden Gewalt. Das waren nicht Sie mehr, nicht ich mehr; sondern wie mit den schweren niederhängenden Wolken lag es um uns her. Eine namenlose Traurigkeit überfiel mich. Es war, als wenn alles verlöschen müsse, als wenn alles Abschiedsweh, das je gefühlt wurde, uns mit schwarzen Fittichen umdränge; als wenn Todesmelodien langsam heraufrauschten.

München, Mai 1902.

... Eben war das und jetzt gehe ich wie in einem Nebel umher. Ich habe mich zusammengenommen. A. hat nicht gefühlt, was in mir

vorging. Mir war, als wenn mich jemand langsam erdrosselte, und dann wieder, als wenn ich große stampfende Schritte vernahm — so schreitet das Schicksal. — Soll, kann dies das Ende sein — das Ende des glühendsten Traums — das Ende der tiefsten Liebe, die ich für einen Menschen gehabt! — Darum in Leid und Lust so tiefes Leben, darum glühender Austausch tiefster und letzter Ahnungen, die je von Menschen geahnt wurden — darum alles, alles durch Jahre — einer, der warb, und eines, das traumhaft zuhörte und zuweilen in Liebe sich neigte — darum all das, o meine Freundin, auf daß eine einzige Stunde unglücklicher Verwirrung es alles wie in giftigem Odem auslösche, es verdorren mache, so wie der Wüstenwind die Blüten verdorrt...

Mein einziger Mensch, durch Fernen fasse ich Deine Hand, und ob Du schon meine Gluten nicht mehr fühlst, ich küsse Deine Hand, ich küsse den Saum Deines Gewandes. —

München, Mai 1902.

... Sie mögen recht haben, liebe Freundin, vielleicht war für eine Natur wie Sie es sind, jene „Fürsorge" und Achtsamkeit wirklich schädlich. Ich wiederhole, was ich schon in meinem vorigen Briefe versprach: nie mehr sollen Sie das von mir erfahren — nur wenn Sie rufen, will ich da sein — und nie näher will ich sein, als Sie es wollen.

Ich las auch das Zarathustrakapitel über die Freundschaft wieder. Es ist viel Schönes darin, vor allem viel Größe. Und ich habe an Sie gedacht, liebe Freundin — und glaube wohl zu ahnen, wo da das Verwandte liegt, und habe mir eine neue gute Lehre herausgelesen. — Aber lassen Sie mich heute etwas andres, ganz Allgemeines bei dieser Gelegenheit sagen.

Die Welt Zarathustras ist nicht die meine. — Wenn ich jetzt im Zarathustra lese, fühle ich mit Schrecken fast, wie weit ich darüber hinaus bin. Mißverstehen Sie nicht: Nietzsche, der Mensch Nietzsche ist etwas unbestreitbar Größeres als ich. Ich denke nicht daran, mich auch nur mit ihm zu vergleichen. Nicht das meine ich, wenn ich sage: hinaus-sein. Nietzsche war seit zweitausend Jahren der größte Fesselnsprenger. Er hat Kerkerwände eingeworfen mit einer mehr als menschlichen Kraft. Er hat Ozeane von Irrtümern vor uns, er hat sie aber auch für uns durchfahren. In manchem durften wir da beginnen, wo er aufhörte. Ihm gehört unsre glühendste Bewunderung, ihm

unser anbetender Dank. Aber das Neuland, zu dem hin seine Barke uns den Weg wies — er hat es nur in seltenen Minuten wie durch Schleier geahnt, er hat es nie betreten. Wir aber haben es betreten. — ... Nietzsches Welt bleibt eine Welt des Ichs, des Charakters, besser gesagt, der Charaktergröße, eine Renaissancewelt. Nietzsche will große, tiefe, wahre Menschen. (Über-Mensch, das ist mehr Mensch.) Nur selten durchbricht er diesen Ring. Aber im ganzen bleibt es eine Welt des Personellen und darum im Tiefsten eine Welt der Sehnsucht und nicht der Erfüllung. „Unerlöst blieb mir die höchste Hoffnung", sagt er selbst an einer Stelle. Weder kennt Nietzsche die Dämonen noch den Eros. Wir aber wissen das eine oder das andre: der wäre allwissend, der beides wüßte.

Ich kann die Größe Nietzscheschen Menschentums bewundern und fühlen, wie klein ich dagegen bin; aber Größe wie Kleinheit, Stärke wie Schwäche: in alledem offenbart sich das Leben nicht. „Ob hoch oder tief uns das Leben umherwirft, ob wir stark es binden oder haltlos mit ihm treiben und fallen, das macht unsern Handlangerwert vor schöpferischen Thronen. Willkür kann über Willkür siegen, aber sie selbst muß zerspalten hinsinken, damit der Schwindelnde zurückstürzt in den Schoß des Seins." — Und was Nietzsche über Freundschaft, über Liebe sagt, es ist menschlich groß, aber offenbarend ist es nicht. Und was ich suchte im Leben (und auch was ich fand), war nicht diese Freundschaft, diese Liebe. Es war immer nur eines: ob wohl sonst noch in Seelen die Urheimat lebt, in die ich in sprengenden Jahren einen schauernden Blick getan — ob sonst noch Menschen sind, die das Geheimnis der Allnacht bergen — ob noch Augen blicken, in deren Grund das metallene Meer wogt. — Und das, nur das war mir Leben: im Element erglühend zu vergehen. Tod ist mir letzte Erfüllung. Und ob nun der Gesang einer Menschenstimme mir die Pforte sprenge oder das Brausen des sturmzerwühlten Waldes, das galt mir gleich. Nie wollte ich Menschen und Menschengröße und all das Zweckhafte und Ökonomische, was vom Menschen, der niedrigsten Erscheinungsform des Alls, untrennbar bleibt.

Wenig vom Tiefsten, meine Freundin, habe ich Ihnen durch all die Jahre mitteilen dürfen — nur zuweilen war es wie ein silberner Blick. Wenig habe ich Ihnen auch darin geben dürfen, aber ich weiß doch, wo sich die Zirkel unsres Wesens schneiden — vielleicht ist es jenseits des Bewußtseins, wo Worte stumm sind. Und wenn ich jetzt und hier ein weniges über jene Wahrheiten spreche, so tue ich

es nur so, wie ich es in einem Buche täte, und nur so mögen Sie es aufnehmen.

Erst spät habe ich erfahren, daß ich mit jenen Gewißheiten die mythischen Lehren vorgeschichtlicher Zeiten wiederentdeckt hatte. Das war ein großer Erkenntnisschritt. Denn damit hatte ich endlich das Mittel, um diese ganze Region vor dem Mißverständnis zu schützen, als handle es sich hier um ein gewissermaßen „poetisches" Empfinden.. Was man für gewöhnlich Poesie nennt und Kunst, das ist Menschenwerk, um nicht zu sagen Menschenspielerei. Erst seit dieser Alpdruck gefallen, konnte ich wahre Entdeckungszüge unternehmen.

Drei Zustände gibt es, welche die Tore zum Nachtreich öffnen: die Schauer der Feldschlacht (Heroentum; dies ahnte Nietzsche) — die Schauer des Eros und — Magie. Im Magischen liegt beschlossen, was mir an dunkelstem Grauen, an bebendsten Erschütterungen zuteil ward. Und ich weiß: unsre Nachfahren, wenn sie je kommen, werden in die Dinglichkeit übertragen, was von uns nur scherisch angeschaut wurde. In ihnen wird magische Seele wieder Fleisch geworden sein. Sie werden lächelnd Wunder wirken, und noch die Schwächsten unter ihnen werden es. — Aber Magie bleibt Flamme, nur Eros ist Blut. Und das ist der Augenblick, der aufglühend das All trinkt: wenn Blut und Flamme sich einen.. Und das war Zug und Drang verfrühten Schicksals, das wohl in kommenden Geschlechtern sich erfüllen mag. Denn wir sind Sturmvögel, die das Wetter künden, aber vorausgeschleudert an unwirtlichen Klippen sterben müssen. —

Und noch eines: Eros ist nicht die schöne blinde tierische Wollust; diese nährt ihn nur. Eros ist die Wollust, die zugleich sehend ist. Der von Eros-Dionysos Erfüllte ist Dämon, obgleich Mensch bleibt. Er sieht durch den Schattenleib der Dinge in die flammende Nacht der Bilder. Er selbst ist das Schicksal, ist gorgonisches Grauen. Die Ströme der Erde, die Stürme des Himmels, die Bahnen der Gestirne sind in ihm und seine Macht reicht über den Saturn hinaus. —

Auch Ihrem Bewußtsein, liebe Freundin, klingen solche Worte vielleicht wie dichterischer Überschwang. Aber es könnten Geschlechter kommen, die das nicht mehr begriffen, weil sie ihre Wahrheit an sich erfuhren. Solche Worte sind nur die geringsten Stücke am Kleide des Antichrist. —

Aber obgleich jenes mir das Letzte bleibt, auch das andre verstehe ich. Härte ist gut, wenn wir uns zu großen Werken rüsten, Härte, wenn wir starke und tatgebärende Entschlüsse fassen. Und so komme ich auf den Ausgang dieses Briefes zurück. Alles Nachgiebigsein, al-

les Weichwerden schmilzt auch; alles Ineinanderaufgehen nagt an unsrer Selbstheit. Menschentum ist Selbsterhaltung — und so mindert sich unsre menschliche Größe und Gewißheit, wie wir hingegeben zu verfließen drohen. Und grade die weichsten Seelen haben am meisten den Schutz ihrer Ferne nötig und umhüllenden Einsamkeit. So fühlte auch Nietzsche und so ersann er den Freund, der ihm „ein Pfeil und eine Sehnsucht nach dem Übermenschen" war. Ich sage, ich verstehe das. Aber ich selbst bin aus anderm Stoff gemacht. Und darum kann ich wohl die Weisheit ehren, die warnend den Finger hebt: „Du willst vor Deinem Freunde kein Kleid tragen?" — und weiter: „Wenn ihr Götter wäret, so dürftet ihr euch eurer Kleider schämen!"; aber die Seele in mir würde dem Weisen entgegnen: „Was ist mir Freundschaft, was Liebe, was selbst dein Übermensch, wenn er mir nicht einmal dazu verhilft, wenigstens für Augenblicke ein Gott zu sein!"

München, Juli 1902.

... Ich habe den vorigen Winter Ihr Leben mitgelebt in einem Maße, wie Sie nie ahnen können. Rückblickend meine ich oft: ich war hypnotisiert. Und ich spielte stets nur die Rolle der Kassandra... Es gab eine Zeit, da glaubte ich, daß Liebe alles vermöchte und Glut der Worte viel. Ich habe erfahren müssen, daß beides eine Täuschung war. — Von allen Menschen, die ich je auf Erden traf, sind Sie derjenige, der am meisten mit Leid und Wollust, mit Sehnsucht, Erinnerung, Trauer, Hoffnung nur in sich selbst lebt. Darum können Sie nie einen andern Menschen erleben — wohl kennen, erleben nicht. Darum auch kann Ihnen nie von außen Hilfe oder Glück werden. Und auch wenn einer sein Blut für Sie gäbe, es hülfe Ihnen nichts. Ihre innere Glut ist groß und reich; aber Sie teilen sie mit niemandem. Nur was in Ihnen selbst aufquillt, gibt Ihnen seligen Augenblick...

Glinnik, 9. September 1902.

... Ihr Verhängnis ist es, ohne Liebe zu sein, aber mit der nicht sterben wollenden Sehnsucht darnach...

POMPEJI UND ROM

Aus einem Briefe an R. P. Juli 1912

Es ist schwer, wenn nicht in ungebundener Rede unmöglich, die Bilder dieser merkwürdigsten aller Ruinenstätten zu schildern. Ja, schon das Wort Ruine paßt nicht mehr. Wir denken dabei an Trümmer, die von Dickichten umblüht und umwuchert in das Naturreich zurücksinken und gleichsam nur noch mit verlorenen Zinnen emporragen über den wieder entmischenden Strom der Zeit. Hier aber ist es anders. Sie betreten eine Stadt, wo den Häusern und Tempeln zwar die Dächer fehlen, wo von den Prachtbauten des Forums zum Teil nur noch einzelne Säulen stehen; was aber nicht einfach zerbrach oder abgetragen wurde, das steht nicht wesentlich anders da wie vor nahezu zweitausend Jahren, trotz seinem fürchterlichen Alter kaum minder neu wie damals und so, als hätten es die Bewohner vor kurzem in eiliger Flucht verlassen. Sie schreiten dahin auf schmalen, meist sich rechtwinklig schneidenden Gassen, über sich den klaren Himmel des Südens, rechts und links die heißen und niedrigen Häuserwände mit schönen Türen und spärlichen Fenstern; hier an der Straßenkreuzung ein gemeißelter Brunnen, der nur kein Wasser mehr speit; dort an der Wand eine Aufschrift, welche die Taberne verkündet, an jener andern ein farbiges Relief: zwei Männer, die eine große Traube tragen, das Schild des Küfers oder des Weinhändlers; in das harte Travertinpflaster tiefeingegraben die Räderspuren antiker Wagen. Und welche Welt erst tut sich auf in schreckhafter Gegenwärtigkeit, wenn Sie die Schwelle eines Hauses überschreiten, deren Mosaik witzig oder ernst den besonderen Sinn des Besitzers kündet! Das kühle Atrium empfängt uns mit dem Impluvium inmitten und weiter zurück das liebliche Peristyl, wo zwischen den umrahmenden Säulen noch die Statuetten der Hausgötter stehen, der Silene, Eroten, Nymphen, Bakchantinnen und wo von dem wieder lebendigen Springbrunnen über zarte Gräser feuchter Anhauch sprüht. Wir betreten die Baderäume, die Schlaf- und Liebesgemächer, von deren Wänden in unvergänglich leuchtenden Farben Bilder süßer Gestalten und immer quellender Lebensinbrunst glühen. Wie von selbst entstehen für den inneren Sinn nun auch die Decken wieder;

eine geheimnisvolle Dämmerung umgibt uns, in der sich wiederfindet, was man in die Museen entführte: die Vasen, Phiolen, Lampen, Schalen, Dreifüße mit Kesseln, kunstvollen Spiegel, Spangen, Nadeln; und wie wenig bedarf es, daß statt Stein und Farbe die feingliedrigen edlen Gestalten von ehemals selbst erscheinen, aus deren dunkel leuchtenden Augensternen das für immer verlorene Mysterium des sinnlichen Lebens strahlt! So schwanken Sie in greller Mittagseinsamkeit von Haus zu Haus, bald des Bäckers, bald des Wäschers, bald des Dichters — die Tabernen beleben sich, hier standen in den Marmor eingelassen die Weinamphoren und Krüge, hier saßen und lärmten die Zecher, und dort an der Wand, mit dem Nagel oder einem spitzen Griffel eingeritzt, bemerken wir von römischer Hand geschrieben Trinksprüche, Scherze, ein Lob auf den Maximus. Sind wir selber verzaubert, spüren wir nicht den heißen Geruch antiken Backwerks wieder, rollen nicht da draußen die Wagen, surrt nicht auf und ab antiker Stimmenlärm, römisches Gelächter, Streit, Witz, Gemurmel aus Sänften! — Aber jetzt, indem wir das oberste Außenrund eines Amphitheaters betreten und der Blick, von Bühne, Arena und Zwinger nicht mehr gefesselt, die ganze lebendigtote Stadt überfliegt, jetzt, wo sich jenseits ihrer Grenzen die üppigste Landschaft des Südens entfaltet mit sich dehnenden Wiesen voll Quellwassers, das von den Bergen kommt, mit Pappelalleen und Oliven, mit unermeßlichen Weingärten, im Hintergrunde auf der einen Seite der düstere Vesuv, auf der andern die kühnen Schwunges emporstrebenden Apenninen, bis hoch hinauf übersät mit schimmernden Siedelungen, auf der dritten der purpurnstrahlende Golf, in violettem Dunst die Silhouetten von Capri und Ischia — — jetzt wissen wir in schauernder Beklommenheit, daß der Strom des Geschehens an diesem Punkte abgerissen, daß diese Stadt vorüber ist, und fühlen das rätselhafte Wehen der Ewigkeit.

Blickt man betrachtend zurück auf das Erlebnis Pompeji, so drängt sich zweierlei auf: das tiefe Verständnis des Römers für die Poesie des Hauses und, so verwunderlich es zunächst klingen mag, die Ähnlichkeit jener Epoche mit dem Rokoko. Niemals wohl hat eine Zeit von so hoher Kultur, von so beispielloser Verfeinerung aller Lebensbedürfnisse in solchem Maße den Reiz des Hauses zu schätzen gewußt. Während sich unsre Wohnsitze mit vielen Fensteraugen und einem wichtigtuerischen Glanz der Fassade nach außen kehren, drängt der Römer bei karger Behandlung der Außenseite das Leben nach innen, wo es sich zwischen glühenden Wänden oder in der gedämpften

Feierlichkeit des Peristyls wie zu einer farbenprächtigen Blüte entfaltet. Dazu aber kommt nun, um die Ähnlichkeit mit dem Rokoko zu begründen, die entschiedene Vorliebe des Römers für eine das Phantastische und Spielerische streifende Ausschmückung jedes Gebrauchsgegenstandes — die Umrahmung eines Spiegels besteht etwa aus sich verschlingenden Gestalten, das Laufgewicht einer Hebelwage ist ein subtil durchgebildeter Kopf usw. —, für äußerste Feinheit und Zierlichkeit der Formensprache, für eine sozusagen musivische Flächenbehandlung, für üppig rankende Ornamentik und für die malerische Auflösung des Architektonischen. Die nach unserm Geschmack im Format meist nicht sehr großen Wandgemälde erschließen ganz wie zur Zeit des Rokoko den Blick in verhältnismäßig „wirkliche" Landschaften, noch dazu häufig durch phantastische Architekturen hindurch, welche der Täuschung einer tatsächlichen Aussicht Vorschub leisten. Wie ich höre, hat der Römer nicht nur seine Feste mit Vorliebe bei Lampenbeleuchtung gefeiert, sondern ebenso, wenn möglich, auch seine täglichen Mahlzeiten eingenommen; ein Brauch, der sich noch heute in einigen Gegenden Rußlands erhalten haben soll, das von Byzanz her vieles Römische bewahrt hat. Auch hier also jenes geheimnisvolle Schimmern und Gleißen, aber wärmer, voller, minder gläsern als zwischen den Spiegelfluchten und vor den Glaslüstern des Rokoko. Es war aber beiden Epochen gemeinsam die Herrschaft des Eros, in der Antike freilich noch wurzelhaft und naiv, im Rokoko aber fast gespenstischer Abglanz in einer vom Volke losgelösten Aristokratie.

Und nun zu Rom!* Das heutige ist leer und kalt und feindlich. Was da auf dem Corso Umberto flaniert, die Geschicke des Landes zur Verrottung führend, ist nur ein emsiges Gaunertum voller Eintagsinteressen und Emporkömmlingsdünkel. Nichts mehr wissen diese nach Ihrem schlagenden Ausdruck „dummen und gierigen" Blicke vom ehrfurchtgebietenden Leben des Altertums, nichts selbst von der bescheideneren Blüte des Barock; und wäre nicht der Fremdenverkehr, man hätte die Trümmer der antiken Monumente längst als Schutt beiseite gekehrt... Man muß erst lernen, die Augen gegen das

* F. d. H. — Auf einer grade ein Vierteljahrhundert später unternommenen kurzen Reise hat Verfasser von Rom ganz andre Eindrücke empfangen und sich darüber Urteile gebildet, die von den hier geäußerten erheblich abweichen. Indes, dies Spiegelbild des ersten Eindrucks jener unvergänglichen Stätten scheint dem Herausgeber gewisse Farbtöne zu bieten, die vielleicht der Teilnahme des einen oder andern Lesers wert sind.

meiste gewaltsam zu verschließen, um für das wenige einen Blick zu gewinnen. Aber selbst dann überwiegt der Eindruck unerhörtester Zerstörung. Von mehr als zweitausend Tempeln prangte dieses Rom; und was ist davon geblieben! Die Trümmerwüste des Forums, die noch schrecklichere des Palatin, das kahlgeplünderte Pantheon, die Ruinen des Kolosseums und einiger Riesenthermen. Wer möchte noch zweifeln, daß ein Fluch die Menschheit peitscht, die molochitisch unersättlich ihre eigenen Gebilde, die Geschenke ihrer göttlichsten Stunden, verschlingt!

Indem ich solche Gefühle umsonst zu verwinden suchte, sah ich mit ihrer Hilfe heller den Keim des Unheils in Blut und Ursprung schon der ewigen Stadt: sie war seit je ein unvergleichlich imposantes, aber pathologisches Phänomen. Neben der edlen Vollkommenheit des dorischen wirkt ein römisches Kompositkapitell als falscher Pomp und prunkvolles Spielwerk. Mehr klein als groß in seiner Formensprache drängte der Römer voll krankhafter Machtsucht doch immer zum Massigen, Riesigen, Kolossalen. Nach Umfang und Weite hätten seine Säulen und Gebälke zu widerspruchsloser Vollendung der vorweltlichen Linien des Ägyptischen bedurft und verirren sich doch in menschlich ehrgeizige Überladenheit. Nicht aus Zufall, wie ich glaube, starb grade hier die Renaissance am schöpferischen Haß des Michelangelo, und es war echt-römischer Boden, wenn auch von schlechterer Rasse gepflügt, aus dem eine Peterskirche, aus dem der Gestaltenschwulst eines Bernini und der ganze aufgebauschte Pomp des hierarchischen Barock erwuchs. Was uns dieses in theatralischer Übersteigerung zeigt, das haftete schon dem Wesen des Römischen an: der Widerstreit zwischen Kleinheit der Form und Maßlosigkeit der absoluten Dimension; und es wird offenbar, daß man nicht ungestraft die Grenzen der Menschheit zu verlassen strebt, wenn man aufgehört hat, ein Gott zu sein. — Mein bei weitem stärkster Eindruck war das Kolosseum, mein verhältnismäßig schwächster die Peterskirche, die mit allem Aufwand ihrer Pfeiler und Kuppeln doch nur den — leeren Raum einfing. Nichts aber übertrifft an erschütternder Tiefe des Lebensgefühls die römischen Gräberstraßen, die mich von neuem die Größe des Altertums ahnen ließen.

Meine Fahrt auf der Via Appia bis zum Casale Rotondo wurde von wunderbarem Wetter begünstigt. Über mir tiefblauer Himmel und ein fast kühler Windzug, während fern über den Sabinerbergen sich ein Gewitter entlud. Schnurgerade bis zum Horizont läuft der Weg, gleichsam die Straße des Lebens selber, flankiert von uralt ernsten

Totenmalen, den feierlichen Grüßen derer, welche zurückgeblieben — rechts und links die melancholische Öde der Campagna, mit den zerfallenen Aquädukten, hie und da einer Pinie, einer fernen Schafherde. Groß und streng sind die Linien dieser weiten Ebene, über der nun noch der Schauer untergegangener Völker liegt; klar und bestimmt — der erhabenen Einfachheit antiker Tempelformen vergleichbar — die Konturen der fernen Bergketten; fester geballt als in nördlicheren Breiten und ohne verschwimmende Grenzen selbst die weißen Wolken, die langsam durch den Himmel ziehen. Hier zerbricht jede Halbheit des Gedankens, jeder feige Tauschhandel der Seele, jedes „christliche" Gefühlssurrogat; alles stimmt zu unbestechlicher Wahrhaftigkeit, zur lebenstiefen Gelassenheit des Römertums, die das Leben stark zu lieben und dennoch mit ruhiger Würde es zu opfern wußte. In dieser Landschaft konnte kein Christentum gedeihen; was dort gedieh, war immer nur wieder Rom, wenn auch zuletzt in der entarteten Form des katholischen Papalismus.

Wer vom Geist der Campagna einen Hauch verspürt, der wird Rom besser verstehen, wird richtiger deuten sogar die Köpfe der Cäsaren und Cäsarenmütter in den Museen. Er wird auch eine fast unerträgliche Spannung fühlen, hervorgegangen aus der unablässigen stummen Mahnung einer Welt, die das Leben bezwang, ohne es zu töten. Und solche Spannung erlaubt kein träumerisches Sichgehenlassen, verwandelt das Fließen des Lebensstromes in das klirrende Schreiten gepanzerter Kohorten und läßt den Sang des Dichters auf der Lippe sterben. Gewaltige Baumeister, Staatengründer, Gesetzgeber konnte Rom gebären, aber keinen Dichter! Es ist die immer gewaffnete Kriegserklärung gegen den Geist der Poesie, und darum mußte es fallen, als es von den orgiastischen Zuckungen des sinkenden Altertums ergriffen im Cäsarismus sich vergöttlichen wollte. Das Feuer der Begeisterung wurde zum Brande des Wahnsinns und die Tempelsäulen zerbrachen. —

Von solchem Alpdruck wie erlöst atmete ich auf in Frascati. Tief unten in violetten Dünsten schwimmt diese furchtbare Ebene der Völker und der Geschicke. Wie ein gewaltiger Sumpfherd erscheint sie mir nun, aus dem mit seinen überschweren Kuppeln und Gebälken Rom als eine wahre Roma palustris emporquoll! Hier weht der mildernde Hauch der Berge, der Wein- und Olivengärten, der Pinienwälder, und in der Ferne blitzt — den Ring der ewigen Mächte schließend — das ewige Meer. Und aus den fruchtschweren Gärten ringsum erblühten Zauberpaläste: in strahlender Schönheit die Falconieri,

in phantastischer Romantik die Aldobrandini! Dieser Schlußakkord war der vollste und tiefste meiner ganzen Reise, und ich ergriff schnell die Flucht. —

ÜBER ADALBERT STIFTER

Aus einem Brief an die Schwester Dezember 1918

... Die „Andacht zum Unbedeutenden" führt mich nun passend auf Stifter. — Dies sog. Unbedeutende ist kein Unbedeutendes, und nur die maßlose Überschätzung männlicher Geistigkeit durch den geschichtlichen Menschen konnte die Unterscheidung des „Irdischen" vom „Himmlischen" erfinden; da denn jenes zugleich das Niedrige oder auch das Unwesentliche vorstellte. Stifter hat darüber tief gedacht und eben seinen Begriff von Größe an das angeblich Unbedeutende geknüpft, es vergleichend dem Pflanzenwachstum, das unerachtet seiner Stille und Scheinlosigkeit unermeßliche Wirkungen zeitigt und schließlich das Antlitz dieses Planeten formt. „Das Große", schreibt er an einer Stelle, „geschieht so schlicht wie das Rieseln des Wassers, das Fließen der Luft, das Wachsen des Getreides. Darum ist irgendeine Heldentat unendlich leichter und auch öfter da als ein ganzes Leben voll Selbstbezwingung, unscheinbarem Reichtum und freudigem Sterben." — Das Wort „Größe" erinnert mich daran, daß umgekehrt die sogenannte Größe, auf die hin z. B. die Schreiber der törichten Literaturgeschichten die Dichter miteinander zu vergleichen für ihre vornehmste Aufgabe halten, bloß ein Hirngespinst mittelmäßiger Köpfe ist. Alle Dichter sind gleich vollkommen, soweit sie Dichter sind, und folglich auch alle gleich groß. Wer an ihnen Kritik üben will, kann höchstens zeigen, worin ihr Gesamtwerk des Dichtertums ermangle. Stifter war immer Dichter, immer vollkommen, immer „groß". So komme ich gleich zum Wie und Worin.

Dreierlei unterscheidet ihn: er ist der einzige Dichter des nur erzählenden Prosastils, fast der einzige ganz chthonische Dichter, und er zählt im übrigen zu den Dichtern des Eros, aber eines sehr besondern Eros, über den wohl mehr zu sagen wäre, als ich auf diese Seiten bringe.

Erzähler wie Cervantes, Goethe, Keller sind in erster Linie Prosakünstler; ebenso die hervorragenden Geschichtsschreiber des Altertums wie etwa Thukydides, Livius, Cäsar, Tacitus, Sallust. Ein Petron endlich ist Schilderer; und was die erzählenden Romantiker von dichterischer Bedeutung anlangt wie Kleist, Novalis, Tieck, Eichendorff, so waren sie daneben stets noch vieles andre mehr: Dramatiker, Versdichter, Denker usw. Jean Paul vollends gehört überhaupt nicht hierher. Neben dergleichen Namen aber kommen irgendwelche Romanschriftsteller natürlich nicht in Frage, und vom Märchenschrifttum möchte ich absehen, weil es bereits zur Volksdichtung gehört. So wird Stifter tatsächlich eine Klasse für sich, die Klasse der Dichter nur in Prosa und zwar in erzählender Prosa, deren eigentliches Wesen mir noch am dunkelsten ist. Am ehesten wäre noch zur selben Klasse zu zählen die erstaunliche Russin Kachanowskaja. Mindestens ist sie die einzige, die, soviel ich sehe, mit Stifter die Eigentümlichkeit teilt, eine durch und durch chthonische Dichtung erzeugt zu haben...

In diesem Chthonischen wurzelt alles, was man das Weibliche Stifters nennen könnte, sein spezifisch Seelisches, sein Haften, seine Liebe zum Nahen, Stillen und Pflanzenhaften, sein ganz einzigartiger Zusammenhang mit der Landschaft, auf den ich unten noch zurückkomme, seine unerreichbare Innigkeit, endlich die Kehrseite dessen, die Tatlosigkeit grade seiner wunderbarsten und hingebungsvollsten Menschenbilder, zu der ich aus eigenster Überzeugung noch etwas bemerken möchte.

... Goethe sagt: „Handeln ist leicht, denken schwer." Der beschauliche (kontemplative) Mensch ist stets in Gefahr, die uneingeschränkte Wahrheit dieses Satzes zu verkennen und die andern für seinesgleichen zu halten. Aber alle „handeln" beständig, und unter Tausenden „denkt" je einer! Wer aber „handelt", der weiß nicht, was Liebe ist; wer handelt, der kennt nicht den Rausch; denn im Rausch „stirbt das Ich, der dunkele Despot"; und wer handelt, der ist — blind! Und hier nun kann man grade den Dichtern einen schweren Vorwurf leider nicht ersparen. Auch sie kranken, seit es eine „Weltgeschichte" gibt, an einem Vorurteil, ja einer Selbsttäuschung, indem sie die ihnen natürliche Vergöttlichung des Helden auf den seelenlosen Täter übertrugen. Sie waren es, welche die blutige Wüste der „Weltgeschichte" mit einem lockenden und betörenden Sternenschimmer kränzten. Ja, jene „Weltgeschichte", die noch heute die Schulkinder lernen, ist eine Fälschung der Dichter, in der sich dank der Aura, die ihm ein Dichter gewoben, gar mancher Dreiviertelsverbrecher als Held darstellt. Das Volkslied bezeichnenderweise traf je und

je eine andre Auswahl, läßt allergrößte Täter in der Versenkung verschwinden und knüpft seine schönsten Balladen wieder an heute verschollene Abenteurer. Stifter vollends bleibt kraft seiner chthonischen Tiefe und quellklaren Lauterkeit des Herzens fern allem beifallswütigen Tatenlärm und entfaltet die berauschende Wunderblume der Dichtung in den Hütten der stillsten, verborgensten, unbekanntesten Menschen. —

Sein Eros hat weniges seinesgleichen an Zartheit, Innigkeit und Tiefe. Nachdem ich dieses vorausgeschickt, brauche ich nicht mehr zu fürchten, daß das folgende als Einschränkung oder Minderung könne verstanden werden. — So sonderbar es anfänglich klingen mag, so rechne ich Stifter — nur nicht im medizinischen Sinne — ebenso zu den „pathologischen" Dichtern wie etwa Kleist, Lenau, Hölderlin, Novalis, Droste und überhaupt die allergrößten Romantiker. Es scheint, daß gewisse unterste und zarteste Geheimnisse der Seele nur im Leiden der Seele offenbar werden können. Stifter ist der Dichter eines notwendig leidenden Eros, der gleicherweise dem vorzeitlichen Heidentum wie der heidnischen Antike, eingerechnet Volksdichtung und Germanen, völlig unbekannt war. Ich will nicht versuchen zu zeigen, wo hier die Verstrickung mit dem Christentum liegt, da es zu weit führen würde, und nur die Sache selbst sei mit einigen Worten beleuchtet.

Meine früher gelegentlich geäußerte Ansicht, er verwirkliche wahrer Männer- als Frauengestalten, ist unzutreffend. Ich täuschte mich darin, weil mir die Störung im Eros, die zur Stifterschen Liebe überhaupt gehört, naturgemäß eher auffallen mußte an seinen Frauengestalten. In Wirklichkeit aber tritt sie hier wie dort hervor und verleiht der Liebe seiner Liebenden immer dieselbe Farbe. Seine Frauen wie Männer leben alle und durch und durch, und sie leben der Liebe und nur der Liebe. Allein diese Liebe, ob auch wie von Honigwachs und Fichten duftend, ist dennoch krank, bald heilbar krank, bald unheilbar. Stifters „Problem" ist stets und ohne Ausnahme das folgende: ob und wie die unermeßliche Liebessehnsucht des einen Liebenden zur Verwirklichung erlöst werden könne durch die grenzenlose Hingebung, ja Opferbereitschaft des andern Liebenden. Jener eine ist bald das Weib, bald aber auch der Mann und gleichermaßen bald erlöslich, bald unerlöslich. Man könnte die erlösungsbedürftige Gestörtheit verschiedenerweise beschreiben, am besten vielleicht durch den Wortsinn des Namens „ver-rückt". Es ist durch die Störung irgendetwas an eine falsche Stelle gerückt und findet sich

entweder garnicht oder denn schließlich nach schweren inneren Proben zurück. Einige Beispiele:

Abdias: er, der grenzenlos Hingebende; Deborah, unfähig, ihn zu lieben, wird aber im Sterben erlöst. — Brigitta: ein Mal verstört, findet sie jahrelang nicht das Gleichgewicht wieder, außer im künstlichen Gleichgewicht einer die wunde Seele totschweigenden Geschäftigkeit; abermals auf seiner Seite die fast übermenschliche Hingebung; aber erst eine Katastrophe vollendet ruckweise ihre Erlösung. — Das alte Siegel: hier nun ist er es, der unerlösbar die vom Schicksal verhängte Liebe dem ins Geblüt gedrungenen Wahnwitz der „Ehre" opfert, um schließlich unselig bereuend daran zu sterben; auf Cölestes Seite aber steht die schrankenlose Hingebung. (Diese Cöleste, wie Du Dir denken kannst, ist mir persönlich aus den Studien die liebste, die berückendste Frauengestalt unsres Dichters.) Bis zu dramatischer Höhe erhebt sich der tragische Widerstreit der beiden Prinzipien, der liebenden Macht und der die Liebe verstörenden Macht, in der Stunde des Wiedersehens der beiden, da jene dem Weibe das entscheidende Wort eingibt: „Also könntest du der sogenannten Ehre das warme, ewige, klare Leben opfern?" — Mappe des Urgroßvaters: Margarita die Verstörte, er die grenzenlose Liebe. Sie wird erlöst; aber es braucht drei Jahre, ehe die Verrückung in ihr beseitigt ist, die ein einziges Wort zu bewirken imstande war. — — Nur eben noch erahnbar ist derselbe Sachverhalt in der Gestalt der Chelion, deren Leben aber so ganz einem exotischen Dufte gleicht, daß es solchen Ausmaßen entrückt erscheint. — Eben dieses Problem kehrt ferner im „Hagestolz" wieder, in den „Zwei Schwestern", ja im „Waldsteig", wo es aufs anmutigste humoristisch gewendet ist. Hier ist es das einfache Mädchen des Waldes, deren taufrische Liebe den nun eigentlich „verrückten" Tiburtius heilt. —

Kurz, alle Dichtung Stifters erläutert gleichsam dasselbe Problem der verstörten und erlösungsbedürftigen Liebe an immer neuen, immer gleich wahren Gestalten. Sie zeigen stets denselben Widerstreit einer in namenlosen Stolz und namenlose Demut gespaltenen Seele, und diesen Widerstreit nun kannte der heidnische Eros nicht. Aber nur aus solchen Leiden der Seele blüht eine Schönheit hervor, bestrickender vielleicht als selbst die Schönheit der lesbischen Sappho, und wir ahnen Wahrheiten, die ohne dieses nicht offenbar werden könnten. Es ist wahr, daß ein verletzendes Wort die Liebe zu töten, daß sie an einem Mißverständnis zu sterben vermag; und es ist ferner wahr, daß die Seele des Liebenden schon getötet hat, wer wie

Jodok sie nur einen Augenblick haßte. Aber es bleibt ein unseliges und rätselvolles Verhängnis, welches noch niemand ergründete, daß solcherart Liebende die Welt mit ihren Stürmen und Wäldern, Höhen und Tiefen, Sternen und Abendröten für die Einzigkeit der Person des Geliebten tauschen. Und es bleibt ein schmerzliches Leiden der Seele, Dauer fordern zu müssen, für was nur im Augenblick höchste Vollendung findet. Denn das „Glück" ist seiner Natur nach flüchtig, und nur im Fluge läßt es sich erhaschen.

Allein mit alledem hat man das Wesentlichste Stifters noch nicht gesagt, und es ließe sich auch garnicht sagen, außer man täte es dichtend: ich meine seine Beziehung zur Landschaft. Jener Seelenseros wäre nicht, was er ist, wenn der Dichter seine Menschenbilder nicht so tief in die Wiege der Landschaft gebettet hätte, daß selbst ihr Leiden und Vergehen zuletzt doch wieder dem Entblättertwerden der Rosen im Herbste gleicht und dem wehmütig-süßen Zurücksinken ins „nachtende Ganze". Und weil es lauter sinnende Seelen sind und spiegelnde Augen, so liegt noch über ihrem Ringen und Enden ein enthärtender Schleier, ähnlich dem durchsichtigen Flimmern warmer Mittagsluft. — Diese weiche Klarheit gehört zum unnachahmlichen Geheimnis der Donauländer. —

SCHRIFTEN VON LUDWIG KLAGES

Philosophie

Der Geist als Widersacher der Seele.
I. Band: Leben und Denkvermögen. 1929; 2. Aufl. 1937, Leipzig, Johann Ambrosius Barth.
II. Band: Die Lehre vom Willen. 1929; 2. Aufl. 1939, Leipzig, Johann Ambrosius Barth.
III. Band: 1. Teil: Die Lehre von der Wirklichkeit der Bilder. 2. Teil: Das Weltbild des Pelasgertums. 1932; Leipzig, Johann Ambrosius Barth.

Vom Wesen des Bewußtseins. 1921; 3. Aufl. 1933, Leipzig, Johann Ambrosius Barth.

Geist und Leben. 1935, Berlin, Junker & Dünnhaupt Verlag.

Mensch und Erde. 1920; 5. Aufl. 1937, Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Vom kosmogonischen Eros. 1922; 4. Aufl. 1941, Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Der Mensch und das Leben. 1937; 11.—20. Tausend 1940, Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Vom Sinn des Lebens. Aus dem Gesamtwerk von Ludwig Klages ausgewählt von Hans Kern. Einmalige Vorzugsausgabe. 1940, Hamburg, Kurt Saucke & Co.; 2. Aufl. 1943, Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Vom Wesen des Rhythmus. 1933, Kampen, Niels Kampmann Verlag.

Charakterkunde

Prinzipien der Charakterologie. 1910; 3. Aufl. 1921, Leipzig, Johann Ambrosius Barth.

Die Grundlagen der Charakterkunde. 4. umgearbeitete Aufl. d. Prinzipien 1926; 7. u. 8. Aufl. 1936, Leipzig, Johann Ambrosius Barth.

Die psychologischen Errungenschaften Nietzsches. 1926; 2. Aufl 1930, Leipzig, Johann Ambrosius Barth.

Vorschule der Charakterkunde. 1927; 3. Aufl. 1942; Leipzig, Johann Ambrosius Barth.

Goethe als Seelenforscher. 1932; 2. Aufl. 1940, Leipzig, Johann Ambrosius Barth.

Ursprünge der Seelenforschung. 1942, Leipzig, Philipp Reclam jun.

Ausdruckslehre

Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft. 1913; 4. Aufl. 1923, Leipzig, Johann Ambrosius Barth.

Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck. 6. völlig umgestaltete Auflage von „Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft", 1942, Leipzig, Johann Ambrosius Barth.

Die Probleme der Graphologie. 1910; Nicht wieder aufgelegt, Leipzig, Johann Ambrosius Barth.

Handschrift und Charakter. 1917; 21.—22. Aufl. 1943, Leipzig, Johann Ambrosius Barth.

Graphologisches Lesebuch. 1930; 3. Aufl. 1941, Leipzig, Johann Ambrosius Barth.

Einführung in die Psychologie der Handschrift. 1924; 2. Aufl. 1928, Kampen, Niels Kampmann Verlag.

Zur Ausdruckslehre und Charakterkunde. Gesammelte Abhandlungen. 1927. Bisher nicht wieder aufgelegt. Kampen, Niels Kampmann Verlag.

Graphologie. 1932; 11.—15. Tausend, 1941, Leipzig, Quelle & Meyer.

Übertragungen

The science of character. Englische Übertragung von „Die Grundlagen der Charakterkunde" durch W. H. Johnston, 1929, London, Allan and Unwin.

Les principes de la caractérologie. Französische Übertragung desselben Werkes durch W. Réal, 1930, Paris, Alcan.

De zielkundige Beteekenis van het Handschrift. Holländische Übertragung von „Einführung in die Psychologie der Handschrift" durch Dr. H. Dulfer, 1930, Den Haag, V, N. V. Service.

De Waarneming. Holländische Wiedergabe der Hauptzüge von „Vom Wesen des Bewußtseins" durch Dr. J. P. Petersma, 1940, Vlissingen, van de Velde.

L'anima e lo spirito. Enthaltend: L'essenza del ritmo. — Preludio alla caratterologia. — La natura della coscienza. Italienische Übertragung von „Vom Wesen des Rhythmus"; „Vorschule der Charakterkunde" und „Vom Wesen des Bewußtseins" durch Dr. Remo Cantoni, 1940, Milano, Valentino Bompiani.

Graphologie. Französische Übertragung von „Graphologie" durch E. Reymond, 1943, Paris, Ed. Stock.

Herausgeberarbeiten

C. G. Carus: Psyche. Ausgewählt und eingeleitet von Ludwig Klages, 1926, Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Prof. Dr. Melchior Palágyi: Wahrnehmungslehre. Aus dem Nachlaß ausgewählt und mit einer Einführung von Ludwig Klages, 1925, Leipzig, Johann Ambrosius Barth.

J. J. Bachofen: Versuch über die Gräbersymbolik der Alten. Mit einem Vorwort von C. A. Bernoulli und einer Würdigung von Ludwig Klages, 1925, Basel, Helbing & Lichtenhahn.

Alfred Schuler: Fragmente und Vorträge. Aus dem Nachlaß. Mit Einführung von Ludwig Klages, 1940, Leipzig, Johann Ambrosius Barth.